Moltke in seinen briefen

Helmuth Moltke (Graf von)

Digitized by Google

580
179
648
.03

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

LOLA MAYER
Bookseller
4, Lanhill Rd., LONDON, W. 9
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberst-Lieutenant von Moltke
im Jahre 1851
nach einem Gemälde des Prof. Lauchert.

Digitized by Google

Moltke, Helmuth Karl Bernard

Moltke in seinen Briefen.

Mit einem Lebens- und Charakterbilde des Verewigten.

Zwei Theile in einem Bande.

Mit Bildnissen, Abbildungen, Kartenskizze und Stammbaum.

Berlin 1902.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Die in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten“ veröffentlichten Briefe des Feldmarschalls Grafen v. Moltke geben in ihrer Gesammtheit ein so treffendes und ansprechendes Bild von der Persönlichkeit und von der Eigenart des Verewigten, daß es geboten erschien, diese Briefe in einer billigeren Volksausgabe weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Bei der Auswahl der für diesen Zweck geeigneten Briefe wurden in erster Linie diejenigen berücksichtigt, die von den Anschauungen, von dem Gemüthsleben, von den Charaktereigenschaften des Feldmarschalls Zeugniß ablegen, während andererseits auch solche nicht übergangen werden durften, die für die mannigfachen, anmuthenden Beziehungen Moltkes zu den Seinen und für seine Auffassung der Zeitereignisse von Bedeutung sind.

Durch die streng chronologische Anordnung der Briefe ließen sich Wiederholungen vermeiden, die bei gleichzeitigen, an verschiedene Empfänger gerichteten Mittheilungen vielfach vorkommen und das Interesse des Lesers hätten mindern können.

Vorausgeschickt ist ein vom Generalmajor z. D. v. Schmidt verfaßtes Charakterbild des Feldmarschalls.

1580
.179
648
03

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil:

General-Feldmarschall Graf v. Moltke (Lebens- und Charakterbild).

Seite

Einleitung . . . 1
Harte Jugend . . . 3
Preußische Lehrjahre . . . 8
Wanderjahre . . . 16
Moltke und seine Gattin . . . 21
Der Wanderjahre zweiter Theil . . . 26
1857 — 1864 — 1866 . . . 33
Bis zum Tode der Gattin . . . 41
Während des französischen Krieges . . . 49
Bis zum 60jährigen Dienstjubiläum . . . 57
Bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. — Trostgedanken . . . 64
Abendsonnenschein . . . 73
Der Heimgang . . . 80
Moltke als Vorbild und Erzieher . . . 86

Moltke in seinen Briefen: 1800 bis 1855.

Seite 94 bis 293.

An den Vater: Nr. 42, 43.
An die Mutter: Nr. 1—6, 9—10, 12—18, 20, 21, 23—41.
An die Braut: Nr. 44*—73*, 75*.
An die Gattin: Nr. 77*—79*, 81*, 82*, 89*—95*, 97*—100*, 107*, 108*, 122*—126*, 128*, 131*—134*, 138*, 139*, 141*, 142*, 144*, 145*.
An die Schwester Auguste: Nr. 120.
An den Bruder Fritz: Nr. 96.
An den Bruder Adolf: Nr. 87, 102, 104, 109—114, 117—119, 121, 129, 135, 136, 140, 143.
An den Bruder Ludwig: Nr. 7, 8, 11, 19, 22, 74, 76, 80, 83—86, 88, 101, 103, 115, 116, 130, 137.
An die Schwägerin Jeannette v. Brockdorff: Nr. 105*, 106*.
An den Chef des Generalstabes des Gardekorps v. Gliscziński: Nr. 127.

Digitized by Google

Zweiter Theil:

Moltke in seinen Briefen: 1855 bis 1891.

Seite 1 bis 275.

An die Gattin: Nr. 1*–6*, 8*–15*, 26, 27, 52*–65*, 67*, 68*, 71*, 74*, 79*, 84*–86*, 88*–92*, 94*, 95*, 98*–102*, 112*, 118*.
An die Schwester Lene: Nr. 120, 160, 164, 165, 171, 177, 178, 187, 192.
An die Schwester Auguste: Nr. 119, 121, 127, 137, 140, 153, 155, 157, 159, 166.
An den Bruder Fritz: Nr. 106, 113, 114, 116, 117, 122*, 133, 134, 139, 142, 148, 149, 152.
An den Bruder Adolf: Nr. 66, 69, 72, 73, 75, 77, 78, 87, 96, 97, 109, 110, 115, 123, 129, 130, 132, 135, 136, 138, 141, 143–146.
An den Bruder Ludwig: Nr. 70, 82, 105, 111, 124, 125, 151, 158, 161, 174, 176, 180.
An die Schwägerin Auguste: Nr. 126, 154, 156, 199.
An die Schwägerin Jeannette v. Brockdorff: Nr. 128*, 131*.
An den Neffen Wilhelm: Nr. 76, 93, 107, 108, 179, 189–191, 201.
An den Neffen Henry (v. Burt): Nr. 80*, 81*, 83*, 170*, 198*.
An die Großnichte Leonore: Nr. 162, 185.
An den Großneffen Helmuth: Nr. 172, 188, 194.

An Se. Majestät Kaiser Wilhelm II.: Nr. 181, 182, 183.
An den Generalstab: Nr. 184.
An den dänischen Generallieutenant v. Hegermann-Lindencrone: Nr. 195.
An den General v. Manteuffel: Nr. 150.
An den General Fischer: Nr. 7.
An den Major a. D. v. Kameke: Nr. 196.
An den Gesandten der Vereinigten Staaten Georg Bancroft: Nr. 175.
An den Grafen Eduard Bethusy-Huc: Nr. 103.
An den Grafen von Egloffstein (auf Arklitten in Ostpreußen): Nr. 104.
An den Freiherrn v. Magnus: Nr. 202.
An den Oberhofprediger Schaubach (in Meiningen): Nr. 167.
An den Geheimrath Professor Dr. Bluntschli: Nr. 168.
An den Geheimrath Dr. Ludwig Hahn: Nr. 173.
An Dr. Sillem (in Hamburg): Nr. 147.
An Dr. D. in London: Nr. 200.
An den Oberlehrer Naydt (in Ratzeburg): Nr. 193.
An Goubareff (in Beaulieu, Süd-Frankreich): Nr. 169.
An Sidney Whitman: Nr. 186.
An Ernest Smith, Redakteur der „Revue des Revues“: Nr. 197.

Digitized by Google

An eine Verlagshandlung: Nr. 163.
Briefe aus Rußland: Nr. 16—42.
Briefe aus Paris: Nr. 43—50.
Briefe aus Karlsruhe: Nr. 51.

Anlage:

Stammbaum zur Uebersicht der nächsten Verwandtschaft des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke S. 276—277.

Die durch einen * bezeichneten Briefe sind der im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Sammlung von „Helmuth von Moltke's Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte" mit Genehmigung dieser Verlagsbuchhandlung entnommen.

Erster Theil
1800 bis 1855.

General-Feldmarschall Graf v. Moltke.

Charakterbild

auf Grund der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" bearbeitet

von

Paul v. Schmidt,

Generalmajor z. D.

Moltkes Geburtstag fiel in die Grenzscheide zweier Jahrhunderte. Das achtzehnte Jahrhundert ging zur Neige, das neunzehnte dämmerte herauf, als der Stern aufging, dessen Licht dem Heere die Pfade zeigen sollte, die hinaufführten zur Siegeshöhe von 1870.

Als nach den schweren, zerschmetternden Schlägen von 1806 und 1807 der alte Preußengeist wieder erwachte und die Schwingen regte, da erstand, wunderbar erstarkt und reckenhaft gewachsen, das neue Preußenheer, nunmehr das Volk in Waffen, das den Erbfeind zum Lande hinauswarf und seine siegreichen Banner in Paris aufpflanzte.

Diese große Zeit hat in seinen Knabenjahren unser Feldmarschall Moltke erlebt. Der junge Helmuth ahnte damals nicht, wie es ihm sechs Jahrzehnte später beschieden sein sollte, gegen denselben Erbfeind den fest und treu vereinten Streitern Deutschlands den Weg zum Siege zu zeigen.

Wer kennt ihn nicht, den großen, schlichten, schweigsamen Schlachtendenker; vom nordischen Seegestade bis zu den Alpen beugt sich jeder deutsche Mann in Ehrfurcht und Bewunderung, wenn der Name Moltke genannt wird.

Schon in Friedenszeiten hatte er an der Spitze des Generalstabes der Armee in stiller, unermüdlicher Arbeit den Grund gelegt zu den späteren, weltgeschichtlichen Erfolgen. Der preußische Generalstab, dessen Offiziere er ausgewählt, gebildet und geschult hatte, war durch ihn ein Kriegsinstrument von höchster Vollendung geworden, nacheifernd dem verehrten und geliebten Führer in unermüdlichem Eifer, in eisernem Fleiß und in treuer Pflichterfüllung.

Als nach der Durchführung der Heeresorganisation die preußischen Streiter 1864 ihre erste Kraftprobe ablegten, da verharrte Moltke

zunächst in bescheidener Zurückhaltung, bis er während der Waffenruhe, die dem Düppelsturm folgte, als Chef des Stabes dem neuernannten Oberfeldherrn, dem Prinzen Friedrich Karl, zur Seite trat und nun klar und zielbewußt den Weg nach Alsen zeigte.

Von den geflügelten Worten, die wir Moltke so gern nachsprechen, ist in aller Leute Mund das „Getrennt marschiren und vereint schlagen". Das klingt so einfach und selbstverständlich. Freilich, im Kriege ist Alles einfach. Aber dies Einfache recht zu erkennen und durchzuführen ist schwer, so schwer, daß nur der mit hellem, militärischem Blick und kühler Entschlossenheit Begabte es vermag. Wahrlich, ein kühnes Wagniß war es, als bei der Eröffnung des Feldzuges von 1866 Moltke seinem König rieth, die drei Heere getrennt marschiren zu lassen, um sie endlich in der Entscheidungsschlacht von Königgrätz mit zermalmender Wucht gegen das feindliche Heer zu vereinigen.

Dann der meisterhaft geplante und durchgeführte Aufmarsch der deutschen Heere in den ersten Augusttagen 1870. Drüben beim Feinde plan- und zielloses Umhertasten, ungestümes und unklares Drängen nach vorwärts, dem zum Wollen das Vollbringen fehlte. Geräuschlos und sicher arbeitete unter Moltkes Leitung die deutsche Kriegsmaschine. Am rechten Ort, zur rechten Stunde versammelten sich die deutschen Heere, scheinbar unbekümmert um des Feindes hastiges Treiben. Dann erst, als die Heerestheile vollzählig bereit standen, ging es vorwärts. Bei Weißenburg, Wörth und Spicheren wurden die vorgeschobenen Korps der Franzosen angegriffen und geschlagen, bei Metz das Kaiserliche Hauptheer in heißen Kämpfen festgebannt und umschlossen, dann in kühnem Zuge die letzte Kaiserliche Feldarmee verfolgt, bis sie an der Grenzfeste Sedan sich stellen mußte zum verzweifelten Ringen, das mit der Gefangennahme Napoleons und seines Heeres endete. Ein Erfolg, wie die Kriegsgeschichte keinen ähnlichen kennt. Endlich das großartige Schauspiel der Einschließung der Riesenfestung Paris. Rings die neugebildeten, von dem unermüdlichen Gambetta aufgebotenen Volksheere zurückgeworfen, geschlagen und vernichtet, bis Paris sich ergeben und das letzte französische Heer sich den Schweizern in die Arme werfen mußte. Alle die vielverschlungenen Fäden, die dies Riesenwerk in Bewegung setzten und leiteten, liefen zusammen im großen Hauptquartier des Königs, wo Moltke, der Schlachtendenker, die Seele dieses wunderbaren Getriebes, Alles erwog, ordnete und zum klar erkannten Ziele führte.

Nach dem glorreichen Friedensschluß arbeitete der 71jährige Feldmarschall rastlos und unermüdlich weiter an der Kriegsbereitschaft des deutschen Heeres, und dem Ansehen seiner Lehren und Erfahrungen beugte sich Alles. Wenn er bei wichtigen militärischen und militärpolitischen Fragen im Reichstage das Wort ergriff, dann lauschten gespannt alle Abgeordneten seinen Worten; denn jedes Wort war ein Gedanke, einleuchtend, klar und unwiderleglich. Auch nachdem er aus seiner hohen Stellung geschieden war, blieb er der treue Rathgeber seines ihn hochehrenden Kaisers, blieb er der gute Genius des deutschen Volkes in Waffen.

Was der einzige Mann Unsterbliches geleistet hat, davon berichtet die vaterländische Kriegsgeschichte, das sind welthistorische Thatsachen, die durch die Forschung noch fortwährend in helleres Licht gerückt werden, Thatsachen, an denen die Kritteleien Unberufener kein Jota zu ändern vermögen.

Aber das deutsche Volk, das seinen Moltke preist und verehrt, das seine großen Thaten geschaut oder erfahren hat, es hat ein heiliges Recht, dem großen, schweigsamen Manne näher zu treten, ihn sprechen zu hören, damit es ihn wahrhaft kennen und lieben lerne, damit es in ihm ein Vorbild erkenne, werth der Bewunderung und Nacheiferung, wie Wenige. In solchem Sinne sind Moltkes Briefe das kostbarste Vermächtniß. Kein Denkmal, kein Bildniß, kein Werk des Geschichtschreibers oder des Dichters spricht eine so verständliche und anmuthende Sprache, wie diese zu Herzen gehenden Zeugnisse seiner Denkart, Empfindung und Gesinnung. Ja, ob auch seine Thaten mit goldenen Lettern in den Tafeln der Geschichte verzeichnet bleiben, sie gehören der Vergangenheit an — in diesen Briefen aber redet der große, edle Mann fort und fort zu seinem Volke, wirkt er tief und eindringlich auf jedes Gemüth, das noch Sinn und Empfänglichkeit besitzt für reine und ideale Anschauung, wird und bleibt er Vorbild und Erzieher für Mit- und Nachwelt. Der große Stratege gehört der Geschichte, der große Lehrer der Kriegskunst, der Bildner des Generalstabes dem militärischen Schriftthum — hier soll, in der Vorhalle zu dem Tempel, der das Heiligthum seines Innern erschließt, ein schlichtes Bild des reinen, edlen Menschen seine Stelle finden, wie es sich dem aufmerksamen Beobachter seines Lebens- und Werdeganges enthüllt.

Harte Jugend.

Viele unserer großen Männer verdanken ihrer Eigenart besten Theil, zumal die edlen Eigenschaften des Herzens, ihren Müttern. So Goethe, so unser großer Kaiser Wilhelm I. Auch im Wesen unseres Helden finden wir manchen Zug der Mutter wieder, den tiefen, religiösen Sinn, die vornehme Ruhe, das opferbereite Pflichtgefühl. Es war keine friedsame, harmonische Häuslichkeit, in der Helmuth v. Moltke seine Kinderjahre verlebte. Unruhige Kriegszeiten, wechselvolle Schicksale, auch wohl tiefgehende Verschiedenheiten in Anschauung und Lebensführung legten sich oft trennend zwischen die Eltern. Ihr in rascher, glühender Neigung geschlossener Herzensbund hatte nicht jene innere Uebereinstimmung begründet, die allen Wechselfällen des Lebens trotzt. Bei aller Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters fehlte Viktor v. Moltke, dem Vater unseres Helmuth, die Stetigkeit und opferwillige Selbstlosigkeit, die der Mutter eigen war und die sie in rührender Weise einst in einem Briefe an ihren Sohn Adolf bezeugte: „Möchtest Du Gott immer mehr erkennen, wenn er auch prüfend Dir naht. Ein reiner Glaube und festes Vertrauen giebt Muth und Kraft in jeder Lage des Lebens. Was

entbehrt man auch an Ehre und zeitlichen Gütern! Sind sie doch alle vergänglich, und nur das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht ist ein bleibendes Gut; dies möge Gott auch Dir bewahren!" Wohl hatte Frau v. Moltke Lust an heiterer Lebensfreude, Sinn und Verständniß für Musik und Dichtkunst. Aber nach wenigen sonnigen Jahren waren ihr Sorgen und Enttäuschungen von mancherlei Art beschieden, so daß ihres Wesens Ernst und herbe Zurückhaltung nur übertroffen wurde von ihrer Pflichttreue und ihrer innigen Liebe zu den Kindern.

Nachdem Viktor v. Moltke sein Gut Liebenthal verkauft hatte, zog er nach Parchim. Dort wurde am 26. Oktober 1800 Helmuth geboren. Ein neuer Gutskauf führte das Moltkesche Paar nach Gniewitz, das nur zwei Jahre lang ihm eigen blieb. Einer Uebersiedelung nach Lübeck folgte der Ankauf von Augustenhof in Holstein; Viktor v. Moltke wurde dadurch dänischer Unterthan; Frau v. Moltke blieb mit den Kindern noch in Lübeck. Dort plünderten im Unglücksjahr 1806 die Franzosen ihr Haus; in Augustenhof zerstörte bald danach ein Brand fast alle Gebäude des Gutshofes. Während Frau v. Moltke treulich und tapfer in Augustenhof aushielt, nahm ihr Gatte dänische Kriegsdienste und zeichnete sich durch Muth und Kaltblütigkeit aus. Frau v. Moltke widmete sich, aller Lebensfreude entsagend, ganz ihren Kindern, die sich prächtig entwickelten und mit unendlicher Liebe und Verehrung an der Mutter hingen. Das verklärte Bild der edlen Frau lebte fort im Herzen der Kinder, zumal unseres Helmuth, lange nachdem das Grab sich über sie geschlossen hatte.

Schon in seinem neunten Jahre verließ Helmuth mit seinen beiden älteren Brüdern das Elternhaus; die Knaben kamen zum Pastor Knickebein in Hohenfelde in Pension, wo zwar Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung nicht wesentlich gefördert, wo aber dem frohen Jugendmuth keine beengenden Schranken gesetzt wurden. Schon dort traten Helmuths militärische Neigungen hervor: es wurden Festungen gebaut und mit kleinen, vom Vater geschenkten Kanonen armirt; auch fehlte es nicht an allerlei übermüthigen Knabenstreichen. Doch in aller Bitterkeit trat des Lebens Ernst an die Brüder heran, als Helmuth und Fritz 1811 ins Land-Kadettenhaus zu Kopenhagen kamen. Die Brüder wohnten nicht im Kadettenhause, sondern waren in Pension bei einem alten General, wo sie in einem kaum heizbaren Gelaß über dem Thorwege abwechselnd froren und hungerten. Der General kümmerte sich nicht im geringsten um seine Pflegebefohlenen, sondern überließ sie der Obhut einer alten, zanksüchtigen Haushälterin, die weder für Wärme, noch für ausreichende Nahrung sorgte. Häufige Erkältungsfieber blieben nicht aus, auch die Masern mußten überstanden werden, bei mangelhaftester Krankenpflege. War das häusliche Leben voller Entbehrungen, so war die Behandlung der Kadetten in der Anstalt überaus hart und lieblos. Geringe Versehen hatten rohe Scheltworte, Stöße und Schläge zur Folge. Als Helmuth ernstlich am Typhus erkrankte, kam er ins Lazareth, und dieser gewiß recht fragwürdige Aufenthalt erschien ihm wie ein Paradies im Vergleich zu seiner gewohnten Unterkunft. Doch nie

wurde den Eltern geklagt; denn „die Post ging nur selten und dann dachten wir, es müßte so sein“. Moltke hat sich später über seine Kadettenzeit also ausgesprochen: „Es war eine wahrhaft spartanische Erziehung, die den Kadetten durch strenge, ja ich glaube, viel zu strenge Behandlung zu Theil wurde, der Ton war sehr hart, von Liebe und Theilnahme merkte man keine Spur, eine sorgsame Erziehung in moralischer Richtung gewährte diese Institution nicht; ein oft zu Tage tretendes Mißtrauen wirkte außerordentlich schädlich, wenn auch die Absichten, die es hervorriefen, vielleicht gut sein mochten, die Wirkungen waren schädlich. Die Zöglinge, die ohne Schaden zu nehmen diese Schule durchmachten, sind in einer harten, aber auch abhärtenden Schule gewesen; eines aber muß betont werden, daß tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgingen. Das Ansprechendste für uns war das Kameradschaftsgefühl und die unverbrüchliche, tief innere Treue, die sich vom ersten bis zum letzten die Kadetten bewahrten. Keine Härte konnte irgend einen dazu bringen, diese Treue zu brechen.“

Was bei manchem Knaben Trotz, Verbitterung und, mit Bismarck zu sprechen, gänzliche „Wurschtigkeit“ hervorgebracht haben würde, das stählte bei Moltke Pflichtgefühl und Selbstverleugnung, wenn es auch die schon vorhandene Neigung bestärkt haben mag, das Beste gern in sich zu verschließen.

Der einzige Lichtblick in der bösen Kopenhagener Zeit war der Verkehr auf dem nahegelegenen Landsitze des Generals Hegermann-Lindencrone. In dieser vornehmen, hochgebildeten Familie verlebten die Brüder glückliche Stunden; der Einfluß so edler Menschen konnte nur segensreich auf Helmuths Entwickelung wirken. Mit den drei Hegermannschen Söhnen tummelten sich die Brüder Moltke in fröhlichem Spiel. „Helmuth“, so schildert ihn einer seiner damaligen Genossen, „war groß und blond, von schlanker, elastischer Figur, feinen Zügen und vornehmer Haltung. Seine ansprechenden, Zutrauen erweckenden, schönen blauen Augen waren der Ausdruck seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit; ein ritterliches Wesen war ihm eigen.“

Eine besondere Art Kriegsspiel wurde von den Spielgenossen erfunden: „der Weg zum Tempel der Ehre“. Auf felsiger Erhöhung befand sich ein mauerumgebener Tempelbau, zu dem nur ein schmaler Pfad hinaufführte. Diesen Weg mußte der Angreifer einschlagen, der sich der von der Gegenpartei vertheidigten Festung bemächtigen wollte. Die Entscheidung, ob der Angreifer vorwärts kam oder zurück mußte, wurde durch Würfel getroffen. Ein merkwürdiger Anklang an die früher oft gemißbrauchten Würfelentscheidungen unseres militärischen Kriegsspiels.

Schon in seiner Kadettenzeit verrieth Helmuth Neigung und Anlage zum Zeichnen. Von Gegenständen, die ihn anzogen, entwarf er mit wenigen Strichen charakteristische Bilder. Ungemein lebhaft war sein Drang nach Erweiterung seiner Kenntnisse. Im Hegermannschen Hause verkehrten viele bedeutende Männer, wie der Bischof Münster, der Philosoph

Oersted, Bruder des bekannten Naturforschers, Professor Oehlenschläger und der spätere Justizminister Scheele. Den Gesprächen dieser Herren folgte der junge Moltke mit gespannter Aufmerksamkeit. In seiner Bescheidenheit hörte er meist stillschweigend zu. Wenn er aber veranlaßt wurde, seine Meinung zu sagen, so erregten seine Aeußerungen stets das lebhafte Interesse seiner Zuhörer. Den mannigfachen Anregungen jener Zeit verdankt Moltke die Vorliebe für die Oehlenschlägerschen Dichtungen, wie „Ewald“, „Rolf Krake“ und andere.

1817 wurde Helmuth v. Moltke Königlich dänischer Page, eine Auszeichnung, die er nicht minder seinem Wohlverhalten und seiner Tüchtigkeit zu danken hatte, wie seiner vornehmen und ansprechenden Erscheinung. In der „Pagenklasse“ zeichnete er sich wiederum aus und bestand im Examen als Erster. Ebenso glänzend war sein Zeugniß beim Entlassungs- (Offizier-) Examen, er erhielt den besten „Charakter“ für die Offizierlaufbahn und wurde mit einem ein Jahr vordatirten Patent dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment in Rendsburg als Offizier überwiesen. 1821 wurde ihm eine abermalige Auszeichnung zu Theil, indem er zur Jägerkompagnie des Regiments versetzt wurde.

Aber die engen dänischen Verhältnisse boten einem Moltke kein Arbeitsfeld, wie er es brauchte. Die Anregung zum Uebertritt in preußische Dienste blieb nicht aus. Auf einer Urlaubsreise, die er 1821 mit seinem Vater nach Berlin machte, sah er zum ersten Male preußische Soldaten. Von diesem Eindruck war er so erfüllt, daß es bald sein sehnlichster Wunsch wurde, diesem Heere anzugehören.

Als nun ein hochgestellter Verwandter in Preußen in gleichem Sinne an den jungen Moltke schrieb, zeigte er seinem Gönner, dem General Hegermann, diesen Brief. Durch die Vermittelung des einsichtsvollen Mannes und mit Unterstützung des Regimentschefs, des Herzogs von Holstein-Beck, erhielt Moltke mit ehrenvollster Entlassung die Erlaubniß, in preußische Dienste überzutreten. Das Zeugniß war von einem Schreiben des Herzogs begleitet, in dem es hieß: „Ich bedauere, in Ihnen einen jungen Offizier zu verlieren, von dem ich mir viel versprach. An Ihrem ferneren Schicksal werde ich stets warmen Antheil nehmen, und herzlich wird es mich freuen, wenn die soeben geschehene Veränderung von den glücklichsten Folgen für Ihre ganze Laufbahn sein sollte. Mit diesem aufrichtigen Wunsche vereinige ich zugleich die Versicherung meiner herzlichen und freundschaftlichen Ergebenheit.“

Mit der Entlassung aus dem dänischen Dienst schließt die erste Periode der Lehrjahre unseres Helden ab. Freilich sind für ihn, den unermüdlich Strebenden, auch die folgenden Wanderjahre, sogar die Meisterjahre immer noch Lehrjahre geblieben; denn nur die Thoren wollen weise sein, die Klugen wollen es werden.

Wenn wir uns noch einmal das Bild des Knaben, des Jünglings zurückrufen, so spricht aus den blauen Augen des sinnigen Knaben zunächst ein tiefes Gemüth, das in echt deutschem Heimathsgefühl und in

inniger Liebe zu Mutter und Geschwistern zum Ausdruck kommt. Die Ferienbesuche daheim, die unter den damaligen Verhältnissen nur sehr selten zu ermöglichen waren, wurden zu wahren Oasen in der herzlosen Wüstenei des Anstaltslebens.

Der Abschied vom Heim wurde dem Knaben nicht nur aus materiellen Gründen schwer, wie sie wohl bei jedem in die Pension Zurückkehrenden mitsprechen, sondern vor Allem durch das Losreißen vom Herzen der Lieben. Aber sofort siegte wieder die Pflichttreue, eine für Helmuth ganz selbstverständliche Sache, von der er gar kein Wesens machte, weil sie in seiner innersten Natur lag. Eiserner Fleiß und rühriges Streben ergaben sich hieraus von selbst. Daneben bescheidene Zurückhaltung, reges Ehrgefühl, unbestechliche Treue und Wahrheitsliebe.

Bei der Innigkeit der Beziehungen, die Moltke fort und fort mit seinen Brüdern und Schwestern unterhielt, gedenken wir dieser Gefährten auf seiner Lebensreise, bevor wir zur folgenden Periode übergehen.

An den ältesten Bruder Wilhelm, der schon 1834 als dänischer Offizier starb, finden sich keine Briefe. In regem Verkehr stand Helmuth mit dem zweiten Bruder Fritz (Friedrich Joachim), der die Kopenhagener Kadettenzeit mit durchlebte, dänischer Offizier wurde und später als Postmeister in Flensburg lebte. Obgleich Fritz treu zu seinem dänischen Landesherrn hielt, blieb das Verhältniß der Brüder doch ungetrübt.

Innige Zuneigung verband Helmuth mit seinem nächstjüngeren Bruder Adolf, der, körperlich zart, aber geistig reich begabt, als dänischer Verwaltungsbeamter, dann als preußischer Landrath thätig war. Adolf erlebte noch des Bruders glänzendste Ruhmeszeit, bevor er in Lugano einem längeren Leiden erlag.

Auf Adolf folgte Ludwig, der ebenfalls als Verwaltungsbeamter in den preußischen Dienst überging, aber schon 1868 in den Ruhestand trat, um sich ganz seiner geliebten Musik zu widmen. Ludwigs Tüchtigkeit war mit echt Moltkescher Bescheidenheit gepaart.

Schwester Magdalene, meist Lene genannt, stand der Mutter besonders nahe und war bis zu deren Tode bei ihr. Dann pflegte sie den Vater und vermählte sich 1838 mit dem Prediger Bröker. Sie überlebte ihren Bruder Helmuth, der ihr Stolz und ihre Freude war.

Von besonderer Bedeutung für Moltkes Lebensglück war die Schwester Auguste, die herzensgute, stets hülfsbereite „Guste". Sie vermählte sich mit dem Plantagenbesitzer John Heyliger Burt, dessen jüngste Tochter erster Ehe (mit Ernestine v. Staffeldt) unseres Moltke geliebte Gattin werden sollte. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet" war Frau Augustens Losung.

Mit dem jüngsten Bruder Viktor, der 1853 starb, hatte Helmuth keine näheren Beziehungen.

Nur in Adolfs Familie blüht das Geschlecht der Moltkes fort, insoweit sie unserem Feldmarschall nahe verwandt sind.

Preußische Lehrjahre.

Um in die Reihen der preußischen Armee aufgenommen zu werden, mußte sich Moltke, wie ihm der Generaladjutant v. Witzleben auf sein Immediatgesuch mittheilte, zunächst der vorgeschriebenen Offizierprüfung unterziehen. Dies Examen bestand er schon im Februar 1822 mit so glänzendem Erfolge, daß ihm wegen seiner „recht guten" Kenntnisse das völlig unbedingte Zeugniß der Reife zum Offizier ertheilt wurde. Demnächst wurde er als jüngster Sekondlieutenant im 8. (Leib-) Infanterie-Regiment angestellt. Regimentsstab und Füsilier-Bataillon standen in Frankfurt a. O. Dort begann für Moltke der stramme preußische Dienst, der an sich allerdings nicht so hohe und vielseitige Anforderungen stellte, wie heutzutage. In der Periode vor 1848 stand bei der Infanterie das Exerziren im Vordergrunde; Schießübungen gab es wenig, Marsch- und Felddienstübungen nur zu bestimmten Zeiten des Jahres.

So ließ der Dienst Zeit nicht nur für Baden und Schwimmen, für Spaziergänge und weitere Ausflüge in die anmuthige Umgebung von Frankfurt, sondern auch für die Vorbereitung zur allgemeinen Kriegsschule, die der strebsame Offizier sofort mit Eifer ins Auge faßte. Auch die geselligen Beziehungen wurden nicht vernachlässigt; besonders anregend und bildend erwies sich der Verkehr im Hause des Generals v. d. Marwitz, Kommandeur der 4. Kavallerie-Brigade, der eine Gräfin Moltke zur Frau hatte.

Schon im Frühjahr 1823 machte Moltke das Examen zur Kriegsschule, schrieb aber in seiner Bescheidenheit der lieben Mutter, die Einberufung sei noch ungewiß, da es darauf ankomme, ob seine Arbeiten zu den 50 besten gezählt würden. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese Arbeiten zu den allerbesten gehörten: jedenfalls wurde Moltke zum Herbst einberufen.

In Berlin mußte der junge Offizier sich gewaltig einschränken, da die Eltern nach dem Verlust ihres Vermögens nicht im Stande waren, ihm eine Zulage zu geben. Trotzdem machte Moltke es möglich, sogar noch Sprachunterricht zu nehmen, wahrlich eine achtungswerthe wirthschaftliche Leistung, wenn man die damaligen Gehaltsverhältnisse eines preußischen Sekondlieutenants in Betracht zieht. Von den Vorträgen zogen die des Majors v. Canitz über Kriegsgeschichte, des berühmten Carl Ritter Geographie und Professor Ermans Physik Moltke besonders an. Wie fleißig er war, beweist schon das erste nach dem Schluß des 1. Cötus ihm ertheilte Zeugniß. Darin findet sich einmal „ganz vorzüglich", einmal „vorzüglich", einmal „vorzüglich gut", einmal „recht sehr gut", einmal „sehr gut", dreimal „recht gut" und nur ein einfaches „gut". Das „recht sehr gut" hatte Ritter ertheilt; man merkt es der Urtheilsfassung an, wie es diesem Lehrer Herzenssache gewesen ist, seinen begabten Schüler zu loben. Mit Moltke in demselben Cötus war der nachmalige

Generalleutnant v. Gliszczinski, der von ihm schreibt: „Er sah damals ganz so aus wie später und war auch ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig verändert hat wie Moltke. Mit ihm gemeinschaftlich habe ich die schwierigen mathematischen Aufgaben bearbeitet und oft guten Rath von ihm empfangen. Sonst ist er mir nicht überlegen erschienen, wie er sich auch vor anderen Kameraden weiter nicht hervorthat. Desto größer ist der Unterschied später geworden. Er hat angestrengt und mit Ernst weiter studirt; ich habe Jahre lang gar nichts gethan, vielmehr von dem Erworbenen Manches wieder vergessen.“ Der Schillersche Ausspruch „Das Genie ist der Fleiß“ findet auf Moltke sinngemäße Anwendung.

Im Sommer 1824 mußte Moltke, der sich wohl über seine Kräfte angestrengt hatte, das Bad Ober-Salzbrunn brauchen. Sowohl der heilkräftige Brunnen wie die anregende Gesellschaft thaten ihm sehr wohl. Dennoch spricht aus den Briefen an die Mutter eine schwermüthige Stimmung, die sich aus einer hoffnungslosen Herzensneigung erklärt. „Hier ist ein Mädchen, das verdiente, Deine Schwiegertochter zu werden. Sie ist bildschön und erzogen — Du würdest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend.“ So still und verständig, ob auch mit blutendem Herzen, resignirte Moltke auf seine erste Liebe. Nur der Mutter allein macht er diese zarte, wehmüthige Andeutung.

Anfang September mußte die Kur in Ober-Salzbrunn abgeschlossen werden, weil die Kasse erschöpft war. Nach einem Besuch der Schneekoppe und mehreren Ausflügen zu verwandten und befreundeten Familien ging es wieder nach Berlin, wo am 15. Oktober die Vorträge im dritten Cötus begannen, die schon damals als besonders wichtig und entscheidend für die Zukunft des Kriegsschülers galten. Wie zu erwarten, schnitt Moltke auch im dritten Cötus glänzend ab. Im Schlußzeugniß heißt es: „Die am Ende des Kursus gewöhnliche praktische militärische Aufgabe hat derselbe gut gelöset. Das Resultat seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war sehr gut. Seine Führung war tadellos.“

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde der sechsundzwanzigjährige Leutnant als Lehrer zu der „etwas verwilderten“ Divisionsschule*) kommandirt. Ein hoher Vertrauensbeweis für einen so jungen Offizier. Natürlich erfaßte Moltke die ehrenvolle Aufgabe mit Feuereifer und erwarb sich durch seine Leistungen große Anerkennung. Abermals scheint er sich durch Ueberanstrengung geschadet zu haben; er litt im Winter 1826 bis 1827 an Herzklopfen und kränkelte, so daß er im Sommer 1827 einen dreimonatlichen Urlaub erhielt und die Seebäder auf Föhr gebrauchte. Wiederhergestellt, widmete er sich mit neuer Energie seiner Divisionsschule. Er hatte die Aufsicht über 31 Fähnriche, die er „in Respekt und guter Ordnung“ hielt. Dabei hatte er außer 8 Inspektionsstunden wöchentlich 14 Unterrichtsstunden zu geben. Für den Unterricht

*) Entsprach etwa unseren heutigen Kriegsschulen. Doch waren die Divisionsschulen zum Theil recht mangelhaft.

im militärischen Aufnehmen verfaßte er ein Kompendium, das im Druck erschien. Für alle diese Mühe und Arbeit erhielt er im ganzen Jahr etwa 100 Thaler.

Während seiner Krankheit hatte Moltke eine Erzählung „Die beiden Freunde“ geschrieben, die während des Siebenjährigen Krieges spielt. Sie ist das Werk eines feurigen Jünglings, nicht frei von einer gewissen Ueberschwänglichkeit, zeigt aber schon die schöne, klare Schreibweise, die sich später zu einem geradezu klassischen Stil abgeklärt hat, wie er nur scharfen Denkern und durchgebildeten Köpfen eigen ist. Ungemein anschaulich sind die Schilderungen von Landschaften, charakteristisch und scharf umrissen die Zeichnung der Persönlichkeiten. Wenn Tieck damals der am meisten geschätzte Novellendichter war, so ist außer seinem Einfluß auch die Anregung unverkennbar, die Moltke aus Körners „Woldemar“ und aus Friederike Lohmanns „Entscheidung bei Hochkirch“ empfangen hatte. In der Figur des schweigsamen, in sich gekehrten Leutnants Holm hat Moltke entschieden sich selbst gezeichnet. Auch die kaltblütige Besonnenheit und den unbekümmerten Muth, die ihm selbst in so hohem Grade eigen waren, hat der Verfasser prophetischen Geistes im Leutnant Holm zur Erscheinung gebracht. Hierfür eine Belagstelle: In dunkler Nacht fahren zwei Reisende in einem von einem Schiffer gelenkten Nachen. Als der Mond das Dunkel erhellt, erkennen sie sich als Feinde. „Alle Teufel,“ schrie eine Stimme des Erstaunens, die man unter hundert für die Stimme des Generals erkannt hätte. Diesem Ausrufe folgte eine rasche Bewegung des rechten Armes und das bedeutsame Knacken des Hahnes von einem Pistol, welches gleich darauf im Mondschein leuchtete. „Mein Herr,“ rief der General jetzt, „Sie sind mein Gefangener!“ „Noch nicht, Herr General,“ antwortete Holm, und auch seinerseits knackte ein Hahn, „die Vortheile sind gleich.“ — „Nicht so ganz, wie Sie meinen,“ erwiderte der Erstere, „jener Bursche (der Schiffer) ist Unterthan der Kaiserin und wird recht gern zehn Goldstücke nehmen, um Sie zu ergreifen.“ — „Er wird das nicht thun,“ entgegnete ruhig der junge Offizier, „da ihm beim ersten Schritt meine Kugel durch den Kopf fährt.“ — — Der Schiffer verläßt den Nachen und entkommt schwimmend den gefährlichen Passagieren. Holm und der General zücken die Pistolen aufeinander und wollen auf „Drei“ losdrücken. Aber bei Zwei erhält der Nachen einen furchtbaren Stoß, stromweis dringt das Wasser ein, und nur durch Holms Entschlossenheit und Gewandtheit in der Lenkung des Schiffchens retten sich die Reisenden. Widerwillig, aber doch würdevoll fügt sich der General den Anordnungen des jugendlichen Gefährten, der ihm das Leben gerettet hat und dessen Ueberlegenheit er anerkennt. — So dachte sich der jugendliche Moltke im poetischen Bilde das „Wägen und Wagen“.

Seinen guten Erfolgen als Lehrer an der Divisionsschule hatte er es zu danken, daß er im Frühjahr 1828 zum topographischen Bureau des großen Generalstabes einberufen wurde. Die Aufnahmearbeiten führten ihn nach Ober-Schlesien. Moltke war wie geschaffen zum Topographen, sowohl vermöge seines Zeichentalentes wie

seiner eigenthümlichen Begabung, das Charakteristische des Geländes mit raschem, sicheren Blicke zu erfassen. So waren für ihn diese Arbeiten genußreich und dankbar. Sehr willkommen war die verhältnißmäßig hohe Zulage von 20 Thalern monatlich; er kam sich reich wie Krösus vor und legte monatlich 5 Thaler zurück, die er seiner Mutter zur Verfügung stellte. Ihr schildert er in seinen reizenden Briefen mit den glänzendsten Farben das gute Leben, das er führte, zumal die üppige Verpflegung, wie sie die gastfreien schlesischen Gutsbesitzer boten, während er von seinem Fleiß und seinem recht ausgiebigen, jedenfalls mehr als achtstündigen Arbeitstag nicht viel Rühmens macht.

In Schönbriese, auf dem prächtigen Schloß des Grafen v. Kospoth, war gut Ruhen nach gethaner Arbeit. Die Tochter des Hauses und eine zum Besuch anwesende Cousine, die den ungebetenen Gast anfangs mit einigem Mißvergnügen empfingen, thauten bald auf, interessirten sich lebhaft für die Aufnahme und schenkten dazu Handschuhe mit abgeschnittenen Fingerspitzen zum Schutz der Hände, auf deren tadellosen Zustand Moltke große Stücke hielt.

Im Winter siedelten die Topographen nach Berlin über, um dort die letzte Hand an ihre Platten zu legen und um in den Abtheilungen des großen Generalstabes beschäftigt zu werden und taktische Aufgaben zu lösen. Das Berliner Leben gestaltete sich recht anregend. Nie konnte sich Moltke genug thun im Streben nach vielseitigster Bildung und Vervollkommnung. Er nahm Privatstunden im Russischen, hörte in der Universität Vorlesungen über Geschichte, über Goethe, über französische Litteratur und nahm außerdem Unterricht im Reiten und Tanzen.

Trotz der Ausgaben für die Stunden wurde doch ziemlich häufig das Theater besucht, zumal die Oper, in welcher eine Aufführung des „Don Juan“ mit Blume in der Titelrolle unter Spontinis Leitung den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Dagegen fehlte ihm die gemüthliche Frankfurter Geselligkeit; die Hoffeste, von denen er nur eins mitmachte, reizten ihn wenig. Auch für Lektüre blieb noch Muße: in jenem ersten Berliner Winter waren es Heines Reisebilder, die Moltke ungemein anzogen, wie sehr ihn auch der Atheismus, die Eitelkeit und die Unzufriedenheit des Verfassers abstießen. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als Moltke und Heine.

Zum Schluß des Winterkursus kamen die taktischen Aufgaben, die natürlich die strebsamen Topographen in die größte Spannung versetzten. Nur wer hierbei seine Sache gut machte, konnte auf die ersehnten breiten rothen Streifen hoffen, und schon damals hatte das Wort „Viele sind berufen, doch Wenige sind auserwählt“ auch in dieser Beziehung volle Geltung. Der damalige Chef des Generalstabes, General v. Müffling, legte besonderen Werth auf gedrungene und logische Schreibweise; nicht nur eine richtige und sachgemäße, sondern auch eine kurze und präzise Lösung wurde gefordert.

Der nächste Sommer — 1829 — führte Moltke nach der Provinz Posen. Natürlich gewann er dort von Land und Leuten ganz andere

Eindrücke, als im Jahre zuvor in Schlesien. An Gastfreundschaft zwar ließen es auch diejenigen Familien nicht fehlen, die im schärfsten Gegensatz zur preußischen Regierung standen und aus ihren Hoffnungen auf die Wiederherstellung Polens kein Hehl machten. Dazu aber polnische Zustände und polnische Wirthschaft. Obgleich Moltke dies ganze Leben und Treiben sehr wenig sympathisch war, so urtheilte er doch über die dortige Gesellschaft mit jener vornehmen Unbefangenheit und Billigkeit, die immer charakteristisch für ihn geblieben ist.

Im nächsten Winter kam es Moltke nach einem kurzen, aber traulichen Beisammensein mit der Mutter, die er zu Neujahr besucht hatte, in Berlin recht einsam vor. Theater und Geselligkeit konnten ihm die köstlichen heimischen Plauderstündchen nicht ersetzen. Einen tiefen Blick in sein damaliges Gemüthsleben gewähren die Verse, die ihm zu jener Zeit „im Postwagen einfielen". Hier sind sie:

„Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,
Der glatten Welt die düst're Stirne zeige,
Daß ich nicht so, nicht tief genug mich neige.
Den dürft'gen Scherz, ihr wollt's, soll ich belachen,
Soll, welche Qual, wohl selber Späße machen,
Wenn mir der Sinn so voll von andern Sachen!
Und ihr habt Recht! Man wird es bitter tadeln,
Daß ich das Flache, Niedrige nicht adeln,
Daß ich wie And're oft nicht denken kann,
Daß ich der Tonkunst göttlich hohes Walten
Zu hoch für seichten Spott wie Lob zu halten
Mich dreist erkühnt. — Wahr ist's, ich hab's gethan!
Allein, ich wollte Niemand damit kränken,
Kann dieses Herz nicht immer klüglich lenken,
Und wie sie hart dagegen auch verfahren,
Das inn're Heiligthum, ich will's bewahren.
Glückselig wohl, wenn sich ein Wesen findet,
Das mich versteht, das eng sich mir verbindet.
Und kann's nicht sein, — o laßt mit mir vergehn,
Was außer mir doch Keiner mag verstehn."

Im Frühjahr 1830 hatte Moltke die Landwehrrekruten für das 8. Landwehr-Bataillon in Frankfurt a. O. auszuexerziren. In drei Wochen mußten diese Leute zugestutzt werden. „Sie sahen auch nur aus wie Soldaten," urtheilt der sachverständige Offizier. Am 10. Juni, im Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, „sammt einer Belobigung", trat Moltke die Reise nach Posen an, um seine letzte Aufnahme zu beginnen. Bevor die Uebungsreise des großen Generalstabes begann, die in Bitterfeld ihren Anfang nehmen sollte, machte Moltke eine große Tour zu Pferde, die durch Sachsen und das Erzgebirge führte. Bei dieser Gelegenheit hielt er auf dem Schlachtfelde von Culm einen Vortrag über diese Schlacht.

Als er im Oktober wieder in Berlin eintraf, war alle Welt auf die möglichen Folgen der Pariser Juli-Revolution gespannt. Moltke durfte hoffen, im Kriegsfalle sofort im Generalstabe verwendet zu werden. „Aber", meinte er, „nach der Meinung der höheren Offiziere des Generalstabes werden wir Frieden behalten, trotz aller Seufzer der Sekonde-

lieutenants." — Major v. Kameke, ein topographischer Mitarbeiter Moltkes, schreibt von ihm: „Moltke hatte fast gar keinen kameradschaftlichen Umgang, lebte sehr eingezogen und eigentlich wenig zugänglich. Er galt für stolz, war aber sonst wenig beachtet. Wir kamen fast täglich zusammen und spielten regelmäßig unsere Partie Schach, er sehr gut und fast stets Sieger. Wenn ich nachmittags in sein Zimmer trat, fand ich ihn stehend am Arbeitspult, wo er Gibbons römische Geschichte aus dem Englischen übersetzte."

Inzwischen fand sich für Moltkes Thätigkeitstrieb ein anderes Feld. Die belgische Revolution, die nächste Folge der Juli-Revolution, schien Europa in Flammen setzen zu wollen. Emsig forschte Moltke nach einer Erklärung für die sich vollziehenden Ereignisse und fand sie in der Geschichte der Niederlande, die er unter diesem Gesichtspunkte studirte. „Wohl tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav habe ich gelesen," schrieb er der Mutter. Aus diesen Studien entstand die Brochüre „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I." Die Enttäuschungen, wie sie fast jeder junge Schriftsteller erlebt, blieben ihm nicht erspart. Das Honorar, das er für diese mühevolle Arbeit erhielt, betrug — 3 Dukaten. Von Moltkes Art zu schildern und zu beurtheilen, von seiner klassischen Schreibweise geben wir eine Probe, den Schluß der genannten Brochüre: „Gewaltsame Vorgänge, das Resultat jener Verhältnisse (unter denen Holland und Belgien zu einem gemeinsamen Staat zusammengetreten waren), haben gegenwärtig das Königreich der Niederlande aufs Neue in zwei feindliche Hälften zerrissen, haben den eben aufkeimenden Wohlstand dieser Länder zerstört und sie nochmals allen Verheerungen preis gegeben, welche sie schon so oft verwüsteten. Die Kriegsfackel, die Antwerpen zerstörte, droht noch heute Europa in Flammen zu setzen und findet ihre Schranken nur in der erhabenen Mäßigung der Monarchen, eine Mäßigung, die um so glänzender da strahlt, wo sie in Widerspruch mit persönlichen Gefühlen und Familieninteressen tritt, wo der Souverän, der Stimmung seines Volkes versichert, über große und schlagfertige Heere gebietend, dennoch die Palme des Friedens dem Lorbeer vorzieht."

„Ueber ein Ereigniß, dem wir in der Zeit so nahe stehen, über welches wir die besonnene Würdigung verständiger Männer beider Parteien noch nicht gegeneinander abwägen können, und auf dessen Anschauung, wenn auch nicht Parteilichkeit, so doch angeerbte Grundsätze vielleicht unwissentlich einwirken, über ein solches Ereigniß soll hier kein Urtheil gefällt werden. Bei den Weltbegebenheiten hat der Erfolg eine richtende Stimme, und der Zukunft, vielleicht der nächsten, ist es vorbehalten, den der belgischen Revolution zu entschleiern."

Trotz der Anerkennung, die Moltke der „Mäßigung der Monarchen" spendet, hoffte er, wie bei einem jungen, feurigen Offizier natürlich, im Stillen auf Krieg, eine Hoffnung, die er mit der verständnißvollen Bemerkung begründete, „daß es heutzutage nicht allein die Kabinette sind,

welche über Krieg und Frieden entscheiden und die Angelegenheiten der Völker leiten, sondern es an vielen Orten die Völker sind, welche die Kabinette leiten, und so ein Element in die Politik hineingebracht ist; welches freilich außer aller Berechnung liegt".

Inzwischen fand Preußen keine Veranlassung, das Schwert zu ziehen; es blieb Frieden. Im März, als die zum topographischen Bureau kommandirten Offiziere zu ihren Regimentern zurückkehrten, wurde auf Antrag des Chefs des Generalstabes der Armee Moltkes Kommando durch Kabinets-Ordre verlängert, was natürlich sehr berechtigte Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Jedenfalls sparte Moltke sehr eifrig zur Anschaffung von Pferden — man konnte ja nicht wissen, wie bald man sich beritten machen mußte. Inzwischen erfreute er sich am Besuch des damals eben erst dem Publikum eröffneten Museums, von dessen Herrlichkeiten und Kunstschätzen er dem Bruder Ludwig eine ausführliche und humorvolle Schilderung entwarf. Im Sommer mußte er auf dringendes Anrathen des Arztes zur Stärkung seiner Unterleibsnerven wieder ein Seebad brauchen. Der hohe Chef, dem man eigentlich einen Urlaub „kaum anmuthen durfte", ließ Moltke sagen, daß dieser Urlaub ihm in seiner Stellung keinen Eintrag thun solle und daß er vor Allem die dem Soldaten nothwendige Gesundheit herstellen müsse.

Der Winter fand ihn wieder in angestrengtester Thätigkeit. Der polnische Aufstand von 1830 hatte sein Interesse um so mehr erregt, da er ja als Topograph mit den polnischen Zuständen bekannt geworden war. Das Ergebniß seiner Studien über die polnische Frage war die Schrift „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen." Diese Broschüre, die 1832 im Buchhandel erschien, sollte zeigen, wie unter einer unglücklichen Verfassung, unter einer schlechten oder wenigstens lahm gelegten Regierung alle Stände und Gemeinschaften verkommen, während eine gute Regierung sie veredelt und hebt. Die Schrift fand damals vielfache Beachtung und Billigung. Freilich hat Moltke diese Arbeit vierzig Jahre später nicht gelten lassen wollen. „Ich rechne", schreibt er an Professor Caro, „diese Schrift zu der unerschöpflichen Spreu, welche sich um die polnische Frage gelagert hatte: sie ist zumeist aus besseren Werken excerpirt, und ich sehe sie gern der Vergessenheit anheimgegeben." Dennoch wird eine Stichprobe aus dieser anziehend geschriebenen Broschüre von Interesse sein, des Verfassers Urtheil über die Juden, die ja in Polen von je eine wichtigere Rolle gespielt haben, als in anderen Staaten:

„Wir sind genöthigt, einen Blick auf dies merkwürdige, wenig gekannte und doch so wichtige Volk zu werfen, welches, aus seiner Heimath vertrieben, in beständigem Wachsthum blieb und nach und nach Eingang in alle Länder fand, bis es den Erdball umklammerte, wie die Ranken des Ephen den Stamm, an dem und durch den sie fortleben, selbst wenn die Wurzel dem Erdboden entrissen ward, der sie entstehen ließ."

„Zu allen Zeiten durch Willkür und Gewalt niedergetreten, finden wir diese Nation durch List und Beharrlichkeit immer wieder empor-

strebend. Mit Feuer und Schwert verfolgt und vertilgt, sehen wir sie aufs Neue zurückkehrend oder ersetzt. Unzählige Male beraubt und geplündert, ist sie stets im Besitz alles Reichthums."

„Bei einer wunderbaren Mischung von äußerer Schwäche und verborgener Kraft, demüthig und geschmeidig gegen Mächtigere, herrisch und grausam gegen Abhängige, übt dies Volk, welches in seiner Gesammtheit unterdrückt und gemißhandelt ist, in seinen einzelnen Gliedern eine individuelle Tyrannei über seine Unterdrücker aus. Denn weil der Mensch auch in seiner Entwürdigung noch eine Erinnerung des angeborenen Adels und ein Gefühl seiner Unterdrückung bewahrt, so setzte auch der Jude der Gewaltthätigkeit und Feindschaft Haß und Verachtung entgegen, Gefühle, die in ihm um so tiefer wurzeln mußten, als er genöthigt war, sie sorgfältig zu verschließen."

„Die Juden sind trotz ihrer Zersplitterung eng verbunden. Sie werden durch ungekannte Obere zu gemeinsamen Zwecken folgerecht geleitet. Nach tausendjährigem Aufenthalt in einem Lande stehen sie als Fremdlinge da, den Boden, auf dem sie geboren, nie als ihre Heimath, das Volk, mit dem sie aufwuchsen, stets als ihren Feind betrachtend. Indem sie alle Versuche der Regierungen, sie zu nationalisiren, zurückweisen, bilden die Juden einen Staat im Staate und sind in Polen eine tiefe und noch heute nicht vernarbte Wunde dieses Landes geworden."

Noch an ein anderes großes litterarisches Unternehmen ging Moltke in diesem Winter, an die Uebersetzung von Gibbons Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaiserthums, 12 Bände groß Oktav, fast 6000 Druckseiten. Die Anregung zu dieser Riesenaufgabe ging von einer Verlagshandlung aus, die für das Werk das sehr bescheidene Honorar von 500 Thalern und nochmals 250 Thalern nach Verkauf von 500 Exemplaren bot. Moltke hoffte, alle vier Wochen einen Band zu vollenden, eine gewaltige Arbeitsleistung bei seiner sonstigen, recht ausgiebigen dienstlichen Thätigkeit. Mit dem Druck des ersten Bandes wurde seinerzeit begonnen; doch scheint die mühevolle Arbeit nicht veröffentlicht worden zu sein.

Durch Kabinets-Ordre vom 30. März 1832 wurde Moltke auf ein Jahr zur Dienstleistung beim großen Generalstabe kommandirt; seine Einrangirung in den Generalstab selbst war nur noch eine Frage der Zeit.

Zurückblickend auf die zweite Periode der Moltkeschen Lehrjahre finden wir neben den bereits hervorgehobenen, immer deutlicher sich entwickelnden Charakterzügen auch die Neigung, fast möchte man sagen, ein Talent zur Sparsamkeit. Zunächst war der tüchtige junge Offizier, gleich allen ebenso wenig begüterten Kameraden, gezwungen, solche Sparsamkeit zu üben, zumal als Kriegsschüler ohne Zulage in Berlin. Unsere Väter und Großväter haben uns Jüngeren oft erzählt von den Einschränkungen, die sie sich auferlegen mußten, wenn sie keine Schulden machen wollten. Doch auch als die ökonomische Lage sich mehr und mehr besserte, übte Moltke eine verständige Sparsamkeit. Diese entsprang

keineswegs aus Geiz, sondern aus Bedürfnißlosigkeit, Selbstbeschränkung und aus der weisen Erwägung, daß man mit den Geldmitteln ebenso haushalten muß, wie mit den Kräften des Leibes und der Seele, wenn man reellen Nutzen vom Gelde haben und sich und Anderen in zweckmäßiger Weise damit helfen will. Das war Moltkesche damalige Sparsamkeit.

Wanderjahre.

Der angehende Generalstabsoffizier mußte sich zunächst beritten machen, was bei der „Knappheit des Geldmarktes" seine Schwierigkeiten hatte. Sogar ein zweites Pferd mußte für die in Aussicht stehende Generalstabsreise beschafft werden — die stets hülfsbereite Mutter that ihre milde Hand auf. Nach der Generalstabsreise, die fast zwei Monate in Anspruch nahm, folgte sehr bald das Manöver, bei welchem Moltke sich durch einen Sturz mit dem Pferde eine starke Quetschung zuzog, die ihm mehrere Wochen Schonung auferlegte. Im Winter begann wieder die regelmäßige Thätigkeit im großen Generalstabe: daneben wurde die Gibbon-Uebersetzung nach Möglichkeit gefördert. Trotz der doppelten Thätigkeit stürzte sich Moltke jetzt eifrig in die Hoffestlichkeiten und konnte der Mutter von elf Bällen berichten, auf denen er flott getanzt hatte, unter Anderem auf einem déjeuner dansant beim König, das um 11 Uhr vormittags begann und 8 Uhr abends endete.

Der Gibbon begann nun doch drückend zu werden; sechs Bände waren fertig. Für die weitere Arbeit wurde Bruder Ludwig mobil gemacht, der für die Bewältigung eines Bandes mit 40 Thalern honorirt werden sollte.

Am 30. März 1833 wurde Moltke als Premierlieutenant in den Generalstab versetzt. Mit der endgültigen Erreichung des ersehnten Zieles hoben sich auch die Einnahmen: höheres Gehalt, Tischgelder und drei schwere Rationen. Für den Sommer hatte Moltke eine italienische Reise geplant; aber Seine Majestät ertheilte nach jenen „revolutionären Gegenden" keinen Urlaub. Auch aus einem Kommando zu den großen Truppenübungen nach Frankreich, zu welchem Moltke vorgeschlagen war, wurde nichts. Nur eine kleine Erholungsreise wurde ermöglicht. Im nächsten Jahre mußte sich Moltke abermals einen Herzenswunsch versagen: er konnte der Vermählung seiner lieben Schwester Auguste nicht beiwohnen, weil längerer Urlaub nicht zu haben war und ein kürzerer die kostspielige Reise nicht lohnte. „Entsagen sollst du, sollst entsagen!" dieser kategorische Imperativ ist unserem Helden von Jugend auf gar oft entgegengerufen worden, hat ihn aber nie dauernd verstimmt, sondern nur bestärkt in frohgemuther Selbstbeschränkung. Am 18. Januar wurde Moltke freudig überrascht durch die Verleihung des Johanniter-Ordens, den damals — ohne eigenen Antrag — solche Mitglieder des Adels empfingen, die der Großmeister für würdig erachtete.

Immer neue Plage verursachte die Gibbon-Uebersetzung. Als der elfte Band in Arbeit war, machte die Verlagshandlung, der die Sache

leid zu werden schien, Schwierigkeiten, und Moltke mußte sich entschließen, einen Prozeß anzustrengen.

Das Frühjahrs-Avancement brachte die Ernennung zum Kapitän — die vier Jahre, die mit dem dänischen Patent verloren gegangen, waren reichlich eingebracht. Auch hatte Moltke die Freude, seinen Vater wiederzusehen, der in seinem von ihm selbst kutschirten Schimmelwagen angereist kam, um sich den jungen Generalstabskapitän in der Nähe zu betrachten. Bald wieder Arbeit in Menge: Dienstleistung beim Alexander-Regiment, Prüfung von 145 Fähnrichen und Kadetten im Offizierexamen. Der Prozeß gegen den Buchhändler endete mit einem mageren Vergleich: der Mann zahlte für die jahrelange Arbeit 165 Thaler, von denen noch die Prozeßkosten abgingen.

Die Generalstabsreise führte in diesem Sommer an die böhmische Grenze; hochinteressant für Moltke war ein Besuch des Wallenstein-Schlosses Friedland. In der Satteltasche pflegte der bildungseifrige Offizier Lektüre mitzuführen, diesmal Montaigne und Child Harold. Aber er kam nicht viel zum Lesen, weil „das große Buch der Natur vor ihm aufgeschlagen war, mit seinen Bergen, Schlössern und Städten so hübsch groß und leserlich geschrieben, daß einem die Augen nicht so wehe dabei thun, wie bei der kleinen Stereotypie."

Im Herbst machte Moltke das Königsmanöver in Schlesien und die bekannte Revue von Kalisch mit, bei der preußische und russische Truppen gemeinsam paradirten und manövrirten.

Inzwischen hatte Moltkes Wissens- und Thatendrang in ihm den Wunsch rege gemacht, den Orient, zumal die militärischen Verhältnisse des Osmanenreiches kennen zu lernen, die seit dem russisch-türkischen Kriege von 1828 bis 1829 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Ein halbjähriger Urlaub wurde bewilligt, und in Gemeinschaft mit Premierlieutenant v. Berg vom 1. Garde-Regiment trat Moltke Anfang Oktober die zu damaliger Zeit recht beschwerliche Reise an, die über Wien, Pest und Orsova zunächst nach Bukarest führte. Die Tour von Orsova nach Bukarest hatte nach Moltkes Angabe 144 Pferde, 4 Ochsen, 36 Postillone, 18 Stallknechte und ebenso viele Posthalter in Bewegung gesetzt, um nach 54 Stunden zum Ziel zu führen. Nicht minder mühevoll war die Weiterreise zu Schlitten und zu Pferde.

Endlich, nach vielen Mühen und Beschwerden sahen die tapferen Reisenden am zehnten Tage ihres Rittes in der Frühe des Morgens „die Sonne hinter einem fernen Gebirge aufsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif hinzog; es war Asien, die Wiege der Völker, es war der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meer ein Wald von Minarehs, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel". Dann die Fahrt nach Bujukdere: „Eine Menge blühender Rosen lachte den Vorüberfahrenden aus den Gitterfenstern der Gartenmauern entgegen und Delphine sprangen schnaubend dicht neben dem Kahn über die glatte Fläche empor. Auf beiden Ufern des Bosporus

reiht sich eine Wohnung an die andere, und die ganze drei Meilen weite Strecke von Konstantinopel bis Bujukdere bildet eine Stadt aus zierlichen Landhäusern und großherrlichen Palästen, aus Fischerhäusern, Moscheen, Kaffees, alten Schlössern und reizenden Kiosken."

Moltke fand gastliche Aufnahme im Hause des preußischen Gesandten und machte sehr bald die Bekanntschaft des Seraskiers Mehmet Chosref Pascha, der in seiner Stellung als Generalissimus eifrig an der Reform des türkischen Heeres arbeitete.

Schon bei der ersten Unterredung mit Moltke stieg in dem scharfblickenden Pascha der Wunsch auf, den klugen preußischen Generalstabsoffizier für längere Zeit festzuhalten, um bei der Neugestaltung und Ausbildung des Heeres einen sachkundigen Berather zu haben. Als die Rede auf das Kriegsspiel kam, zu dem der Seraskier einen Apparat besaß, ohne mit dessen Gebrauch Bescheid zu wissen, weihte ihn Moltke in die Geheimnisse des Kriegsspiels ein. Durch die Gesandtschaft erhielt er alsbald die förmliche Aufforderung, vorläufig in Konstantinopel zu bleiben. Auf Wunsch des Seraskiers siedelte Moltke Anfang Februar nach Arnau-Kjöi in das Haus des ersten Dragomans über und war dort sehr gut aufgehoben, hatte aber nach seinem Geschmack nicht genug Arbeit. Auch diese sollte sich finden. Im April kam vom Chef des Generalstabes die Anfrage, ob er ein Kommando auf mehrere Jahre annehmen wolle, da die Pforte um mehrere preußische Offiziere als Mitarbeiter an dem Reorganisationswerk gebeten hatte. Mit bescheidener Zurückhaltung erklärte Moltke seine Bereitwilligkeit, die Entscheidung dem Chef anheimstellend. Er blieb. Alsbald traten die topographischen Neigungen hervor; Moltke beschäftigte sich während der Herbstmonate mit der Aufnahme des Geländes zu beiden Seiten des Bosporus, und bei täglich 9- bis 10stündiger Arbeit stellte er in unglaublich kurzer Zeit eine mustergültige Karte von bedeutendem Umfange her. Seinen Briefen aus dieser Zeit merkt man an, wie glücklich er sich bei einer Arbeit fühlte, die seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Moltkes Gönner, Chosref Pascha, wurde im Dezember zwar seines Amtes entsetzt; aber die Tüchtigkeit des preußischen Generalstabsoffiziers war bereits so allgemein anerkannt, daß dieser Personenwechsel keinen Einfluß auf Moltkes Stellung übte. Der Sultan gewährte ihm im Januar (1837) eine Audienz, sprach sich höchst anerkennend über die preußische Armee und über Moltkes Leistungen aus, ersuchte ihn um seine ferneren Dienste und ließ ihm den Nischan-Imtiaz-Orden überreichen. Im Auftrage des Großherrn arbeitete er an einem Plan von Konstantinopel, bis Schnee und Kälte die Arbeit unterbrach. Als er im April den Sultan auf einer Reise durch Bulgarien und Rumelien begleitete, gab es wieder Arbeit in Fülle. Nicht nur verlangte der Beherrscher der Gläubigen Auskunft über militärische Gegenstände, sondern hatte auch unbedingtes Vertrauen zu Moltkes Lokalkenntnissen, da dieser in dem unbekannten Gelände sich stets rascher und besser orientirte, als die türkische Umgebung. Außerdem beauftragte ihn der Padischah mit topo-

graphischen Aufnahmen, ja sogar mit Skizzen malerischer Art, wie vom Einzuge in Varna.

Die Berichte, Originalaufnahmen und Zeichnungen, die Moltke seinem Chef, dem General v. Krauseneck, eingesandt hatte, fanden volle Anerkennung auch von Seiten des Königs, wie das ein Schreiben des Generals ausdrücklich aussprach.

Ein Ausflug, den Moltke im November nach der Stätte unternahm, wo das alte Troja stand, gab ihm Gelegenheit zu einer geistvollen antiquarischen Auseinandersetzung, in welcher er den Nachweis zu führen suchte, daß Troja an einer anderen Stelle gestanden habe, als die meisten Reisenden annehmen.

Am 28. Februar 1838 erhielt Moltke den Befehl, nach Kleinasien zur Taurus-Armee abzugehen, die unter dem Befehl von Hafisz Pascha gegen die syrische Grenze vorgeschoben war, um dem egyptischen Heere gegenüber bereit zu sein, das sich unter Ibrahim Pascha mehr und mehr verstärkte. Moltke und Hauptmann v. Mühlfeld meldeten sich am 18. März bei Hafisz Pascha.

Wenige Tage danach wurde Moltke auf Erkundung nach der syrischen Grenze entsendet, wobei er sich mit Umsicht und Unerschrockenheit benahm. Im Mai begleitete er den Pascha auf einem Zuge nach Sayd-Bay-Kalessi, einem von aufrührerischen Kurden besetzten Felsenkastell. Da die türkische Heeresabtheilung keinen irgend zugänglichen Platz auffinden konnte, um ihre Artillerie auffahren zu lassen, so unternahm es Moltke, nur von einigen kurdischen Führern begleitet, eine solche Stelle zu erkunden. Nach stundenlanger, mühevoller Kletterpartie fand er den einzig möglichen Aufstellungsraum; die türkischen Geschütze wurden hinaufgeschafft und eröffneten ihr Feuer. Weiter zeigte der unermüdliche Generalstabsoffizier dem Mineur den Weg, auf welchem der Feste beizukommen war. Bald darauf wurde das Kastell übergeben. Nachdem er mehrere Gefechte mitgemacht und noch manche kühne Unternehmung ausgeführt, benutzte er die Muße, welche ein längeres einförmiges Lagerleben bot, zur Anfertigung einer zuverlässigen Karte von Kleinasien. Im Januar unternahm er eine Besichtigungsreise, um sich von den Fortschritten der türkischen Truppen zu überzeugen.

Als der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den türkischen und egyptischen Truppen immer wahrscheinlicher wurde, durchforschte Moltke auf sechstägigem gefahrvollen Ritt das Gelände zwischen den beiden Armen des Euphrat. Kaum zurückgekehrt, wurde er vom Pascha befragt, ob der mächtig angeschwollene Euphrat zu befahren sein würde. Moltke entschloß sich sofort, sich durch eigenen Versuch davon zu überzeugen. Rasch war das landesübliche, auf aufgeblasenen Hammelhäuten ruhende Floß gebaut; aber es hielt schwer, Gefährten für das verwegene Unternehmen zu gewinnen. Doch auch im Befehlen war Moltke unwiderstehlich, und nun ging's über Wasserfälle und Stromschnellen den tosenden Fluß hinab, bis das Floß so beschädigt war, daß es nur mit genauer Noth dem rettenden Ufer zugesteuert werden konnte. Nun hatte Moltke durch

sein Wagniß den Beweis geliefert, daß der Euphrat sich gegen jede militärische Wasserfahrt sträubte. Wohl Mancher hätte beim Anblick der schäumenden Fluthen sofort gemeldet: „Es geht nicht!“ Moltke aber ruhte nicht eher, als bis er melden konnte: „Es ist nicht gegangen.“

Es blieb nun Hafisz Pascha nichts anderes übrig, als in der ungünstigen Jahreszeit — Ende April — den mühevollen Vormarsch durch den Taurus anzutreten. Wir können auf die Operationen, die schließlich zur Schlacht von Nisib führten, hier nicht eingehen. Moltke blieb der unermüdliche Kriegsgefährte des Paschas; allein seine sachgemäßen Rathschläge wurden fast nie rechtzeitig befolgt, so daß Moltke, als der türkische Befehlshaber die denkbar ungünstigste Stellung bei Nisib bezogen hatte und angesichts des Feindes gegen seines Berathers dringende Warnungen dort stehen blieb, vom Pascha seine Entlassung forderte, wenn er auch das Gefecht natürlich mitmachen werde. Doch des Paschas inständigen Bitten, ihn nicht zu verlassen, konnte Moltke nicht widerstehen, und trotz körperlichen Uebelbefindens und großer Mattigkeit erkundete er alsbald gründlich die egyptische Stellung, fand sie fast ohne Sicherheitsmaßregeln und schlug eine nächtliche Unternehmung vor, die er selbst an der Spitze einer Infanterie-Brigade mit günstigstem Erfolge ausführte. Auf die Entscheidung des folgenden Tages hatte dies glückliche Gefecht freilich keinen Einfluß; die Türken vermochten dem Angriff Ibrahims nicht Stand zu halten, und der Rückzug wurde zu regelloser Flucht, so daß Moltke und seine preußischen Kameraden auf ihre persönliche Rettung Bedacht nehmen mußten. Moltke büßte den größten Theil seines Gepäcks ein, darunter auch die von ihm selbst aufgenommenen Karten.

Als Moltke in Konstantinopel seinen wieder zum Seraskier erhobenen alten Gönner Chosref Pascha aufsuchte, war er so edelmüthig, den seines Kommandos entsetzten Hafisz Pascha in Schutz zu nehmen.

Nicht an ihm habe die Schuld gelegen, daß er unzureichende Kräfte gehabt, daß kein einheitlicher Oberbefehl angeordnet war und daß zwei Drittel des Heeres aus unzuverlässigen Kurden bestanden. „Wie richtig auch der Künstler seine Werkstücke fügt, der Bau muß bei der ersten Erschütterung doch in sich zusammenstürzen; denn der Meister kann den Stoff formen, aber nicht umwandeln.“

Ebenso ritterlich benahm sich Hafisz Moltke gegenüber, indem er ihm das ehrenvolle Zeugniß über seine Pflichttreue, seinen kühnen Muth und seine opferbereite Hingebung ausstellte. In gleichem Sinne schrieb ein Kampfgenosse, Hauptmann v. Vincke: „Moltke hat sich in allen Verhältnissen wie un chevalier sans peur et sans reproche und wie ein umsichtiger, thätiger und besonnener Generalstabsoffizier benommen. Krank und fast bettlägerig, hat er doch nie gefehlt, wo es galt. Stets war er bei allen Rekognoszirungen, und keck und kühn, haben ihn die Türken wie eine Art Dali (Heros) betrachtet.“ Im September trat Moltke die Rückreise in die Heimath an, erkrankte aber unterwegs, sodaß er erst am 27. Dezember in Berlin eintraf.

Moltkes Nichte, Fräulein Marie Ballhorn, schildert den Heimkehrenden also: „Es waren gerade die Weihnachtstage, als er bei uns ankam, und ich erinnere mich deutlich des großen, hübschen Mannes, der, mit dem türkischen Fez das Haupt bedeckt, in leichter Civilkleidung, mit den Schätzen des Orients beladen, in unser Weihnachtszimmer trat. Meiner Mutter hatte er ein Fläschchen mit Rosenwasser mitgebracht, das noch heute in der Familie bewahrt wird. Unter kleinen Handarbeiten, Schmucksachen und Rosenkränzen befanden sich auch zwei Holzlöffel, von Soldaten im Lager von Nisib geschnitzt. Auch das kleine arabische Pferd, das er bei Nisib geritten, hatte der Onkel mitgebracht. Schon damals hatte er seine schweigsame Art, die ihm später den Namen des großen Schweigers eintrug. Es war dies Schweigen ein Gemisch von Nachdenklichkeit und einer Art Blödigkeit, wie er selbst manchmal sagte. Er fühlte in sich nicht die Fähigkeit, sich leicht über augenblickliche Eindrücke auszusprechen, oder gar, wie man sagt, Redensarten zu machen. Daher kam es, daß man ihm sein Schweigen oft als Stolz auslegte."

König Friedrich Wilhelm III. verlieh dem Kapitän v. Moltke für seine hervorragenden Leistungen und die von ihm bewiesene Tapferkeit den Orden pour le mérite.

Moltke und seine Gattin.

Nach seiner Rückkehr nahm Moltke die gewohnte Thätigkeit im Generalstabe wieder auf. Die gespannte politische Lage, Frankreichs neu erwachende Rhein-Gelüste regten zu litterarischen Meinungsäußerungen an. Das deutsche Volk hatte mit Beckers Rheinlied geantwortet „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein"; Moltke veröffentlichte in der deutschen Vierteljahrsschrift einen Aufsatz „Die westliche Grenzfrage", in welchem er an der Hand der Geschichte nachwies, wie verkehrt es war, in den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 Napoleon allein zum Sündenbock zu machen und mit Frankreich glimpflich zu verfahren. „Mit Frankreich hatten wir es schon vor Jahrhunderten zu thun, mit ihm werden wir es noch in Jahrhunderten zu thun haben. Also nicht auf die Schwächung Napoleons, sondern auf die Schwächung Frankreichs kam es an."

Die türkischen Wanderjahre lieferten außer den Reisebriefen und Berichten noch eine andere Ausbeute, eine Reihe von Aufsätzen, die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen und in geistvoller Weise unter sachkundigem Eingehen auf die örtlichen Verhältnisse die politische und militärische Seite der orientalischen Frage behandelten.

Im nächsten Frühjahr wurde Moltke zum Generalstabe des IV. Armeekorps versetzt. Das Generalkommando — Prinz Karl von Preußen — hatte damals seinen Sitz in Berlin. Am 7. Juni starb Moltkes erster preußischer Kriegsherr, der vielgeprüfte König Friedrich Wilhelm III. Sein hochbegabter Sohn bestieg den Thron. Er sollte Moltkes Verdienste nicht minder würdigen lernen. Auch der damalige Prinz von Preußen

war bereits auf Moltke aufmerksam geworden, wie er es als Kaiser bald nach dem französischen Kriege in scherzhafter Form auf einem Hofballe der Gräfin Oriolla erzählte. „Wissen Sie denn, daß ich den ganzen Moltke erfunden habe?“ sagte er zur Gräfin. — „Ja wie ist das möglich?“ fragte die Gräfin. — Der Kaiser: „Moltke war ein ganz einfacher, bescheidener Offizier; Niemand wußte etwas von ihm. Da wurden mir Festungspläne und verschiedene Arbeiten von jungen Offizieren vorgelegt. Ich war erstaunt über einen Plan, den unter andern ein junger Moltke gearbeitet hatte, und ich sagte zu meinen Generalen: Ich bitte auf diesen Offizier, der so dünn ist wie ein Bleistift, ein Auge zu haben, denn seine Arbeit ist vorzüglich; aus diesem Menschen kann gewiß etwas werden! Sie sehen daraus, daß ich ihn erfunden habe.“

Im Herbst litt Moltke wieder an dem bösen Fieber, das ihn während der türkischen Wanderjahre oft belästigt hatte; eine Wasserkur in Ilmenau stellte ihn völlig her. An den Badeaufenthalt schloß sich eine genußreiche italienische Reise, die bis Neapel führte. Ganz besonders zog ihn Pompeji an mit seiner versunkenen Pracht und seinen durch die rastlose Arbeit der Forscher wieder erschlossenen Kunstschätzen.

Bedeutungsvoll und glückbringend sollte das Jahr 1841 für ihn werden. In der Neujahrsnacht 1836 hatte die Mutter an ihn geschrieben: „Nun schlägt des Jahres letzte Stunde! Was wird das neue Jahr uns bringen? Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein theurer Helmuth, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite, die Dir eine frohe Häuslichkeit verschafft. Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt, dafür ist mir mit Dir nicht mehr bange. Du hast es mit unermüdlichem Streben dahin gebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Vorsehung nun ein Deines Herzens würdiges Wesen zuführen! Dies möchte ich so gerne noch erleben, wie innig würde ich mich Deines Glückes freuen!“ Frau v. Moltke sollte die Erfüllung ihres Herzenswunsches nicht mehr erleben, sie starb im Mai 1837. Aber der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser: was das Mutterherz ersehnt, wurde dem Sohne in reichem Maße zu Theil.

Wie im ersten Kapitel erwähnt, war Moltkes Schwester Auguste mit dem Plantagenbesitzer Burt vermählt. Burts jüngste Tochter erster Ehe, Marie, geboren am 5. April 1826, schloß sich innig an die liebevolle zweite Mutter an; sie war ein blühendes, lebensfrohes Kind mit dunkelblondem Lockenkopf und lebhaften braunen Augen; ihr Kaffeeböhnchen pflegte die Mutter sie zu nennen. Mit ungemeiner Lebhaftigkeit und wagemuthiger Entschlossenheit verband sie eine seltene Weichheit des Gemüthes. Als das Kind zur Jungfrau heranreifte, entfaltete sich eine unbeschreibliche Anmuth der äußeren Erscheinung, die um so reizvoller war, als sie völlig unbewußt und mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines reinen Herzens gepaart war. Mit leidenschaftlicher Spannung horchte das junge Mädchen auf, wenn der alte General, Helmuths Vater, in

Itzehoe einkehrte und mit Stolz von seinem tapfern Sohn erzählte, der sich unter Christen und Moslems einen Namen gemacht.

„Da trat er selber, schlicht und anspruchslos, an einem Tage des Jahres 1841 ein, wettergebräunten Antlitzes, der hochgewachsene, ernste Mann mit den leuchtenden Augen, schon im Sommer des Lebens stehend, um mit der Wärme seines Gemüthes und mit dem Lichte seines überlegenen Geistes alle die reichen Schätze des Herzens, welche in der jungen Frühlingsknospe schlummerten, zur Entfaltung zu bringen. Mit der Stunde, da Marie beglückt erkannte, wie viel sie dem lange einsamen Herzen dieses seltenen Mannes zu sein bestimmt war, nahm ihr Inneres einen ungewohnten Aufschwung. Es war, als müßte sie den trennenden Abstand der Lebensjahre und Erfahrungen einholen. In demselben Boden gottesfürchtigen Lebens wurzelnd, folgte sie seiner aufs Erhabene gerichteten lauteren Geistesgröße, indem sie ihn mit aller Innigkeit erster und einziger Liebe umschlang, um ihn nie mehr zu lassen.“

Es war im Frühling, als Moltke die Nichte wiedersah, die er als Kind gekannt, und mit seinem scharfen Blick und seinem tiefen, richtigen Gefühl faßte er sehr bald den festen Entschluß, um sie zu werben. Er zog die liebe Schwester Guste ins Vertrauen: sie sollte das Terrain rekognoszieren. An einem stillen Sonntag Abend im Mai sprach Frau Auguste der zu ihren Füßen sitzenden Marie mit zartem Takt von den Gefühlen, die Onkel Helmuth für sie hegte. Ohne sichtliche Erregung hörte Marie zu — und schwieg. In den nächsten drei Tagen war sie gegen ihre sonstige Art still und in sich gekehrt. Auch Moltke blieb schweigsam. Am 9. Mai, als sich sein Urlaub dem Ende zuneigte, saß man nach dem Thee beisammen, während Frau Auguste und Jeannette, Maries Schwester, musizirten. Moltke hatte die Schwester gebeten, ihn gewähren zu lassen. Mit kurzen Worten, die aber aus tief bewegtem Herzen kamen, fragte er Marie, ob sie ihm fürs Leben angehören wolle. „Soll ich nun bleiben oder abreisen?“ schloß die Anrede. Marie schwieg ein kleines Weilchen still; dann die leuchtenden Augen zu dem geliebten Manne erhebend, antwortete sie mit froher Entschiedenheit: „Bleiben!“ Das war Moltkes Verlobung.

„Seine Braut war fast ein Kind,“ schreibt Fräulein Ballhorn, „als er sich mit ihr verlobte. Wenige Tage nach ihrem sechzehnten Geburtstage war sie die Braut des schon vierzigjährigen Mannes. Deutlich erinnere ich mich noch des Eindrucks, den diese Verlobung auf die Familie machte. Man glaubte nicht, daß Marie richtig gewählt habe, erstens des großen Altersunterschiedes wegen, und dann, weil Marie Allen als ein äußerst wildes, ausgelassenes Kind bekannt war — wie sollte sie zur Gattin des ernsten, gelehrten Offiziers passen? Da er so schweigsam war und sein Inneres so sorgfältig verbarg, traute ihm wohl Niemand eine so tiefe, innige Liebe zu. Aber auch hier bewies er durch die That die Richtigkeit seiner Absichten. Seine 27 Jahre lang mit der Frau geführte glückliche Ehe hat gezeigt, wie glücklich er gewählt hatte.“

Der jugendlichen Braut selbst kamen mitunter Zweifel, ob sie einem Manne wie Moltke würde genügen können. „Ich habe Sorge,“ schreibt

sie einmal, „ob ich Dir als Frau auch Alles sein kann, weil ich noch so jung und unerfahren bin. Darum will ich mich nun bestreben, nicht widerspenstig oder **strong headed** (dickköpfig) zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich Unrecht habe.“ Andererseits lebte in ihr die frohe Zuversicht, den Geliebten froh und glücklich machen zu können: „Werden wir nicht in gegenseitiger Liebe ein schönes, frohes, glückliches und gottgefälliges Leben führen können? — — Ich kann mir keine größere Glückseligkeit auf Erden für eine Frau denken, als wenn sie dessen bei ihrem Manne gewiß ist. Gewiß, Du verdienst vor allen Männern glücklich zu werden, und ich erkenne, zu welcher hohen, heiligen Pflicht Gott mich berufen hat, die Gefährtin Deines Lebens zu sein.“

Und wie beseligt war Moltke, wie tief empfand er das Glück, diese Braut sein zu nennen. Seine Briefe an die Geliebte erheben sich oft zu dichterischem Schwung. Zu dem prachtvollen Sterne, der abends im Süden aufsteigt, soll sie emporblicken; dieser Stern, den die selige Mutter oft bewunderte, sei sein guter Stern. „Oft trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen. Du wirst doch noch ein Herz finden, welches Dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, theure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in des Menschen eigener Brust und Jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann, wie Du.“

Im Juli und August verlebte das Brautpaar einige glückliche Wochen des Beisammenseins in Helgoland. Marie war recht blühend geworden, während ihr Helmuth nach einer Kissinger Brunnenkur nach eigenem Ausspruch „miserabel“ aussah. Doch des Meeres und der Liebe Wellen thaten ihm wohl.

Sehr erfreute ihn ein wohlgelungenes Bildniß der Braut, das er zu betrachten und zu preisen nicht müde wurde. Uebrigens verschwieg Moltke der Geliebten nicht, was er etwa an ihr noch anders wünschte. Es dürfe ihr nicht so ganz einerlei sein, was die Leute von ihr dächten — ja, das müsse sie auch lernen, sie müsse allen Leuten recht gefallen. „Die Schönheit ist nur eine Herausforderung für die Kritik, und Du mußt durch verbindliches, freundliches Wesen die Leute damit versöhnen.“

Einen tiefen Blick in die eigenartige Selbstprüfung und Selbsterkenntniß Moltkes läßt uns der Brief vom 13. Februar 1842 thun: „Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und **usage du monde** (Weltsitte) übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war; hilf Du mir fortan, mich zu bessern.“ Darauf antwortet Marie: „Ich weiß wohl, daß es in dem Moltkeschen Charakter liegt, sich wenig zu äußern und mitzutheilen. Du hast auch etwas in Deinem Wesen, was zurückhaltend scheint und Manche **hautain**

(hochmüthig) nennen. Mag die Welt Dir denn auch öfters eine Aeußerung des Gemüths geraubt haben, so trägst Du ja doch einen Schatz von Reichthum, Weisheit und Adel des Herzens in Dir, wie man es gewiß bei Männern nicht wiederfindet. Und selbst von Frauen giebt es wenige, die Dich an Wärme des Gemüthes und an so rührend tiefem Mitgefühl für Andere übertreffen. Was mich bei Dir so rühren kann, ist die übergroße Bescheidenheit Deines Charakters und vor Allem die Gutmüthigkeit, die Du bei jeder Sache an den Tag legst. Sobald Du Jemand unfreundlich begegnet bist, so thut es Dir nachher so leid und Du suchst es auf alle Weise wieder gut zu machen."

Moltkes Brautstand hat ein Jahr gedauert. Sein Geist, mehr aber noch sein warmes Herz und sein tiefes Gemüth hatten einen bildenden und reifenden Einfluß geübt auf die liebliche, jungfräuliche Knospe, die nur durch diese selbstlose, hochsinnige und erziehende Liebe in so jugendlichem Alter zu solcher Blüthe sich entfalten konnte. Marie war erst 16 Jahre alt, als sie in den Ehestand trat. Und doch brachte sie ihrem Gatten als Morgengabe nicht nur einen reichen Schatz von Liebe, sondern auch volles Verständniß für seine Eigenart, eingehende Theilnahme an all seinem Wirken und Schaffen.

Die Trauung des Paares fand am 20. April 1842 in der St. Laurentiuskirche zu Itzehoe statt. Nicht nur der Vater und alle Geschwister des Bräutigams waren zugegen, sondern auch der alte Pastor Knickebein aus Hohenfelde, bei dem Moltke vor der Kadettenzeit in Pension gewesen war. Gerade an seinem Hochzeitstage erhielt Moltke die Beförderung zum Major.

Nach der Hochzeit reiste das junge Paar im eigenen Wagen nach Berlin, um sich dort — Potsdamer Platz Nr. 1 — sein bescheidenes Heim zu gründen. Moltke hatte bei der Wohnungseinrichtung auf möglichste Einfachheit und Beschränkung gedrungen: es sei immer noch Zeit, sich auszudehnen und sich reicher einzurichten, wenn die Verhältnisse es erwünscht machen sollten.

Das Jahr 1842 verstrich dem jungen Paare in ungetrübtem Glück. Frau v. Moltke erschien im Winter bei Hofe; „sie findet sich in ihr neues Verhältniß sehr gut", rühmt der Gatte von ihr. Das folgende Jahr brachte die ersten kürzeren Trennungen, Reise nach Mecklenburg, Truppenübungen in Thüringen. Ueber alle Erlebnisse berichtete er seiner Marie ausführlich, anschaulich und oft mit prächtigem Humor. Dem unermüdlichen Fleiß that das junge Eheglück keinen Eintrag; gerade jetzt vollendete er seine Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1828, deren fertiggestelltes Manuskript im Frühjahr 1844 der gestrengen „Censur" vorgelegt wurde.

Bei allem Dienst- und Arbeitseifer erwachte oft in Moltke der Wunsch, sich in anmuthiger Umgebung anzusiedeln und das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen. Das kommt auch in den Briefen mitunter zu lebhaftem Ausdruck.

Während die Gattin im Sommer 1844 das Seebad in Apenrade brauchte, sprach Moltke seine Sehnsucht nach ihr recht eindringlich aus:

dabei wurden die beiderseitigen Briefe immer inhaltreicher; jedem Vorkommniß, jeder Stimmung wird eine wechselseitig interessirende Seite abgewonnen; auch fehlt es nicht an eingehendem Meinungsaustausch über gemeinsame Lektüre.

Nach dem Manöver machte Moltke eine Urlaubsreise nach Schleswig und Kopenhagen, wo beim General Hegermann liebe Jugenderinnerungen aufgefrischt wurden. Wie glücklich er sich dann in seinem Heim fühlte, klingt aus einem Weihnachtsbriefe an Bruder Ludwig: „Nun wollte ich Dich durch meine Zimmer führen, um Dir die gestrige Christbescherung zu zeigen; etwas Prächtigeres giebt es auf beiden Hemisphären nicht.“ Im Frühjahr 1845 kam der Vater zum Besuch nach Berlin; es war das letzte Mal, daß Vater und Sohn sich begrüßten. Im Oktober starb Viktor v. Moltke.

Der Wanderjahre zweiter Theil.

Schon im Mai 1845 hatte sich dem Wanderlustigen eine neue, reizvolle Aussicht eröffnet. Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., der schon seit 30 Jahren in Rom seinen Wohnsitz hatte, verlor seinen Adjutanten, der durch Unglücksfall den Tod gefunden hatte. Unter den für diesen Posten vorgeschlagenen Offizieren befand sich auch Moltke. Die Entscheidung verzögerte sich bis zum 18. Oktober, an welchem Tage Moltke dem Generalstabe aggregirt und zum persönlichen Adjutanten des Prinzen ernannt wurde. Alsbald wurde zur Reise gerüstet. Der Haushalt mußte aufgelöst, die Einrichtung untergebracht, es mußten unzählige Besuche und Meldungen gemacht werden. Wagen und Pferde wurden in kleinen Etappen nach Leipzig vorausgesandt, und am 14. November trat das Moltkesche Paar die Reise an, bis Leipzig mit der Eisenbahn, von dort im eigenen Wagen in gemächlichen Tagereisen über Nürnberg, Augsburg, München, Innsbruck, über den Brenner nach Trient, von da über Foligno, Terni und Nepi nach Rom, wo die Reisenden am 18. Dezember eintrafen, also fünf Wochen nach der Abreise.

Der Dienst bei seinem Prinzen nahm Moltke wenig in Anspruch, da dieser schon seit Jahren an das Bett gefesselt war. Während er nun Rom und seine Umgebungen durchstreifte, empfand er lebhaft den Mangel einer guten Karte, und in seinem unbezwingbaren Thätigkeitsdrange beschloß er diesem Uebelstande abzuhelfen. Der Meßtisch wurde mit den nöthigen Instrumenten aus der Heimath heranbeordert, und alsbald begann der allzeit Schaffensfreudige mit bewundernswerthem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer seine später allgemein bekannte und geschätzte Karte der Campagna.

Welch hohen Genuß diese Arbeit Moltke gewährte, schildert er im „Wanderbuch“: „Es ist ein wonniges Gefühl, in der Morgenfrische durch die noch schlummernde Stadt zu fahren, hinaus aus den engen Gartenmauern in die freie, weite Ebene, dort mit geschonten Kräften das Tage-

werk zu beginnen. Du wählst einen erhabenen Standpunkt, um Dich zu orientiren, und während die Nadel einspielt, schweift Dein Blick über das prachtvolle Panorama rings umher. Tiefe Stille herrscht durch die einsame Gegend, und selbst der Schall der Glocken dringt von den 360 Kirchen auf den sieben Hügeln nicht mehr bis an Dein Ohr. Kein Haus, kein Mensch ist sichtbar, nur schön gefärbte Eidechsen schauen von dem alten Mauerwerk mit klugen Augen auf Dein Beginnen und stürzen dann eilig davon. Jetzt schwebt die strahlende Scheibe der Sonne über das Sabiner-Gebirge hinauf und ein sanftes Rauschen durchschauert die breiten Gipfel der Pinien. In den klarsten Umrissen erkennst Du die meilenweit entfernten Gegenstände, die Villen am Saume der waldigen Höhen von Frascati und die blendenden Segel auf dem tiefblauen Meere.“

Als die Aufnahme in die Hände Königs Friedrich Wilhelm IV. gekommen war, schrieb in seinem Auftrage Alexander v. Humboldt an Moltke: „Ich eile Ihnen zu melden, welche Freude Ihre gestrige Sendung auf dem historischen Hügel (Sanssouci) erregt hat. Sie haben einen der sehnlichsten Wünsche des Königs aufs Höchste befriedigt. Bei dem warmen Interesse, welches Seine Majestät an der unheimlichen Belagerung von Rom gegen die Aurelianische Befestigung nimmt, war jeden Abend die Klage, keinen Plan zu haben, auf dem auch nur die Villa Pamfili zu finden sei. Euer Hochwohlgeboren können sich demnach keinen Begriff von der angenehmen Ueberraschung machen, welche das Vorlesen Ihres so inhaltreichen Briefes, die Ansicht der zwei Karten, welche man der herrlichen Bergzeichnung wegen ziemlich allgemein für in Kupfer gestochen hielt, beim König erregte. Die Terrainzeichnung, die relativen Höhen, ihre mannigfachen Abstufungen sind bewundernswürdig, dazu die astronomischen Grundlagen und direkte trigonometrische Aufnahmen von zehn Quadratmeilen in einem für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Landstriche. — Der König hat mir gestern Abend, wo die Karte zum zweiten Male aufgerollt wurde, von Neuem aufgetragen, Euer Hochwohlgeboren auf das Lebhafteste auszudrücken, wie sehr er den Werth einer solchen Arbeit anerkenne und die Veröffentlichung wünsche.“

Der ebenso genußreiche als fruchtbringende Aufenthalt des Moltke-schen Paares in der ewigen Stadt erreichte ein unerhofft frühes Ende durch den Tod des Prinzen, der am 11. Juli 1846 seinen langen Leiden erlag. Nun konnten viele schöne Pläne nicht mehr zur Ausführung kommen; auch die Erweiterung der Aufnahme der Campagna zu einer Karte des ganzen Kirchenstaates war nicht mehr thunlich. Moltke mußte zunächst nach Berlin, um den Tod des Prinzen zu melden und die Befehle betreffs Ueberführung der Leiche einzuholen. Frau Marie fand einstweilen Zuflucht in Frascati in der Villa der Wittwe des früheren prinzlichen Adjutanten. Moltke traf nach siebentägiger, furchtbar anstrengender Fahrt in Berlin ein und erhielt den Auftrag, die Leiche des Prinzen nach Berlin zu geleiten. Die Korvette „Amazone“

wurde nach Civitavecchia beordert, um dort die Hülle des Entschlafenen in Empfang zu nehmen. Moltke eilte nun wieder nach Rom, und Frau Marie, die sich in eine lange Trennung von dem geliebten Manne nicht finden mochte, hatte den festen Vorsatz, die Reise auf der „Amazone“ mitzumachen. „Ist Beschwerde oder Gefahr dabei,“ sagte sie, „so ist das ein Grund mehr für mich, sie zu theilen; ist die Reise sicher und bequem, warum soll ich sie nicht machen?“ Doch in Civitavecchia zeigte sich, daß es ganz unmöglich war, eine Dame an Bord zu nehmen; Moltke selbst mußte die Kajüte des Kapitäns theilen. Frau v. Moltke ging zu ihrer Cousine, Komteß Brockdorff, die in Capo di Monte bei Neapel wohnte. Dort verlebte sie bange Wochen. Jedes Unwetter mahnte sie an die Gefahren, denen ihr Gemahl ausgesetzt war. Noch in Rom hatte er, als er ihre Thränen sah, zu ihr gesagt: „Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zum Trauern.“ Dies Wort machte sie jetzt doppelt unruhig. Erst als der erste Brief aus Gibraltar einlief, genoß sie wieder die Reize der herrlichen Umgebung. Moltke hatte Gibraltar nach stürmischer Fahrt erreicht und verließ dort das Schiff, um die günstige Gelegenheit zu einer Tour durch Spanien zu benutzen. Er durfte darauf rechnen, doch eher in Hamburg einzutreffen, als die Korvette. Von Gibraltar fuhr er mit einem spanischen Dampfer nach Cadix, von dort zu Schiff den Guadalquivir hinauf nach Sevilla, dann mit der Diligence über Cordova nach Madrid. Besser als Madrid und seine Stiergefechte gefielen ihm die Spanier selbst, die er liebenswürdiger in ihrem nationalen Stolze fand als die Italiener. Von Madrid führte ihn die Diligence über Bordeaux und Poitiers nach Tours, dann die Eisenbahn nach Paris. Nach kurzem Aufenthalte dort ging er über Köln nach Hamburg, wo er noch zehn Tage auf die Amazone zu warten hatte. Sodann geleitete Moltke die Leiche des Prinzen nach Berlin, wo im Dom die feierliche Beisetzung stattfand.

Der Dezember erfüllte dem Moltkeschen Paare die beiden nächstliegenden Wünsche, Wiedervereinigung und Entscheidung über die künftige Stellung. Durch Kabinets-Ordre vom 24. Dezember wurde Moltke dem Generalstabe des VIII. Armeekorps in Koblenz zugetheilt.

Im neuen Heim fühlten Moltke und seine Gattin sich glücklich und zufrieden. Beide freuten sich der herrlichen Rheingegend, und neben der dienstlichen Thätigkeit und der Fertigstellung der römischen Aufnahmen fesselten die altrömischen Baudenkmäler der Rheinprovinz den regen Forschersinn Moltkes.

Doch solche idyllische Episoden sollten für Moltke nie all zu lange Dauer haben. Das Revolutionsjahr 1848 warf seine Schatten in den Koblenzer Sonnenschein. Angesichts der überall drohenden Unruhen hielt Moltke es für gerathen, die Gattin nach Ems zu senden. Als er sie wieder zu sich gerufen hatte, wurde er — am 16. Mai — als Abtheilungsvorsteher in den großen Generalstab nach Berlin versetzt. Unter diesen Umständen siedelte Frau Marie zu den Verwandten nach Holstein über. Wie Moltke mit seinem klaren Blick und mit seinem

preußischen Soldatengefühl über die damaligen Zustände dachte, geht aus seinen Briefen sehr anschaulich hervor. Aber selbst in den vertrautesten Herzensergießungen bleibt er immer maßvoll und beurtheilt Personen und Vorgänge mit der Ueberlegenheit und der Billigkeit des Weisen.

Aus dem Strohwittwerthum und den unerquicklichen Berliner Umgebungen befreite ihn die Ordre vom 22. August 1848, durch die er zum Chef des Generalstabes IV. Armeekorps in Magdeburg ernannt wurde. Nun konnte wieder an häusliche Einrichtungen gedacht werden; Moltke miethete in der damals besten Stadtgegend, am Domplatz, eine Wohnung, die zum 1. Oktober ihn und seine Gattin aufnehmen sollte. In der Korrespondenz zwischen den Brüdern spielt natürlich die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit eine besonders wichtige Rolle. Doch trotz der so sehr verschiedenartigen Lebensstellung der Brüder, die mit ihren Sympathien zwischen Schleswig-Holstein, Preußen und Dänemark getheilt waren, trat doch kaum je eine Verstimmung ein, ein ehrenvolles Zeugniß für die Größe der Auffassung und die alles überwindende brüderliche Liebe.

Die Niederwerfung der Frankfurter Straßenemeuten durch das kräftige Einschreiten der Mainzer Garnison (Regiment Nr. 38) gab Moltke und vielen treuen Preußen wieder einige Zuversicht. Wie alle tiefer blickenden Patrioten sah auch Moltke in der überall glänzend erprobten Treue des Heeres die sicherste Bürgschaft für den endlichen Sieg der guten Sache.

Die Berufung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel, der Einzug Wrangels in Berlin, die Wiederherstellung der Ordnung, die Verkündung der preußischen Verfassung aus Königlicher Machtvollkommenheit, die Niederwerfung des Aufstandes in Dresden, in der Rheinpfalz und in Baden durch preußische Truppen — das Alles stimmte froh und zuversichtlich.

Im August 1849 ging das Moltkesche Paar einige Wochen nach Wangeroog ins Seebad, von dort Frau Marie nach Holstein „mit der einzigen Bedingung, sich gut zu amüsiren und nicht gar zu viel unreifes Obst zu essen". Doch bald kehrte sie nach Magdeburg zurück, und in allen Briefen spiegelt sich das friedsame häusliche Glück des Paares, das alle äußeren Stürme überdauerte. General v. Gliszczinski schreibt darüber: „Ich kam als Major und Generalstabsoffizier zum IV. Armeekorps nach Magdeburg und damit unter Moltkes unmittelbaren Befehl. Es war während einer bewegten Zeit, während der badischen Kampagne und auf einem sehr widerwärtigen Terrain; denn Magdeburg war sehr unterwühlt und die 24-Pfünder der armirten Citadelle standen auf die Stadt gerichtet. Unsere alte Bekanntschaft wurde unter solchen Umständen schnell und auf das Allerwärmste erneuert, wir paßten in unserer dienstlichen und geschäftlichen Stellung gut zu einander, erkannten das beiderseits und haben so, wie man sagt, eine glückliche Ehe zusammen geführt. Gesteigert wurde dies für mich so glückliche Verhältniß dadurch, daß auch die Damen mitsprachen. Moltke hatte kurz zuvor seine reizende, liebens-

würdige und überaus gutherzige, damals noch sehr junge Frau geheirathet, die sich bald eng an uns anschloß und mit sehr großem Vertrauen von meiner Frau öfter guten Rath einholte und annahm. Auch die Damen waren in der politisch erregten Zeit sehr auf Gleichgesinnte hingewiesen, und so knüpfte sich denn während der neun Monate, die wir in Magdeburg gewesen sind, ein festes Freundschaftsband, das bis zum Tode dieser edlen, von mir hochverehrten Frau nicht nur gehalten, sondern sich noch mehr befestigt und noch inniger geworden ist."

Weihnachten 1849 waren Moltkes bei Mariens Eltern, bei denen sie noch einige Zeit blieb, während Moltke auf seinen Posten zurückkehrte. Der Briefwechsel war in der bewegten Zeit besonders rege. „Uebrigens, liebes Herz", schreibt Moltke am 11. Januar 1850, „gehe nicht darauf aus, die politischen Ansichten Anderer zu bekehren, laß Jedem seine Meinung. Es ist sonderbar, daß über Politik Jeder sich berufen fühlt, mitzusprechen, während in der ganzen Welt gerade darüber vielleicht nur ein paar Dutzend Menschen etwas wissen. Vollends Frauen sollten das nicht thun, deren Politik die Wirthschaft und deren Vaterland das Haus ist. Wenn ich so die Gefühlspolitik der Damen höre, die von den Thatsachen, von Verträgen, Finanzen und derlei Kleinigkeiten absehend, nur ihre Wünsche im Auge haben, so möchte ich immer fragen, was das Pfund Butter kostet. Du bist nun mal schwarz-weißer Reaktionär, und das ist mir schon ganz recht; laß aber die freie Presse dem, der sie liebt."

Im Sommer 1850 ging das Moltkesche Paar einige Wochen nach Trouville ins Seebad. Bald nach der Rückkehr trübte sich der politische Horizont; ein Krieg mit Oesterreich schien unvermeidlich, die Armee wurde auf den Kriegsfuß gesetzt. Der gehobenen Stimmung, wie sie im preußischen Offizierkorps herrschte, gab auch Frau Marie lebhaften Ausdruck: „Möchte Gott denn diese Ermannung, wie wir sie seit lange nicht kennen, mit Sieg lohnen, möchte es nicht zu spät gewesen sein und Preußen endlich zu seinem hohen Beruf in Deutschland gelangen mit raschen, festen Schritten. Ich danke Gott täglich, daß Helmuth sich so unmittelbar vor diesen Stürmen hat stärken und erfrischen können. Es fehlt ihm nichts, um dem Vaterlande große Dienste zu leisten, das ist meine feste Ueberzeugung. Gott schütze und erhalte ihn, Preußen und uns. Ich ginge so gern — ohne Scherz — als Trainsoldat mit Helmuth, aber das ist natürlich nicht möglich und sehr unvernünftig."

Das Abkommen von Olmütz, dessen staatsmännische Weisheit die Armee nicht zu begreifen vermochte, wirkte auf das Offizierkorps tief niederschlagend, eine Stimmung, der auch Moltke sich nicht zu entziehen vermochte. Jedoch zog sich der denkende Generalstabsoffizier die wichtigsten und folgereichsten Lehren aus den mannigfachen Uebelständen, die sich bei der Mobilmachung und später herausgestellt hatten.

Seit 1851 war Fürst Wilhelm Radziwill kommandirender General des IV. Armeekorps. In seinem Hause verkehrte Moltke als ein stets gern gesehener Gast. Die immer angenehmer sich gestaltenden Verhältnisse in Magdeburg waren wohl mit Ursache, daß in den Briefen

das durch die politischen Verhältnisse zeitweise hervorgetretene Unbehagen mehr und mehr schwindet. Nur einmal, als er Schleswig-Holsteins gedenkt, ruft er wehmüthig aus: „Nur eine allgemeine Erhebung deutscher Nation kann dies schöne Land zurücknehmen; aber noch kreisen die Raben um den Kyffhäuser und der alte Rothbart schläft noch.“

Auf das Höchste erregte aber Moltkes Interesse der Krimkrieg, der auch die beiden deutschen Großmächte zur Stellungnahme zu nöthigen schien.

Im Sommer 1854 leitete Moltke auf Veranlassung des Generals v. Reyher, Chefs des Generalstabes der Armee, und unter dessen Augen die Uebungsreise des großen Generalstabes. Die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl machten die Reise mit. Auch Prinz Friedrich Karl, obschon bereits General, stellte sich unter Moltkes Kommando und erfreute ihn durch seinen Eifer, seine „Passion für die Sache“. Die nahe Berührung mit dem künftigen Kronprinzen sollte noch recht bedeutungsvoll werden.

Inzwischen hatte der Krimkrieg begonnen; es kam jedoch nicht zu der Moltke nothwendig erscheinenden Stellungnahme Preußens, dessen Neutralität eine rein passive blieb.

Unterdessen hatte sich eine für Moltke entscheidende Wendung angebahnt: er wurde nach Sanssouci zum König beschieden und hatte am 2. Juni 1855 eine lange Audienz, in welcher der König ihn in liebenswürdigster Weise ersuchte, die erste Adjutantenstelle beim Prinzen Friedrich Wilhelm anzutreten. Vorläufig begleitete Moltke den Prinzen auf einer Reise nach Ostpreußen, leitete dann noch die Generalstabsreise des IV. Korps und wurde am 1. September zum ersten persönlichen Adjutanten des Prinzen ernannt. Fürst Radziwill richtete an seinen scheidenden Generalstabschef folgendes Schreiben: „Ich brauche nicht viel Worte zu machen, um Sie dessen zu versichern, wie sehr ich mich der Ihnen definitiv zu Theil gewordenen Auszeichnung freue, wie sehr ich aber die Auflösung unseres dienstlichen Verhältnisses bedauere, in der Sie mein ganzes Vertrauen, meine aufrichtigste Hochachtung und Freundschaft erworben haben, indem ich hoffe, einen gleichen Vorzug bei Ihnen gewonnen zu haben. Machen Sie mir die Freude, sobald wie möglich nach Mühlhausen (Manöverterrain) zu kommen, damit ich Sie noch sehen und sprechen kann.“

Auf besonderen Königlichen Befehl machte Moltke noch die Herbstübungen des IV. Korps mit, begab sich im Gefolge des Königs nach Mainz und meldete sich bei dem soeben dort eingetroffenen Prinzen von Preußen. In Coblenz stellte er sich der Frau Prinzessin vor. Prinz Friedrich Wilhelm, der eine Reise nach Schottland und England angetreten hatte, weilte in Balmoral, und Moltke trat ohne Verzug die Reise dorthin an. Am 29. September traf er in diesem in wildromantischer Gebirgsgegend erbauten Schlosse der Königin von England ein. Am folgenden Tage, einem Sonntag, meldete er sich beim Prinzen und verbrachte einen anregenden Tag unter „prächtigen Menschen“. Am

Montag wurde er der Königin vorgestellt und lernte die princess royal die künftige Gemahlin seines Prinzen, kennen. Alsbald wurde die Rückreise über Edinburg nach London angetreten, wo man am 3. Oktober eintraf. Ueber Brüssel, wo dem König Leopold ein Besuch abgestattet wurde, ging es nach Berlin zurück. Dort schlugen Moltkes ihren Wohnsitz Schönebergerstraße 9/10 auf und freuten sich der damals noch ländlichen Umgebung; kein Steinpflaster oder Asphalt machte das Reiten unbequem.

Im Frühjahr 1856 begleitete Moltke den Prinzen abermals nach England, diesmal zu den Verlobungsfeierlichkeiten.

Das nächste Reiseziel war Osborne, wo die Königin residirte. Nun folgte eine Reihe von Festlichkeiten, Flotten- und Truppenbesichtigungen, die den preußischen Offizier eigenthümlich anmutheten. „Das Ganze mehr ein Feuerwerk, als ein Manöver", sagt Moltke von einem den Zuschauern vorgeführten Feuergefecht. Sodann beschreibt er mit ausführlichem Humor die feierliche Doktorpromotion seines Prinzen zu Oxford. Es folgten Truppenübungen im Lager von Aldershot, endlich eine lange Reihe von Festlichkeiten und Ausflügen in London, eine recht interessante, aber ungemein anstrengende Zeit, bis am 28. Juni die Rückreise nach Berlin angetreten wurde.

Am 9. August zum Generalmajor befördert, begleitete Moltke den Prinzen auf einer Reise nach Rußland. Ueber die mannigfachen Eindrücke und Beobachtungen, zu denen gerade diese hochinteressante Zeit Veranlassung gab, sprechen sich die russischen Reisebriefe ebenso eingehend als anmuthend aus.

In Peterhof war es, wo er die Nachricht vom Tode seines Schwiegervaters erhielt, der auf der Heimreise von Westindien gestorben war.

Im Dezember folgte der Prinz, von England kommend, einer Einladung des Kaisers Napoleon, den Rückweg über Paris zu nehmen. Moltke erwartete seinen hohen Herren in Calais, um in seinem Gefolge den Besuch am französischen Hofe mitzumachen. Seine Eindrücke schildert er in den dem „Wanderbuch" entnommenen vermuthlich an die Gattin gerichteten Briefen.

Selbst in den Weihnachtstagen waren die Gatten getrennt, da der Prinz die Feiertage bei den Eltern in Coblenz zubrachte.

Moltkes Stellung hatte überhaupt zahlreiche und lange Trennungen im Gefolge, zumal als der Prinz das Kommando des 11. Infanterie-Regiments in Breslau übernahm. Da war es denn eine Herzensfreude für Moltke, als ihm seine Marie ihr Bild schickte. Im Frühling 1857 wieder ein längerer Aufenthalt in England; auch der Prinz von Preußen war diesmal Gast der Königin. Ueber Baden-Baden erfolgte Ende Juli die Rückkehr nach Potsdam, und den Gatten waren einige Tage der Wiedervereinigung beschieden, bis die Regimentsübungen den Prinzen und seinen Adjutanten nach Breslau riefen.

Inzwischen wurde der König, der schon mehrfach von bedenklichen Schwindelanfällen heimgesucht worden war, immer leidender, so daß man sich ernsten Besorgnissen nicht verschließen konnte.

Anfang Oktober starb General v. Reyher, der Chef des Generalstabes der Armee. Wie wenig Moltke daran dachte, an seine Stelle zu treten, davon zeugt seine briefliche Aeußerung: „An Reyhers Stelle dürfte vielleicht Reitzenstein aus Frankfurt ernannt werden; ich glaube, es wäre eine gute Wahl.“

Am 23. Oktober wurde der Prinz von Preußen mit der Stellvertretung des schwer erkrankten Königlichen Bruders beauftragt, und schon am 29. Oktober wurde der junge Generalmajor, der erst am 15. ein Patent seiner Charge erhalten hatte, mit der Führung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee beauftragt.

„Sie haben hierin“, heißt es in der Ordre, „einen besonderen Beweis Meines in Sie gesetzten persönlichen Vertrauens zu erblicken und erwarte Ich, daß Sie demselben vollständig entsprechen und die Ihnen übertragenen hochwichtigen Dienstfunktionen im wahren Interesse der Armee ausführen werden.“

1857 — 1864 — 1866.

Mit dem 29. Oktober 1857, als Moltke an die Spitze des preußischen Generalstabes berufen wurde, beginnt seine epochemachende Thätigkeit. Diese Stellung, die so bedeutungsvoll für den Generalstab, für die Armee, für Preußens und Deutschlands Kriegsruhm werden sollte, schuf auch dem Ehepaar Moltke wieder ein lange ersehntes, trauliches und dauerndes Heim, soweit ein solches dem Soldaten beschieden sein kann, der „hienieden kein bleibend Quartier“ hat.

Wohin der Wechsel beide Gatten führte, immer war es Mariens praktisch angelegte Natur und Tüchtigkeit, ihr Pflichtgefühl und ihr Schaffensdrang, welche die äußeren Bedingungen des Lebens regelten und behaglich gestalteten. Nicht allein über Haus und Küche, auch über Stall und Sattelkammer wachte ihr sachverständiger Blick, auf strenge Ordnung haltend. Sie führte die Finanzen und wußte mit Gebührnissen und Rationen oft besser Bescheid, als ihr vielbeschäftigter Gatte. Wenn sie an der Seite ihres Gemahls durch die Straßen Berlins oder durch den Thiergarten ritt, erregte die schöne, geschmeidige Gestalt gerechtes Aufsehen.

Entschlossen und standhaft trug sie, was ihr auferlegt wurde. Wohl hatte sie Freude am Leben; aber den Werth desselben maß sie am Glück ihres Mannes. Wollte man peinlich suchen, ob gar nichts an diesem Glück gefehlt, so läge es nahe, eine Frage aufzuwerfen, über die sie selber in sich zum Frieden gekommen war und die sie in einem Briefe unbefangen berührt: „Wenn Gott uns keine Kinder schenkt, so thut er es nur, um mich zu bewahren, daß ich mich nicht ganz an diese Welt hängen soll. So weiß er es mit jedem Menschen zu machen, daß ihm etwas fehlt und er nicht zu überglücklich in dieser Welt ist, um ihn durch einen unerfüllten Wunsch an die Unvollkommenheit des Irdischen zu mahnen.“ Nur um so inniger widmeten beide Ehegatten einander alle ihre Liebe. Es war viel Verwandtes in ihnen, und von dem, was jedem eigen war,

störte nichts den reinen Einklang zwischen beiden. Diejenige Eigenschaft der Gattin, welche dabei vor Allem ergänzend wirkte, war ihre lebhafte Heiterkeit, die sich oft zu kecker Fröhlichkeit und bis zum Uebermuth steigern konnte. Wo Marie eintrat, konnte man auf Ueberraschungen gefaßt sein und gewärtigen, daß sie durch ihre Ausgelassenheit das Unterste zu oberst kehrte. Durchaus fern von flachen Witzeleien, besaß sie die natürliche Gabe, ungesucht Lagen äußerster Komik zu schaffen. Sie sagte dann wohl selber: „Mich stach der Hafer.“ Ihrem Blick entging keine Eigenthümlichkeit ihrer Umgebung. Wie die von aller Anmaßung freie Sicherheit des Auftretens ihr in keiner Lebenslage versagte, so war ihr auch bei allen harmlosen Streichen der erheiternde Erfolg gewiß. Denn nie war sie verletzend. Wie echt und ungekünstelt ihre gute Laune war, zeigt sie in einem Briefe selber, in dem sie sich gegen alle Vorwürfe mit ihrem Vater zu decken sucht: „Ein Erbtheil meines würdigen Squires (des alten Herrn Burt), immer tolles Zeug im Kopf zu haben! Hätte ich nicht einen so nachsichtigen Gatten, der sich daran amüsirt, so wäre ich schlimm daran; denn ich kann es nicht lassen, sobald mir eine solche Idee kommt, sie sogleich zu äußern und mir mein Müthchen zu kühlen.“ Wohl rief der Gatte manchmal warnend aus: „Marie, laß doch Deine Tollheiten!“ Im nächsten Augenblick hatte eine geschickte Wendung von ihr ihn selbst schon aus der Fassung gebracht. Bis in die letzten Lebensjahre konnte er nie so herzlich lachen, als wenn er aus längst vergangener Zeit an ihre Anzettelungen erinnert wurde, und sein Auge leuchtete auf, wenn er selbst davon erzählte. Andererseits war es s e i n e Anregung, welche aus ihr nicht nur im besten Sinne des Wortes eine echte Soldatenfrau, sondern auch eine glühende Patriotin machte. Genau verfolgte sie alle militärischen Veränderungen und Beförderungen in persönlicher Theilnahme für den Betroffenen, nicht aus Ehrgeiz; denn ihrem Manne wünschte sie oft genug einen ehrenvollen Ruhestand nach aller Mühe und Arbeit, die sein Leben ausfüllten. Von ihm lernte sie an den hohen Beruf des preußischen Staats und seiner Könige glauben; aus seinem Wirken erkannte sie, wie der sichere Erfolg der preußischen Waffen nur in unermüdlicher, ernster Arbeit vorbereitet werden kann.

Obgleich das äußere Band, das Moltke mit dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm verknüpft hatte, mit dem Antritt seiner neuen Stellung gelöst war, so blieben die Beziehungen zwischen dem Fürsten und seinem ehemaligen Mentor doch nahe und herzliche.

Beim Scheiden aus dem Adjutantenverhältniß hatte Moltke vom Prinzen dessen Büste erhalten und seinem Dank in herzlicher Weise Ausdruck gegeben: — — „Die Büste wird in meiner Familie bis in späte Zeiten in Ehren gehalten werden. Daß der offene und wahrhafte Charakter, welcher sich auch in diesen Zügen in Erz ausspricht, einst durch eine segensreiche, lange Regierung belohnt werde, ist, was ich von Gott erbitte und zuversichtlich hoffe.“

Als der Prinz im Januar 1858 sich zu seiner Vermählungsfeier nach London begab, mußte Moltke ihn begleiten. Die Trauung fand am

26. Januar in der Kapelle des Schlosses von St. James statt. Mit tief empfundenen Worten schildert Moltke in seinen Briefen den herzerquickenden, Glück verheißenden Eindruck, den er von dieser weihevollen Stunde empfangen.

Im Sommer machte Moltke mit der Gattin eine Reise in die Salzburger Alpen. „Ausgenommen, daß wir nahebei den Hals gebrochen hätten, war es wunderschön", steht in einem Briefe an Bruder Ludwig. Im Herbst hatten das 5. und 6. Korps Königsmanöver bei Liegnitz. Am letzten Manövertage wurde Moltke durch eine sehr gnädige Ordre zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt.

Mit der Uebernahme der förmlichen Regentschaft durch den Prinzen von Preußen — den 7. Oktober 1858 — begann eine neue Periode der vaterländischen Geschichte. Das Jahr 1859 brachte den Krieg zwischen Oesterreich und dem mit Piemont verbündeten Frankreich, die Mobilmachung des preußischen Heeres, den überraschend schnellen Friedensschluß von Villafranca. Wieder mußte Preußen das Schwert in die Scheide stecken, seine Armee auf den Friedensfuß setzen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Moltke, der preußische Soldat, empfand tief die Bitterkeit solcher Entsagung; aber mit seinem Kriegsherrn erkannte er klar, daß es in Deutschland so nicht weiter gehen konnte und daß Preußen, wenn es die ihm gebührende Stellung erringen wollte, sein Heer verstärken, seine Wehrverfassung reorganisiren müsse.

Im Spätsommer ging Moltke mit seiner Frau nach Gastein und holte sich in der herrlichen Gebirgswelt neue Kraft und Frische für sein rastloses Wirken und Schaffen. An die Gasteiner Kur schloß sich noch eine Reise durch Steiermark und Tirol.

Im Januar 1860 übernahm Moltke den Vorsitz der Küstenbefestigungs-Kommission. Davon erzählt er in seiner Selbstbiographie: „Von manchen interessanten Aufträgen, die mir als Chef des Generalstabes der Armee zufielen, kann ich eine Bereisung der ganzen norddeutschen Küste hervorheben, welche den Zweck hatte, ein gemeinsames Vertheidigungssystem für alle deutschen Küsten zu ermitteln. Die durch Marine- und Ingenieuroffiziere bis ins Detail ausgearbeiteten Entwürfe wurden dem Bundestage wegen der Dringlichkeit der Sache zur schleunigen Erledigung überwiesen. Nach drei Jahren (!) trat denn auch in Hamburg eine Bundeskommission zusammen, mit welcher ich nochmals die außerpreußische Küste bereiste, die aber, wie vorauszusehen, in ihrer Majorität gegen fast alle preußischen Vorschläge stimmte, insbesondere gegen die beabsichtigte gemeinsame Flotte unter Preußens Führung. So blieb Alles beim Alten; und welcher Art speziell die hannoverschen Befestigungsanlagen waren, hat die Wegnahme von Stade und Geestemünde in diesem Jahre (1866) gezeigt."

Am 2. Januar 1861 starb der schwergeprüfte König Friedrich Wilhelm IV., und schon am 18. Januar wurden die Fahnen der neuerrichteten Regimenter am Friedrichs-Denkmal feierlich geweiht: die erste Königsthat Wilhelms I.

Das Königsmanöver am Rhein brachte für Moltke außerordentliche Anstrengungen mit sich. Er bewährte sich wieder als schneidiger und unermüdlicher Reiter. „Aber Sie reiten ja wie ein junger Mann von 18 Jahren, haben Sie in der Kavallerie gedient?“ fragte ihn ein französischer Offizier, der dem Manöver als Zuschauer beiwohnte.

Der Ansturm der Volksvertretung gegen das Reorganisationswerk erregte natürlich auch den Patrioten Moltke aufs Tiefste, wenn er auch nicht in erster Linie berufen war, diesen Kampf zu führen.

Der Tod des Prinz-Gemahls rief den Kronprinzen nach England, wohin ihn Moltke wieder begleitete. Am 23. Dezember 1861 fand die feierliche Beisetzung in der St. Georgs-Kapelle von Windsor statt.

Am 5. April 1862 wurde Moltke Mitglied einer Kommission, die über mögliche Ersparnisse im Militäretat berathen sollte. Freilich war mit solchen kleinen Mitteln der Konflikt mit dem Abgeordnetenhause nicht zu schlichten. Im September 1862 wurde der Mann berufen, der die Reorganisation aufrecht hielt mit, ohne oder gegen die Volksvertretung: Bismarck.

Am 31. März 1863 erließ König Friedrich VII. von Dänemark eine Verfügung, welche aufs Neue die Rechte Schleswigs verletzte. Preußen und auf seine Aufforderung Oesterreich traten gegen diesen Rechtsbruch auf.

Nachdem Moltke bei den gemeinsamen Herbstübungen des Garde- und 3. Korps als Schiedsrichter fungirt und im Oktober mit den Offizieren des großen Generalstabes die Rheinlande bereist hatte, wurde er im November zum Mitgliede der in Frankfurt zusammentretenden Militärkonferenz ernannt, die vom militärischen Standpunkt die erforderlichen Maßregeln zur Vollziehung der Bundesexekution in Holstein berathen sollte. „Es gelang“, berichtet Moltke in seiner Selbstbiographie, „hier in wenigen Tagen eine Einigung herbeizuführen, welche aber bei der Verschiedenheit der Ziele sehr bald wieder verloren ging.“

Der Konflikt mit Dänemark mußte für Moltke in gewissem Sinne schmerzlich sein, wie der Sohn seines alten Gönners Hegermann das empfand, als er Moltke in Berlin aufsuchte: „Ich fand ihn unverändert liebenswürdig, aber glaubte zu bemerken, daß etwas schwer auf ihm lastete. Während des Gesprächs mit ihm und seiner liebenswürdigen Frau bat er mich um meine Photographie, die er bei dem General Schlichting (Direktor der Kriegsakademie) nach der Rückkehr des Generalstabes aus Dänemark gesehen hatte, wo ich die für das X. Bundeskorps bestimmten Truppen vorgestellt hatte. Als ich ihm die Photographie gab, bat ich ihn, mir auch die seinige zu geben, und als er mir einige zur Auswahl vorlegte, fragte er: „Wollen Sie aber auch wirklich mein Bild haben?“ Als ich fortging, begleitete er mich die Treppe hinab bis in das Vestibül, wo er mich fragte, ob es mit unserer alten Freundschaft aus sein sollte, falls unsere hohen Herrscher miteinander in Unfrieden gerathen sollten. Ich antwortete, daß unsere persönlichen gegenseitigen Gefühle gewiß unter allen Verhältnissen dieselben bleiben

würden, wenn wir auch unter gewissen Voraussetzungen, wie die genannten, in der äußeren Welt voneinander geschieden werden sollten.“

Als nach dem Tode Friedrichs VII. König Christian IX. von Dänemark die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Gesammtstaat verfügte, nahmen Preußen und Oesterreich die Sache Schleswigs in die Hand, während der Deutsche Bund 12 000 Mann Sachsen und Hannoveraner in Holstein einrücken ließ.

Die Verbündeten überschritten am 1. Februar 1864 die Eider, Oesterreicher und Garden gingen gegen das Danewerk vor, Prinz Friedrich Karl wandte sich gegen die Schley-Uebergänge. Nur die Oesterreicher holten die Nachhut des Feindes ein, während vor Friedrich Karl die Dänen sich in die Düppelstellung zurückzogen.

Am 11. Februar erhielt Moltke von seinem Kriegsherrn den Befehl, sich behufs Berichterstattung zum General-Feldmarschall v. Wrangel zu begeben. Unverzüglich trat er die Reise an und traf am folgenden Tage in Flensburg ein, wo sich auch der Kronprinz und Prinz Albrecht (Vater) befanden. Von dort begab er sich am 13. nach Gravenstein, dem Hauptquartier Friedrich Karls. Von dort ging er noch nach Apenrade und kehrte sodann nach Berlin zurück. Charakteristisch für den großen Strategen ist die Zurückhaltung, die er sich bei dieser Gelegenheit auferlegte: sein König hatte ihn zur Berichterstattung entsendet, und streng hielt sich Moltke in den Grenzen seines Auftrages, jedes Eingreifen in die Entschließungen der Führer vermeidend.

So spricht er auch in den Briefen aus jener Zeit mit objektiver Unparteilichkeit von den Operationen, mit warmer Anerkennung von den Leistungen der Truppen. Wieviel unberufene Kritik wurde von anderen klugen Leuten verübt, die etwas weniger dazu befähigt waren, als der Chef des Generalstabes der Armee.

Noch am 27. April schreibt Moltke an seinen Neffen Henry: „Gewiß würde es mir sehr interessant sein, das Schlachtfeld mit Dir zu bereiten; aber ohne eine amtliche Wirksamkeit bei der Armee, als bloßer Zuschauer, habe ich nicht den Wunsch, dort zu sein, und bin der Sache nützlicher hier.“ Drei Tage darauf, am 30. April, wurde er vom König beauftragt, die Geschäfte des Stabes des Oberkommandos der alliirten Armee zu übernehmen. Am 3. Mai traf er in Veile ein. Die am 12. Mai eintretende Waffenruhe setzte den weiteren Operationen vorläufig ein Ziel. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich, Prinz Friedrich Karl erhielt den Oberbefehl, die Waffenruhe ging am 26. Juni zu Ende. Unverzüglich kamen jetzt die beiden von Moltke als nothwendig und thunlich erkannten Unternehmungen zur Ausführung, die Eroberung von Alsen und die Besetzung von ganz Jütland. Während die letztere naturgemäß längere Zeit in Anspruch nahm, fand der Uebergang nach Alsen mit glänzendem Erfolge und verhältnißmäßig geringen Verlusten bereits am 29. Juni statt. Am 20. Juli begann die neue Waffenruhe, die zum Frieden führte.

In der rührenden Fürsorge für seine Getreuen, die er stets bethätigte, ließ König Wilhelm bei Moltke anfragen, ob er nicht, wie alljährlich, die Kur in Gastein gebrauchen wolle und wer ihn vertreten solle. Moltke sprach jedoch den Wunsch aus, bis zum endgültigen Friedensschluß in seiner Stellung zu verbleiben, und erbat dafür späteren Urlaub nach dem Süden. Das war königliche Huld und Moltkesche Pflichttreue.

Freilich wurde ihm mit der Zeit die verhältnißmäßige Unthätigkeit peinlich, so daß in solcher Stimmung auch die schon früher aufgetretenen Abschiedsgedanken wieder auftauchten: „Da der König mich vielleicht gnädig empfängt, kann ich nicht jetzt gleich um den Abschied einkommen, aber zum Frühjahr, wenn nicht neue Verwickelungen eintreten, will ich es thun.“

Auch nach dem Wiener Frieden — 30. Oktober — blieb Moltke noch auf seinem Posten, um den Rückmarsch der Truppen und die Besatzungsverhältnisse zu regeln. Endlich, im Dezember, konnte er seine Gattin nach Hamburg kommen lassen und mit ihr gemeinsam die Heimreise antreten.

Kaum eingelebt in Häuslichkeit und gewohnte Thätigkeit, mußte Moltke im Januar den Prinzen Friedrich Karl nach Wien begleiten, wo der bisherige Oberbefehlshaber der alliirten Armee dem Kaiser die Niederlegung seines Kommandos meldete. Moltke empfing die angenehmsten Eindrücke am Wiener Hofe trotz der politischen Verstimmung, die sich schon damals geltend machte.

Freilich sprach Moltke noch im Sommer 1865 die Hoffnung auf eine Verständigung aus, die eine wirkliche Aussöhnung der beiden deutschen Mächte anbahnen könne. „Damit ist der Weltfriede gesichert und Allen gedient, nur den Würzburgern nicht.“

Die Gasteiner Konvention brachte nur eine Vertagung, aber keine Lösung der streitigen Fragen. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich verschärfte sich mehr und mehr. Moltke sah dem bevorstehenden Kriege mit klarem Blick und ruhiger Zuversicht entgegen. In seiner Selbstbiographie — geschrieben im September 1866 — heißt es: „Nächst Gottes Willen und der Tapferkeit der Truppen und ihrer Führer sind für den Ausgang der Sache zwei Rücksichten entscheidend geworden, die ursprüngliche Vertheilung der diesseitigen Streitkräfte auf den verschiedenen Kriegstheatern und ihre Versammlung auf dem Schlachtfelde. — — Sehr achtungswerthe Stimmen waren laut geworden, welche aussprachen, daß bei einem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche Preußen nicht den ersten Schuß thun dürfe. Allein der König und seine Räthe erkannten, daß jedes weitere Zuwarten den Staat in Gefahr brachte. Oesterreich hatte die Initiative der Rüstung ergriffen. Preußen erfaßte die des Handelns und schrieb dadurch für die ganze Folge dem Gegner das Gesetz vor. Hätte man das Ueberschreiten der sächsischen Landesgrenze um vierzehn Tage verschoben, so würden wir heute aller Wahrscheinlichkeit nach die Schlachtfelder des Krieges auf der Landkarte von Schlesien zu suchen haben.“

Am 30. Juni begab sich der König mit Bismarck, Roon und Moltke zum Heere und traf über Reichenberg und Schloß Sichrow am

2. Juli in Gitschin ein. Schon war der erste Theil der schwierigen Aufgabe glücklich gelöst: der siegreiche Vormarsch der getrennten Heere, der ihr Zusammenwirken in der Entscheidungsschlacht sicherte.

Aus Moltkes Aufsatz „Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I.“ hier folgende, für sein Wägen und Wagen charakteristische Stellen: — — „Im Hauptquartier des Königs fehlten noch sichere Nachrichten. Man vermuthete das Gros des feindlichen Heeres noch im Anmarsch, und daß es sich in einer Stellung, die Elbe vor der Front, die Flügel an die Festungen Josephstadt—Königgrätz angelehnt, versammeln werde. Dann gab es nur zwei Wege: entweder mußte diese überaus starke Stellung umgangen oder in der Front angegriffen werden. — — Die absichtlich noch beibehaltene räumliche Trennung beider Armeen ermöglichte, die eine wie die andere Maßregel zu ergreifen; aber mir lag die schwere Verantwortung ob, Seiner Majestät vorzuschlagen, welche. — — Noch am Abend dieses Tages (2. Juli) wurde dem Prinzen Friedrich Karl bekannt, daß das ganze österreichische Heer an der Bistritz aufmarschirt stehe, und der erhaltenen Weisung entsprechend, ordnete er alsbald die Versammlung der Ersten und Elb-Armee, nahe dem Feinde gegenüber, in aller Frühe des folgenden Morgens an.“

„Mit der Meldung hierüber traf abends 11 Uhr General v. Voigts-Rhetz in Gitschin beim König ein, welcher ihn zu mir herüberschickte. Diese Nachricht beseitigte alle Zweifel und nahm mir einen Stein vom Herzen. Mit einem „Gott sei Dank!“ sprang ich aus dem Bett und eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte. Auch Seine Majestät hatte sich auf seinem niedrigen Feldbett bereits zur Ruhe gelegt. Er erklärte sich nach meiner kurzen Auseinandersetzung der Sachlage völlig einverstanden, am folgenden Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen, und befahl mir, die nöthigen Ordres an den Kronprinzen zu erlassen, welcher nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte. Die ganze Verhandlung mit Seiner Majestät wird kaum mehr als zehn Minuten gedauert haben. Zugegen war Niemand sonst. Das ist der Kriegsrath von Königgrätz.“

Am Morgen des Schlachttages brach Moltke mit seinen Offizieren frühzeitig nach der Höhe von Sadowa auf, wo um 8 Uhr auch der König eintraf. Die Erste Armee griff an, und ihr gegenüber entwickelten sich allmählich immer stärkere, immer überlegenere feindliche Streitkräfte. Als gegen Mittag Friedrich Karls Streiter in heißem Ringen immer noch allein gegen die feindliche Uebermacht ausharren mußten, da die Armee des Kronprinzen noch nicht heran war, fragte der König seinen Generalstabschef, was er von dem Verlauf der Schlacht halte. „Euer Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug,“ entgegnete Moltke mit ruhiger Zuversicht. Um dieselbe Zeit schienen sich auch bei Bismarck einige Zweifel am glücklichen Gelingen zu regen. Unverwandt spähte er nach Osten, wo vom Kronprinzen immer noch nichts zu erblicken war. Ohne ein Wort zu sagen, bot Bismarck dem neben ihm haltenden Moltke seine Cigarrentasche, in der sich noch zwei Cigarren be-

fanden, eine gute und eine schlechtere. Nach kaltblütiger Prüfung wählte Moltke die beste von beiden, und Bismarck schien nun völlig beruhigt über den Ausgang der Schlacht. Bald erspähte er mit seinem Glase die Kolonnen der Zweiten Armee — unwiderstehlich, sieghaft griffen sie ein — allgemeiner Ansturm aller drei Armeen — die Entscheidungsschlacht war gewonnen.

Sehr lehrreich für die weisen Leute, die nach der Schlacht die energische Verfolgung des Feindes vermißten, sagt Moltke: „Nach der Theorie soll sich dem Siege die Verfolgung unmittelbar anschließen, eine Forderung, der Alle, besonders auch die Laien, zustimmen, und doch wird derselben in der Praxis selten entsprochen. Die Kriegsgeschichte weist wenig Beispiele auf, wie das berühmte Belle-Alliance. Es gehört ein sehr starker, mitleidsloser Wille dazu, einer Truppe, welche 10 oder 12 Stunden marschirt, gefochten und gehungert hat, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs Neue Anstrengungen und Gefahren aufzuerlegen. Aber auch diesen Willen vorausgesetzt, hängt die Verfolgung noch ab von der Art, wie der Sieg gewonnen wurde. Sie wird schwer ausführbar, wenn alle Abtheilungen auf dem Schlachtfelde, wie bei Königgrätz, so durcheinander gerathen sind, daß Stunden erforderlich sind, um sie erst wieder in taktischen Verbänden herzustellen. Ohne die Unterstützung einer starken, geschlossenen Infanterieabtheilung wird die Kavallerie, vollends bei Nacht, von allen Bodenhindernissen und jeder kleinsten Postirung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe selten lösen."

Am 15. Juli schrieb Moltke aus Brünn: „Die Erste Armee ist seit der Schlacht in elf Tagen über dreißig Meilen marschirt, und wie schritten die Bursche heute hinter ihren wirbelnden Trommeln geschlossen einher! Es kommt mir manchmal unfaßlich vor, daß ich erst seit 14 Tagen aus Berlin bin. Was ist seitdem Alles vorgefallen und wie hat die Weltlage sich umgestaltet! Gott der Herr möge ferner gnädig sein. Er hat unsere Sache sichtlich in Schutz genommen, und ich glaube, daß es sein Wille ist, daß Deutschland unter Preußen zur Einheit gelangt."

Bei der Ratifikation der Friedenspräliminarien am 28. Juli verlieh der König Moltke den Schwarzen Adler-Orden; der Kronprinz schickte ihm seinen eigenen Stern.

Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb Moltke seiner Marie: „Gottes Gnade ist sichtbar mit uns gewesen, und wir können uns Alle Glück wünschen zum Erfolge; denn wahrlich, es handelte sich um unsere Existenz. Wenn ich auch meinen Antheil an der Sache nicht so hoch anschlage, wie Du es in Deinem Wohlwollen für mich thust, so habe ich doch das beruhigende Bewußtsein, meine Schuldigkeit gethan zu haben. Jetzt haben wir Front zu machen gegen die Neider, die uns nicht gönnen werden, was wir erreicht; aber das Schwerste ist, glaube ich, gethan."

In der Selbstbiographie heißt es: „Es steht zu hoffen, daß das Ergebniß dieses beispiellos schnell verlaufenen Feldzuges eine segensreiche Zukunft für Deutschland und die heranwachsende Generation herbeiführen

wird. In der ernsten Prüfung sind die jüngeren Männer gewogen, auf welche das preußische Heer in den Kämpfen sein Vertrauen setzen darf, welche wahrscheinlich noch bevorstehen. Ich darf mich glücklich schätzen, meine Laufbahn zu schließen, reich belohnt durch die Gnade des Königs und das Vertrauen meiner Kameraden."

Am 20. September feierlicher Einzug in Berlin, am 21. Tedeum auf dem Lustgarten. Wie Bismarck und Roon, so wurden auch Moltke und den Heerführern Dotationen bewilligt. Durch eine sehr gnädige Ordre ernannte der König Moltke zum Chef des 2. Pommerschen Grenadier-Regiments (Kolberg) Nr. 9.

Wie der König, so wußte die Armee, was sie Moltke zu verdanken hatte; nur er allein wies fast jedes Verdienst von sich ab, wie er an Graf Egloffstein schrieb: „Wenn Euer Hochgeboren auch meines Antheils an den so überaus erfolgreichen Begebenheiten freundlichst erwähnen, so darf ich sagen, wie oft mir die Worte eingefallen sind: daß der Herr stark ist in den Schwachen."

Bis zum Tode der Gattin.

Im Spätherbst 1866 machte Moltke mit der Gattin eine Erholungsreise in die Schweiz. Ein längerer Aufenthalt in Glion bei Montreux erwies sich besonders anheimelnd durch den Verkehr mit der Familie v. Roon und anderen Landsleuten. Allabendlich pflegte dort auch das edle Whist gespielt zu werden. Moltke liebte das Spiel sehr; aber er betrachtete es lediglich als einen Zeitvertreib, der die Gedanken auf eine mechanische Beschäftigung ablenkte und die geistige Spannung löste. Er war auch keineswegs ein Meister des Spieles, wie man wohl behauptet hat. Dazu war ihm die Sache nicht wichtig genug, und er machte mitunter unbegreifliche Fehler. Er nahm das Spiel nicht tragisch und liebte besonders, daß rasch gespielt wurde. Wenn er seine Karten geordnet hatte, machte er seinen Plan und suchte ihn durchzuführen, ohne allzuviel Rücksicht auf die Karten seines Aiden zu nehmen. Es wurden immer alle Touren vom einfachen Whist bis zur schwarzen Dame durchgespielt. Der Point, um den gespielt wurde, war immer sehr niedrig; denn so ungern er verlor, ebenso wenig wollte er auf Kosten der Mitspieler große Gewinne machen. Als Moltke einst den ihm ungeheuerlich dünkenden Betrag von zwei Mark gewonnen hatte, war ihm dies seinen Gästen gegenüber so peinlich, daß er das Resultat mit der Bemerkung herabzudrücken suchte: „Herrschaften, heute haben wir ja doch bloß zu einem halben Pfennig das Point gespielt."

Das herzlichste Interesse hatte Moltke für alle Glieder der Familie, wie sich das nicht nur in der Korrespondenz mit den Geschwistern, sondern auch in der liebevollen Fürsorge für deren Kinder aussprach. Wenn ihm Henry Burt, der Bruder seiner Gattin, besonders ans Herz gewachsen war, so that das den Anderen keinen Eintrag. Das erfuhr z. B. der Sohn seines Bruders Adolf, der Neffe Wilhelm, der in früher

Jugend seiner zarten Gesundheit wegen in Wiesbaden in Pension gewesen war und dort die liebevollsten Briefe und Ermahnungen seines Onkels erhielt. Des Knaben Wunsch, sich dem Soldatenstande zu widmen, schien anfangs unerfüllbar. Da wußte ihn denn Onkel Helmuth herrlich zu trösten, indem er ihm die Vorzüge eines akademischen Berufes ausmalte und vor Ueberschätzung der militärischen Laufbahn warnte. Dennoch erfüllte sich später des Jünglings Herzenswunsch, Soldat zu werden, und nach wie vor stand ihm der gütige Onkel mit Rath und That zur Seite, mahnte ihn zur Sparsamkeit, zum Fleiß, zur Pflichttreue, nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern in höchst praktischer, eingehender Art. Es ist rührend, wie der große Denker dabei Sinn und Verständniß auch für die scheinbar kleinsten Dinge zeigte, die von Bedeutung für den Schützling sein konnten.

Bei den Wahlen zum Reichstage des Norddeutschen Bundes hatte man in Berlin die Helden von 1866 als Kandidaten aufgestellt, in der Hoffnung, daß der Patriotismus, die nationale Begeisterung der Berliner sie unter solchen Umständen zur Wahl konservativer Männer bestimmen könne. Aber das konnte der traditionelle Berliner Oppositionsgeist nicht übers Herz bringen: mit Bismarck, Roon, Falckenstein, Steinmetz und Herwarth fiel auch Moltke durch. Dagegen wählte ihn der Wahlkreis Memel-Heydekrug zu seinem Vertreter.

Trotz überreicher Beschäftigung wußte Moltke auch seinen parlamentarischen Verpflichtungen zu genügen; das war ebenso gut Dienst für Heer und Vaterland, wie die Arbeit an der Spitze des Generalstabes. Das Wort ergriff Moltke zum ersten Male am 3. April 1867, als es sich um das Kriegswesen des Bundes handelte. Auch am 5. April sprach er zur Begründung eines von ihm gestellten Amendements. Zwei Grundsätze waren es damals vor Allem, für deren Aufrechterhaltung der erfahrene Soldat, der konservative Staatsmann, eintrat: die Friedenspräsenzstärke des Heeres möglichst unabhängig zu machen von parlamentarischer Beschlußfassung und das Festhalten an der dreijährigen Dienstzeit, die an Moltke jederzeit ihren beredten und überzeugenden Vertreter fand.

Als Kaiser Napoleon die begehrliche Hand nach Luxemburg ausstreckte, glaubte Moltke nicht an den Krieg, weil er wußte, daß Frankreich durchaus nicht gerüstet war; trotzdem rechnete er mit der Möglichkeit und war sicher schon damals „archiprêt“.

Inzwischen trug sich Moltke lebhaft mit seiner alten Lieblingsidee, einen größeren Grundbesitz anzukaufen, um der Familie wieder ein fest gegründetes Heim im deutschen Vaterlande zu schaffen. Die Dotation von 1866 gab nun die Mittel dazu an die Hand, und es galt nur noch, etwas Passendes zu finden. Gern hätte Moltke sich in Mecklenburg oder Holstein niedergelassen, wenn sich dort eine günstige Gelegenheit geboten hätte.

Auf den 20. April 1867 fiel Moltkes silberne Hochzeit. Auf den Wunsch des Paares, den Tag still vorübergehen zu lassen, gingen

die Verehrer nicht ein. Schon zu früher Stunde erschienen die nächsten Verwandten aus Holstein und zahlreiche Freunde als Gratulanten, unter ihnen auch der Kronprinz mit Gemahlin. Frau v. Moltke trug in ihrem schönen dunkelen Haar, in das sich noch kein Silberfaden mischte, den silbernen Myrthenkranz, ihr Gatte ebenso stolz das silberne Sträußchen im Knopfloch. Als man sich zum Frühstück niedersetzte, fand die Silberbraut unter ihrer Serviette das Geschenk ihres Mannes, ein schönes goldenes Armband mit einer ovalen Kapsel, die das Bild des Generals sowie den Verlobungs- und Hochzeitstag enthielt. Die Außenseite der Kapsel war mit einer genauen Nachbildung des 25jährigen Dienstkreuzes in Silber, auf blauem Emaillegrunde, umrahmt von silbernen Myrthen, geziert. Frau Marie war tief bewegt von dieser sinnigen Aufmerksamkeit.

Nach Beilegung der Luxemburger Frage entschloß sich der König auf Einladung Napoleons zur Reise nach Paris zum Besuch der Weltausstellung. Moltke wurde zur Begleitung befohlen. Bekanntlich war zu dieser Zeit auch der Kaiser von Rußland in Paris: stolze Tage für Napoleon, die letzte Glanzperiode vor dem Niedergange. Die Tage in Paris waren so überreich an Festlichkeiten, Besuchen, Paraden und dergleichen, daß Moltke der Gattin nur in kurzen Stichworten Bericht erstatten konnte. Da findet sich u. A. die Notiz: „Gespräch mit dem Kaiser von Rußland, der zu Frieden und Mäßigung mahnt.“ Diese Mahnung war freilich an die falsche Adresse gerichtet. Von der Kaiserin Eugenie heißt es nur: „Schön wie vor elf Jahren.“ Dem einen Wort „Abreise“, das am 14. Juni alle Kunde in sich faßte, fühlt man das Aufathmen an, nach diesen anstrengenden Tagen, die weder dem König noch seinem Begleiter etwas fürs Herz geboten hatten, nichts als Repräsentation und immer wieder Repräsentation.

Am 3. Juli wurde der Jahrestag von Königgrätz mit der Weihe der Fahnen der neuerrichteten Regimenter (VI., X., XI. Armeekorps) festlich begangen. Moltke berichtete der in Lübeck weilenden Gattin: „Der König von Italien hat mir seinen Militär-Orden durch den Prinzen Umberto geschickt. Beim Diner im Neuen Palais, wo die Offiziere der neuen Regimenter, schöner Toast auf die Armee; die beiden Prinzen, Roon und mich sehr anerkennend genannt. Zeitung bringt so was nicht.“

Bei der Uebungsreise des großen Generalstabes wurden Moltke und seine Offiziere in Schlesien mit unbeschreiblichem Enthusiasmus von der Bevölkerung aufgenommen. Die schlesische Generalstabsreise sollte nun auch dem lange gehegten Wunsche Moltkes Erfüllung bringen, einen angemessenen und wohnlichen Grundbesitz zu erwerben. In der Nähe von Schweidnitz, zwischen der hohen Eule und dem Zobten, war eine Herrschaft zu verkaufen, die aus den zusammenhängenden Gütern Kreisau, Gräditz und Wierischau bestand. Moltke wandte sich an den in der Nähe von Schweidnitz ansässigen Herrn v. Kulmiz, der ihm bei Besichtigung und Kauf mit Rath und That behülflich sein sollte.

Herr v. Kulmiz erwartete den General auf dem Bahnhof, ein besonderer Wagen stand für das Gepäck bereit. Moltke hatte aber nichts auf der Welt bei sich, als den Anzug, den er trug, und wohlgemuth ging es auf die Besichtigungstour. Im offenen Wagen wurden die Herren von einem Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt, und es blieb Moltke nichts übrig, als sich abends in eine Garnitur des Herrn v. Kulmiz einzukleiden. Da Moltke bekanntlich groß und schlank, Kulmiz aber klein und dick war, so muß der Anblick erschütternd gewesen sein. Trotz Gewitterregen und Maskerade wurde der Entschluß zum Kauf frohen Muthes gefaßt, und am 1. August war Moltke wohlbestallter Besitzer von Kreisau. Mit Eifer ging es alsbald an die Herrichtung des Wohnhauses, die Anlage eines Parkes und an manche wirthschaftliche Einrichtungen und Verbesserungen.

Obschon inzwischen auch Mitglied des Zollparlaments, wußte er doch Zeit für Kreisau zu finden. Sparsam, wenn unnütz erscheinende Luxusausgaben in Frage standen, war er freigebig, wenn es sich um wirthschaftliche Verbesserungen oder um Hülfe für seine Arbeiter handelte. Als er bemerkte, daß die Kinder von Kreisau $^3/_4$ Stunden weit zur Gräditzer Schule gehen mußten, kaufte er ein mitten in Kreisau liegendes Gehöft an, ließ dort ein Schulhaus bauen und stiftete ein Kapital, von dessen Zinsen der Lehrer besoldet wurde. Für jedes Kind, das in die Schule eintrat, schaffte er ein Sparkassenbuch an, auf das er eine Mark einzahlte. Dann ließ sich das Kind seine Ersparnisse 10= und 50=pfennigweise eintragen, und jedes Mal, wenn es eine Mark zusammengespart hatte, legte Moltke eine weitere Mark zu. Ferner begründete er eine Schulbibliothek, die er durch Ueberweisung geeigneter Bücher auch für die ländlichen Arbeiter nutzbar zu machen suchte. Später baute er noch eine Kleinkinderschule mit einer Wohnung für die Diakonissin, welche die Kleinen zu beaufsichtigen hatte.

In allen Sonnenschein des Glücks fiel damals der erste trübe Schatten, indem Schwester Auguste, bei der Frau Marie zum Besuch war, dem Bruder Besorgnisse wegen der Gesundheit der Gattin mitgetheilt hatte. „Guste schreibt mir zu meiner Ueberraschung, daß Marie leberkrank ist. Ich habe sie nicht anders als kerngesund und äußerst zufrieden gekannt. Es ist indeß möglich, daß sie von ihrem Vater eine Disposition zur Leberkrankheit geerbt hat. Ich werde, sobald ich zurückkomme, mit unserem Hausarzt darüber sprechen und bin gern bereit, mit ihr nach Karlsbad zu gehen; ich glaube aber freilich, sie lacht mich aus, wenn ich damit komme.“

Im Oktober erschien Moltke im Reichstage, als das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste berathen wurde. Es handelte sich um die vom Reichstage beanstandete Bestimmung, daß die zur Reserve beurlaubten Mannschaften zum Dienst einberufen werden können, wenn es sich um nothwendige Verstärkungen des Heeres handelt. Moltke schloß seine klaren und sachlichen Darlegungen, die jeden Einsichtigen überzeugen mußten, mit den mahnenden Worten: „Meine Herren, ich glaube, wir

wünschen Alle aufrichtig, daß die Gesetze gehalten werden; der beste Weg dazu ist, die Gesetze so zu geben, daß sie gehalten werden können. Ich empfehle Ihnen dringend, die Worte »nothwendige Verstärkungen« unverändert stehen zu lassen.“ Der Reichstag beschloß demgemäß.

Der März 1868 sah Moltke im Zollparlament, in welchem die Vertreter der süddeutschen Staaten gemeinsam mit den norddeutschen tagten, wenn auch nur zu handelspolitischen Zwecken. Vielfach betrachtete man das Zollparlament als den Uebergang zum Vollparlament. Dieser wohlgemeinten, aber zur Zeit nicht durchführbaren Auffassung sollte in einer Adresse an den König Ausdruck gegeben werden. Moltke hatte die Absicht, gegen den Adreßentwurf zu sprechen, unterließ es jedoch. Doch ist der Entwurf zu seiner Rede ungemein charakteristisch für seine Anschauungsweise: „Ich ergreife das Wort gegen die Adresse, nicht weil ich den darin ausgesprochenen Wünschen entgegen wäre, sondern weil ich glaube, daß die Adresse unrichtig adressirt ist. Eine Aenderung in der vertragsmäßigen Stellung der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund kann meiner Meinung nach nur auf zwei Wegen bewirkt werden, durch den Krieg, welcher die bestehenden Verträge beseitigt und an ihre Stelle andere setzt, die den Verhältnissen mehr entsprechen, oder durch allseitige Vereinbarung. Ich räume ein, daß auf letzterem Wege in Deutschland nicht leicht etwas geschaffen wird. Was auch über deutsche Einheit geredet und gedruckt, gesungen und getoastet worden, etwas Reales ist daraus nie hervorgegangen. Die Möglichkeit, sich zu einigen, welche unser Herrgott der deutschen Nation in Abschnitten von Jahrhunderten geboten, wurde nicht benutzt, weil sie Jeder so versteht, daß er der Mittelpunkt derselben wird, Jeder einen anderen, daher meist unmöglichen Weg will.

Was bisher an wirklicher Einigung zu Stande gekommen, das verdanken wir dem Zwang, den Preußen in milderer oder herberer Form durch seine Handelspolitik, durch seine Diplomatie und sein Schwert geübt hat. — — Freilich wäre eine größere Annäherung, z. B. auf dem militärischen Gebiete zu wünschen. Es besteht zur Zeit ein Schutz- und Trutzbündniß. Es ist dies eine unvollkommene Form gegenseitiger Hülfeleistung. — — Der Norden braucht den Süden nicht zu drängen; er kann es abwarten, bis das Bedürfniß den Süden zu uns führt. Dies Bedürfniß nun tritt jedesmal hervor, sobald eine Wolke am politischen Horizont sich zeigt. Freilich mit dieser Wolke verduftet auch alsbald die Neigung, Institutionen dauernd einzuführen, welche die Hülfe des Nordens ermöglichen und selbst entbehrlich machen würden. Man erkennt die Nützlichkeit der Einrichtungen, welche sich in Preußen bewährt haben, aber man hofft den Lasten zu entgehen, welche sie nothwendig mit sich führen, Lasten, welche doch Preußen fünfzig Jahre lang allein getragen, ohne zu erliegen, und deren Verwendung wir es danken, wenn heute in diesem Saale Abgeordnete aus dem Norden wie dem Süden zusammen tagen. — — Ich erwarte eine Annäherung des Südens an den Norden wie von seinem Patriotismus, so deshalb, weil wir den höheren Preis bieten. Wir stellen ein Heer, Sie Kontingente; wir haben einen Kriegs-

herrn, Sie nur einen Oberbefehlshaber; wir bieten Ihnen, was wir mit Blut errungen und was uns keine Macht der Erde wieder entreißen wird, bieten Ihnen, was Sie ohne uns nie erreichen können, ein Vaterland!"

Für wie ernst Moltke die Zeit ansah, spricht sich nicht nur in seinen Briefen, sondern auch in der Mahnung aus, die er am 15. Juni an den Reichstag richtete: „Ich sehe für den Zweck (Sicherung des Weltfriedens) nur eine Möglichkeit, und das ist, daß im Herzen von Europa sich eine Macht bilde, die, ohne selbst eine erobernde zu sein, so stark ist, daß sie ihren Nachbarn den Krieg verbieten kann. Eben deswegen glaube ich, daß, wenn dies segensreiche Werk jemals zu Stande kommen soll, es von Deutschland ausgehen wird, aber, meine Herren, erst dann, wenn Deutschland stark genug ist, das heißt, wenn es geeinigt sein wird."

Im Sommer nahm Moltke mit seiner Gattin längeren Aufenthalt in Kreisau. Leider sollte es der treuen Gefährtin nicht vergönnt sein, sich noch lange dieses traulichen Heims zu freuen, wo auch sie nach Herzenslust zu schaffen und zu wirken gedachte.

Anfang August begleitete Moltke den Prinzen Albrecht (Vater) auf einer interessanten Reise zur Besichtigung der Gefechtsfelder der Main-Armee, woran sich die Generalstabsreise durch das Rhön-Gebirge und den Thüringer Wald schloß.

Im September ging das Moltkesche Paar nach Wildbad, wo die Bäder Frau Marie sehr gut zu bekommen schienen.

Noch am 6. Dezember konnte Moltke an seinen Bruder Fritz Grüße von seiner Marie bestellen — noch keine Ahnung von der bevorstehenden tödlichen Erkrankung. Bald darauf wurden Moltke und seine Gattin auf einem Spazierritt von heftigem Regen überrascht, und nach der Heimkehr versäumte Frau Marie sich gründlich umzuziehen, sondern beeilte sich, einen Bazar im Niederländischen Palais zu besuchen. Gleich darauf erkrankte sie an akutem Gelenkrheumatismus, der sehr heftige Schmerzen und hohes Fieber mit sich brachte. Am 10. Dezember benachrichtigte Moltke seine Schwester Auguste und ließ den Wunsch blicken, sie möge zur Pflege kommen. Das treue Schwesterherz ließ sich nicht lange bitten; Auguste kam und wich nicht vom Krankenlager der theuren Marie, ihr und dem Bruder Trost und Stütze. Es folgten schwere Leidenstage, Schmerzen, Schlaflosigkeit, Fieberphantasien. Die Besorgniß, die Krankheit könne das Herz in Mitleidenschaft ziehen, rückte immer näher. So schwanden die Tage zwischen Furcht und Hoffnung. Dabei hörte man von der Kranken nie ein Wort der Klage. Sobald sie bei Bewußtsein war, schien sie ergeben und sogar heiter, obgleich auch sie über die Natur ihrer Krankheit nicht in Zweifel war.

Wenige Tage vor ihrem Tode nahm sie Abschied von den Ihrigen, betete für die Lieben und für den König, sprach wenige, rührende Worte. Darauf schien noch einmal eine Wendung zum Besseren einzutreten, so daß auch Moltke noch einmal Hoffnung schöpfte. Die letzten Augenblicke der Dulderin schildert Frau Auguste: „Am Morgen des Weihnachtstages

wurde sie ganz still, wir saßen alle an ihrem Bett, auch Jeannette (Mariens Schwester), welche eben angekommen, aber nicht mehr von ihr erkannt wurde. Mir machte sie ein Zeichen, sprechen konnte sie nicht mehr — welches Gott mir eingab, richtig zu verstehen, ich sollte aus ihrem Schreibtisch einen Ring holen. Dann steckte sie ihn mit zitternden Händen, und nachdem sie vorher mit fliegender Hast den Kopf und die Schultern ihres Mannes betastet, zur Prüfung, ob er es sei, an den vierten Finger seiner Hand, dann wurde sie ganz ruhig, und nach einigen schweren Athemzügen war ihre Seele entflohen."

„Helmuth drückte die lieben braunen Augen zu und sank dann auf seine Knie und beugte das graue Haupt tief auf seine Hände und dankte Gott, daß Er den Kampf beendet und das geliebteste Leben zu sich genommen. Das war die Höhe seiner Liebe, daß er das konnte. O, er hätte sie so gern behalten; wie hat er gelitten, wie hat er sie gepflegt und erquickt mit Wort und That, wie hat er gehofft und gefürchtet, gebetet und gerungen! Auch Marie hat von Anfang an auf ihr Ende gesehen; sie betete viel, laut und leise, besonders das Vaterunser, erkannte sich als eine große Sünderin, gelobte vieles anders zu machen, wenn Gott ihr das Leben schenke, segnete immer und immer wieder ihren geliebten Mann und sah endlich mit festem, ruhigem Sinn der Stunde ihres Abscheidens entgegen. Ein wunderschönes Marmorbild lag sie da; einen Palmenzweig im Arm, glich sie einem Engel aus der Weihnachtsnacht, uns verkündend: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

„Und welch ein Wohlgefallen hatte sie unter den Menschen, wieviel Thränen sind ihr nachgeflossen von Hoch und Niedrig; wie hat man sie erkannt, welch eine reine, harmlose, lautere, wahrhafte Seele aus diesem schönen, blühenden Leibe abgerufen, der schon am zweiten Tage zerfiel wie des Grases Blume."

Der tiefe Seelenschmerz, der sich in Moltkes Traueranzeigen an die Lieben ausspricht, war verklärt durch eine wunderbare Gottergebenheit, wie sie nur dem Weisen, dem wahrhaften Christen eigen ist, der sich durch alles Erdenleid hindurchringt zu seligem Frieden.

Die Theilnahme war innig und allgemein, obenan die herzlichen Beileidsbezeugungen des Königs und der Königin. Die hohe Frau bekundete ihre verständnißvolle Theilnahme noch besonders durch ihre zarte Fürsorge: sie befahl Frau Auguste zur Audienz und legte ihr ans Herz, Moltke müsse dem König und dem Vaterlande erhalten bleiben. Bliebe er aber nach dem Tode der Frau einsam, so läge die Gefahr nahe, daß er sich ganz in sich selbst und bald auch vom Dienst zurückziehen werde. Es wäre deshalb ihre Pflicht, zu ihm zu ziehen, ihm über den Verlust der Frau hinwegzuhelfen und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen.

Infolge dieser Anregung entschlossen sich die Geschwister Auguste und Fritz, ihre Häuslichkeit aufzugeben und zu Moltke zu ziehen, der die ihm so besonders theure Schwester und den lieben Bruder natürlich mit offenen

Armen aufnahm. Freilich, der Verlust blieb unersetzlich und der einzig geliebten Gattin hat Moltke sein ganzes Leben hindurch nachgetrauert.

Er geleitete die Leiche der Heißgeliebten nach Kreisau, wo sie vorläufig in der kleinen katholischen Kirche beigesetzt wurde, bis zur Fertigstellung der zu erbauenden Grabkapelle.

Im nächsten Jahre wurde die nach Moltkes Zeichnungen hergestellte Kapelle vollendet und der Sarg dorthin übergeführt. Wenn Moltke nach Kreisau kam, war diese Stätte immer sein erstes Ziel. Dann trat er mit entblößtem Haupte an den Sarg und legte liebkosend die Rechte auf dessen Kopfende. Oft brachte er kleine Liebeszeichen mit hinauf, eine schöne Blume oder einen Blüthenzweig, den er unterwegs gepflückt und behutsam hinaufgetragen hatte, um ihn auf den Sarg niederzulegen. Wenn er dann wieder hinaustrat, lag ein wehmüthig weicher Ausdruck auf seinen Zügen und in den Augen schimmerte noch die tiefe Bewegung des Innern.

Am Tage der Bestattung erwies der König seinem General wieder eine so zartsinnige Aufmerksamkeit, wie das gerade ihm eigen war, ihm allein: er ernannte an diesem Tage Henry v. Burt, den dem Paar Moltke besonders nahestehenden Bruder der Entschlafenen, zum persönlichen Adjutanten seines schwergeprüften treuen Berathers.

Es war nicht Moltkes Art, das innerste Heiligthum seines Herzens zu entschleiern, auch nicht denen gegenüber, die ihm innerlich nahe standen; aber doch begegnet uns in allen seinen Briefen nach dem Tode der Geliebten manche Andeutung, wie unsäglich tief er durch diesen Trauerfall getroffen war und wie er den Schmerz niemals völlig überwunden hat.

Ein wie schönes Denkmal setzt er der Verklärten in den wenigen Worten, die ihrem Andenken in einem Briefe an den Grafen Bethusy gewidmet sind: „Lebhaft erinnere ich mich noch der Zeit, wo unsere beiden jungen Frauen freundlich miteinander verkehrten, gegenseitig angezogen durch Frohsinn und Wahrheit des Charakters, die für mich 27 Jahre hindurch eine Quelle des Glücks geworden sind. Wie oft habe ich in der ernsten Zeit großer Entschließungen mich an der Charakterfestigkeit und der Zuversicht meiner Frau aufgerichtet und gestärkt. Sie war eine wahre Patriotin, stolz auf die Erfolge unserer Armee und auf ihren König, den sie ausdrücklich in ihr letztes Gebet einschloß."

In seinem Schmerz hatte Moltke den Wunsch, daß sein 50jähriges Dienstjubiläum, das er am 8. März 1869 beging, still vorübergehe. König Wilhelm ehrte diesen Wunsch seines Getreuen, übersandte ihm aber einige Tage später mit einem herzlichen Briefe sein Bildniß. Am 5. April, dem Geburtstag seiner Marie, war Moltke wieder in Kreisau. Dort fühlte er sich immer besonders heimisch, und dorthin flüchtete er, sobald die Dienstgeschäfte in Berlin es gestatteten. Briefe aus jener Zeit haben wir nur wenige von ihm, die Freude an schriftlicher Mittheilung sollte sich erst langsam und allmählich wiederfinden.

Nur von Kreisau, von den mannigfachen Anlagen, die er dort plante und ins Leben treten ließ, berichtete er den Brüdern ausführlicher, so auch von der weiteren Ausschmückung der Grabkapelle, die mit mehr als

tausend Koniferen umpflanzt und zu der eine bequeme Auffahrt gebahnt wurde.

Als die Jahrestage von Mariens Krankheit herankamen, versenkte er sich wieder ganz in die Erinnerung, wie das in dem Briefe an die Schwägerin Jeannette zu rührendem Ausdruck kommt. Dies Treugedenken geleitete ihn in den französischen Krieg, wich auch beim Siegeseinzuge nicht von ihm.

Während des französischen Krieges.

Das denkwürdige Jahr 1870 brach an. Preußen, das den Krieg nicht wünschte, aber erwartete, hatte seine und der norddeutschen Bundesstaaten Wehrkraft so organisirt, daß alles lebende und todte Material frei verfügbar war. Auch die süddeutschen Staaten hatten ihr Heerwesen vervollkommnet. Daß aber der Aufmarsch der Armeen vorbereitet, die Fahrpläne bis ins Kleinste geregelt, der gesammte Apparat für die Bewegung und Leitung der großen Heereskörper so vortrefflich geordnet war, daß es nur eines Befehls bedurfte, um ihn in Bewegung zu setzen, dafür hatte Moltke mit seinem von ihm geschulten Generalstabe gesorgt.

Moltke war im Juli mit seinen Verwandten in Kreisau vereinigt. Nichts deutete auf nahen Krieg. Am Nachmittag des 15. Juli war er mit Adolf, seiner Schwägerin und deren beiden Töchtern im offenen Wagen ausgefahren. Er führte die Zügel selbst, neben ihm saß sein Bruder. Gerade als der Wagen eine Furt durch die Peile passirte, rief ihn ein Telegraphenbote an, der eben den Steg überschreiten wollte. Der General hielt die Pferde an und ließ sich das Telegramm reichen, erbrach und las es, steckte es aber stumm in die Tasche. Dann setzte er die Spazierfahrt fort, nur noch ein wenig schweigsamer als sonst. Daß seine Gedanken mitunter abschweiften, merkten die Insassen daran, daß der sonst so sichere Rosselenker einmal sehr unsanft gegen einen Prellstein fuhr. Als er nach etwa einer Stunde vor dem Wohnhause anlangte, sprang er rasch vom Wagen und sagte zu seinem Bruder, der ihm ins Haus folgte: „Es ist eine dumme Geschichte, ich muß noch diese Nacht nach Berlin.“ Er ging darauf in sein Arbeitszimmer, wo er bis zur Theestunde verblieb. Still, aber freundlich wie immer, saß er inmitten des kleinen Kreises, bis er plötzlich aufstand, mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Laßt sie nur kommen, mit oder ohne Süddeutschland, wir sind gerüstet.“ Ohne eine weitere Erklärung zu geben, ging er dann wieder in sein Zimmer, wo er bis zur Abreise verblieb. Die Depesche hatte die Mittheilung enthalten, der König halte den Krieg für unvermeidlich und beabsichtige, die Mobilmachung der Armee zu befehlen.

Durch Ordre vom 20. Juli wurde Moltke als Chef des Generalstabes der Armee während der Dauer des Krieges in das große Hauptquartier berufen.

Von dem unbedingten Vertrauen, das im Herzen des Volkes für Moltke lebte, legt ein vom General v. Glisczinski mitgetheilter Vorfall

Zeugniß ab. Als Moltke in jenen Tagen einst aus dem Palais des Königs kam, rief ihm ein Straßenjunge zu: „Nanu, Moltke, mach' man wieder en juten Plan!“ Der „Plan“, soweit er sich im voraus „machen“ ließ, war damals längst fertig.

„Der vom Chef des Generalstabes eingereichte und vom König genehmigte Feldzugsplan“, heißt es in Moltkes Geschichte des Krieges von 1870/71, „faßte von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge, welche in Frankreich von größerer Bedeutung ist als in anderen Ländern. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hülfsmitteln reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend aber vor Allem war der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, unverzüglich anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Zahl geschehen könnte. Durch welche besonderen Maßnahmen diese Ziele zu erreichen seien, blieb der Entschließung an Ort und Stelle vorbehalten; nur der erste Vormarsch bis an die Landesgrenze war bis in das Einzelne im voraus geregelt.“

„Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, Manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig auffassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen, ist Alles, was die Heeresleitung zu thun vermag.“

Das große Hauptquartier verließ Berlin am 31. Juli, am 2. August übernahm der König den Oberbefehl in Mainz.

Auf den französischen Vorstoß von Saarbrücken folgte das siegreiche Vordringen der Dritten und Ersten Armee: Weißenburg, Wörth, Spicheren.

„In der Nacht vom 6. zum 7. August traf im Hauptquartier zu Mainz ein Telegramm des Kronprinzen ein, das über Wörth berichtete, aber nicht ganz verständlich war. Ein Flügeladjutant weckte einen der Abtheilungschefs. Dieser sprang auf und setzte sich an den Tisch, wo die Karten aufgelegt waren, nur im Nachthemd und Pantoffeln. Das Gespräch hatte den im Nebenzimmer schlafenden zweiten Chef geweckt, er trat in demselben Kostüm in das Zimmer herein. Beide erkannten die Wichtigkeit der Nachricht und beschlossen, dem Generalquartiermeister Kenntniß zu geben. Jeder nahm ein Licht in die eine, die Landkarte in die andere Hand, und so ging es zu dem eine Treppe höher wohnenden General v. Podbielski. Die Unterhaltung weckte den dritten Chef, einen der Adjutanten und den Büreauchef, und nun begab sich diese ganze Karawane zu Moltke, Alle in demselben Kostüm, Jeder mit Licht und Karten versehen. Als wir in das Schlafzimmer des Generals eintraten, war der Anblick, den wir ihm bereiteten, gewiß sehr eigenthümlich, und während er uns, stumm im Bett sich erhebend, betrachtete, wußte er wohl zunächst

nicht, ob er wache oder träume. Aber auch für die Eingetretenen war die lange, hagere Gestalt des sich erhebenden Herrn im Nachtgewande um so mehr eine gespensterhafte Erscheinung, als wir ihn zum ersten Male ohne Perrücke sahen und der helle Mondschein sich gerade in diesem Augenblick auf das klassisch geformte Haupt zu konzentriren schien. In dieser Lage und in diesem Kostüm wurde demnächst der Vortrag abgehalten.“ So erzählt General v. Verdy.

Durch die entscheidenden Schlachten vom 14., 16. und 18. August wurde die französische Rhein-Armee lahm gelegt und in den Umkreis der Forts von Metz gebannt. Die furchtbaren Verluste des 18. August hatten, wie den König, so auch Moltke tief ergriffen. „Am 19. August“, berichtet General v. Verdy, „fuhr der General von Rezonville mit mir und Hauptmann v. Winterfeld nach Pont à Mousson zurück. Während unserer Fahrt sprach der General nur dreimal. Als wir das Schlachtfeld von Vionville passirten, wo er einen preußischen Unteroffizier mit gefälltem Gewehr mitten unter den Leichen der französischen Garde-Voltigeure todt liegen sah, zeigte er auf diesen und sagte: »Das war der Bravste der Braven.« Dann später, während er anscheinend über die gestrige Schlacht nachgedacht: »Ich habe gestern wieder gelernt, daß man nicht stark genug auf dem Schlachtfelde sein kann,« und schließlich, als wir in der Abendbeleuchtung die Umrisse der Baulichkeiten erkannten, die auf dem über Pont à Mousson sich erhebenden Berge lagen: »Mit welchen Gefühlen würden wir heute hierher zurückkehren, wenn wir die Schlacht verloren hätten.« Es folgte der Vormarsch der Dritten und der Maas-Armee, die berühmte Rechtsschwenkung nach Norden, durch welche Mac Mahon an die belgische Grenze gedrängt wurde. Dank Moltkes Anordnungen war das Schicksal der kaiserlichen Armee besiegelt, bevor am 1. September der erste Kanonenschuß fiel. In seinen Briefen wie in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges spricht Moltke mit einer so ruhigen, man möchte sagen selbstverständlichen Bescheidenheit von dem großen Erfolge, daß der naive Leser fast vergessen könnte, wem dieser Erfolg zu danken war. Uebrigens wird ihm jeder Mitkämpfer von Herzen beipflichten, wenn er in seiner Geschichte des Krieges sagt: „Schwer zu verstehen ist, weshalb wir Deutschen den *zweiten* September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge war des wirklichen Ruhmestages der Armee, des *ersten* September.“

Die Einschließung von Paris begann. Das königliche Hauptquartier, anfangs in dem Rothschildschen Schlosse Ferrières, wurde Anfang Oktober nach Versailles verlegt. Dort schrieb Moltke am 11. Oktober: „Ja, wenn meine Frau das Alles noch erlebt hätte! Wie würde ihr patriotisches, tapferes Herz sich gefreut haben. Sie wird mich nicht mehr empfangen wie nach 1866 auf dem Bahnhofe; aber ich denke, die Hingeschiedenen sind doch dieser Welt nicht so fern, daß sie nicht doch noch mit uns empfinden. In der That, es ist ein Gottesgericht über dies auch jetzt noch so hochmüthige Volk der Franzosen ergangen. Aber viel bleibt uns noch zu thun. In Berlin wird man auch etwas Geduld haben müssen. In-

zwischen werden wir den Ungeduldigen doch immer einiges Neue mitzutheilen haben, so eben jetzt die Besetzung von Orléans."

Nach der Kapitulation der Rhein-Armee und der Festung Metz erhob der König seinen Generalstabschef in den Grafenstand durch Ordre vom 28. Oktober, in der es hieß: „Die unermeßlichen Erfolge, welche wir erkämpft haben, verdanke Ich Ihrer von Neuem so glänzend sich erwiesen habenden weisen Führung der Operationen. Die Genugthuung, welche Ihnen dafür Ihr eigenes Gewissen zollt, kann durch Nichts erhöht werden. Aber vor der Welt Ihr großes Verdienst öffentlich anzuerkennen, ist Meine Aufgabe."

Aus diesen Worten des Königs leuchtet eine klare Kenntniß des Charakters seines Berathers hervor. Es ist, als fürchte er beinahe die Bescheidenheit Moltkes zu verletzen durch die Erhebung in den Grafenstand; darum sagt er ihm, er könne gar nicht anders, es sei seine königliche Pflicht der Welt gegenüber. Das tiefe, seelische Verständniß zwischen Moltke und seinem Kriegsherrn beruhte mit darauf, daß Beiden die gleiche Größe der Anschauung, die gleiche Hingabe um der Sache willen, die gleiche Demuth eigen war.

In seinem bereits erwähnten Aufsatz „Der angebliche Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I." wendet sich Moltke auch gegen die Legende vom „Kriegsrath in Versailles", wie wir ihn in Dichtung und in Bildern geschildert finden. „Der König forderte von ihnen (den beim täglichen Vortrag anwesenden Herren) zuweilen Auskunft über das Eine oder das Andere; aber ich erinnere mich nicht, daß er sie jemals um Rath gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorschläge betreffend. Diese, welche ich stets zuvor mit meinen Offizieren besprochen, unterwarf vielmehr Seine Majestät selbst einer eingehenden Erwägung. Derselbe bezeichnete mit militärischem Blick und stets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, welche der Ausführung entgegenstehen konnten; aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden ist, so blieb es schließlich ausnahmslos bei dem Vorgeschlagenen."

Unter den mancherlei Legenden, die in Zeitungen und Journalen aufgetischt wurden, findet sich u. A. die Fabel, König Wilhelm habe am Abend der Schlacht von St. Privat seinen Stabschef gefragt, was zu thun sei, wenn der Feind am folgenden Tage seine Stellungen behaupte. „Wieder angreifen, Majestät," habe Moltke entgegnet. Auf die Bemerkung des Königs, das könne er nach den schmerzlichen Verlusten nicht übers Herz bringen, habe Moltke gesagt: „Dann müßte ich Euer Majestät um meine Entlassung bitten." Als Moltke diese Geschichte berichtet wurde, erklärte er sie sofort für erfunden, erfunden von Anfang bis zu Ende. „Ich würde", fügte er hinzu, „niemals, am wenigsten im Kriege, angesichts des Feindes, meinem Herrn den Stuhl vor die Thür gesetzt haben. Das widerspricht nicht nur der Disziplin, sondern auch der soldatischen Ehre." Wohl hatte der König mitunter ernste Bedenken gegen die von Moltke gemachten Vorschläge. Schienen solche Bedenken unbesiegbar, so kam es vor, daß Moltke erklärte: „Dann müssen Euer Majestät

selbst befehlen. Meine Weisheit ist zu Ende, ich kann keine anderen Vorschläge machen."

General v. Blume berichtet über den Dienstbetrieb im großen Hauptquartier. Nach lichtvoller Schilderung dieses großartigen Arbeitsorganismus erzählt er: „Der Chef des Generalstabes blieb in der Schlacht stets in der unmittelbaren Nähe des Königs. Nur einmal ist von dieser Regel auf kurze Zeit abgewichen worden, und zwar in der Schlacht von Gravelotte—St. Privat. Hier begleitete der General v. Moltke den Angriff des II. Armeekorps gegen den französischen linken Flügel bis an den Ausgang des Hohlweges nördlich von Gravelotte, wo er durch Offiziere seines Gefolges daran erinnert wurde, daß sein Platz nicht im Infanteriefeuer sei. Er ritt dann zurück zum König nach Rezonville."

Es ist nicht die Aufgabe dieser Gedenkblätter, die Thaten des Schlachtendenkers zu verherrlichen. Wenn wir aber seine Eigenart verstehen wollen, wie sie in seinem täglichen Leben und Treiben während der langwierigen Einschließung von Paris uns geschildert wird, so dürfen wir nicht vergessen, welche aufreibende, Geist und Gemüth in Anspruch nehmende Thätigkeit, welch ungeheure Verantwortung auf dem Chef des Stabes lastete, der von Versailles aus alle Operationen im Westen, Süden und Norden und vor Paris selbst überwachte und leitete, alle Meldungen und Nachrichten auf ihre Zuverlässigkeit und Bedeutung prüfte.

General v. Blume erzählt weiter: „Wie dienstlich, so blieb der General v. Moltke auch außerdienstlich stets in naher Berührung mit seinem Stabe. Das einfache Mittagsmahl nahm er in der Regel gemeinschaftlich mit demselben ein, wenn er nicht zur königlichen Tafel befohlen war. Sehr bekannt ist seine Tafelrunde im »Hotel des Reservoirs« in Versailles geworden. Hier speiste er Monate lang fast täglich mit seinen Offizieren an einer Quertafel im Hintergrunde des großen Speisesaales, beim Ein- und Austritt achtungsvoll begrüßt von den deutschen Fürsten und Prinzen sowie von den ab- und zugehenden Offizieren und Fremden, welche Alle an einer Längstafel und an vielen kleinen Tischen in demselben Raum ihr Mahl einnahmen. An der Unterhaltung sich selbst nur betheiligend, wenn ein ihn besonders interessirendes Thema angeschlagen wurde, erfreute er sich doch sichtlich an der guten Laune, welche stets in seiner Umgebung herrschte. Im Essen und Trinken war er bekanntlich sehr anspruchslos und mäßig; was ihm vorgesetzt wurde, war ihm gleichgültig, wenn es nur ausreichte, seinem bedürfnißlosen Körper das Nothwendige zuzuführen. Nach Tisch rauchte er mit Behagen eine oder zwei Cigarren, zu anderen Tageszeiten fast niemals. Die Mäßigkeit und Regelmäßigkeit seiner Lebensweise wird aber nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm einen gesunden Schlaf zu sichern. Zwar konnte er trotz seines hohen Alters mit wenig Schlaf auskommen, ohne zu ermüden. Aber wenn nicht unaufschiebbare Geschäfte ihn abhielten, so erfreute er sich von 11 Uhr abends bis gegen 7 Uhr morgens erquickender Ruhe in seinem einfachen Feldbette, auch vor großen Entscheidungstagen."

„Abends nach Tisch pflegten ihn einige Offiziere seines Stabes in sein Quartier zur Whistpartie zu begleiten. Nur selten, selbst nicht in Zeiten hoher Spannung der Kriegslage, ist von dieser Gewohnheit abgewichen worden. Man spielte mit Aufmerksamkeit und Eifer; Spielfehler oder fortgesetztes Unglück im Spiele konnten den großen Strategen sehr verdrießen, wenn er auch seinem Verdruß nie in Worten Ausdruck gab."

„In der Zeit des Aufenthaltes in Versailles machte er, begleitet von einem oder zwei Offizieren seines Stabes, bei gutem Wetter nach dem Frühstück häufig Spazierfahrten in der Umgebung von Paris, theils um sich an der schönen Natur und dem reichen Anbau der Gegend zu laben, theils um die Stellungen der Truppen und ihre Vertheidigungsmaßnahmen kennen zu lernen, nach Beginn des artilleristischen Angriffes auch, um den Geschützkampf zu beobachten. Im Bereich des feindlichen Feuers wurde der Wagen verlassen; es war dann erstaunlich zu sehen, mit welcher Leichtigkeit und Ausdauer der 70jährige General noch bedeutende Geländeschwierigkeiten überwand. Bei ungünstigem Wetter aber besuchte er nach dem Frühstück fast stets die berühmte Gemäldegalerie des Versailler Schlosses. Dorthin ging er, der Kunstfreund und Kunstkenner, allen Warnungen und anonymen französischen Drohungen zum Trotz, immer ohne Begleitung, um sich dem Kunstgenuß ungestört hingeben zu können. Furcht kannte er nicht."

„In dem Stabe des Generals v. Moltke ist während des ganzen Feldzuges von mehr als halbjähriger Dauer niemals auch nur der geringste Mißton zu Tage getreten. Der Stab bestand aus einem Kreise von Freunden, von denen jeder bestrebt war, das Beste an seinem Platze zu leisten, jeder aber auch dem Andern das Beste gönnte. Zeugt das von einer glücklichen Zusammensetzung des Stabes, so war das Einvernehmen doch vorwiegend eine Wirkung des Zaubers, welchen die Persönlichkeit des an der Spitze stehenden großen Mannes ausübte. Die Ueberlegenheit seines Geistes ließ für Rivalitäten keinen Platz. Seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Anspruchs- und Selbstlosigkeit, die würdevolle vornehme Ruhe, die ihn auch unter den schwierigsten Verhältnissen keinen Augenblick verließ, die Güte, die nie auch nur ein ungeduldiges Wort von seinen Lippen kommen ließ, diese vorbildlichen, durch weltgeschichtliche Erfolge in das hellste Licht gestellten Eigenschaften wirkten mächtig auf seine Umgebung. Gehülfe eines solchen Mannes in großer Zeit zu sein, war ein Glück und eine Ehre, deren sich Jeder durch hingebende Pflichterfüllung und Unterdrückung kleinlicher Regungen würdig zu machen trachtete. In diesem Sinne darf man sagen, daß Moltkes Geist in Moltkes Stabe herrschte."

Ueber Moltkes Art, zu wägen und zu arbeiten, spricht sich General v. Verdy aus: „Er hatte die Gewohnheit, auch auf anderen als historischen Gebieten das Durchdachte schriftlich niederzulegen und dies als Ausgangspunkt weiterer Kombinationen zu betrachten. Sein scharfer Verstand ruhte nicht eher, bis er auch alle Möglichkeiten und Folgen

einer gegebenen Lage durchdacht hatte und mit sich vollständig im Reinen war. Während des Nachdenkens stand er in der Regel oder ging im Zimmer umher, stets den Blick auf den Boden geheftet, um durch nichts abgelenkt zu werden. Wurde er dabei gestört, so blickte er auf mit einem Ausdruck, als ob er sich plötzlich in einer anderen Welt befände. Dieses Vorherdurchdenken aber war so umfassend und vorherschend, daß ihn im Kriege nichts überraschte. Aenderten Nachrichten die Lage plötzlich derart, daß Anderen dies oder jenes völlig unerwartet kam, so gab es bei ihm nicht einen Augenblick des Besinnens, seine Augen schienen sich zu vergrößern, ihr wunderbarer Ausdruck erschien noch mehr durchgeistigt als sonst, und sofort entwickelte er in einfachen Sätzen und in präzisester Weise, was nunmehr zu geschehen habe. Höchstens entfuhr ihm ein Ausruf des Erstaunens, wenn es sich durch die Nachricht ergab, daß der Gegner eine fehlerhafte Bewegung oder eine Unterlassung begangen hatte, die für diesen verderblich werden konnte; aber in seinen Kombinationen hatten auch die Fehler des Feindes bereits vorher volle Beachtung gefunden."

Wenn in Moltkes Briefen aus der Kriegszeit oft eine tiefe Schwermuth, ja sogar eine Sehnsucht nach der ewigen Ruhe zum Ausdruck kommt, so dürfen wir das bei dem Gott ergebenen, immer arbeitsfrohen Manne doch nur als Ausfluß jener Wehmuth betrachten, die unauslöschlich mit dem Gedanken an die geliebte, von ihm genommene Gattin verbunden war.

Andererseits brach auch in der Kriegszeit bei vielen Gelegenheiten der köstliche Humor durch, wie er gemüthstiefen und geistig hochstehenden Männern eigen zu sein pflegt. Er konnte sich herzlich, ja kindlich freuen über komische Situationen, die ungesucht in seiner Umgebung sich abspielten, konnte an übermüthiger Lustigkeit und sprudelndem Uebermuth fröhlichsten Antheil nehmen.

General v. Verdy erzählt davon mehrere allerliebste Beispiele. In Ferrières trug ein Offizier bei Tisch ein schwungvolles Gedicht vor, das den Erfolg von Sedan pries. Als er sich dabei in komischer Weise versprach und bei der versuchten Korrektur die Sache noch ärger machte, gab der General seiner Freude an der allgemeinen stürmischen Heiterkeit dadurch Ausdruck, daß er Brotstückchen in Wein tauchte und sie seinem Gegenüber an den Kopf warf. Von Verdy war ihm bekannt, daß er gern Makronen aß. Infolgedessen ordnete er einmal an, daß die Makronenteller in unerreichbarer Ferne von Verdy aufgestellt wurden; ein anderes Mal, daß sie alle dicht um sein Couvert gruppirt wurden. Das verwunderte Gesicht des Makronenliebhabers machte ihm dann unendlich viel Spaß. Auch wenn er selbst Anlaß zur Heiterkeit gab, lachte er gern mit, so als er in eifrigem Nachdenken sich statt mit dem Taschentuch den Schweiß mit der zuvor abgelegten Perrücke abtrocknete und diese Prozedur in Gegenwart mehrerer Herren seines Stabes mehrfach wiederholte. Niemand lachte dann herzlicher als er selbst.

Wenn Jemand in seiner Gegenwart thöricht redete, pflegte er zu schweigen; mitunter aber erfolgte die Kritik in Form einer plötzlichen

humoristischen Wendung. Als an der Tafel in Versailles ein Stabsoffizier aus der Truppe zu Gast war, der wunderliche Behauptungen über die Kriegführung aufstellte, fragte ihn Moltke plötzlich: „Herr Kamerad, was sind Sie in Ihrem Civilverhältniß?"

Andererseits ertrug er Unbequemlichkeiten und Unzuträglichkeiten, wie sie die ganze Situation in Versailles mitunter im Gefolge hatte, stets mit Gleichmuth und Heiterkeit. Als einige seiner Offiziere in ihn drangen, sich über irgend welche Dinge, die man sich nicht gefallen lassen dürfe, bei Seiner Majestät zu beschweren, gab Moltke die denkwürdige Antwort: „Meine Herren, in dieser schweren Zeit soll Seine Majestät wenigstens von uns kein Wort der Klage hören."

Nein, nie hörte sein König ein Wort der Klage von ihm; er war die verkörperte Pflichttreue. Immer mit derselben Ruhe und Sicherheit ertheilte er seine Rathschläge, traf er die Maßnahmen, durch deren verständnißvolle und muthige Durchführung die deutschen Heerführer ein französisches Entsatzheer nach dem anderen zurückschlugen und kampfunfähig machten, bis endlich Paris, das Gespenst der Hungersnoth vor Augen, von den Geschossen der deutschen Belagerungsartillerie überschüttet, sich beugen mußte, bis Bourbakis kühner Zug mit dem Uebertritt in die Schweiz endete, bis mit dem Fall von Belfort der letzte Kanonenschuß des gewaltigen Krieges verhallte.

Wieder hatte in den Weihnachtstagen Moltke wehmüthig der geliebten Gattin gedacht in allen Briefen, die uns aus jener Zeit überliefert sind, so an die Schwägerin Jeannette am 24. Dezember: „In dieser Stunde — 4 Uhr nachmittags — war es, wo unsere süße Marie sanft entschlummerte." In allem Drang der Arbeit, der oft einander überstürzenden kriegerischen Ereignisse blieb bei aller äußeren Ruhe, Besonnenheit und schlagfertigen Entschlossenheit sein Gemüth weich und liebevoll, sein Inneres, das sich nur den Vertrautesten erschloß, ein Heiligthum, in welchem das verklärte Bild seiner Marie aufgerichtet blieb, unvergeßlich, unverlierbar.

Am 17. März 1871 zog Moltke im Gefolge seines Königs in Berlin ein, seines Königs, der jetzt als erster Deutscher Kaiser deutscher Nation an der Spitze des neu geeinten Reiches stand. Zu Kaisers Geburtstag erhielt Moltke gleich den siegreichen Oberfeldherren das Großkreuz des Eisernen Kreuzes in Anerkennung seiner „unübertrefflichen Leitung der Kriegsoperationen".

Durch eine ebenso gnädige Ordre wurde der große Stratege am Tage des Siegeseinzuges der Truppen — den 16. Juni — zum General-Feldmarschall ernannt. „Hätte doch Marie", schrieb Moltke an Frau Jeannette, „diesen Einzug erlebt, wie würde sich ihr patriotisches Herz erfreut haben. Aber so ist es besser. Sie weiß gewiß auch jetzt, was die bewegt, welche ihr am nächsten waren. Nur für uns Uebriggebliebene wird das Leben immer ärmer."

Und doch sollte ihm in den beiden kommenden Jahrzehnten noch gar viel beschieden sein, was das Leben lebenswerth machte: die Gnade

seiner Kriegsherren, der trauliche Verkehr mit den Seinen, die Freude an seinem lieben Kreisau, das Wirken und Schaffen im Dienst, das stets bedeutungsvolle Auftreten im Reichstage, die Liebe und Verehrung des deutschen Heeres, des gesammten deutschen Volkes.

Bis zum 60jährigen Dienstjubiläum.

Moltke war in das neue Generalstabsgebäude am Königsplatz übergesiedelt. Es währte erst eine Zeit lang, bis er sich in den prächtigen, aber erst allmählich sich wohnlicher gestaltenden Räumen heimisch fühlte. Am meisten freute ihn der freie Ausblick auf das frische Grün des Thiergartens.

Im Juli ging es nach Gastein, im August nach dem lieben Kreisau. Nicht so groß und prunkvoll wie im Berliner Monumentalbau war das einfache Arbeitszimmer in Kreisau; aber wie zufrieden und behaglich fühlte er sich dort. An das Arbeitszimmer stieß das Schlafkabinet, ein viereckiger, thurmartiger Ausbau. Darin nichts als das einfache Bett und ein Waschtisch. Aus den beiden Fenstern schaut man über Wiese und Feld bis zu dem Dörfchen Gräditz, hinter dem der Zobten auftaucht. Dicht vor dem einen Fenster eine Gruppe mächtiger Ulmen. Morgens in der Frühe wecken den Schloßherrn seine Freunde, die Staare, die er besonders gern hat. Stets zu früher Stunde erhebt er sich und kleidet sich an, die Hülfe eines Dieners verschmähend. Auch seine Garderobe war stets auf das Nöthigste beschränkt, wie er denn auf Ausflügen meist nur mitführte, was er an sich trug. Ein Sommerpaletot mit seidenem Futter, wie rühmend hervorgehoben wurde, soll über dreißig Jahre Dienst gethan haben. Brauchte er bei einem auswärtigen Besuch den Frack, so zog er ihn auch gleich an. Einst hatte er sich überreden lassen, für eine Tour nach Breslau eine Handtasche mitzunehmen, die den Frack in sich barg. Unterwegs kehrte er auf dem Gute eines Neffen ein, bei dem er eine Nacht blieb; den Frack nahm er aus der Tasche und hing ihn an den Kleiderriegel. Am nächsten Morgen packte er aber seinen Rock in die Tasche, vergaß, wie er beabsichtigt hatte, den Frack anzuziehen, und schlüpfte in den Ueberzieher. So erschien er im Vorzimmer des Johanniter-Konvents in Breslau, wo er einer Sitzung beiwohnen wollte. Dienstbereit wollte ihm der Diener den Ueberzieher abnehmen, als sich herausstellte, daß kein courfähiges Kleidungsstück darunter war. Seitdem soll der Feldmarschall nie wieder den Frack in der Handtasche mitgeführt haben.

Eingehend beschäftigte er sich mit der Bewirthschaftung seines Gutes und unterrichtete sich über die Leistungen seiner ländlichen Arbeiter. Er hatte Achtung vor der Arbeit, in welcher Gestalt sie ihm auch entgegentrat, ob als geistiges Schaffen, ob als körperliche Anstrengung. Gern machte er Versuche mit Verbesserungen, die er bei Nachbarn oder auch in Fachschriften gefunden hatte, ließ aber sofort davon ab, wenn sie sich

nicht bewährten, griff auch nie störend in die Thätigkeit seiner Beamten ein, da er sich durchaus nicht für einen gewiegten Fachmann gab.

Der einzige Luxus, den er sich zur Verschönerung von Kreisau gestattete, war die Anlage und Pflege des Parks. Dieser Park ist sein eigenstes Werk. Jeder Weg ist von ihm tracirt und ausgesteckt, jeder Baum, jede Gruppe nach seiner Anweisung gepflanzt. Dem Flußlaufe folgend, schuf er sumpfige Niederungen in breite Wiesenflächen um; alte Eichen, die verloren im Gestrüpp standen, legte er frei und ordnete sie in den Plan des Ganzen ein. Tausende von jungen Bäumen ließ er pflanzen, welche sorgsam freigelassene Fernblicke erschlossen und umrahmten, nach Form und Farbe zu wirkungsvollen Gruppen zusammengestellt. Wo Bäume oder Sträucher nicht recht gedeihen wollten, da scheute er keine Mühe, den Schwachen nachzuhelfen, wie er immer so gern that. Sein Lieblingsbaum war die Eiche. Ueberall pflanzte er sie, wo sich kommende Geschlechter ihres Schattens freuen sollten. „In hundert Jahren wird es hier hübsch werden“, pflegte er zu sagen, „und meine Nachkommen werden ihre Freude an den Eichen haben.“ Alljährlich führte er die Anlagen weiter, bis sich der Park vom Wohnhause bis zum Hügel erstreckte, auf dem sich die Grabkapelle erhebt. Bei jedem Wetter wandelte er in seinem Park; oft vergaß er dabei seinen Ueberzieher, aber nie seine Baumscheere. Nicht selten kam es vor, daß er zur Essensstunde noch fehlte; dann fanden ihn die Seinen oft in voller Arbeit, oft auch ruhend auf einer kleinen Holzbank unter einer seiner Lieblingseichen. Hunger und Durst mahnten ihn nicht. „Ich habe mich in meiner Jugend so an den Hunger gewöhnt, daß ich ihn jetzt nicht bemerke.“ Kam er einmal durchnäßt und durchfroren nach Haus, so bedurfte es ernsten Zuredens, um ihn zum Wechseln der Kleider zu bewegen und ihm ein Glas stärkenden Weines aufzunöthigen. Dann mußten aber gleich Alle mittrinken. Beim Spazierenfahren saß er nicht gern rückwärts; doch ebenso wenig duldete er, daß seinetwegen eine Dame rückwärts saß. So löste er denn die schwierige Platzfrage oft dadurch, daß er den Bocksitz neben dem Kutscher erstieg und durch keine Ueberredung davon abzubringen war.

Im Dezember 1871 begleitete auf Einladung des Kaisers Alexander II. Moltke den Prinzen Friedrich Karl zum Georgsfeste nach Petersburg, wo er nicht nur vom Kaiser herzlich aufgenommen und ausgezeichnet, sondern auch vom russischen Publikum enthusiastisch begrüßt wurde. Die russische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede: „Gestatten Euer Erlaucht, daß die Kaiserliche Akademie Ihren glorreichen Namen in ihre Liste eintrage und damit den späteren Geschlechtern ein Zeugniß der bewundernden Anerkennung Ihrer Großthaten hinterlasse.“

1872 hielt Moltke eine bedeutsame Reichstagsrede, als das neue Militär-Strafgesetzbuch berathen wurde und die Liberalen die Strafbestimmungen möglichst zu mildern und zu „civilisiren“ suchten. Da wendet sich Moltke u. A. in drastischer Weise gegen die Humanitäts-

phrasen, mit denen man neuerdings alle Härten bei Bestrafungen hübsch weich polstern möchte, damit der arme Verbrecher bei Leibe nicht geschädigt wird. „Das harte Lager (im Arrest) ist als eine Art Grausamkeit bezeichnet. Meine Herren, wir verurtheilen unsere Leute täglich zu diesem harten Lager, wenn sie auf Wache ziehen, nur mit der Verschärfung, welche beim Arrest hinwegfällt, daß der Mann alle vier Stunden herausgerufen wird, um dann zwei Stunden bei Wind und Wetter Posten zu stehen. Ein hartes, aber gegen Wind und Wetter geschütztes Lager, meine Herren, ist eine unglaubliche Wohlthat gegen ein Biwak auf dem Schnee oder auf einem nassen Sturzacker, wie es unsere Leute ja viele Nächte ertragen müssen. Wie gern wäre der Soldat oder selbst der Offizier aus einem solchen Biwak in ein ähnliches Lokal geschlüpft. Wenn Sie dem widerspenstigen, faulen Mann die Matratze mit ins Arrestlokal geben, und wenn Sie ihm seine gewohnte Nahrung nur jeden dritten Tag entziehen, so faulenzt er seinen Arrest ab, schläft und freut sich, daß seine Kameraden für ihn auf Wache ziehen müssen und daß er nicht zu exerziren braucht."

Im nächsten Jahre begleitete Moltke seinen Kaiser nach Petersburg, abermals mit derselben Herzlichkeit aufgenommen wie ein Jahr zuvor. Am Gedenktage von Sedan erhielt das Straßburger Fort Nr. 2 den Namen „Fort Moltke", am folgenden Tage der Feldmarschall den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten. Der hohe Kriegsherr konnte sich nie genug thun in der Bekundung seiner Dankbarkeit.

Im Jahre 1874 galt es, das hochwichtige, grundlegende Reichsmilitärgesetz zu Stande zu bringen. Moltke hielt bei dieser Gelegenheit im Reichstage eine mächtig durchschlagende, berühmt gewordene Rede, deren Eindruck wesentlich bestimmend wurde für die Annahme der Regierungsvorlage. Hier nur einige besonders charakteristische Ausführungen. Bekanntlich war nach 1866 das geflügelte Wort Mode geworden, der preußische Schulmeister habe die Schlacht von Königgrätz gewonnen. Bis zum Ueberdruß spukte dies Wort in den Zeitungen, in den Köpfen; es imponirte dem deutschen Philister. Moltke bemerkte dazu: „Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht die Schulmeister, sondern die Erzieher, der Militärstand, hat unsere Schlachten gewonnen, der Militärstand, welcher jetzt bald sechzig Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Meine Herren, Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, schon im Innern nicht entbehren, für die Erziehung der Nation. Und wie nun nach außen? Vielleicht daß eine spätere, glücklichere Generation, für welche wir im voraus die Lasten mittragen, aus dem Zustande des bewaffneten Friedens herauszugelangen hoffen darf, welcher nun schon so

lange auf Europa lastet. Uns, glaube ich, blüht diese Aussicht nicht. Ein großes, weltgeschichtliches Ereigniß, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahr mit den Waffen errungen haben, das mögen wir in einem halben Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird." — —

„Nun, meine Herren, es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Aber ich denke, wir werden der Welt zeigen, daß wir eine mächtige Nation geworden und eine friedliebende geblieben sind, eine Nation, welche den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und die ihn nicht will, um Eroberungen zu machen. Ich wüßte wirklich nicht, was wir mit einem eroberten Stück von Rußland oder Frankreich machen sollten."

„Ich hoffe, wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten; vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte Europas die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa."

„Aber, meine Herren, um Frieden zu gebieten, müssen wir zum Kriege gerüstet sein, und ich meine, wir stehen vor der Entscheidung, entweder zu sagen, daß bei den politischen Verhältnissen Europas wir eines starken und kriegsbereiten Heeres nicht bedürfen, — oder aber zu bewilligen, was dafür nöthig ist."

Als Moltke bei der zweiten Lesung des Gesetzes noch einmal das Wort ergriff, sagte er u. A.: „Wir begnügten uns, das Land zurückzufordern, welches unser unruhiger Nachbar Deutschland in Zeiten seiner Schwäche entrissen hat. Von weiteren Kriegsentschädigungen möge man uns nicht sprechen; denn keine Milliarden können die Wunden heilen, welche ein nie leichten Herzens unternommener Krieg dem öffentlichen und dem Familienleben geschlagen hat."

Im Juni ging Moltke zur Kur nach Ragaz; ein Brief von dort an den Bruder Fritz, 24. Juni 1874, zeugt von Freude an Natur und Leben und auch von dem, trotz der elegischen Grundstimmung wieder auflebenden Humor.

Damals mag es auch gewesen sein, daß er eines Tages einen einsamen Spaziergang durch den Wald nach Pfäffers machte. Es war sehr heiß geworden und er verspürte starken Durst. Er ging in eine Dorfschenke, um sich durch einen Trunk zu erfrischen. Der Wirth gesellte sich zu ihm: „Wohl Kurgast in Ragaz?" — „Ja!" — „Der Moltke soll ja da sein!" — „Ja!" — „Wie schaut er denn aus?" — „Nun, wie soll er denn aussehen! Wie Einer von uns Beiden."

„Ein andermal kam er, wie er hoffte, unerkannt, von Ragaz nach Lindau und ließ sich im „Bayerischen Hof" ein Zimmer im Erdgeschoß geben. Er war müde und ging früh zu Bett, vergaß aber, die Fenstervorhänge zuzuziehen. Eben im Einschlafen begriffen, hörte er nahende Musik, die sich vor seinen Fenstern aufstellte, beleuchtet von den Fackeln der städtischen Feuerwehr. Es war klar, daß er doch erkannt und man

willens war, ihm ein Ständchen zu bringen. Die Schwierigkeit für ihn war nun, sich anzuziehen, ohne gesehen zu werden. Licht durfte er nicht anzünden. Aber, erzählte er selbst, der Fackelschein drang in sein Zimmer, und die neugierige Jugend stand an den Fenstern mit an den Scheiben plattgedrückten Nasen. Er fühlte sich veranlaßt, trotzdem aufzustehen, und bei jedem Kleidungsstück, das er anlegte, erschollen unendliche Hurrahs." So erzählt Major v. Burt.

Am 4. August starb Fritz v. Moltke zu Berlin nach längerem Leiden; der Feldmarschall betrauerte den geliebten Bruder tief und aufrichtig und bettete seine Leiche in Flensburg, an der Seite der vorausgegangenen Gattin, zur ewigen Ruhe.

Das Weihnachtsfest, das ja immer ein wehmüthiges blieb, brachte ihm diesmal Grüße von drei theueren Entschlafenen, die wohlgelungenen Bilder seiner Brüder Adolf und Fritz und ein durch geschickte Vergrößerung hergestelltes seiner Marie.

1875 hatten V. und VI. Korps Kaisermanöver; danach wohnte der Kaiser noch einer Parade mit Korpsmanöver des bei Friedberg vereinigten XI. Korps bei; dort hielten der Kriegsherr und sein Generalstabschef stundenlang aus in strömendem Gußregen, zwei wetterfeste Helden, die schon lange die Siebzig überschritten hatten.

Im Oktober begleitete Moltke den Kaiser nach Mailand zum Besuche König Viktor Emanuels. Den ungemein herzlichen und seitens der Bevölkerung geradezu enthusiastischen Empfang schildert Moltke seiner Schwester Auguste so eingehend, daß man die innere, freudige Antheilnahme des Briefschreibers durchfühlt, der sonst rauschende Festlichkeiten und Ovationen, die seiner Person galten, nicht liebte. Hier aber stand sein König im Mittelpunkte der Huldigungen, und da ließ er willig über sich ergehen, was auch ihm in reichem Maße zugedacht wurde.

Bei der Enthüllung des Stein-Denkmals, 26. Oktober, verlieh der Kaiser Moltke das Großkomthurkreuz des Hohenzollernschen Hausordens mit Schwertern. „Es hat der Vorsehung gefallen", hieß es in der Ordre, „Preußens Könige in entscheidenden Krisen stets mit Männern zu umgeben, die im Felde wie im inneren Staatsleben stets das Rechte zu finden wußten."

Im Frühling 1876 machte Moltke eine größere Erholungsreise nach Italien. In Rom wohnte er im Palast Caffarelli beim deutschen Gesandten v. Keudell und fühlte sich in diesem gastfreundlichen Hause ungemein wohl. Von Rom ging es Ende April nach Neapel, wo der Insel Capri und der blauen Grotte ein Besuch abgestattet wurde, dann im Mai mit einigen Rasttagen in der Schweiz wieder heimwärts.

Anfang Oktober wurde in Parchim ein Moltke-Denkmal enthüllt. Natürlich hatte man auf des Feldmarschalls Anwesenheit gehofft, der sich aber bei seiner Abneigung gegen dergleichen Huldigungen gar nicht dazu entschließen konnte. Sein Bruder Ludwig mußte ihn vertreten, und er blieb in seinem lieben Kreisau.

Im April 1877 begleitete Moltke den Kaiser auf einer Reise durch die Reichslande. „Der Empfang des Kaisers hat alle Erwartungen über-

troffen", schrieb der General an seinen Neffen Henry. „Ganz liebenswürdig benimmt sich das Publikum. Nirgends Geschrei oder Rohheit in der dichtgedrängten Menge. Fügsam und gutmüthig, ein wahrer Kontrast mit den Berlinern". Eine junge Dame des elsasser Adels hatte in einer Reihe von Gedichten Leben und Thaten des Feldmarschalls verherrlicht und bat ihn, die Widmung dieser Poesien anzunehmen. „Ich erkenne es überaus freundlich an", antwortete Moltke, „wenn eine junge Dame Gedichte verfaßt, welche mich zum Gegenstande nehmen. Aber eben dann dürfte auch eine besondere Dedikation überflüssig sein, und ich möchte eine solche dankend ablehnen. Eine poetische Seite wird meinem Leben kaum abzugewinnen sein, und ich will nicht verhehlen, daß es mir bei Weitem am liebsten wäre, wenn ein Urtheil über mich der späteren Zukunft vorbehalten bliebe."

Nicht immer glückte es Moltke, sich den Ovationen des Publikums zu entziehen. Davon erzählt Major v. Burt ein ergötzliches Beispiel: „Moltke war im Gefolge des Kaisers bei den Manövern in Süddeutschland zugegen gewesen und fühlte sich so angegriffen, daß er den Kaiser noch vor Beendigung der Uebungen bat, nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Nachdem seine Bitte genehmigt war, sagte er zu mir am Nachmittage: »Wir wollen jetzt irgendwo hingehen, wo man sich einmal recht ausruhen kann. Nimm Billets für uns und den Diener nach X.« Unser Gepäck hatten wir nach Hause geschickt, der Diener trug nur einen kleinen Handkoffer. Als wir auf dem Bahnhofe ankamen, erschien der Stationsvorsteher und meldete: »Excellenz, ich habe in den Zug einen Salonwagen für Sie einschieben lassen.« Wir stiegen ein und fuhren mit dem angenehmen Gefühl ab, endlich zur Ruhe zu kommen. Kaum aber hielt der Zug in X., als der Bürgermeister im Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen ins Coupé stieg mit den Worten: »Excellenz, es ist Alles zum Empfang bereit, Quartier bestellt, ein Wagen wartet auf dem Bahnhof und ein Fourgon für das Gepäck.« Nicht ganz heiterer Laune bestieg der Feldmarschall mit dem Bürgermeister und mir den Wagen, der Diener mit dem kleinen Handkoffer den Fourgon. Die Stadt hatte Flaggenschmuck angelegt; noch waren einzelne Bewohner bemüht, Kränze an den Häusern zu befestigen; die ganze Schuljugend lief hinter dem Wagen her, und ganz X. war auf den Beinen. Unterwegs erklärte der Bürgermeister dem Feldmarschall, heute sei das Veteranen- und Winzerfest, und man würde es ihm sehr übel nehmen, wenn er Seine Excellenz nicht zu bewegen wüßte, dem Feste seinen hohen Besuch zu schenken. In etwas bedenklicher Stimmung sagte Moltke zu, und bald darauf hielt der Wagen vor dem Gasthofe. Ehrfurchtsvoll begrüßte der Wirth seine Gäste und geleitete sie in eine Flucht von Zimmern, die für sie eingerichtet waren. Der Bürgermeister drängte mit dem Feste, und der Feldmarschall antwortete etwas gereizt: »Nun erlauben Sie wenigstens, daß ich mich etwas wasche.« Bald aber saßen wir wieder im offenen Wagen, dem die begeisterte Jugend folgte. Es fing an zu tröpfeln, aber in einer halben Stunde hatten wir den mit Menschen angefüllten

Weinberg erreicht. Wir stiegen aus, und der Polizeidiener schaffte soviel Platz, daß wir einzeln durch die Menge uns fortbewegen konnten, oftmals über einen kleinen Teckel stolpernd, der wohl seinen Herrn verloren hatte und ihn auf dem für uns gebildeten Weg zu finden hoffte. Endlich setzten wir uns, oben angelangt, zu einer ehrsamen Bürgerfamilie, die sich auf der hölzernen Bank zusammendrückte und uns ein Glas Most kredenzte."

„Mittlerweile hatte es stark zu regnen angefangen, und eine alte Frau bot dem Feldmarschall einen Regenschirm an, den er aber, weil er in Uniform war, ablehnte. Dafür wurde ihm mit einem donnernden Hurrah gelohnt. Nun wurden wir zu einem Feuerwerk geführt, das aber des Regens wegen nicht recht brennen wollte und in der Dämmerung überhaupt seines Eindrucks verfehlte. Dann ging es weiter, und schließlich gelangten wir wieder in den Wagen und in unseren Gasthof. Ich bestellte das Abendessen, und als wir dies eingenommen hatten, legte sich Moltke behaglich in den Lehnstuhl zurück und sagte: »Nun wollen wir noch eine Patience legen und dann zu Bett gehen.« Kaum hatte ich aber die Karten ausgebreitet, als es klopfte; auf unser Herein! trat der Bürgermeister in dem erwähnten Anzuge ins Zimmer. »Die Stadt«, sagte er, »wünscht Euer Excellenz durch ihre Liedertafel ein Ständchen und durch die Feuerwehr einen Fackelzug zu bringen. Es ist an diesem Zimmer ein Balkon, und es wäre sehr gütig, wenn Sie sich darauf der versammelten Menge zeigen möchten.« Bedenkliche Wolken sammelten sich auf der Stirn des alten Herrn, die wohl dem Kenner, nicht aber dem harmlosen Beamten bemerkbar wurden. Ich eilte hinaus und bestellte rasch die Lieblingslieder des Feldmarschalls, und nachdem diese Festlichkeit ihr Ende erreicht hatte, gelang es uns, in unseren Betten die ersehnte Ruhe zu finden."

„Am anderen Morgen aber beim Tagesgrauen klopfte es an meine Thür, und wieder erschien der Bürgermeister im Frack, um zu melden, die städtische Kapelle hätte sich unten versammelt, um dem Feldmarschall ein Morgenständchen zu bringen. Ich machte dringende Vorstellungen: der alte Herr bedürfe der Ruhe, man dürfe ihn nicht so früh aus dem Schlafe wecken, nichts half, ich mußte handeln. Zaghaft betrat ich das Schlafzimmer, und etwas ängstlich weckte ich ihn. Als er erfuhr, um was es sich handle, brach ein heftiges Gewitter los. »Ich komme hierher, um mich auszuruhen, und keinen Augenblick läßt man mich zur Ruhe kommen.« — Ich beschwichtigte, so gut ich konnte, stellte vor, daß doch Alles nur aus gutem Willen geschehe, und daß es einen schlechten Eindruck machen würde, wenn er unfreundlich wäre. »Ja«, erwiderte er, »dann wollen wir aber mit dem nächsten Zuge, und zwar direkt, nach Berlin abfahren«. Das geschah."

„Der alte Herr war damals sehr übler Laune; aber als ich ihn an die kleine Geschichte später einmal erinnerte, lachte er, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, und fügte hinzu: »Ja, und bis in mein Zimmer bildeten sie Spalier, und ich konnte es des Morgens nach

dem Kaffee nicht verlassen, ohne mit einem schallenden Hurrah begrüßt zu werden«."

Ganz ähnliche Abenteuer werden uns vom alten Blücher berichtet, und es ist interessant, wie die beiden nationalen Helden, wie grundverschieden auch in ihrer Eigenart, sich in der Liebenswürdigkeit ihres Herzens mit dergleichen absanden, Jeder natürlich auf seine Weise.

1878, nach den fluchwürdigen Mordanschlägen auf den edelsten und besten aller Herrscher, ergriff bei den Verhandlungen über das Sozialistengesetz auch Moltke das Wort: „Lange zurückgedrängte Leidenschaften, enttäuschte Hoffnungen drängen zu gewaltsamen Ausbrüchen, welche die Leiter am allerwenigsten verhindern können; denn die Revolution hat noch immer ihre Führer zuerst verschlungen. Auf dem Wege des Umsturzes werden die besseren Elemente sehr bald überholt durch die schlechteren. Hinter dem gemäßigten Liberalen steht gleich Jemand, der viel weiter gehen will, wie er. Das ist überhaupt der Irrthum so Vieler gewesen, daß sie glauben, ungefährdet nivelliren zu können bis auf ihr Niveau, dann solle die Bewegung stillstehen; als ob ein in voller Fahrt heranbrausender Eisenbahnzug plötzlich Halt machen könnte, — wobei ja auch die den Hals brechen würden, welche darin sind. Meine Herren, hinter dem ehrlichen Revolutionär tauchen dann jene dunklen Existenzen auf, die sogenannten Bassermannschen Gestalten vom Jahre 1848, die professeurs des barricades und die Petroleusen der Kommune vom Jahre 1871."

Mußte der Kaiser sich auch die Theilnahme an den rheinischen Manövern versagen, bei der Parade des XI. Korps bei Wabern erschien der geliebte Monarch wieder, jubelnd begrüßt von seinem Heer und von seinem Volk. Auch Moltke befand sich im Gefolge des Kriegsherrn, erkrankte aber an Gesichtsrose, die ihn in Kassel 14 Tage lang ans Bett fesselte. „Endlich", schrieb er an Frau Auguste, „ist diese Rose, die letzte, aber nicht die schönste des Sommers, abgeblüht und nur noch eine geringe Spur vorhanden, so daß ich morgen das Bett verlassen und hoffentlich Mittwoch nach Berlin reisen und noch zur Abstimmung über das Sozialistengesetz da sein werde."

In voller Frische und Rüstigkeit feierte der Feldmarschall am 8. März 1879 sein sechzigjähriges Dienstjubiläum. Kreuz und Stern des Ordens pour le mérite mit dem Bildniß Friedrichs des Großen waren begleitet von einer überaus gnädigen Kabinets-Ordre und einer Reiterstatuette des Kaisers. Der Kronprinz sandte sein Bildniß, wofür Moltke tief bewegt dankte und u. A. schrieb: „Meinem Alter kann es nicht beschieden sein, noch lange zu nützen; aber heiße Segenswünsche werden Euer Kaiserliche Hoheit begleiten, solange ich lebe."

Bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. — Trostgedanken.

Im Herbst 1879 hatten drei Armeekorps, das I., II. und XV. Kaisermanöver. Scheute der greise Kriegsherr keine Anstrengung, wenn es galt, seine Truppen zu sehen, so war auch Moltke stets auf dem Posten.

Am unbequemsten wurden ihm die vielen Diners, die er „Proben der Enthaltsamkeit“ nannte. Aus Schlettstadt schrieb er an seine Schwester Auguste: „Zu Anfang habe ich sehr gezweifelt, ob ich Alles bis zu Ende mit durchmachen würde. Es ist ja gottlob gegangen, aber nur mit äußerster Anstrengung, und es ist das letzte Mal. Jetzt kann ich mich mehr schonen; aber ich wünsche sehnlich, die kurze Zeit, die ich noch vor mir habe, in Ruhe zubringen zu können und mich in ein bescheidenes Dunkel zurückziehen zu dürfen.“

Trotzdem machte Moltke mit den Offizieren des großen Generalstabes alsbald eine Uebungsreise im Elsaß, die unter Ungunst des Wetters litt; aber keine Mühsal und kein Unwetter vermochten ihn in seiner pflichtgetreuen Thätigkeit zu beirren. Auch im Jahre 1880 wohnte er nach einer Gasteiner Kur den großen Manövern des Garde- und III. Korps bei.

Am 26. Oktober feierte er seinen achtzigsten Geburtstag. Unter den vielen Wünschen erfreute ihn besonders ein poetischer Gruß des Oberhofpredigers Schaubach in Meiningen, des früheren Erziehers seiner Neffen Wilhelm und Helmuth. Die Persönlichkeit und die Anschauungsweise des geistvollen Predigers, den er bei einer Generalstabsreise wiedergesehen und gehört hatte, waren ihm besonders sympathisch. Herrlich und für Moltkes demuthvolle und hochsinnige Denkart charakteristisch ist seine Antwort vom 27. Oktober 1880 auf das von Schaubach ihm gewidmete Gedicht. Das Gedicht lautet:

„Ob unser Leben bis zu siebzig Jahren,
Wenn's hoch kommt, bis zu achtzig steigt,
Und ob es reich an Ehren und Gefahren,
Ob's lautlos, unerkannt zum Grab sich neigt;
Vom köstlich reichsten Leben steht zu lesen,
Daß es voll Müh' und Arbeit ist gewesen.
Und dennoch, dennoch gilt es ohne Wanken
In mühevoller, streitbewegter Welt
Getrost und froh aus tiefster Seele danken
Dem, der hinein in Müh' und Arbeit uns gestellt,
Weil, ob durch Glück und Schmerz die Bahn sich wendet,
Das Köstlichste in Mühen sich vollendet.
Dich hat Dein ew'ger König reich gesegnet,
Des Geistes Schaffen mit dem Sieg gekrönt;
Du stehst, wie jäher Schmerz Dir auch begegnet,
Im Frieden Gottes da, dem Schmerz versöhnt.
Von Deinem Leben aber wird Dein Volk stets lesen:
»Sieh, köstlich, Müh' und Arbeit ist's gewesen«.“

Ebenso bedeutsam in anderer Richtung ist Moltkes Schreiben an Professor Bluntschli in Heidelberg. Dieser hatte ihm nach dem bekannten Brüsseler Friedenskongreß einige Exemplare der dort vereinbarten Lois de guerre übersendet (Gesetze, nach denen im Kriege im Interesse der Menschlichkeit verfahren werden soll). Die Brüsseler Kommission, die im Grunde den „ewigen Frieden“ anstrebte, hatte einstweilen eine Menge von Grundsätzen und Vorschriften aufgestellt, nach denen sich der Soldat im Kriege richten sollte. Aus Moltkes schlagender Entgegnung sei hier nur der einen, berühmt gewordenen Stelle gedacht: „Der ewige Friede

ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen."

Als im März 1881 Kaiser Alexander II. von Rußland das Opfer eines scheußlichen Mordanschlages wurde, schrieb Moltke an Schwester Magdalene: „Was sagst Du zu dem schauderhaften Attentat auf den Kaiser von Rußland, der doch der größte Wohlthäter seines Volkes gewesen ist. Möchte nur sein Nachfolger kräftiger vorgehen gegen die ruchlose Bande der Nihilisten, nicht wie sein unglücklicher Vater alle Verbrechen vertuschen und verzeihen. Aber er tritt ein schweres Amt an. Die Leute wollen freie Institutionen, zu denen sie nicht reif sind, Volksvertretungen, wo die Vertreter nicht lesen und schreiben können."

Im Sommer unternahm Moltke eine schon früher geplante Reise in das Tatra-Gebirge. So herrlich die Natur, so mangelhaft waren Unterkunft und Verpflegung. Das Alles ertrug der 81 jährige Feldmarschall frisch und wohlgemuth.

Im November richtete Moltke an den Kaiser die Bitte, ihm zur Entlastung von den Geschäften einen Generalquartiermeister zur Seite zu stellen, gab aber dabei dem Wunsche Ausdruck, sich überhaupt in den Ruhestand zurückzuziehen.

Der Kaiser erfüllte den Wunsch seines Getreuen, indem er den Grafen Waldersee zum Generalquartiermeister ernannte, antwortete aber auf die andere Bitte: „Auf Ihren Antrag kann Ich nur erwidern, daß Ihre Verdienste um die Armee viel zu groß sind, um jemals, solange Sie leben, an Ihr Scheiden aus derselben denken zu können, und daß Mir Ihr Rath und Ihre Unterstützung viel zu werthvoll sind, um Mich in das Entbehren derselben finden zu können, solange uns Gottes Wille beisammen läßt."

Im Februar 1882 wurde Moltkes langjähriger Adjutant, sein lieber Henry, versetzt und nahm bald darauf seinen Abschied. An seine Stelle trat Hauptmann Helmuth v. Moltke, der zweite Sohn des Bruders Adolf.

Am 28. März 1883 starb Moltkes inniggeliebte Schwester Auguste, die zweite Mutter und treue Pflegerin seiner unvergeßlichen Marie. Wiederum ein schwerer Schlag für den greisen Helden, um den es immer einsamer wurde. Augustens irdische Hülle wurde in der Kreisauer Grabkapelle beigesetzt. Eine Erholungsreise nach San Remo brachte dann wieder freundliche und anmuthende Eindrücke.

Nach den Kaisermanövern des IV. und XI. Korps wohnte Moltke am 28. September der Einweihung des Niederwald-Denkmals bei; er hatte dem Schwert, auf das die wunderherrliche Germania sich stützt, die Bahnen zum Siege gewiesen.

Als ihm Dr. Ludwig Hahn sein Werk „Das Heer und das Vaterland" übersandte, dankte Moltke dafür in einem köstlichen Briefe, der seine Eigenart in helles Licht stellt (14. November 1883).

In diesem Briefe findet sich eine Hindeutung auf die Uebersetzung des Wortes Logos in der tiefsinnigen Einleitung zum Johannes-Evangelium. Während Luther mit „Wort" übersetzt, erinnert Moltke, im Sinne des schriftforschenden Faust (bei Goethe) an die Bedeutungen „Kraft" und „That", auf welche die Deutschen sich endlich besonnen haben. Dieser Gedankengang läßt darauf schließen, daß Moltke sich damals gerade mit den „Trostgedanken" beschäftigte, deren letzte Niederschrift und endgültige Redaktion erst 1890 zum Abschluß kam. Nicht weniger als vier Entwürfe zu dieser bedeutsamen Kundgebung seiner Anschauungen vom Höchsten und Heiligsten finden sich vor.

Eine würdige Einleitung zum Heiligthum der Trostgedanken enthält das Exemplar des Neuen Testamentes, das, ursprünglich von der Gattin benutzt, seit deren Tode stets auf seinem Arbeitstisch lag. Auf dem Blatt vor dem Titel sind folgende Sprüche von Moltkes Hand eingetragen: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." 2. Korinth. 12, 9. — „Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen." Ev. Johann. 12, 32. — „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm." Apostelgesch. 10, 34 35. — „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Ev. Matth. 7, 21. — „Des Herrn Kraft ist in den Schwachen mächtig." (Wiederholung des Anfangspruches, gleichsam Moltkes A und O.)

In den Trostgedanken, die sich unverkürzt im ersten Bande der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" finden, heißt es:

„Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne, er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens; nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens. — Nirgends Willkür in der Natur, überall Gesetz. — Zwar den Ursprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfassen, aber nirgends steht sie im Widerspruch mit der Regel, welche Alle leitet. Vernunft und Weltordnung sind konform (gleichartig), sie müssen gleichen Ursprungs sein. Auch wenn die Unvollkommenheit alles Erschaffenen die Vernunft auf Wege führt, die von der Wahrheit ablenken, ist Wahrheit dennoch ihr einziges Ziel."

„So tritt denn freilich die Vernunft in Widerspruch mit manchen ehrwürdigen Ueberlieferungen. Sie sträubt sich gegen das Wunder, „des Glaubens liebstes Kind", sie kann sich nicht überzeugen, daß die Allmacht nöthig haben sollte, um ihre Zwecke zu erreichen, in Einzelfällen die Gesetze der Natur aufzuheben, welche diese in Ewigkeit regieren. Doch richten sich die Zweifel nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Form, in welcher sie uns dargebracht ist."

„Das Christenthum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipirt und den Blick in die

Ewigkeit geöffnet. Aber war es das Dogma, welches diesen Segen schuf? — Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherungen eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen; aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche. — Die Vernunft steht nirgends im Widerspruch mit der Moral; das Gute ist schließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln, hängt nicht von ihr ab. Hier entscheidet die herrschende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vasallen, hat Gott das zweischneidige Schwert des freien Willens geschenkt, diese Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammniß führt."

„Aber auch ein sicherer Rathgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst unabhängig, hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unfehlbare Richter, welcher sein Urtheil in jedem Augenblick spricht, wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme endlich auch den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt."

„Die Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft sich gegeben hat, ziehen nur das Handeln vor ihren Richterstuhl, nicht auch das Denken und Empfinden. Selbst die verschiedenen Religionen verlangen Anderes bei anderen Völkern. Sie verlangen die Heiligung hier des Sonntags, dort des Sonnabends oder Freitags. Die eine erlaubt Genüsse, welche die andere verbietet. Ohnehin bleibt zwischen Erlaubtem und Verbotenem noch ein weiter Spielraum,. und eben hier erhebt mit feinerem Gefühl das Gewissen seine Stimme. Es sagt uns, daß jeder Tag dem Herrn geweiht sein sollte, daß selbst der erlaubte Zins, von Bedrängten erhoben, unrecht sei; mithin, es predigt die Moral in der Brust von Christen und Juden, von Heiden und Wilden. Denn selbst bei den ungebildetsten Völkern, denen das Christenthum nicht leuchtet, stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein. Auch sie erkennen Treubruch und Lüge, Verrath und Undank für schlecht, auch ihnen ist das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten heilig. Es ist schwer, an die allgemeine Verderbtheit des Menschengeschlechtes zu glauben; denn wie sehr auch von Rohheit und Wahnvorstellungen verdunkelt, liegt doch in jeder Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, welches den rechten Weg zeigt."

„Giebt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes, als dies Allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Uebereinstimmung eines Gesetzes, wie in der physischen, so in der moralischen Welt? nur daß die Natur diesem Gesetze unbedingt folgt, dem Menschen aber, weil frei, die Möglichkeit gegeben ist, es zu verletzen."

„Körper und Vernunft dienen der herrschenden Seele, aber sie stellen auch ihre selbständigen Forderungen, sie sind mitbestimmend, und so wird das Leben des Menschen ein steter Kampf mit sich selbst. Wenn dabei nicht immer die Stimme des Gewissens die Entschließung der so vielfach von äußerem und innerem Widerstreit bedrängten Seele entscheidet, so

müssen wir hoffen, daß der Herr, welcher uns unvollkommen schuf, nicht das Vollkommene von uns fordern wird."

„Denn wie Vieles stürmt nicht bei seinem Handeln auf den Menschen ein, wie verschieden sind schon seine ursprünglichen Naturanlagen, wie ungleich Erziehung und Lebenslage. Leicht wird es dem vom Glück Bevorzugten, den rechten Weg einzuhalten, kaum, daß die Versuchung, wenigstens zum Verbrechen, an ihn herantritt; schwer dagegen dem hungernden, ungebildeten, von Leidenschaften bestürmten Menschen. Dies Alles muß bei Abwägung von Schuld und Unschuld vor dem Weltgericht schwer in die Wagschale fallen, und hier wird Gnade zur Gerechtigkeit, zwei Begriffe, die sich sonst ausschließen."

„Unmöglich kann dies Erdenleben ein letzter Zweck sein. Wir haben ja nicht um dasselbe gebeten, es ward uns gegeben, auferlegt. Eine höhere Bestimmung müssen wir haben, als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Räthsel sich niemals klären, an deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft giebt, wenn Alles mit dem Tode aus ist. —"

„Was aber kann in diese Zukunft mit hinüber genommen werden? Die Funktionen unseres irdischen Kleides, des Körpers, haben aufgehört; die Stoffe, welche ja schon bei Lebzeiten beständig wechseln, treten in neue chemische Verbindungen, und die Erde hält Alles fest, was ihr gehört. Nicht das Kleinste geht verloren. Die Schrift verspricht uns die Auferstehung eines verklärten Leibes, und freilich läßt sich ein Sonderdasein ohne Begrenzung nicht denken; dennoch ist unter dieser Verheißung wohl nur die Fortdauer der Individualität zu verstehen, im Gegensatz zum Pantheismus."

„Daß die Vernunft und Alles, was wir an Kenntnissen und Wissen mühsam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürfen wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unser irdisches Dasein. Ob wir das zu wünschen haben, ist eine andere Frage. Wie, wenn einst unser ganzes Leben, unser Denken und Handeln vor uns ausgebreitet daläge und wir nun selbst unsere eigenen Richter würden, unbestechlich, erbarmungslos."

„Aber vor Allem das Gemüth muß der Seele verbleiben, wenn sie unsterblich ist. Die Freundschaft zwar beruht auf Gegenseitigkeit, bei ihr spricht die Vernunft mit, aber die Liebe kann bestehen ohne Gegenliebe. Sie ist die reinste, die göttliche Flamme unseres Wesens. Nun sagt uns die Schrift, wir sollen vor Allem Gott lieben, ein unsichtbares, uns völlig unfaßbares Wesen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrungen und Schmerz bereitet. Wie können wir es anders, als indem wir seine Gebote befolgen und unsere Mitmenschen lieben, die wir sehen und verstehen."

„Wenn, wie der Apostel Paulus schreibt, einst der Glaube in die Erkenntniß, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht, und nur die Liebe

besteht, so dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen."

Wenn wir mit diesen Trostgedanken die Anschauungen Moltkes zusammenhalten, wie sie uns aus seinen Briefen, seinen Gesprächen, aus dem aufgeschlagenen Buch seines Lebens entgegenleuchten, so werden wir sein Glaubensbekenntniß etwa also zusammenfassen können: Er glaubte von ganzer Seele an den persönlichen Gott und Herrn, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, den gerechten und barmherzigen Lenker der Welt und des Menschengeschicks, der sich am herrlichsten durch Christus offenbart hat. Die Lehre dieses göttlichen Stifters unserer Religion, das christliche Sittengesetz, ist ihm Kern und Stern des Christenthums, die Liebe des Gesetzes Erfüllung. Innig war er überzeugt von der persönlichen und bewußten Unsterblichkeit, von der Verantwortlichkeit des Menschen im Jenseits für sein Denken, Fühlen und Wollen im Diesseits. Die strengsten Forderungen, die ein Bekenner Christi an sich stellen kann, Moltke stellte sie an sich und erfüllte sie, soweit das durch die Gnade Gottes dem Menschen möglich ist. Denn der Herr ist mächtig in den Schwachen.

Wunderbar harmonirt es mit Moltkes Trostgedanken, daß er in seinen Kreisauer Mußestunden Gedichte von Thomas Moore ins Deutsche übertrug, immer wieder feilend und nachbessernd, wo sich Inhalt und Form noch nicht ganz decken wollten. Hier eine Probe:

„Das kühle Gras soll mein duftender Schrein,
Der Wind in den Bergen mir Orgelklang sein,
Mein Dom, soweit das Himmelszelt steht,
Und all' mein Denken ein still' Gebet.
Des Laubes Rauschen bei Mondenschein
Soll meiner Andacht Beichtiger sein,
Wenn in tiefem Schweigen das endlose Meer
Lobpreiset des Herren Macht und Ehr'.
Am Tage, in sonniger Einsamkeit,
Schau' ich das Bild seiner Herrlichkeit
Und weiß bei der Stille der tiefen Nacht
Mein Gebet von seinen Sternen bewacht.
Deine Werke, o Herr, sind die heilige Schrift,
Geschrieben mit flammenden Zügen von Licht,
In welcher mein staunendes Auge liest,
Wie groß, Allmächtiger Gott, Du bist.
Ich las Deinen Zorn in der Gipfel Wallen,
Wenn Deine Donner vom Himmel erschallen,
Und las Deine Milde im Abendlicht,
Das zitternd durch gold'ne Wolken bricht.
Denn nichts ist so leuchtend, so klar und so hehr,
Das nicht ein Bild Deiner Allmacht wär',
Von der Blume, die lieblich im Thal' erblüht,
Bis zum Stern, der hoch am Himmelszelt glüht.
Und auch bei der tiefsten Finsterniß
Bin ich Deiner Gnade und Liebe gewiß,
Und harre getrost in der dunkelsten Nacht,
Daß ein Strahl Deines leuchtenden Morgens erwacht."

Als Moltke im Frühling 1885 wieder nach San Remo ging, war er insofern enttäuscht, als er es zeitweise in den kalten Zimmern recht unbehaglich fand: „Ich freue mich auf ein deutsches Frühjahr, welches, wenn es endlich eintritt, dort weit schöner ist als hier. Alle diese grauen Oliven und Steineichen sind nicht zu vergleichen mit einer grünen Wiese und dem ersten Grün eines Buchenwaldes.“ Um so mehr befriedigte und entzückte ihn der Aufenthalt in Nervi.

Der März 1886 brachte eine große parlamentarische That Moltkes. Da man im Reichstage früher die Erhöhung der Militärpensionen abgelehnt hatte, so brachte Moltke einen Antrag ein, der die ursprüngliche Regierungsvorlage wiederherstellte. Dagegen sollte das Privateinkommen der Offiziere zur Kommunalbesteuerung herangezogen werden. „Ich habe“, sagte Moltke in seiner bedeutungsvollen Rede, „mich aus eigenem Antriebe entschlossen, den Antrag zu stellen, weil ich mir sagte, daß, wenn von keiner Seite eine Anregung dafür erfolgte, dann dieses Gesetz voraussichtlich wieder auf lange Zeit hinaus zurückgeschoben werden würde und die Offiziere, die nun schon seit Jahren vergeblich auf das Zustandekommen des Gesetzes gewartet haben, abermals das leere Nachsehen haben würden. — Es wurde hier vor einiger Zeit gesagt: Wer hätte gedacht, daß wir nach einem Kriege, der so große Veränderungen in Europa hervorgebracht hat, noch 15 Jahre Frieden behalten würden. Ja, meine Herren, diesen Segen verdanken wir der Weisheit unseres Kaisers und der Politik seines Kanzlers, einer Politik, meine Herren, wie, soweit ich urtheilen kann, die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat, wo ein mächtiger Staat, neben Lösung sozialer Probleme im Innern, nach außen seine Macht, sein Ansehen und sein Uebergewicht geltend macht, nicht um die Nachbarn zu bedrängen, sondern um den Frieden mit ihnen zu sichern, und das nicht nur, sondern auch den Frieden der Nachbarn untereinander zu vermitteln.“

„Aber, meine Herren, eine solche Politik läßt sich nur durchführen, gestützt auf ein starkes, kriegsbereites Heer. Fehlte dieses gewaltige Triebrad in der Staatsmaschine, so würde sie stocken, die Noten unseres auswärtigen Amtes würden des rechten Gewichtes entbehren. Die Armee, meine Herren, ist das Fundament gewesen, auf welchem eine solche Politik des Friedens sich hat aufbauen lassen; die Armee ist es, welche der diplomatischen Aktion Nachdruck und Rückhalt gewährt, aber nur so lange, wie sie auch wirklich bereit und im Stande ist, da einzutreten, wo der friedliche Zweck nicht erreicht werden kann. Und, meine Herren, mit den Offizieren der Armee veraltet die Armee selbst, nicht bloß in den obersten Stellen, sondern auch, was weit bedenklicher wäre, bis hinunter in die überaus wichtigen Stellen der Hauptleute und der ihnen Gleichgestellten in den anderen Waffen.“

„Meine Herren, soll die Armee ihren Zweck erreichen, wollen Sie die Armee kräftig und jugendfrisch erhalten, so geben Sie ihr das Pensionsgesetz.“

Der Antrag Moltke wurde angenommen.

Wiederum — 1886/87 — hatte der Reichstag über eine nothwendige Heeresverstärkung zu berathen. Dreimal ergriff Moltke das Wort, um dem Reichstage die Unabweisbarkeit der Regierungsvorlage ans Herz zu legen. Der Reichstag lehnte die Vorlage ab und wurde aufgelöst. Aber sicherlich war es Moltkes lichtvollen und gewichtigen Ausführungen zu danken, daß sich bei den Neuwahlen die Erkenntniß Bahn brach, wie es Pflicht der Volksvertretung ist, die Wehrkraft zu stärken, wenn es der Sicherheit des Vaterlandes gilt. Der neue Reichstag stimmte in allen Punkten der Regierungsvorlage zu.

Kaiser Wilhelm I. feierte am 22. März 1887 seinen neunzigsten Geburtstag. Die Verleihung des Großkomthur-Kreuzes und Sternes vom Hohenzollernschen Hausorden in Brillanten an Moltke begleitete der greise Herrscher mit einer wahrhaft ergreifenden Ordre, in der es hieß: „. . . Es ist Mir ein tief empfundenes Herzensbedürfniß, Ihnen auszusprechen, daß Ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht so manche Sorge in schwerer Zeit von Meinem Herzen genommen hätten und wenn mit Ihrem Rath und mit Ihrer Hülfe die Fahnen Meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den Ehren geschmückt worden wären, die Meine Lebenskraft erstarkt und Meine Lebensfreudigkeit erhalten haben.“

Moltke war tief gerührt von der Huld seines greisen Kriegsherrn. Dabei bricht in seinen Briefen immer wieder ein liebenswürdiger Humor durch: „Wir sind an den kritischen April hinangelangt, ohne daß Herr Boulanger den Marsch nach Berlin antritt; vielleicht ist das Wetter zu schlecht und möglich, daß ich noch einmal den Sommer in Kreisau zubringe.“ —

Im Herbst war Moltke Zeuge der letzten Heerschau Kaiser Wilhelms, deren sich das Pommersche Korps erfreute.

Schwere Wolken zogen sich zusammen über dem einst so ungetrübten Glück des Herrscherhauses. Seit November 1887 stand es mit unerbittlicher Gewißheit fest, daß es für den schwer erkrankten Kronprinzen keine Hoffnung auf Heilung mehr gab. Dieser Gram zehrte auch an des Kaisers Lebenskraft, der nach kurzem Krankenlager am 9. März 1888 das Haupt zum letzten Schlummer neigte. Wie tief mußte dieser Trauerfall auch Moltke erschüttern, des Kriegsherrn treuen Berather seit mehr denn 30 Jahren.

In den kurzen, abgebrochenen Sätzen eines Briefes an den Neffen Henry spricht sich des greisen Helden tief niedergedrückte Stimmung aus: „Es ist eine traurige Zeit, die Gegenwart, und eine dunkle Zukunft. — In welchem Zustande werden wir unseren neuen Kaiser sehen, welcher heute Abend aus dem sonnigen Süden nach unserem kalten Regenhimmel zurückkehrt; werden wir ihn überhaupt sehen? — Die Leiche des Kaisers gewährt einen wahrhaft wohlthuenden Anblick, so freundlich und gut sieht sie aus. — Im Fahnensaal hielt heute Kögel eine ergreifende Rede über den Text: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal.“

Abendsonnenschein.

Bei der Vermählung des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen am 24. Mai 1888 sah Moltke noch einmal seinen Kaiser Friedrich, den vierten in der Reihe seiner Kriegsherren. Tiefe Wehmuth erfüllte ihn, wenn er beim Anblick des sterbenskranken Dulders der Zeit gedachte, da er dem blühenden jugendlichen Prinzen als Führer und Berather zur Seite gestanden hatte.

Am 15. Juni wurde Kaiser Friedrich von seinen Leiden erlöst. Moltke leistete den Treueid dem fünften Kriegsherrn, Kaiser Wilhelm dem Zweiten.

Doch nun war für den greisen Helden die Zeit gekommen, wo er die Bitte aussprechen durfte, daß ihm für den Rest seiner Tage die wohlverdiente Ruhe beschieden werde. Aus Kreisau richtete er am 3. August an den Kaiser die Bitte um Enthebung von seiner Stelle. Mit schwerem Herzen willigte der Kaiser in den Wunsch des treuen, vielbewährten Berathers, ernannte ihn jedoch zum Präses der Landes-Vertheidigungskommission, um auch ferner den Paladin seines erlauchten Großvaters zur Seite zu haben, um ihn noch ferner mit dem Wohl und Wehe des Vaterlandes beschäftigt zu wissen. Der Kaiser beließ ihm überdies seine bisherige Dienstwohnung im Generalstabsgebäude sowie seinen bisherigen persönlichen Adjutanten.

Die Kaiserin Augusta und die Großherzogin von Baden richteten herzliche Briefe an den Scheidenden. „Sie sind", schrieb die Großherzogin, „so unauflöslich mit dem Bilde unseres verklärten großen Kaisers Wilhelm verbunden, daß nach seinem Hinscheiden Ihr wachsames Auge und Ihre starke Hand mir umso unentbehrlicher schienen für Armee und Vaterland."

Vom Generalstab verabschiedete sich Moltke mit schlichten, herzlichen Worten.

Sein siebzigjähriges Dienstjubiläum — 1889 — verlebte Moltke in stiller Zurückgezogenheit. Der Kaiser übersandte ihm mit warmen Worten der Anerkennung seine Bronzebüste.

Leider raubte dies Gedenkjahr Moltke den letzten noch lebenden Bruder. Ludwig v. Moltke starb am 22. August. Doch um so herzlicher verkehrte Moltke mit den noch lebenden Familienmitgliedern, zumal mit dem aufblühenden Nachwuchs, den Großneffen und Großnichten. Sie pflegten den Feldmarschall Opapa zu nennen, und so unterzeichnet er sich auch oft in seinen Briefen an sie, die in ihrer gemüthvollen Heiterkeit von dem Verständniß des alten Herrn für kindliche Wünsche und Interessen zeugen.

Am 29. November 1889 waren fünfzig Jahre verflossen, seit Moltke für seine in der Türkei bewiesene Umsicht und Tapferkeit den Orden pour le mérite erhalten hatte. Kaiser Wilhelm gedachte dieses Tages, indem er seinem Feldmarschall die Krone in Brillanten zu diesem Orden verlieh.

Der Präses der Landes-Vertheidigungskommission war auch im Reichstage wieder auf dem Posten, als es galt, für die Militärvorlage von 1890 einzutreten. Mit voller Frische führte der greise Redner das Wort:

„— — Die Fürsten und die Regierungen sind es wirklich nicht, welche in unseren Tagen die Kriege herbeiführen. Die Zeit der Kabinetskriege liegt hinter uns, wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg, und einen solchen mit all seinen unabsehbaren Folgen heraufzubeschwören, dazu wird irgend eine besonnene Regierung sich sehr schwer entschließen. Nein, meine Herren, die Elemente, welche den Frieden bedrohen, liegen bei den Völkern. Das sind im Innern die Begehrlichkeit der vom Schicksal minder begünstigten Klassen und ihre zeitweisen Versuche, durch gewaltsame Maßregeln schnell eine Besserung ihrer Lage zu erreichen, eine Besserung, die nur durch organische Gesetze und auf dem allerdings langsamen und mühevollen Wege der Arbeit herbeigeführt werden kann. Von außerhalb sind es gewisse Nationalitäts- und Rassebestrebungen, überall die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Das kann jederzeit den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, ohne den Willen der Regierungen und auch gegen ihren Willen; denn, meine Herren, eine Regierung, welche nicht stark genug ist, um der Volksleidenschaft und den Parteibestrebungen entgegenzutreten, ist eine fortwährende Kriegsgefahr. Ich glaube, daß man den Werth und den Segen einer starken Regierung nicht hoch genug anschlagen kann. Nur eine starke Regierung kann heilsame Reformen durchführen, nur eine starke Regierung kann den Frieden verbürgen. — — Nun, meine Herren, wo es sich um so große Dinge handelt, wo es sich handelt um das, was wir mit schweren Opfern erreicht haben, um den Bestand des Reiches, vielleicht um die Fortdauer der gesellschaftlichen Ordnung und der Civilisation, jedenfalls um Hunderttausende von Menschenleben, da kann allerdings die Geldfrage erst in zweiter Linie in Betracht kommen, da erscheint jedes pekuniäre Opfer im voraus gerechtfertigt. — — Der Feind im Lande würde nicht viel fragen, ob Reichsbank oder Privatbank. Sahen wir doch im Jahre 1813, als er schon im Abzuge war, wie in Hamburg, damals eine französische Stadt, ein französischer Marschall zum Abschied die Hamburger Bank in die Tasche steckte. Der Feind im Lande würde schnell mit unseren Finanzen aufräumen. Nur ein waffenstarkes Deutschland hat es möglich machen können, mit seinen Verbündeten den Bruch des Friedens so lange Jahre hindurch hinzuhalten. — — Ich glaube, daß in allen Ländern die bei Weitem überwiegende Masse der Bevölkerung den Frieden will, nur daß nicht sie, sondern die Parteien die Entscheidung haben, welche sich an ihre Spitze gestellt haben."

„Meine Herren, die friedlichen Versicherungen unserer beiden Nachbarn in Ost und West — während übrigens ihre kriegerischen Vorbereitungen unausgesetzt fortschreiten —, diese friedlichen und alle übrigen Kundgebungen sind gewiß sehr werthvoll; aber Sicherheit finden wir nur bei uns selbst."

Nach längerem Sommeraufenthalt in Kreisau begab sich Moltke am 24. Oktober nach Berlin: denn Kaiser, Heer und Vaterland wollten es sich nicht nehmen lassen, den Geburtstag des Nationalhelden, an welchem er sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, in hervorragender Weise zu feiern.

Das Generalstabsgebäude war mit einer Fülle von Pflanzen prächtig geschmückt. Die Auffahrt am Königsplatz war durch Purpurvorhänge zum

Zelt umgewandelt, um dem Jubilar während des bevorstehenden Fackelzuges den Aufenthalt im Freien zu ermöglichen.

Am Nachmittag des 25. Oktober erschien als erste Gratulantin die Kaiserin Friedrich; sie widmete dem Gefeierten ein metallenes Reliefbild des Kaisers Friedrich. Die Großherzogin von Baden sandte des kaiserlichen Vaters Schreibmappe die einst Kaiserin Augusta dem hohen Gemahl geschenkt hatte. Nach einem Ständchen der Berliner Liedertafel nahte der von der gesammten Berliner Bürgerschaft veranstaltete Fackelzug. Die Viktoria auf der Siegessäule strahlte in elektrischem Licht, Paukenschläger und Fanfarenbläser eröffneten den von einem Herolde geführten Zug, in welchen die Musikkorps der Berliner Garnison eingereiht waren. Während die Studentenschaft in vollem Wichs vorüberzog, stimmte der Märkische Sängerbund an „Das ist der Tag des Herrn", was Moltke tief bewegte und erfreute. Auf eine kurze Ansprache des Ausschuß-Vorsitzenden, der einen von der Stadt gewidmeten silbernen Lorbeerkranz überreichte, entgegnete Moltke: „Diese Gesinnung der Bürgerschaft, welcher Sie so beredte Worte geliehen, macht mich stolz und froh. Der gewaltige Aufschwung, den Berlin genommen hat, datirt von der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches — das große Werk unseres großen Kaisers Wilhelm! Wenn Sie so freundlich sind, mir einen Antheil an den Erfolgen zuzuschreiben, welche dahin geführt haben, so vergesse ich nicht, daß ich treue, kluge und tapfere Gehülfen zur Seite gehabt habe, vor Allem vergesse ich nicht der Braven, die ihre Treue für das Vaterland mit dem Tode besiegelt haben. Ich möchte allen meinen Mitbürgern meinen herzlichen Dank aussprechen für diese glänzende Kundgebung ihres Wohlwollens, und bitte Sie, ihnen dies kund zu thun." Nun folgten die verschiedenen Bürgervereine mit ihren Fahnen, Wagen und Sinnbildern, dann die Berliner Künstlerschaft mit einem mächtigen Huldigungswagen, in dessen Mitte die Germania unter goldenem Baldachin. Vor dem Feldmarschall erhob sich die Germania, sprach ein von Wildenbruch verfaßtes Begrüßungsgedicht und überreichte einen frischen, grünen Lorbeerkranz. „Die Germania, die Sie so schön dargestellt haben", entgegnete Moltke, „kann stolz sein auf ihre Reichshauptstadt, wo ein patriotischer Gedanke hinreicht, alle Bürger der Stadt zu versammeln. Ich nehme die Huldigungen an für Germania und für das deutsche Volk." Die Innungen und Gewerke machten den Schluß des Zuges.

Der Morgen des Festtages brachte zahlreiche Sangesgrüße. Darauf erschienen die Glieder der Familie Moltke; ihnen folgten, geführt von Graf Waldersee, die Offiziere des Generalstabes. Ihren Wünschen dankte Moltke tiefbewegt. Sinnig und großartig war die Huldigung, die der Kaiser seinem Feldmarschall bereitete.

Im großen Festsaale versammelten sich die Generalinspekteure und die kommandirenden Generale des Heeres, der König von Sachsen, die Großherzöge von Baden, von Weimar und von Hessen, der Prinz Albrecht von Preußen und der Prinz Georg von Sachsen, der Reichskanzler und der Kriegsminister, während vor dem Gebäude die Zöglinge der Haupt-Kadettenanstalt Aufstellung nahmen. Unter den Klängen des Pariser

Einzugsmarsches nahten sämmtliche Fahnen und Standarten des Gardekorps nebst den Fahnen des Kolbergschen Grenadier-Regiments und nahmen zunächst auf der großen Treppe Aufstellung, während der Kaiser, der kurz vorher erschienen war, unter dem Vorbau des Portals die Feldzeichen an sich vorüberziehen ließ und Moltke auf den Balkon getreten war. Darauf begab sich der Kaiser in den Festsaal, wohin die Fahnen und Standarten ihm folgten. In seiner Ansprache, die der Bedeutung des Tages und den unsterblichen Verdiensten des Schlachtendenkers beredten und gedankenreichen Ausdruck gab, sagte der Kaiser: „— — Die hohen Auszeichnungen, die Mein Hochseliger Großvater Ihnen schon hat zu Theil werden lassen, haben Mir nichts mehr übrig gelassen, um Meinen Dank Ihnen persönlich noch bezeugen zu können; also bitte Ich Sie, eine Huldigung von Mir annehmen zu wollen, die einzige, die Ich in Meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann. Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe Ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in manchem heißen Strauß geweht haben, bei Sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Theil von Ihnen geschrieben worden ist.“

Dabei überreichte der Kaiser dem Gefeierten einen prachtvollen Feldmarschallstab und brachte am Schluß seiner Rede ein dreifaches Hurrah auf ihn aus. Moltke dankte in tiefgefühlten Worten für die Ehre, die „sein Verdienst weit übersteige“. Bis 2 Uhr mittags folgten von nah und fern Abordnung auf Abordnung, die Glückwünsche und sinnige Erinnerungszeichen überbrachten. Die Stadt Parchim hatte das Geburtshaus Moltkes angekauft, um dort eine Stiftung zu errichten, und überreichte die Urkunde. „Hält denn der alte Kasten noch?“ fragte lächelnd Moltke.

Endlich durfte sich der greise Held einige Stunden Ruhe gönnen, bis er nach Potsdam zur kaiserlichen Festtafel fuhr, die im Muschelsaale des Neuen Palais stattfand.

Die Glückwünsche, die Moltke an seinem Ehrentage zugingen, füllten über fünftausend Blätter. Eine besondere Herzensfreude war ihm der Glückwunsch des dänischen Jugendfreundes, Generals v. Hegermann. Ihm und so manchem Anderen dankte er brieflich, so auch dem Musketier Sasse vom Regiment 48, der selbsterſonnene Verse übersandt hatte.

Mit wie unverminderter Geistesfrische der Neunzigjährige an Allem Antheil nahm, so auch an litterarischen Erscheinungen von Bedeutung; davon zeugt sein Brief an Henry, in welchem er sich eingehend mit der Drummondschen Schrift „Das Beste in der Welt“ beschäftigt. Er hatte gerade in diesem eigenartigen Buche mannigfache Berührungspunkte mit seinen eigenen „Trostgedanken“ gefunden.

Daß auch die körperliche Rüstigkeit nicht fehlte, bewies er, als er noch im Frühling 1891 den Kaiser auf einer Seefahrt begleitete. In

freundlicher Anerkennung solcher Treue „zu Wasser und zu Lande“ stellte der Kaiser den Feldmarschall à la suite des 1. See-Bataillons.

Nach Berlin zurückgekehrt, nahm er wieder an den parlamentarischen Verhandlungen theil — am 16. März hatte er noch einmal das Wort ergriffen, als es sich um die für den Weltverkehr so wichtige Einführung der Einheitszeit handelte.

Lebhaft interessirte er sich noch in seinen letzten Lebenstagen für die Pläne des Freiherrn v. Magnus, der bestrebt war, für kleine Leute, wie Arbeiter, Handwerker, niedere Beamte und Landleute, auf praktische Weise eigenen Haus- und Grundbesitz zu schaffen.

Im Reichstage erschien Moltke zuletzt am 22. April, im Herrenhause war er noch bis zum Nachmittage des 24. April, dem Tage seines Scheidens aus dem Leben: ein sichtliches Zeichen des reichen Gottessegens, der über dem theuren Mann waltete, ein Zeichen der unermüdlichen Arbeitslust und Pflichttreue, die sich nie genug thun konnte.

Zurückschauend auf die späteren Lebensjahre des alten Helden, suchen wir ihn wieder in seinem lieben Kreisau auf. „Man muß ihn gesehen haben“, berichtet der Verfasser des „Stilllebens in Kreisau“, „wie er unter seinen Bäumen umherwandelt, die schlanke Gestalt im einfachen Gehrock etwas vornüber gebeugt, der Schritt trotz seiner Jahre elastisch und leicht. Das gänzlich bartlose Gesicht von zarter, blasser Farbe zeigt kaum die Runzeln des Alters. In diesen festen, charaktervollen Kopf hatte das Leben nicht die Furchen eingegraben, welche Genüsse und Leidenschaften hinterlassen; nur die geistige Arbeit hatte ihre edlen Linien auf seine hohe Stirn und um die ernsten Augen gezogen. Edel und vornehm war die ganze Erscheinung, über der wie ein verklärender Hauch die Reinheit eines langen Lebens lag, das nie getrübt wurde von Allem, was niedrig ist.“

Von der Kindlichkeit und Empfänglichkeit des Gemüthes, die bis in die letzten Lebensjahre ihm eigen war, zeugt auch sein reizender Verkehr mit den Kindern, an die er, wie wir sahen, so nett zu schreiben wußte. Verschmähte er es doch nicht, stundenlang mit solch kleiner Gesellschaft sich zu vergnügen, ließ sich sogar dazu herab, mit einem Thonpfeifchen Seifenblasen zu machen, um den Kleinen Freude zu bereiten. Die kleinen Großnichten und Großneffen waren es auch, die ihn aus dem Arbeitszimmer holten, wenn es zu Tisch gehen sollte. Dann erschien er, halb gezogen, halb geschoben von dem kleinen Volk, in der Hand eine Fliegenklatsche, mit der er beharrlich gegen die kleinen, ihm besonders verhaßten Plagegeister Krieg führte, mitunter weder Gläser noch Teller schonend, wenn er den Feind treffen wollte. Die Fliegen, für deren Protektor er mit Goethe den „Fliegengott“ Mephisto hielt, mochten ihn auch im Arbeitszimmer behelligt haben, wo er bis ins höchste Alter rastlos las, schrieb und studirte. Stets las er, wie er auch seinem Neffen zu thun rieth, mit der Feder in der Hand; davon zeugen die zahlreichen Randbemerkungen in den von ihm bevorzugten Werken, z. B. der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts von Treitschke, der Begründung des Deutschen Reiches von Sybel.

Ueber seine sonstige Lektüre hat uns Moltke selbst Auskunft gegeben, als er den ihm vom Redakteur Smith vorgelegten Fragebogen beantwortete und die Bücher nannte, die am meisten Einfluß auf ihn geübt, bezw. die er wieder und immer wieder las (11. November 1890).

Obenan steht die Bibel. Auch für Moltke war sie das Buch der Bücher, das dem naiven Volksgemüth verständlich und doch dem Weisesten unerschöpflichen Stoff zum Sinnen und Denken giebt.

Den ersten Platz nach der Bibel nimmt Homers Ilias ein, die er in der Voßschen Uebersetzung schon als neunjähriger Knabe gelesen und die tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Mit Littrow und Liebig treten Himmelskunde und Naturwissenschaften in den Vordergrund.

Es folgt Clausewitz' unsterbliches Werk „Vom Kriege", das den jungen, strebsamen Leutnant zuerst in die Wissenschaft, in die Kunst des Krieges eingeführt hatte. Clausewitz war der Meister, über den im Können der praktischer veranlagte große Schüler mächtig hinauswachsen sollte.

Unter den Büchern, die Moltke immer wieder und wieder las, stehen obenan Schiller, Goethe und Shakespeare. Waren dem jugendlichen Moltke Schillers Idealgestalten besonders sympathisch gewesen, so war es im reiferen Alter Goethe, der ihn besonders anzog, zumal der Faust, den er fast ganz im Gedächtniß hatte und den er im Gespräch wie in Briefen mit Vorliebe citirte. Von Shakespeares Dramen ist Hamlet dem Faust am verwandtesten; aber der Träumer, der nie zum Entschluß kommt, der immer nur wägt, ohne zu wagen, konnte Moltke nicht so sympathisch sein, wie die urwüchsigen Heldengestalten in den Königsdramen.

Auf Shakespeare folgt Walter Scott. Die Vorliebe für den ritterlichen Romantiker kennzeichnet Moltkes ideale Richtung. Was hat er wohl zu den allerneuesten Vertretern des Realismus, oder vielmehr des cynischen Materialismus gesagt, wenn er ihnen überhaupt die Ehre erwies, von ihnen Kenntniß zu nehmen?

Wurde Moltke in früheren Jahren nach Erscheinungen der Tageslitteratur gefragt, die er, der Vielbeschäftigte, nicht hatte lesen können, so pflegte er mitunter zu antworten: „Das Buch ist nicht übel, meine Frau hat's gelesen." So erhielt Frau v. Moltke den Gatten auf dem Laufenden in litterarischer Beziehung.

Schließlich nennt Moltke auf dem Fragebogen Ranke, Treitschke und Carlyle. Ranke, der Klassiker unter den Geschichtschreibern, der aus lichter Höhe die Geschicke der Völker überschaut, mußte Moltke ebenso ansprechen wie Treitschke mit seinem glühenden Patriotismus, seiner hinreißenden Begeisterung. Endlich Carlyle, der eigenartige, oft knorrige und wunderliche, aber scharf und tief blickende, charaktervo[illegible], männliche Brite. Wenige Schriftsteller haben preußisches Wesen und preußische Eigenart so tief erfaßt und gewürdigt, wie Carlyle in seinem köstlichen Buch über Friedrich den Großen. Ist doch durch dieses Buch gar vielen Deutschen erst das rechte Verständniß für die Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit Königs Friedrich Wilhelm I. erschlossen worden.

Von leichterer Lektüre liebte Moltke u. A. die Boßschen Romane; in den letzten Lebensjahren verschmähte er sogar die „Familie Buchholz“ nicht.

Bis in das späteste Alter liebte und übte Moltke die Zeichenkunst. Schon als Topograph hatte er neben der Meßtischplatte oft ein Skizzenbuch, in das er die Umrisse eines ihn fesselnden Landschaftsbildes eintrug. In Gemäldegalerien pflegte er Lieblingsbilder mit flüchtigen, aber charakteristischen Bleistiftstrichen zu skizziren. Nicht nur Landschaften zeichnete er, sondern auch Personen, oft mit der Treffsicherheit des Portraitmalers. Daß er ebensowohl mit Farben umzugehen verstand, bezeugen die Aquarellskizzen aus dem Orient, Oelbilder vom Golf von Palermo und andere italienische Ansichten.

War Moltke im Malen und Zeichnen ausübender Künstler, so war er in der Musik liebevoller und sinniger Hörer. Wenn er auch selten die Konzertsäle besuchte, so war ihm schöne Hausmusik um so erwünschter. Von allen Komponisten war ihm Mozart der liebste. Daneben hörte er auch gern ansprechende Weisen italienischer Meister und hatte unter den deutschen Liedern seine ausgesprochenen Lieblinge. Zu seinen höchsten Genüssen gehörte es, wenn in Berlin Joachim zu ihm kam, um ihm vorzuspielen. Dann saß Moltke wohl stundenlang in seiner Sophaecke, fast ohne sich zu rühren, und der Meister wurde nicht müde, vor diesem stillen Zuhörer zu spielen, dessen stummer Beifall ihm ebenso werthvoll war, wie das stürmische Bravo einer dichtgedrängten lauten Schar.

Wenn im Familienkreise musizirt wurde, so erschien Moltke ungerufen, sobald die ersten Töne erklangen. Still trat er ein, setzte sich auf den nächsten Stuhl und still hörte er zu. Gefiel ihm die Musik nicht, so verschwand er ebenso lautlos als er gekommen war. Virtuosenthum und technische Kunststücke waren ihm verhaßt; eine melodische Cantilene fesselte und entzückte ihn.

Vielbesprochen und vielbesungen in Prosa und Poesie ist Moltkes Schweigsamkeit. Freilich war ihm leeres Geschwätz verhaßt, und in größeren Kreisen und Gesellschaften war er um so zurückhaltender, je weniger ihn die Unterhaltung anzog. Von dieser Zurückhaltung, die theils in seinem Charakter lag, theils aber auch weise erwogen war, ist schon im Briefwechsel mit der Braut die Rede gewesen. Aber unter den Seinen und im Freundeskreise konnte er recht mittheilsam sein. Wo ihn die Sache nicht interessirte, war er schweigsam; für minderwerthige Gesprächstoffe war er nicht zu haben. Wer aber das Glück gehabt hat, über Gegenstände mit ihm ins Gespräch zu kommen, die ihm am Herzen lagen, der wird überrascht gewesen sein, mit welcher Lebhaftigkeit, Wärme und Nachhaltigkeit er dann sprach und seine Ansicht vertrat.

Sehr wortkarg war der Feldmarschall bei den Tischreden, die er zu halten hatte, so wenn er zu Kaisers Geburtstag die Generale und Stabsoffiziere des Generalstabes bei sich zur Tafel hatte. „Was soll ich in diesem Kreise Langes über den Kaiser reden? Jeder von uns kennt und fühlt dasselbe!“ pflegte er zu sagen. So lautete denn sein Toast in der Regel:

„Auf das Wohl Seiner Majestät des Kaisers und Königs!“ oder noch kürzer: „Seiner Majestät dem Kaiser und Könige!“ Einst hatte man tags zuvor im Generalstab gewettet, daß der Trinkspruch nicht mehr als acht oder neun Worte enthalten werde. Aber gerade an diesem Kaisertage begann Moltke den Toast mit „Meine Herren!“ es waren elf Worte, die Wette war verloren. „Der Feldmarschall wird alt“, meinte der Verlierer, „er fängt an geschwätzig zu werden.“

Auch bei Anderen kritisirte Moltke den Mangel an schweigsamer Zurückhaltung, so als General v. Manteuffel, den er sonst ungemein hochschätzte, die vielbesprochene Aeußerung von den „sieben Fuß Erde“ gethan hatte. Moltke saß gerade beim Whist, als ein Offizier die Bemerkungen eines Witzblattes über Manteuffels Rede vorlas. Der General legte die Karten auf den Tisch, hob die Hände empor, schüttelte das Haupt und sprach die überzeugungsvollen Worte: „Ich begreife meinen Freund Manteuffel nicht; warum spricht der Mann!“

Auch Moltkes Sparsamkeit ist im Munde der Leute. In seiner harten, entbehrungsreichen Jugend hatte sich diese Eigenschaft entwickelt, insoweit sie eine recht nothwendige Tugend war. In späteren Jahren war Moltke sparsam, insofern er für seine Person außerordentlich geringe Ansprüche an das Leben stellte. Er kannte den Werth des Geldes und sparte nicht für sich, sondern für seine Nachkommen. Das ist um so höher zu schätzen, als ihm Kinder versagt blieben und er für die Kinder seiner Geschwister sparte. Dabei erfüllte ihn zugleich die Absicht, sein altes, ehrenwerthes Geschlecht, das er in der Generation seiner Eltern so geschwächt und landflüchtig gesehen hatte, wieder seßhaft zu machen und angesehen zu erhalten. So erscheint dem tiefer Blickenden auch Moltkes Sparsamkeit in idealem Lichte. Andererseits war er ein edler Wohlthäter, der alljährlich hohe Summen für sachgemäße Unterstützung Bedürftiger verwandte. Einst begegnete ihm in Kreisau ein Handwerker, dessen bekümmerter Gesichtsausdruck ihm auffiel. Auf Moltkes Frage klagte der Mann, daß er seinem Sohne, der Meister geworden, eine schöne Werkstatt, die gerade zu haben sei, aus Mangel an Mitteln nicht kaufen könne. Alsbald erkundigte sich Moltke persönlich bei dem Verkäufer der Werkstatt und erfüllte den Wunsch des Handwerkers.

Mit jedem Pfunde, das Gott ihm verliehen, hat Moltke gewuchert, ein rechter Haushalter im höchsten und edelsten Sinne.

Der Heimgang.

Den letzten Lebenstag des greisen Helden schildert sein Neffe und getreuer Adjutant, Helmuth v. Moltke:

„Am Freitag, den 24. April war Onkel Helmuth schon um $7^1/_2$ Uhr aufgestanden, um meiner Schwägerin Olga Lebewohl zu sagen, die nach längerem Besuche bei uns nach Kopenhagen abreiste. Er war frisch und heiter und verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise von Olga, nach-

dem er mit uns Allen gemeinsam gefrühstückt hatte. Um 9 Uhr von der Bahn zurückgekehrt, ging ich zu ihm in sein Arbeitszimmer, um, wie gewöhnlich, die Postsachen und seine kurzen Anweisungen über Beantwortung der Briefe entgegenzunehmen. Er war, wie überhaupt in der letzten Zeit, geistig sehr rege und voller Interesse für alle Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens, sah frisch und gesund aus und sagte mir, daß er heute wegen der Abstimmung über die Gewerbeordnung ins Herrenhaus müsse. Um 12 Uhr fuhr er allein dorthin. — Ich ritt um 2 Uhr aus und kam so spät zurück, daß ich Onkel Helmuth erst um 5 Uhr bei Tisch wiedersah. Er war um 3 Uhr aus dem Herrenhause zu Fuß zurückgekehrt. Während des Mittagessens hat keiner von uns etwas Auffälliges an ihm bemerkt. Er aß mit recht gutem Appetit und scherzte wie immer freundlich mit den Kindern, die sich an ihn drängten, um ihm erst guten Tag zu sagen und nach Tisch gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Nachdem der Kaffee genommen war, ging Onkel Helmuth, wie er es immer zu thun pflegte, in sein Zimmer, um die Zeitungen zu lesen. Um 8 Uhr, zu unserer gewöhnlichen Theestunde, kam er frisch und heiter wieder zu uns herüber. Der Thee war in dem sogenannten Silberzimmer servirt, wo auch der Whisttisch bereits fertig stand."

„Zugegen waren Liza (des Berichterstatters Gattin), Herr und Frau Marcher aus Schweden, die seit etwa 14 Tagen bei uns zum Besuch waren, und ich. Eine Stunde vor dem Thee war noch Herr Dreßler gekommen, mit dem ich von 7 bis 8 Uhr in dem großen Musiksaale musizirt hatte. Er blieb zum Thee, um nach beendetem Whist dem Feldmarschall noch etwas vorzuspielen, falls dieser, wie es gewöhnlich der Fall war, vor dem Schlafengehen noch etwas Musik zu hören wünschte. Onkel Helmuth trank seinen Thee und das Glas Moselwein, das er immer abends zu genießen pflegte; er aß, mit mehr Appetit als sonst, zwei Butterbrötchen und ein Stückchen Kuchen, war sehr guter Laune, sagte scherzender Weise zu Herrn Dreßler, er habe uns vorhin belauscht und wir hätten eine greuliche Musik vollführt. Unter Anderem erzählte er auch, daß er aus der Zeitung ersehen, wie Seine Majestät der Kaiser heute Morgen bei drei Grad Kälte auf den Auerhahn gepürscht habe. Nachdem er seinen Thee getrunken hatte, bot ich ihm eine Cigarre an, die er anzündete, und wir setzten uns bald darauf zur Partie."

„Onkel Helmuth spielte mit Herrn Marcher. Er saß mit dem Rücken nach dem großen Spiegel, das Gesicht der Korridorthür zugewandt. Ich, mit Liza spielend, saß zu seiner Rechten, Liza links von ihm. Wir fingen, da es schon etwas spät geworden war, mit Cayenne an und gewannen und verloren abwechselnd die Robber, indem wir die Touren der Reihe nach durchspielten. Als wir zum letzten Robber, der schwarzen Dame, gekommen waren, hielt Onkel Helmuth, der eben begonnen hatte, die Karten zu geben, plötzlich inne. Er legte die Karten vor sich auf den Tisch, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schien Schwierigkeiten beim Athmen zu haben. Liza fragte ihn: »Hast Du Asthma, Onkel Helmuth?« Worauf er erwiderte: »Ja, ich habe ein bißchen Asthma.« Ich sagte nun

zu ihm: »Bitte, Onkel Helmuth, laß mich für Dich geben,« und er schob mir die Karten hin, die ich nun ausgab. Währenddem hatte er sich wieder erholt und nahm seine Karten auf. Wir spielten dann das Spiel, und Liza und ich wurden groß Schlemm; so gewann er den letzten Robber seines Lebens noch in glänzender Weise. Er trommelte, wie er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, mit den Fingern auf die Tischplatte und sagte mit Bezug darauf, daß er die vorhergehenden Spiele verloren hatte, in heiterster Weise zu Herrn Marcher: »Wat seggt hei nu tau sine Süpers!« ein Wort, das er gern anführte und das nach seiner Erzählung ein Dragoner-Regiment dem großen König zugerufen hatte, als es mit einer Menge eroberter Standarten nach der Schlacht bei Roßbach bei ihm vorüberzog. (Der König hatte sich früher sehr ungnädig über das Regiment geäußert und gesagt, das Regiment tauge nichts, die Kerle seien alle Säufer.)"

„Liza fragte nun, ob er sich wieder wohl fühle, was er leichthin verneinte. Wir kannten ja diese Anfälle von Asthma, unter denen er die letzten zehn Jahre zeitweilig zu leiden hatte, so gut. Hundertmal waren wir Zeugen davon gewesen, und immer waren sie vorübergegangen, nachdem er einige Minuten ganz still gesessen hatte. Dennoch wurde Liza seines blassen Aussehens wegen besorgt und sagte zu ihm: »Onkel Helmuth, wollen wir nicht lieber aufhören? Herr Dreßler kann Dir ja noch etwas vorspielen.« Onkel Helmuth ging sofort auf diesen Vorschlag ein. Ich machte die Abrechnung, wir hatten zwei Pfennige gewonnen, und Onkel Helmuth erklärte, die könnten nicht ausbezahlt werden. Während er nun, entgegen seiner Gewohnheit, nach beendetem Spiele ruhig auf seinem Stuhl sitzen blieb, ging ich hinaus, um meinem Diener zu sagen, er solle die Lampen auf den Flügel stellen."

„Herr Dreßler folgte mir in den Musiksaal, Herr und Frau Marcher gingen in Lizas neben dem Theezimmer liegenden Salon. Liza blieb bei Onkel Helmuth im Speisezimmer zurück. Da es ihr schien, als ob er matt aussehe, fühlte sie ihm den Puls, der schwach, aber regelmäßig ging. Sie bat ihn, ein Glas Wein zu trinken, was er aber ablehnte, er habe schon zum Thee zuviel gegessen. Dann bat Liza ihn, er möge doch ruhig sitzen bleiben, man könne ja bei offenstehender Thür die Musik sehr gut von hier aus hören. Onkel Helmuth aber erwiderte: »Nein, das geht nicht; wenn er für mich spielen will, muß ich auch hineingehen.« Er stand nun auf und ging in den Musiksaal, wo inzwischen die Lampen angezündet waren und Herr Dreßler sich präludirend an den Flügel gesetzt hatte. Hier setzte sich Onkel Helmuth auf einen Stuhl gleich rechts neben der nach dem Konferenzzimmer führenden Thür und faltete die Hände, zwischen denen er sein rothseidenes Schnupftuch hielt, im Schooß. Herr Dreßler begann nun eine eigene Komposition vorzutragen, deren schwermüthige Weise mich betroffen machte. Ich wußte, daß Onkel Helmuth, wenn er sich nicht ganz wohl fühlte, es liebte, durch heitere Melodien abgelenkt zu werden, und war im Begriff, Herrn Dreßler zu unterbrechen und ihn zu bitten, ein anderes Musik-

stück zu wählen, als Onkel Helmuth plötzlich aufstand und mit leisen Schritten, um den Spieler nicht zu stören, in das Nebenzimmer ging. Ich weiß nicht, woher es kam; aber ich war um ihn besorgt geworden, als ich sah, wie er mit gefalteten Händen und mit leicht vornüber geneigtem Kopfe da saß, in einer Haltung, die ich nur an ihm bemerkt hatte, als er vor etwa fünf Jahren einmal ernstlich an Lungenkatarrh erkrankt war und sein Ende herannahen glaubte. Sobald Herr Dreßler die kurze Melodie zu Ende gespielt hatte, ging ich, von innerer Unruhe getrieben, Onkel Helmuth nach.“

„Er hatte die Thür zum Nebenzimmer halb offenstehen lassen, in dem Zimmer selbst war es dunkel. Ich stand einen Augenblick an der Thür still und lauschte. Ich wußte, daß Onkel Helmuth es nicht liebte, wenn man aus seinen asthmatischen Anfällen viel machte und ihn mit übereifriger Sorgfalt belästigte. Deshalb zögerte ich noch, hineinzugehen, als es mir schien, als ob ich ein leichtes Stöhnen hörte; doch war ich meiner Sache nicht sicher. Indem kam Liza dazu, die ebenfalls von einer instinktiven Besorgniß um den Onkel erfaßt war und sich nach ihm umsehen wollte. Als wir Beide an der Thür standen, hörten wir einen tiefen Seufzer, und ich ging nun rasch in das Zimmer. In der undeutlichen Beleuchtung konnte ich nur erkennen, daß Onkel Helmuth auf einem Stuhl saß, er hatte die Ellenbogen auf die Knie gelegt, und der Oberkörper war tief vornüber gebeugt. Ich trat rasch auf ihn zu und sagte: »Onkel Helmuth, fehlt Dir etwas?« worauf er den Kopf hob und mit unendlich weicher Stimme, deren Klang ich nie vergessen werde, sagte: »Wie?« Ich bekam einen Todesschreck, faßte an seine Stirn, sie war kalt, ebenso seine Hände; ich rief noch einmal: »Onkel Helmuth, bist Du krank?« worauf er nicht mehr antwortete. Ich rief nach Liza, sie möge Licht bringen, und nahm Onkel Helmuths sich wieder vornüber neigende Stirn in meine Hand. Sie sank schwer in dieselbe hinein, und gleichzeitig schien es mir, als ob der ganze Körper plötzlich seine Spannkraft verlöre und in sich zusammensänke. Inzwischen hatte mein Diener Licht gebracht; ich kniete vor Onkel Helmuth nieder und fing seinen Körper in meinen Armen auf. Liza stand neben mir, und Beide unterstützten wir den Sterbenden, der augenscheinlich schon die Besinnung verloren hatte. Ich rief nach Marcher, wir hoben Onkel Helmuth in die Höhe und trugen ihn auf unseren Armen nach seinem Schlafzimmer, wo wir ihn auf sein Bett niederlegten. Meinen Diener hatte ich in aller Eile nach dem Arzt geschickt. Marcher und ich entkleideten Onkel Helmuth rasch und legten die Decken über ihn. Von dem Augenblick an, wo ich zu ihm hinein kam, war es mir unzweifelhaft, was uns bevorstände; ich glaube bestimmt, daß er mich noch erkannte und das Bewußtsein hatte, daß ich ihm zu Hülfe eilte. — — Er lag still auf seinem Bette, nur ab und zu hoben, seltener werdend, tiefe Athemzüge seine Brust, die Hände waren leicht übereinander gelegt, der Körper in natürlicher Haltung gestreckt.“

„Einmal schien es noch, als ob das Bewußtsein ihm zurückkehren wollte. Er machte eine Bewegung, als wolle er den Kopf heben, dann

wandte er denselben mit leichter Bewegung nach links, wo an der Wand des Schlafzimmers, von Palmenzweigen umgeben, das Bild seiner Marie hing, und während seine Augen, schon von den Schatten des Todes umdunkelt, die Züge der treuen Gefährtin seiner früheren Tage zu suchen schienen, ging still und friedlich seine Seele hinüber, um auszuruhen von der Arbeit eines 91 jährigen Lebens."

„Er hat, soweit es Menschen beurtheilen können, keinen schweren letzten Kampf gekämpft, kein Zug veränderte sich in dem feinen, wie aus Marmor gemeißelten Antlitz, kein Todesseufzer entfuhr den ruhig geschlossenen Lippen. Immer auf den Tod vorbereitet, den er nicht fürchtete, sondern als einen Uebergang zu einem neuen Leben reinen Schauens und Erkennens erhofft hatte, folgte er still und willig, als der Herr ihn rief. Auf seinem Antlitz lag tiefer Friede und der Abglanz eines inneren, fast heiteren Glückes."

„Wie kann man einen Menschen beweinen, der gestorben ist," hat Moltke gesagt, „Diejenigen sind zu beklagen, die ihn geliebt und verloren haben." Bei dem Tode seiner Lieben hat er stets Diejenigen glücklich gepriesen, die sanft und ohne schweren Kampf haben scheiden dürfen. Ihm ist weder ein langes Siechthum auferlegt worden, noch ein schweres Ringen in der letzten Stunde; zu ihm ist der Tod gekommen wie ein Friedensbote Gottes, ihn heimzuholen in das schöne Jenseits, wo er seine Marie, alle seine vorangegangenen Lieben, seinen Kaiser Wilhelm I. wiederfinden sollte.

Und ein noch selteneres, noch kostbareres Gottesgeschenk ist ihm zu Theil geworden: er hat wirken und schaffen können bis zum letzten Lebenstage, voll ungeschwächter Empfänglichkeit für Alles, was sich ereignete und was in der Gegenwart die Geister bewegte. Nie hat er sich eingesponnen in greisenhaften Rückblick auf vergangene, bessere Zeiten, sondern rüstig schritt er fort mit der Entwickelung der ihn umgebenden Welt, mit vollem Verständniß und herzlichem Antheil für Menschen, Dinge und Ideen, die seiner Beachtung werth waren.

Seine irdische Hülle ruht, wie er es gewünscht, in der stillen Kreisauer Kapelle zwischen Gattin und Schwester, darüber in großer Schrift der Spruch: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung."

Tief trauerte das ganze deutsche Volk über dem Grabe des Mannes, dessen neunzigsten Geburtstag es vor einem halben Jahre voll dankbarer Freude gefeiert hatte. „Ich bin tief erschüttert. Ich habe eine Armee verloren. Ich kehre sofort zurück," telegraphirte der Kaiser aus Thüringen, als er die Trauerkunde erhielt. Schon am folgenden Tage stand er schmerzbewegt an der Bahre seines Feldmarschalls; mit dem Kriegsherrn trauerte das ganze deutsche Heer und folgte im Geiste der irdischen Hülle des Schlachtendenkers, welcher der Kaiser bis zum Bahnhof das Geleit gab, hinter dem Sarge einherschreitend.

In der Gedächtnißrede, die der Feldpropst Richter am 28. April hielt, hieß es: „Wir stehen an der Bahre eines Patriarchen des Volkes,

eines Propheten einer neuen Zeit, eines Führers durch schwere Zeit zu des Reiches Herrlichkeit. Nächst den Seinen, denen in dem Verewigten das ehrwürdige Familienhaupt genommen ist, und an der Spitze von ganz Europa, das neidlos dem großen Todten seine Huldigungen darbringt, steht unser Kaiser als erster Leidtragender hier, der Kaiser, der nicht bloß den treuesten Diener, der eine Armee in ihm verloren hat. Und mit dem Kaiser die deutschen Fürsten, die deutsche Armee, das deutsche Volk, ohne jeden Unterschied der Stände oder der Parteien: Alle eins in dem einen, großen Schmerze — das ganze Volk beweint ihn — Alle eins auch in dem einen Verlangen, den großen Sohn des Vaterlandes, unsern Moltke, recht noch im Tode zu ehren und Gott, der uns ihn geschenkt hat, recht dafür zu danken. Halten wir denn sein Gedächtniß hoch, sein Vermächtniß heilig!"

Am 5. Januar 1892 schenkte der Kaiser dem Generalstabe das Bildniß seines unvergeßlichen Chefs, „dessen Erinnerung niemals schwinden wird, solange es einen preußischen Soldaten, ein preußisch schlagendes Herz und Soldatenempfindung in der Welt giebt", begleitet von folgender Ordre:

„Ich lasse Ihnen hierdurch das lebensgroße Bildniß des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke mit der Bestimmung zugehen, dasselbe in den Diensträumen des Generalstabsgebäudes als ein dem gesammten Generalstabe verliehenes Geschenk aufzubewahren. Ich wünsche, daß dieses Bild dazu beitragen möge, das Andenken an den verewigten Feldmarschall besonders an der Stelle lebendig zu erhalten, an welcher derselbe in stiller Friedensarbeit die großen Erfolge dreier Feldzüge vorbereitet hat, eine Schule des Generalstabes begründend, an welcher die Lehren des großen Schlachtendenkers allezeit unvergessen bleiben werden.

Wilhelm R."

Mit dieser Ordre klingen harmonisch zusammen die Worte des Feldpropstes Richter: „Wie der todte Eid soll er die Armee auch ferner führen; denn gerade darin zeigte sich seine Größe, daß er nicht einsam auf der Höhe seines Ruhmes gestanden, sondern daß er sein Bestes, ja sein eigenstes Wesen hineinzuprägen verstanden hat in die Armee, in die Nation, als einer ihrer größten Bildner, die sie je besessen hat. Er lebt unter uns, ja in uns, wenn er auch gestorben ist. Er lebt in der Armee und in der Nation fort als der verkörperte Geist der Weisheit und der Kraft, der Zucht und des Maßhaltens, erst zu wägen und dann zu wagen, als der Geist des Hasses wider alles Gemeine, als der Geist selbstloser Pflichterfüllung und der Mannestreue bis in den Tod. Und darum, so tief auch die Wehmuth ist, mit der wir wieder einen der alten Reichspaladine unsers alten Heldenkaisers scheiden sehen: das ist doch das Größte — und nicht am wenigsten des alten Feldmarschalls Verdienst —, daß Deutschland den Verlust eines seiner größten Söhne nicht bloß tragen muß, sondern auch tragen kann. Der Kaiser hat in ihm eine Armee verloren und darf es sagen vor aller Welt; denn er hat in der Armee ihn behalten für immer."

Moltke als Vorbild und Erzieher.

Nicht die glänzende Begabung an sich ist es, die große Männer zu Vorbildern für uns macht. Aber wie wir uns am liebsten nach der Sonne orientiren, dem leuchtenden Tagesgestirn, wie wir als Direktionspunkte Gegenstände wählen, die, hochstehend, bedeutend und vollbeleuchtet, weithin sichtbar sind, so dienen uns auch als Leitsterne für unser Leben und Streben solche Männer, die durch ihre Begabung und Bedeutung sich über die Menge erheben, die durch den Strahlenglanz ihrer Leistungen und ihrer Erfolge die Augen der Menschheit auf sich ziehen. Wohl kann mancher schlichte Mann, dessen Wirken im Dunkel seines engen Berufskreises unbeachtet bleibt, ein herrliches Vorbild sein für den, der durch die Gunst der Umstände ihm nahe tritt; aber es wird selten gelingen, die Blicke größerer Kreise, geschweige des ganzen Volkes auf ihn zu lenken.

Darum freuen wir uns, daß unsere vaterländische Geschichte reich an wahrhaft großen Gestalten ist, deren Größe wir bewundern, die wir dankbar verehren und die, je näher wir mit ihrer Eigenart und ihrem innersten Wesen uns vertraut machen, uns immer liebenswerther erscheinen. Sie werden unsere Vorbilder nicht durch ihre hervorragende Begabung, sondern durch die Reinheit ihrer Gesinnung, durch die Tüchtigkeit ihres Strebens, durch die liebevolle und opferfreudige Hingebung an das Gemeinwohl, durch die Art, wie sie mit dem Pfunde gewuchert haben, das Gott ihnen gegeben. Heil uns, wenn sie dann auch Lehrer und Erzieher des Volkes werden.

Moltke, der geniale, durch die großartigsten Erfolge berühmte Heerführer, hat die Augen der Welt auf sich gezogen; wir aber bleiben dabei nicht stehen, wir schauen dem reinen und edlen Menschen ins Auge, möchten in den Grund seiner großen Seele blicken, möchten ergründen die starken Wurzeln seiner Kraft zu Nutz und Frommen für unser Streben.

Ueber der Grabstätte Moltkes steht geschrieben: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Dieser Spruch, bedeutungsvoll für seine Stellung als Christ, findet seine Ergänzung in dem Schriftwort, das er in sein Neues Testament eingetragen: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Moltke hat das Bekenntniß wahrlich nicht verachtet, er hat sich bekannt zu Gott dem Herrn laut und freudig. Aber der rastlos strebende, nie sich genug thuende Mann stellt das werkthätige Christenthum in den Mittelpunkt seines religiösen Lebens, und in der Art, wie er das thut, können Alle, die Christum bekennen, ihn zum Vorbild nehmen. Moltkes Worte waren immer Thaten; Erörterungen, die ihm abstrakte Grübeleien dünkten, waren nicht seine Sache. Gleich Faust möchte er Logos mit „That“, nicht mit „Wort“ übersetzen. Aber er hat einen großen Vorzug vor dem Gott entfremdeten Denker: ihm bleibt der Logos immer die That des allwaltenden persönlichen Gottes.

„Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung,“ danach hat Moltke gehandelt, danach hat er gerungen; aber er hat auch mit dem vollen Ernst des Christen hingewiesen auf Gott, den gerechten und unbestechlichen Richter. Feierlich und überzeugend spricht er in seinen Trostgedanken vom Gewissen, das seine Vollmacht von Gott hat.

Wahrlich ein Vorbild, nicht genug anzuschauen und zu beherzigen. Jetzt, wo eine Afterweisheit sich breit macht, die alle Verantwortlichkeit des Menschen leugnen oder verflüchtigen möchte, die jeden Verbrecher zum Irrsinnigen stempelt, alle bösen Leidenschaften für Krankheiten erklärt und die Begriffe Schuld und Sühne ganz aus der Welt schaffen möchte, aus einer Welt, die nur blinden Naturgesetzen gehorcht und in welcher der Mensch, ein in blasirtem Wissensdünkel, schrankenloser Begehrlichkeit und raffinirter Genußsucht ungemein vervollkommnetes Erdenwesen, nur nach physischer Nothwendigkeit handelt — da ist Moltke ein Vertreter des erhabenen Idealismus, ein Prophet des kategorischen Imperativs, des kraftvollen Bekenntnisses zum lebendigen Gott.

Der andere Spruch, der im Mittelpunkt des Moltkeschen Bekenntnisses steht, heißt „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Damit bekennt der gläubige Held, daß es Gottes Kraft und Gnade ist, die das Gute in uns wirkt und schafft, daß der Mensch Nichts vermag ohne des Herrn Hülfe, aber daß ihm Alles gelingt durch den mächtigen Beistand Gottes. Und wie Eigendünkel und Selbstgerechtigkeit im Lichte dieses Schriftwortes zu nichte werden, so ist es für Moltke der tiefe und feste Grund geworden, auf dem seine christliche Demuth ruht, diese köstliche Tugend, die sein Wesen so liebenswürdig machte.

Gerade für starke, männliche, zielbewußte Naturen ist die Demuth eine herrliche Zierde; darum steht sie wohl an unserm Luther, unserm Kaiser Wilhelm dem Großen, unserm Moltke. In hundert kleinen Zügen der Moltkeschen Eigenart, in mannigfachen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen offenbart sich jene Demuth; ganz besonders ansprechend bekundet sie sich in dem Briefe an Oberhofprediger Schaubach vom 27. Oktober 1880: „Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von Hoch und Niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir Andern oder einem höheren Wesen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in ersterer Beziehung nicht zu viel in Rechnung zu stellen.“

Mit der Demuth hängt innig zusammen die stille und fromme Ergebung in Gottes Willen und Rathschluß. Bei allen Verlusten geliebter Angehöriger, die Moltke zu tragen hatte, weiß er stets ein Wort der Dankbarkeit gegen Gott zu finden, das seinen Schmerz verklärt. Selbst als die über Alles geliebte Gattin ihm entrissen war, klingt die Ergebung und das Bestreben, in Gottes Führung die Gnadenabsicht zu erkennen, aus allen Anzeigen und Briefen.

So ist uns Moltke ein Vorbild im Bekenntniß zum lebendigen Gott, im werkthätigen Christenthum, in der idealen Weltanschauung, in dem christlichen Ernst seiner Auffassung von Pflicht und Gewissen, in der Demuth, in der Ergebung in den göttlichen Willen.

Treu wie seinem Gott war Moltke seinen Königen, treu seiner Pflicht bis zur Selbstverleugnung. Fünf Königen hat er gedient, solange seine Kräfte reichten. Am nächsten stand er dem großen Kaiser, der ihn einst „entdeckte". Aber schon unter Friedrich Wilhelm III. wurde des jungen Generalstabsoffiziers Treue erprobt. Als vor der Schlacht von Nisib Hafisz Pascha, anstatt auf Moltkes Rath zu hören, sich immer wieder von seinen Mollahs bestimmen ließ, da hielt Moltke, obwohl krank, vom Fieber geschüttelt und aufs Aeußerste ermattet, nicht nur treu aus bei dem übel berathenen Pascha, sondern er trieb die Selbstverleugnung so weit, daß er in der mißlichen, von den Türken heraufbeschworenen Kriegslage immer wieder mit Rath und That bei der Hand war, noch in der Nacht vor der Entscheidung persönlich ein kühnes nächtliches Unternehmen leitete.

Ebenso treu, fest und mannhaft stand er im Jahre 1848 auf seinem Posten. Mit dem Regierungsantritt König Wilhelms I. begann die Zeit seiner Großthaten. Wie gewaltig seine Erfolge, wie herrlich seines Königs unbegrenztes Vertrauen. Und doch, wie oft finden wir in seinen Briefen die tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Stille ausgesprochen: wie wenig Reiz konnte für den großen Mann äußere Ehre und Auszeichnung haben, zumal nachdem die von ihm geschieden war, die als treue Gefährtin seines Strebens und seiner Erfolge Genossin gewesen war. Aber er blieb auf seinem Posten, weil sein König es wollte, harrte aus, als die Last der arbeitsvollen Jahre schwerer und schwerer zu drücken begann, als selbst Festlichkeiten und Huldigungen zu Mühen und Strapazen für den greisen Helden wurden.

Trotz des unerschütterlichen Vertrauens, das König Wilhelm zu seinem Generalstabschef hegte, blieb Moltke allezeit der ehrerbietige, gehorsam sich bescheidende Offizier, der seinem Herrn die Freiheit und die Ehre des Entschlusses überließ und nie auch nur einen Augenblick vergaß, daß der König zu befehlen und der General zu gehorchen hat. Darüber ließ er nie einen Zweifel, nie eine solcher Auffassung widerstreitende Legende aufkommen.

Wie gern weilte Moltke in seinem lieben Kreisau. Doch fehlte er nie, wenn es den Dienst galt. Dienst war für ihn nicht nur seine Thätigkeit als Chef des Generalstabes, sondern ebensowohl seine parlamentarische Pflicht, wenn es im Reichstage oder im Herrenhause galt, für Kaiser und Reich, für König und Vaterland einzutreten. So hielt er es auch noch im Ruhestande als Präses der Landes-Vertheidigungskommission. Ebenso willig folgte er noch 1891 dem Rufe seines jungen Kaisers, ihn auf der Seefahrt zu begleiten. Bis zum letzten Tage seines arbeitsvollen Lebens machte er seinen Wahlspruch wahr: „Allezeit treu bereit für des Reiches Herrlichkeit."

In untrennbarem Zusammenhange mit der Pflichttreue steht Moltkes Soldatenthum. Er ist uns Vorbild in allen Soldatentugenden. Wer hat es ihm gleich gethan in dem rastlosen Streben, sich immer kriegsfertiger und kriegstüchtiger zu machen. Schon als dänischer Kadett hält er stramm aus, trotz aller Unbill. Dann, kaum Offizier geworden, ruht er nicht, bis er durch Uebertritt in den preußischen Dienst sich ein größeres Arbeitsfeld erobert. Kaum in den neuen Verhältnissen heimisch und tüchtig, bereitet er sich mit rastlosem Eifer zur Kriegsschule vor. Dort leistet er so Hervorragendes, daß man ihn alsbald als Lehrer an der Divisionsschule verwendet. Als Topograph bei der Feldarbeit vom Morgen bis zum Abend arbeitsfroh, findet er in Berlin immer noch Zeit, sich weiter zu bilden und litterarisch thätig zu sein. Kaum ist er im Generalstabe, so treibt ihn sein Bildungseifer nach der Türkei, und er legt als Rathgeber des türkischen Heerführers den Grund zu seiner künftigen strategischen Wirksamkeit. Zum Prinzen Heinrich nach Rom kommandirt, überläßt er sich nicht der beschaulichen Freude an den mannigfaltigen Eindrücken, sondern leistet in unglaublich kurzer Zeit jene römische Aufnahme, die Alexander v. Humboldts Bewunderung erregt. Als Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm studirt er rastlos weiter, um dem reich begabten Prinzen nach allen Richtungen nützlich sein zu können. Dazwischen eine Fülle von geschichtlichen und kriegsgeschichtlichen Arbeiten. Und wie arbeitet er. Unermüdlich feilt und bessert er an seinen Entwürfen und ruht nicht eher, bis er den Gedankeninhalt in die beste, klarste und knappste Form gebracht hat. Dann seine umfassende Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee, die Heranbildung der Generalstabsoffiziere, die Vorbereitungen zum Aufmarsch der Heere, das Studium der fremden Armeen, das Durchdenken jeder möglichen Kriegslage. Das Alles fällt unter die Soldatentugend, die der zweite Kriegsartikel Kriegsfertigkeit nennt.

Ferner Muth und Tapferkeit! Einen Ritter ohne Furcht und Tadel nannten ihn die Kameraden im Feldzuge der Taurus-Armee, „Furcht kannte er nicht,“ sagten sie von ihm. Was hat er dort für Wagestücke unternommen auf Wanderungen, bei Erkundungen und Kämpfen.

Das führt auf Moltkes soldatischen, man könnte sagen „strategischen“ Wahlspruch: „Erst wäge, dann wage!“ Viele haben ihm das nachgesprochen; aber in rechter Weise danach handeln ist nicht so leicht. Selten zu thun hat mit dem Wägen der Soldat, der dem Kommando gehorcht, wenig der Unterführer, der den Befehl ausführt, mehr der höhere Führer, der nach eigenem Ermessen die ihm ertheilten Weisungen in Thaten umsetzt, am meisten die oberste Heeresleitung. Und doch ist Moltke mit seinem Wägen und Wagen ein prächtiges Vorbild für jeden Soldaten. Im rechten Augenblick das Wohlerwogene oder Befohlene rücksichtslos wagen — darauf beruht im Grunde alles soldatische Können.

Das schlagendste Beispiel für Moltkes Wägen und Wagen war der Entschluß, die Dritte Armee rechts abschwenken zu lassen, als die Kunde von Mac Mahons Absicht kam, Bazaine zu Hülfe zu eilen. Der Erfolg des Feldzuges stand auf dem Spiel, wenn jene Kunde falsch war, wenn

die Armee des Kronprinzen einen Luftstoß machte, während Mac Mahon Zeit gewann, eine vortheilhafte Stellung zur Deckung von Paris zu nehmen. Da hieß es mit kühler Besonnenheit wägen und alsbald auch mit festem Entschluß unbeirrt wagen.

Wie den Muth des Entschlusses, so hatte Moltke auch jederzeit den Muth der Meinung und der Ueberzeugung. So als Rathgeber des türkischen Feldherrn, so 1848, wenn er gegen den Strom der Tagesmeinung seine mannhafte Gesinnung vertrat, so im Rathe seines Kriegsherrn, wenn es galt, Zweifel und ernste Bedenken zu besiegen, so im Reichstage, wenn seine klare und überzeugende Rede selbst den Gegnern imponirte.

Wie von Moltke unzertrennlich der Wagemuth, so auch die Soldatenehre, die bei ihm verklärt war zur höchsten Ritterlichkeit. Mit Recht sagt der Verfasser des „Stilllebens in Kreisau": „Nie fiel ein Schatten auf den blanken Schild seiner Ehre und nie hat die Verleumdung gewagt, seinen Ruf anzutasten. Rein und erhaben steht sein Bild da in der Erinnerung Aller, die ihn gekannt haben, und wird stehen bleiben länger als die Standbilder von Erz und Stein, ein Musterbild für das deutsche Volk."

Thörichte Eitelkeit, aufdringliches Streberthum, alberne Witzeleien auf Kosten Anderer, Klatsch und Ohrenbläserei, alles das lag ihm so fern, war ihm so unfaßlich, daß es für ihn gar nicht existirte und daß in seiner Gegenwart solche häßlichen Dinge sich gar nicht hervorwagten. So wirkten seine Reinheit und ritterliche Ehrenhaftigkeit unwillkürlich läuternd und erhebend auf seine Umgebung, so kann und soll sie auch auf die ihn verehrende Nachwelt wirken.

Wenn er in seinen Briefen sich frei und unumwunden ausspricht, seinem köstlichen Humor die Zügel schießen läßt, nie entschlüpft ihm eine Aeußerung, die verletzen oder erbittern könnte, nie schmälert er fremdes Verdienst, nie überhebt er sich, nie blickt er hochmüthig herab auf minder Befähigte; denn echte Bescheidenheit ist ebenfalls sein vorbildlicher Charakterzug. Wohl ruht die Bescheidenheit bei ihm auf demselben Grunde wie die Demuth, äußert sich aber in eigenartiger Weise. Als Herzenseigenschaft schon vorhanden, wurde diese Bescheidenheit in der harten Schule seiner Jugendjahre noch gefördert. Die Zufriedenheit mit den eigenen Leistungen, das Vertrauen auf dieselben mußte sich der junge Moltke immer erst erkämpfen, Schritt für Schritt sich erobern, weil er stets die denkbar schärfsten Anforderungen an sich stellte und sie immer noch nicht erfüllt zu haben meinte. Erst die allmählich, aber stetig wachsende Anerkennung aller seiner Vorgesetzten und Gönner festigte nach und nach sein Selbstgefühl.

Als seine Ernennung zum Chef des Stabes bei einem Generalkommando in naher Aussicht stand, sprach Moltke in mehreren Briefen an seinen Bruder Adolf aus, daß mit dieser Stellung das Ziel seines Strebens erreicht sei, „denn zu einer größeren Wirksamkeit besitze er nicht die Befähigung". Wer hat wohl je einen solchen Qualifikationsbericht über sich selbst geschrieben!

Auch in der Glanzzeit seiner Erfolge blieb die Bescheidenheit. Wenn ihm Glückwünsche zu Erfolgen, Beförderungen oder Auszeichnungen ausgesprochen wurden, so fehlt in seinem Dank nie der Hinweis, daß man ihn über Verdienst ehre, daß sein Antheil an dem errungenen Erfolge nicht so groß sei, als die Freundlichkeit des Gratulanten annahm. Und bei Moltke, der niemals Phrasen machte, fließt solche Versicherung immer aus echter Herzensbescheidenheit.

Auch seine Untergebenen warnte er vor Selbstzufriedenheit und Ueberhebung. General v. Verdy erzählt: „Als ich mit noch vier Kameraden als Hauptmann in den Generalstab versetzt wurde und wir uns bei Moltke meldeten, sagte er uns die mir unvergeßlich gebliebenen Worte: »Nehmen Sie dies nicht als eine Belohnung an, sondern als einen Vorschuß der königlichen Gnade auf das, was Sie noch zu leisten verpflichtet sind, was Seine Majestät noch von Ihnen erwartet.«"

Möchte doch in unserer gegenwärtigen Zeit, wo so Mancher seine sogenannte Größe nur der Reklame verdankt, unser deutsches Volk auf Moltke blicken, seine Eigenart würdigen lernen und daraus erkennen, wo wahre Größe zu suchen ist, worin sie besteht, wie sie wirkt durch ihr Wesen und nicht durch falschen Glanz und hohlen Schall.

Moltkes stille Größe erinnert wieder an seine Schweigsamkeit. Auch sie wird uns zum Vorbilde und zur Mahnung, uns nie in ödes Geschwätz oder noch schlimmere Zungensünden zu verlieren. Das sollte unmöglich sein in allen Kreisen, wo man von Moltkes Geist einen Hauch verspürt.

Moltke mit den Seinen! Wie anmuthend und herzerfrischend, ihm dorthin zu folgen. Wieviel kindliche Liebe, Verehrung und Vertrauen spricht aus den Briefen an die unvergeßliche Mutter. Alles vertraut er dem Mutterherzen — seine reine Seele hatte nichts zu verbergen —, aber immer ist er bemüht, sein Ergehen im rosigsten Lichte darzustellen, damit lieb Mütterlein sich nicht um ihn sorge. Von eigenartigem Reiz ist sein Verhältniß zur Gattin. Wie glücklich ergänzten die beiden edlen Naturen einander; was hat er an ihr gehabt und wie unersetzlich viel hat er mit ihr verloren, als sie ihn so früh allein ließ. Aber ob ihr auch nachtrauernd sein Leben lang, mit der Seele sie noch suchend in seiner Sterbestunde, er hatte doch noch reiche Liebe übrig für alle die Seinen. Wie weiß er jedes der Geschwister nach seiner Eigenart zu nehmen und zu würdigen; wie ehrt er in Fritz immer den älteren Bruder, wie eingehend schreibt er an Adolf, wie herzlich ist er mit seiner lieben Guste, wie brüderlich neckisch mit der Frau Pröpstin Lene. Dann wieder der freundliche, väterlich mahnende Verkehr mit den jüngeren Gliedern der Familie, endlich der anmuthige Ton in den Briefen an die Jüngsten und Kleinsten.

Obgleich ihm die Freude an eigenen Kindern versagt war, sorgte er als Haupt der Familie für die Seinen wie ein Vater. Für wen schaffte und arbeitete er unermüdlich in Kreisau, für wen vergrößerte er noch in den letzten Lebensjahren den Besitz durch neuen Ankauf? Wohl hatte er selbst viel Freude an den Kreisauer Schöpfungen; aber gerechnet hat er

nie darauf, zu ernten, was er gesäet; er pflanzte und baute für die Zukunft, damit die Familie Moltke wieder ein festgegründetes, behagliches Heim im lieben deutschen Vaterlande haben sollte.

Hier wie überall tritt seine Selbstlosigkeit hervor, die wieder innig zusammenhängt mit seiner Genügsamkeit. Die edle Unabhängigkeit von Geld und Gut, die er sich selbst zu wahren verstand, nach ihr sollten auch seine Pflegebefohlenen trachten. Aber wenn er es nicht gern sah, daß Ausgaben für unnützen Tand gemacht wurden so sparte er nicht, wenn es dem Wohl der Seinen und dem Familienbesitz galt. Auf ebenso weiser Voraussicht beruhten seine Wohlthaten. Einem Moltke konnte nie jene lärmende Wohlthätigkeit anstehen, bei der die Eitelkeit eine Hauptrolle spielt. Wo er Bedürftigkeit und Noth sah, da ging er der Sache auf den Grund und half in rechter Weise und nachhaltig. Auch hierin mag er uns zum Muster dienen.

Wir dürfen auch den konservativen Abgeordneten für Memel—Heydekrug nicht vergessen. Ja, Moltke war konservativ im besten Sinne. Wie er auf dem festen Grunde der Königstreue stand, so hielt er die altbewährten Grundlagen des preußischen Staates und Heeres hoch. Wie er eintrat für die Erhaltung und Wirkung der vaterländischen Wehrkraft, so wußte er auch, daß der Ackerbau die Staaten gründet und erhält: darum hatte er ein Herz für die Landwirthschaft, diese Säule unseres Staatswesens. Aber er war kein engherziger Parteimann. Bei seinem weiten Blick überschaute er von der hohen Warte, auf die er gestellt war, die mannigfachsten Verhältnisse, hatte er Sinn und Verständniß für jedes berechtigte Interesse. Hoch über jedem Parteiprogramm stand ihm des Vaterlandes wahres Wohl, wie sein Kaiser und Kriegsherr es förderte, wie er selbst es im Herzen trug.

In den „Schriften und Denkwürdigkeiten" ist der Band, der Moltkes Reden enthält, bei Weitem der kleinste, er enthält nur 140 Druckseiten. Dabei ist Moltke 24 Jahre lang Mitglied von parlamentarischen Körperschaften gewesen. Wieviel tausend Seiten mögen in so langer parlamentarischer Wirksamkeit die Reden eines gesprächigen Volksvertreters füllen. Moltke ergriff nur das Wort, wenn er mit der Sache, die vorlag, auf das Genaueste vertraut war. Daher waren seine Reden denn auch Thaten, darum umdrängten ihn Männer aller Parteien, darum hatten seine Worte Gewicht und Einfluß. Ihm war es immer nur um die Sache zu thun. Er sprach nur, wenn er etwas zu sagen hatte; darum hatte, was er sprach, etwas zu sagen.

Wenn wir Moltkes Wesen und Eigenart noch einmal überschauen, so drängt sich uns eine Empfindung unwiderstehlich auf: je mehr wir den Mann kennen lernen, um so mehr müssen wir ihn verehren, müssen wir ihn lieben.

Ueber Moltkes ganzes Wesen ist ein unnennbarer Hauch von Liebenswürdigkeit ausgegossen, ein Reiz, den die Franzosen mit charme übersetzen würden, wenn sie unsern Moltke zu würdigen wüßten, eine unbeschreibliche Anmuth der Erscheinung, die jeder Lebensäußerung, jedem Wort, jeder Gebärde eigen ist, sie durchgeistigt und verklärt.

Nicht alle unsere großen Männer dürfen sich solcher Anmuth rühmen; wir haben, mit Carlyle zu sprechen, viele bärenhafte, knorrige Hünengestalten unter ihnen; nur manche, so Friedrich der Große, Mozart, Goethe, waren auch von den Grazien begünstigt. Bei Moltke ist dieser Zauber der Persönlichkeit noch von besonderer Art: dieser ritterliche, mannhafte und willensstarke Held erscheint uns so liebenswürdig durch seine Kindlichkeit, Herzensreinheit und Selbstlosigkeit. Diese Eigenschaften zierten auch Marie v. Moltke, und sie werden von dem liebenden Gatten oft gewürdigt und gerühmt — ihm selbst sind sie eigen in seltenem Maße.

Die schlimmste und die am tiefsten der Menschennatur anhaftende Sünde ist die Selbstsucht. Sie ist die Hauptquelle alles Unfriedens, aller Schuld und allen Elends. Allgemein und wohl nicht unberechtigt ist die Klage, daß in neuester Zeit die Selbstsucht mehr und mehr überhand nehme und schließlich zum erbitterten Kampf Aller gegen Alle führen müsse.

Demgegenüber ist es erquickend und erhebend, auf Männer blicken zu können, wie Kaiser Wilhelm den Großen und Moltke, die uns Vorbilder sind auch durch ihre Selbstlosigkeit. Nur ein Siegfried tödtet den Drachen, nur ein christlicher Held überwindet die Selbstsucht.

Moltkes Leben und Streben galt einzig und allein der Sache, der Sache seines Königs und seines Vaterlandes. Weit zurück trat jede persönliche Rücksicht, jeder selbstsüchtige Hintergedanke. Und darin zumeist bleibe er uns Vorbild und Erzieher!

„Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."
So hat der Dichterfürst von dem gesungen,
Deß Weisen in des Volkes Herz gedrungen,
Deß Helden, mag sie das Geschick bemeistern,
Für hohe Ideale uns begeistern.
So rufen wir, wenn Moltkes wir gedenken,
In seine stille Größe uns versenken;
Denn wie noch niemals ihn ein Feind bezwungen,
So ist zu ihm Unedles nie gedrungen,
Wer ihm genaht, wer ihn verehrt, geliebt,
Hat nie durch Schein und Lüge ihn betrübt.

So unser Held, der treue, starke, reine,
Sieghaft gebändigt hat er das Gemeine,
Und vor ihm lag das Ziel, das hohe, reine,
Das ewig Wahre, das uns noth, das Eine:
Des Herren Willen thun und Gott ergeben
Für König und für Vaterland zu leben,
Mit festem Willen Herrlichstes erringend,
Sich selbst vergessend und sich selbst bezwingend.
Es rühmen Freund und Feind, so ihm begegnet,
Wie reich mit Geistesgaben er gesegnet;
Doch reicher noch sein Herz, ein Edelstein,
Nur echte Liebe blickte tief hinein.

Sein Genius — nur Wenigen vergleichbar,
Doch seiner Seele Hoheit — unerreichbar!
Er sollte, ob wir reich sein Wissen preisen,
Am reichsten in der Demuth sich erweisen;
Wie scharf im Denken, weise im Berathen,
Wie wagemuthig kühn in seinen Thaten;
Sein Wort wie mächtig, wie beredt sein Schweigen,
Die Feinde selbst sich seinem Geiste neigen.
Selbstlos und treu — dies seine größte Ehre,
Selbstlos und treu — für uns die höchste Lehre:
Ein leuchtend Vorbild, herrlich, unerreicht,
Das uns zum größten Sieg die Wege zeigt!

Moltke in seinen Briefen.

Vorbemerkung. Am Schlusse des II. Bandes befindet sich ein Stammbaum der nächsten Familienangehörigen Moltkes, aus dem die verwandtschaftlichen Beziehungen der in den Briefen genannten Personen zu ihm hervorgehen.

Der erste in diese Sammlung aufgenommene Brief ist der älteste überhaupt vorhandene. Siehe Charakterbild Seite 8.

Frankfurt a. O., den 5. Juni 1823.

An die Mutter.

Da Ludwig jetzt die Reise antritt, die er so sehnlich gewünscht und an die ich mich so gern erinnere, so gebe ich ihm diese Zeilen an Dich mit. Ich stelle mir lebhaft die Freude vor, welche Ludwigs Anwesenheit in Preetz verursachen wird, und ihm wird es nicht weniger dort gefallen. Dein kleiner, freundlicher Garten muß Dir jetzt eine Menge Erdbeeren und Erbsen liefern, hier ist die Zeit bald vorbei, ohne daß ich viel davon bekommen hätte.

Wenn ich nur noch fertig werde, so schicke ich Dir einliegend eine kleine Zeichnung von einer Mühle ohnweit Frankfurt, zu der ich zuweilen spaziere, ich erbitte mir aber dafür die noch unvollendete Ansicht von Preetz, welche ich dort zurückgelassen habe. Auch würdest Du mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mir von Lene, Guste, Vips und Dir eine kleine Locke schicktest, ich habe eine Kapsel, in der ich sie tragen werde. Ich freue mich, bei Ludwigs Rückkehr von ihm recht viel über Euch erfahren zu können.

Ob ich im Herbst auf die Kriegsschule komme, ist noch immer nicht entschieden, es kommt darauf an, ob meine Arbeiten unter 68 zu den 50 besten gezählt werden.

Wir exerziren täglich wenigstens einmal. Abends gehe ich mit ein paar Kameraden baden. Die besten Schwimmer schwimmen dann durch die Oder, welche jetzt durch den vielen Regen außerordentlich angeschwollen ist und die angrenzenden Wiesen überschwemmt hat. Dann gehen wir in die Kirschberge und essen Kirschen oder saure Milch, oftmals beides. Hast Du schon Kirschen in Deinem Garten?

Den 24. d. Mts. kommen die zwei anderen Bataillone des Regiments hier zusammen, dann geht das Exerziren erst recht an, den 12. August stoßen noch drei Bataillone und zwei Kavallerie-Regimenter nebst Artillerie zu uns und Jäger. Dann müssen wir eine Meile marschiren, um zu unserem Exerzirplatz zu kommen. Endlich am 2. September geht's nach Berlin, wo über 30 000 Mann zusammentreffen.

Ober-Salzbrunn,*) 15. August 1825.

2 An die Mutter.

Obschon mein letzter Brief an Dich noch nicht lange fort ist, so will ich mir doch das Vergnügen nicht länger versagen, den nächsten schon wieder anzufangen. Deinen lieben Brief vom 23. Juli habe ich vorgestern durch Ludwig erhalten. Wie freue ich mich jedesmal, einen Blick in Eure stille Häuslichkeit zu thun, wie ganz entgegengesetzt ist mein Verhältniß. Gewiß, Du hast Recht, daß die innere Ruhe, welche Du, Gott sei dafür gedankt, jetzt so verdientermaßen genießest, das einzige wahre Glück ist, wonach man ringen soll. Und wie oft habe ich mich schon danach mit wundem Herzen gesehnt, wenn vereitelte Wünsche, Kränkungen und Feindschaft allen Lebensmuth mir niederdrücken. Aber in meinen Jahren ist dies Krankheit. Erst nach überstandenem Sturm kann die Ruhe beglücken, und erst dann ist sie erlaubt. — Ich schöpfe hier frische Lebenskraft. Mir hat das Schicksal noch so wenig Anlaß zur Klage gegeben, daß Klagen von mir unverzeihlich sein würden, wenn nicht körperliche Disposition mich besonders empfänglich für traurige Eindrücke machte. — Ich darf aber, nach dem bisherigen Erfolge zu rechnen, hoffen, daß mir der Brunnen sehr gute Dienste leisten wird. Und so will ich mich denn mit neuem Muthe auf die dornige Rennbahn wagen, auf der ich entfernt von Euch allen und einsam das Glück zu erjagen strebe. Möchte ich es für Euch alle gewinnen!

Hier ist ein Mädchen, das recht verdient, Deine Schwiegertochter zu sein. Es ist eine Gräfin R. Sie ist bildschön und erzogen — Du würdest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend.

Genau der Gegensatz sind einige polnische, sehr reiche und sehr vornehme Bekanntschaften. Ich weiß nicht, ob Du früher Gelegenheit gehabt hast, mit Polen umzugehen. Nichts kann angenehmer sein. Man ist gleich eingeführt, gleich bekannt und gleich vertraut. Die Leute überschütten einen mit Güte und Artigkeit, die man bei Deutschen Aufdringlichkeit nennen würde. Aber so sind sie Alle, dabei äußerst feingebildet, unterhaltend und lustig, aber eine polnische Schwiegertochter möchte ich Dir doch nicht verschaffen.

Ich bin dringend nach Polen eingeladen von einer Starostin O. Diese Dame hat ihren eigenen Koch mit, man ißt bei ihr von Silber und sehr gut, und sie spricht vortrefflich französisch, hat hübsche Töchter und ist die lustigste alte Frau, die ich je gesehen. Aber meine Finanzen, durch die Dresdener Reise und vor Allem durch Bezahlung der Rechnungen in Berlin nur zu sehr erschöpft, nöthigen mich zur größten Sparsamkeit. Ein Glück, daß ich bei meinem Freunde v. Frobel eine Zuflucht finde (in Glatz), wo ich einige Zeit umsonst leben werde. Ich fürchte, daß ich höchstens diesen Monat noch die Kosten des Brunnens aushalten werde, denn ich muß doch auch auf die Rückreise bedacht sein.

---

*) Siehe Charakterbild Seite 9.

Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen wie hier, was ebenso gut für mich sein mag, wie der Brunnen selbst. Wein und Equipage habe ich fast frei, denn der Oberst Graf Wartensleben, Vater meines Freundes, der mich schon zweimal hier besucht hat, hat mich gegen seine Gewohnheit ganz außerordentlich in Affektion genommen. Fast täglich fahre ich in seiner eleganten Droschke nach einer dieser köstlichen Burgen und Schlösser, an welchen man sich hier nicht satt sehen kann. Kürzlich haben wir eine unterirdische Wasserpartie gemacht, welche vielleicht in der Welt einzig ist. Denke Dir ein mehr als 1000 Klafter langes Gewölbe, zum Theil in Felsen gesprengt, aber nur vier Fuß breit und wenig höher, welches hunderte von Fuß tief unter Bergen, Dörfern und Bächen wegzieht. Der Boden ist etwa drei Fuß tief mit Wasser bedeckt, welches aus unterirdischen Quellen entsprungen, durch eine Schleuse dort erhalten wird. Der Kahn, mit dem man auf diesen Styx einfährt, ist fast so breit als der Stollen. Bald verschwindet das Licht des Tages, und trotz der vielen Lampen, die man mitnimmt, tritt eine völlige Finsterniß ein, an die sich das Auge erst gewöhnen muß. Erst dann erkennt man die schwarzen Steinkohlen, die Granitblöcke, rieselnde Quellen und von Zeit zu Zeit Bassins oder Felsenhallen, zum Ausweichen der Kähne. Die Luft ist kalt, aber rein. Hier ist kein Sommer, kein Winter, man hört selbst den Donner nicht. Besonders schön ist beim Zurückfahren der Anblick der Oeffnung in weiter Ferne. Die halbrunde Einfahrt sieht genau aus wie die aufgehende Sonne und spiegelt sich über die lange Wasserfläche hinüber. Beim Heraustreten ist man völlig geblendet. — Wir waren vor Kurzem in Adersbach. Das Schönste in diesem seltsam gestalteten Sandsteingebirge schien mir ein großer Wasserfall zu sein, der durch eine enge Spalte in eine tiefe, dunkle Höhle fällt, in die man nur durch eine einzige Felsritze eintritt.

6. September. Die schöne Zeit, die ich hier in Salzbrunn zugebracht, ist jetzt verflossen, und ich muß es, obzwar mit großem Bedauern, verlassen. Nie wird es mich gereuen, hier gewesen zu sein. Die Reise hat mir sehr wohl gethan, und ich habe viele sehr angenehme Bekanntschaften gemacht, von denen ich einige in Berlin fortsetzen werde. Wie ungern trenne ich mich von so vielen schönen Gegenden und solchen guten Leuten, die mich so freundlich aufgenommen. Da bis zur Eröffnung der Kriegsschule nur noch ein Monat hin ist, so ist Folgendes mein Plan. Am 14. gehe ich nach Breslau; ob ich noch zuvor mit Graf Reichenbachs die Schneekoppe ersteigen werde, ist ungewiß. In Breslau wohne ich bei einem Grafen Wartensleben, Onkel meines Freundes, mit welchem ich in seiner Equipage am 17. nach Rusko, ohnweit Krotoschin in Polen, zu Frau v. O. auf einige Tage zum Besuch reise.

Gegen Ende dieses Monats gehen wir nach Breslau zurück. Von da gehe ich nach Glatz, wo ich meinen Freund v. Frobel vierzehn Tage besuche, mit dem ich am 15. Oktober in Berlin eintreffen werde.

13. September. Morgen reise ich nach Breslau. Die Reise nach dem Riesengebirge ist gemacht. Sie wurde unter unglücklichen Auspicien

angefangen, aber mit dem größten Glück vollbracht. Denn einmal war der Stand meiner Finanzen so niedrig wie der des Wetterglases. Aber Alles ging gut. Morgens um sechs fuhr ich mit dem jungen Reichenbach nach Waldenburg. Dort erwartete uns eine Gelegenheit nach Landeshut. Von hier gingen wir mit der Post nach Schmiedeberg. Dicht vor dieser Stadt fährt man eine halbe Stunde lang einen steilen, großen Berg im Zickzack hinunter. Unbeschreiblich ist die Aussicht, die man während der Zeit hat. Zu Deinen Füßen fließt die Lomnitz, an der sich das schöne Städtchen eine halbe Stunde weit hinzieht, jenseits erhebt sich die ungeheure Masse des Riesengebirges, überall ragt die Schneekoppe mit ihrer kleinen Kapelle hervor. Rechts eröffnet sich ein endloses Thal, in welchem man Warmbrunn, Hirschberg, den Kynast und viele Burgen und Schlösser erblickt.

Um 1 Uhr waren wir da. Reichenbach ging zu seinem Schwager, dem Prinzen Reuß, der dort ein altes Schloß Steinhof bewohnt. Prinz Reuß, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht, kam sogleich selbst, um mich zu bitten, bei ihm zu bleiben, und dies that ich bis zum nächsten Vormittag, und der Aufenthalt hier war wie in einem Feenschloß. — Nichts gleicht dem Auf- und Untergang der Sonne in dieser paradiesischen Gegend. Ungern riß ich mich los und ging den folgenden Morgen um 3 Uhr auf die Schneekoppe zu. Um 10 Uhr war ich schon auf kaiserlichem Grund und Boden, wo ich mich mit Ungarwein erfrischte. Ganz allein, denn Reichenbach durfte seiner Brust wegen nicht mit, sogar ohne Führer stieg ich jetzt mit den größten Anstrengungen bis um 1 Uhr bergan. Aber alle Anstrengungen, die wirklich sehr groß waren, wurden durch die unbeschreibliche Aussicht belohnt, die man zwanzig Meilen weit nach Prag, Breslau u. s. w. von dem höchsten Gipfel dieses Gebirges hat, der mit einer Kapelle der heiligen Maria gekrönt ist. Jetzt konnte ich hundert Meilen in der Runde nicht höher steigen, ich stand, wo kein Baum mehr wächst, auf dem höchsten Punkt in ganz Deutschland, und 4900 Fuß über Euren Köpfen. Unter mir lag der Schnee in den Gruben, zwei Ströme stürzen die schroffen Felswände in entgegengesetzter Richtung hinab. Dann folgen große Tannenwälder, die wie ein Feld mit Kresse aussehen, und jetzt folgen die endlosen Ebenen mit zahllosen Ortschaften, Seen, Wäldern und Leinwandsbleichen bedeckt. Doch dies Alles läßt sich nicht beschreiben. Nun kehrte ich mich gegen Norden und blickte nach der Gegend, wo Ihr wohnt und schrieb einige Worte in meine Schreibtafel an Euch. Ich verließ das Gebirge und war nach einem Gewaltmarsch schon um 6 Uhr wieder in Schmiedeberg. Dort hielt ein Wagen, der eben nach Landeshut abfahren wollte, ich fuhr mit und war um 8 Uhr in Landeshut. Von hier ging ich denselben Abend noch drei Meilen nach Salzbrunn, wo ich in der Nacht um 12 Uhr anlangte. Die Partie ist mir sehr gut bekommen, hat mir noch nicht einen Thaler gekostet und wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich bin jetzt sieben Wochen in Salzbrunn, also weit länger, als mein erster Plan war. Daher kostet mich mein Aufenthalt auch mehr, als ich gerechnet, und ich unternehme

meine Reise nach Polen mit 8 Thalern, zu denen noch 5 Thaler hinzukommen, die ich verborgt habe. Allein ich hoffe, mit 13 Thalern bis nach Glatz zu kommen, wo ich Alles frei habe und das Geld zu meiner Rückreise geborgt bekommen werde. Wenn ich mich in Berlin auch noch so sehr einschränken muß, so wird es mich doch niemals gereuen, da ich für wenig Geld so viel Sehenswürdiges gesehen habe. Wenn ich hoffen darf, daß ich so gesund und wohl bleibe, wie ich jetzt bin, so habe ich nicht zu theuer gekauft. Ich bin daher auch voll guten Muthes und wünsche nur, daß es Euch allen so gut gehen möge, wie mir. Nur im Punkte des Geldes nicht. Meinen nächsten Brief erhältst Du schon aus Berlin, wo ich den 15. unfehlbar eintreffe. Wenn jemand von den Brüdern bei Dir ist, so bitte ich, daß er Vater von meiner Reise und meinem Aufenthalt hier benachrichtige. Ich werde schreiben, sobald ich in Berlin sein werde. Aber von hier aus würde es nicht mehr lohnen, das Porto ist so ungeheuer groß. Einliegend Veilchen und Moos, welches nur auf dem höchsten Gipfel der Schneekoppe wächst, wo alle andere Vegetation aufhört.

Nun Adieu, liebe Mutter, lebe recht wohl und denke oft an mich.

Frankfurt a. O.,*) den 25. März 1828.

3 An die Mutter.

Nur die Besorgniß, daß unsere Briefe sich kreuzen würden, hat mich so lange abgehalten zu schreiben, um so lieber ist es mir, dies jetzt thun zu können und Dir zu sagen, daß es mit meiner Gesundheit vollkommen wohl geht und daß ich hoffe, zum Sommer ein paar Wochen in Swinemünde zu baden und dadurch allen Rückfällen vorzubeugen.

Die Nachrichten über Vater, welche Du mir mittheilst, betrüben mich sehr, indeß kommen sie mir nicht unerwartet. Noch vor sechs Wochen habe ich ihm geschrieben und sehr von der Idee abgerathen, aus dem Militär auszuscheiden, aus dem einzigen Wirkungskreise seiner Thätigkeit und als seiner einzigen Hoffnung, da er doch wirklich so nahe daran war, Regimentschef zu werden. Ich habe ihm auch meine Remuneration von sechszig bis achtzig Thalern angeboten, wenn es ihm an einer Summe zur ersten Equipirung fehlen sollte. Allein die Idee war in ihm zu fest geworden, er fühlte sich zu unglücklich in seiner militärischen Lage, als daß er bedacht hätte, daß jede andere ohne alle Thätigkeit und bei noch geringerer Einnahme ihm noch weniger Glück verspricht. Der Schritt ist indeß gethan, und wir wollen hoffen, daß er ihn nicht bereuen möge, wenigstens nicht blicken lassen, daß wir ihn tadeln. Etwas wird gewiß der König für ihn thun.

Wenn Vater nur wenigstens könnte eine Bauernhufe pachten und

---

*) Moltke war Lehrer an der Divisionsschule zu Frankfurt a. O. Siehe Charakterbild Seite 9.

bewirthschaften. Das Schlimmste ist nur, daß das Unglück nicht sowohl in Vaters Verhältnissen, sondern in ihm selbst liegt.

Wir müssen die nächsten Begebnisse abwarten.

Herzlich freue ich mich, Dir von mir selbst die gute Nachricht mittheilen zu können, daß ich schon vor mehreren Wochen vom Chef des Generalstabes in Verfolg meiner mündlichen Unterredung und der bei der Ober-Militär-Studiendirektion eingezogenen Erkundigungen das unbedingte Versprechen erhalten habe, zum Mai oder Juli 1829 zu den Arbeiten des Generalstabes einberufen zu werden, was unter jetziger Beschränkung des Generalstabes sehr viel Glück ist und mich der Reihe nach erst in sechs bis sieben Jahren getroffen haben würde. Ich habe dann rund neun Monate des Jahres 20 bis 25 Thaler monatliche Zulage und bedarf dann also keiner Unterstützung mehr. Zu der Zeit werden sich Deine Umstände dann auch gebessert haben, und es kommt nur darauf an, bis dahin, besonders für mich, die Ohren steif zu halten.

Vorläufig werde ich in meinem Verhältniß zur Divisionsschule, und wahrscheinlich bis zur Einberufung zum Büreau, bleiben. Da ich jetzt das Feldmessen und Zeichnen mitübernommen habe, so fehlt es mir nicht an Arbeit, ich habe wöchentlich 14 Stunden und 8 Inspektionsstunden außer der polizeilichen Aufsicht über 31 junge Leute, welche aber mit mir zufrieden sind, und die ich in gehörigem Respekt und guter Ordnung halte. Dem sehr vortheilhaften Bericht der Division habe ich aber meine bevorstehende Einberufung zu danken. Während der letzten Monate habe ich ein Kompendium für meine Schüler über die militärischen Aufnahmen ausgearbeitet, welches dieser Tage gedruckt werden wird. Auch wird sich die Remuneration diesmal für mich wohl auf 100 Thaler belaufen, von denen ich aber freilich im Voraus zehren muß, da ich keine Privatstunden mehr gebe und sogar die Tischgelder verloren habe, weil ich nicht mehr beim Bataillon bin, welches nach Küstrin verlegt ist. Meine Stellung hier ist im Ganzen sehr angenehm und bringt für mich viele Vortheile mit sich; dahin zähle ich zum Beispiel den unentgeltlichen und sehr guten Reitunterricht, den ich seit fünf Monaten genieße. Jetzt hört er bald auf, wir reiten heute eine große Quadrille in allen Schulgängen.

Möchten doch Ludwig und Adolf sich entschließen, ihre Carrière nicht in Dänemark zu machen. Mit Neid sehe ich hier so viele junge Leute meines Alters Räthe und Assessoren mit 600 bis 1000 Thalern Gehalt werden. — Mich kann es nie reuen, die Annehmlichkeiten der Heimath aufgegeben und mir dadurch Aussicht auf Fortkommen verschafft zu haben, wie wenig auch bis jetzt erlangt ist.

Wie sieht es denn in Deinem kleinen, allerliebsten Garten aus? Du bist wohl schon recht beschäftigt. Recht gern ginge ich so von Zeit zu Zeit einmal auf ein halbes Stündchen hinein, wenn ich nur nicht mit buddeln soll.

Wenn ich nicht genöthigt bin, meine Remuneration größtentheils vorweg zu verzehren, so freue ich mich unendlich, eine Gebirgsreise nach dem lieben Schlesien oder Sachsen zu machen; wenn ich zum Büreau

komme, so ist das vorbei, und dieser Sommer ist vielleicht der letzte, wo ich frei bin. Auf kürzere Zeit im Winter werde ich schon einmal abkommen, und da die Moneten hoffentlich bald besser werden, so werde ich Euch einmal zu Weihnachten überrumpeln, ehe Ihr es Euch verseht.

Nun Adieu, liebe Mutter, tausend Grüße an die lieben Geschwister alle.

Mein gutes Lenchen, ein paar Worte für Dich finden hier noch Raum, wie geht's, Du schreibst ja gar nicht. Wie hast Du denn den Winter zugebracht. Ich hoffe, daß Du ganz wohl bist. Halt mir nur den Deubelsjung, den Vips, in Ordnung.

Mit meiner Gesundheit geht's sonderbar. Oft liege ich 8 bis 10 Stunden bewußtlos, d. h. des Nachts, nicht den mindesten Appetit nach Tisch, gegen Abend solche krampfhafte Bewegungen und Dehnen, den ganzen Tag vollkommene Schlaflosigkeit, Reißen in allen Gliedern — wenn es Dir nur nicht ebenso geht.

Du schreibst mir nicht von meiner Novelle: „Die Freunde".*) O, was ist während meiner Krankheit dieser unsterblichen Feder entflossen, und der Verleger hat mich ums Honorar geprellt.

Frankfurt a. O.,**) den 9. Mai 1828.

4 An die Mutter.

Dein lieber Brief, welchen ich soeben erhalten, versetzte mich auf einen Augenblick aus meinen Karten, Berichten, Censuren und all den vielen Dingen, die mich jetzt überschwemmen, in Eure klösterlichen Mauern. Ich sehe die Kaffeemaschine auf dem Tische sprudeln, die Schwestern mit Stickerei, den Vips mit einer Rechentafel und einigen Chininpulvern und Dich mit ein Paar entsetzlich zerrissenen Strümpfen (nämlich in der Hand) ein wenig kopfschüttelnd die Brille zurechtschieben, um dies Faß der Danaiden dicht zu machen. Nicht weniger höre ich meine Freundin, die Kuh, nach einigen frischen Blättern brüllen, auch poltert und ruft etwas in dem Eulensalon, wahrscheinlich einer der Herren Brüder, welcher sein verspätetes lever bemerkbar macht. Emsig seid Ihr alle beschäftigt und seht nicht, daß ich oder doch mein Geist (Lene, sieh Dich mal um!) mitten unter Euch steht. Was aber meine Person anbelangt, so sitzt sie hier an diesem selben Schreibtische in einem wunderlichen Chaos von Karten, Briefen, Instrumenten, Meßtischen, Rechnungen u. s. w., auch liegt da ein langer Geldbeutel, aber kein Beutel Geld, von schöner Taille. Die Sache ist diese. Ganz unerwartet bin ich schon in diesem Jahre zum topographischen Büreau einberufen, und und zwar schon den 1. Juni muß ich in Namslau in Oberschlesien sein.

---

*) Diese Novelle ist als einzige bekannt gewordene Studie des Feldmarschalls in der schönen Litteratur in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten", Bd. II, abgedruckt.

**) Moltke war zum topographischen Büreau des Generalstabes kommandirt, siehe Charakterbild, S. 10.

Du kannst Dir denken, daß ich sehr freudig überrascht gewesen bin. Allein nun stürmt auch eine solche Menge von Geschäften über mich zusammen, daß ich kaum weiß, wie ich fertig werden soll.

Den 26. Mai. Da ich übermorgen nach Schlesien abreise, so beeile ich mich, diesen Brief abzusenden, welcher wegen eines dazwischen fallenden Kommandos 14 Tage lang liegen geblieben ist. Ich habe nämlich mit meiner Divisionsschule $4^1/_2$ Quadratmeilen am rechten Oder-Ufer zunächst Frankfurt für den Generallieutenant aufnehmen müssen. Wiewohl dies sehr viel Arbeit gemacht hat, so war es zugleich recht angenehm und eine gute Vorübung. Wir sind täglich 10 bis 11 Stunden auf dem Felde beschäftigt gewesen, abends kamen wir Alle zusammen vor meinem Quartier, welches in der Regel sehr gut war, denn ich konnte es in allen Ortschaften aussuchen, wo ich wollte. Dann wurde gesungen, eine Guitarre war mitgenommen, gegessen und getrunken, was zu haben war, und gestern Abend beim schönsten Mondschein fuhren wir auf der Oder nach Hause.

Sobald ich am Ort meiner Aufnahmen angekommen sein werde, so schreibe ich Dir wieder. Nur sehr ungern trenne ich mich von meinen Divisionsschülern, welche auch eben nicht erfreut über die Aenderung sind. Nun Adieu, liebe Mutter, ich wünsche, daß Ihr Alle so gesund und zufrieden sein möget, wie ich bin.

Grüttenberg bei Oels, den 6. Juli 1828.

5 An die Mutter.

Du hast lange nichts von mir gehört, und das laß Dir immer ein Zeichen sein, daß es mir sehr gut geht. Möchte ich doch dasselbe von Euch wissen, denn leider ist der Gedanke an Zuhause immer mit Befürchtungen und Bedauern gemischt.

Von mir kann ich nur Erfreuliches schreiben. Seit vier bis fünf Wochen wohne ich schon hier auf dem Gute eines Herrn v. Kleist, bei welchem ich wie Kind im Hause bin, so daß ich auch fast meine halbe Sektion von hier aufgenommen habe. Früh um $4^1/_2$ Uhr erscheint eine Kaffeekanne, die, begleitet von zwei Tellern, auf welchen Butterschnitten und Kuchen sich zu beträchtlicher Höhe thürmen, unwillkürlich an die Gastfreiheit der schottischen Clanshäuptlinge erinnert. Dann ziehe ich aus, angethan mit ungebleichten Hosen, grauem Staubmantel und weißer Mütze, Handschuhen ohne Fingerspitzen und gewaffnet mit einem Etui und einem schönen Ramsden-Fernrohr. Hinterdrein zieht mein Silberdiener mit dem Meßtisch. So geht's durch Feld und Gärten, gestützt auf die offene Ordre, die ich stets in der Tasche habe und welche große Freiheiten einräumt. Einer meiner Kollegen hat z. B. sämmtliche Glocken aus dem Thurm hinaushängen lassen, weil sie ihn hinderten. Jeder Schulze ist angewiesen, uns Pferde, Quartier und zwei Mann täglich zu stellen. Sowie ich nach Hause komme, geht's zu Tisch, wo meine einzige Sorge

ist, wie ich es möglich mache, bei so vielen Speisen von jeder etwas zu essen. Abends werden wieder drei bis vier Schüsseln servirt, zwischendurch gefrühstückt, gevespert, goutirt u. s. w., wobei der schöne Ungarwein nicht gespart wird; hierzu kommt, daß ich vollkommen gesund und also sehr zufrieden bin.

Da ich jetzt wirklich das Vierfache von dem, was Fritz und Wilhelm erhalten, habe, so lasse ich mir monatlich 5 Thaler abziehen; dies macht während der neun Monate, wo ich die Zulage habe (und zwar drei Jahre lang), 45 Thaler, welche ich zu Deiner Disposition stelle.

Mit meinen Finanzen steht es jetzt natürlich gut. Zwar ist die ganze Remuneration auf Schulden gegangen, denn noch kein Jahr habe ich so wenig gehabt wie im letzten, auch habe ich mich müssen neu in Civil equipiren, was bei meinem jetzigen Geschäft nothwendig ist; indeß habe ich bei meiner sehr guten Einnahme von 45 Thalern jetzt wenig Ausgaben. In Berlin wird es zwar nicht so gut sein. Die günstige Gelegenheit benutzend, werde ich morgen auf drei Wochen ins Gebirge reisen, welches, zwar noch 20 Meilen entfernt, seine blauen Gipfel am Horizont erhebt. Ich gehe zunächst nach Schweidnitz, wo ich Wartensleben besuche, der jetzt geheirathet hat, und von da nach Salzbrunn, wo ich den Brunnen brauchen werde. Ich freue mich, schon übermorgen den unvergleichlichen Fürstenstein wieder zu sehen.

Recht betrübt wird der Abschied heut hier im Hause sein, die Kinder haben sich sehr an ihre Einquartierung gewöhnt. Ich habe durchaus versprechen müssen, zum Erntefest wieder zu kommen.

Adieu, liebe Mutter.

Noch viele herzliche Grüße an die Schwestern. Gustens Pantoffeln halten immer noch vor, und das Barègetuch von Lenens Kleid erregt noch immer Bewunderung und Neid.

Schön-Briese, den 18. August 1828.

6 An die Mutter.

Adolf, von welchem Walter Scott gewiß Kenntniß hatte, als er den Alan Fairford im Redgauntlet komponirte, diesem wünsche ich herzlich Glück und etwas Unverschämtheit im bevorstehenden Examen. Traurig in der That, daß selbst die solidesten Kenntnisse sich bei Euch den Chancen eines einzigen Wurfes unterwerfen müssen und daß sie selbst dann, wenn die Würfel günstig fallen, kaum Anspruch auf eine gute Karriere begründen dürfen. Lui muß dem halsbrechenden Examen mit einer zweifachen Spannung entgegensehen. Wahrhaftig, ich glaube, er brächte lieber eine ganze Gesetzsammlung in Musik als in den Kopf, und käme es drauf an, die blinde Göttin (wie Proserpina einst von einem anderen Musikanten) aus der Hölle zu holen, er würde es thun, ohne sich ein einziges Mal nach ihr umzuschauen. — Meine guten, lieben Schwesterchen grüße ich herzlich, gewiß, es thut Noth, daß wir einmal wieder die Galoppe ein-

tanzten und daß sie einmal über meine Manschetten und Halstücher herfielen. Ich hoffe, daß Lene den Viktor noch immer in strenger Zucht hält wie sonst, wo er sich nur zuweilen durch einige Faustschläge und ein gelindes Fluchen Luft machte, wenn die Mütze nicht gebürstet und die Jabots nicht zart genug waren.

Meine Reise mußte ich auf vierzehn Tage beschränken, ich blieb daher nur sechs Tage in Salzbrunn, habe aber doch neunzig Becher Brunnen getrunken. Leider machte ich die folgende Gebirgsreise allein. Ich beeilte mich daher sehr und machte die in der That sehr starke Tour von Schmiedeberg über das ganze Hochgebirge nach Schreiberhau an einem einzigen Tage, wobei ich die Koppe selbst aber nicht bestieg, weil ich sie schon kenne. In einem der hochgelegenen Dörfer versah ich mich mit einem Führer und stieg nun im eigentlichen Sinne des Wortes in die Wolken, welche uns bald dicht umhüllten. So kamen wir einen der mühsamsten Pfade an der Seiffenlehne hinauf, einer Treppe groben Gerölles, welche uns 4000 Fuß über Eure Köpfe führte. Bald schreitet man zwischen hohen Tannen über ein rauschendes Bächlein, bald einmal über eine grüne, aber stets sehr feuchte Wiese, auf welcher die Heerden mit ihrem Geläute herumziehen. Oben fing es tüchtig an zu regnen. Aber unbeschreiblich ist der Anblick, wenn der Wind die Wolkenmassen zwischen den schwarzen Tannenwäldern und durch die großen Schluchten hindurchjagt, jetzt ein weites Thal zeigt; Häuser, Dörfer, Städte werden sichtbar, weithin öffnet sich das Land auf viele Meilen mit zahllosen Ortschaften. Plötzlich schließt sich Alles wieder in graue Wolken, welche mit majestätischem Brausen durch die Gipfel ziehen. Dies schöne Schauspiel hatte ich namentlich wieder an den Schneegruben, und ich ziehe es einem ganz heiteren Himmel vor. Man traut seinen Augen nicht, wenn der ungeheuere Wolkenvorhang auf Sturmschwingen sich öffnet, würdig eines Schauplatzes von etwa zehntausend Flächenmeilen, die man hier rings übersieht. Je weiter man blickt, immer sieht man noch einen Streif, einen Punkt, und dieser Punkt ist eine Stadt, ein Gebirge oder ein Wald, über welchem hoch die Wolken ziehen, die doch wieder tief unter dem Beschauer liegen. Aeußerst lieblich sind die großen Leinwandbleichen, welche in schneeweißen, regelmäßigen Figuren zwischen den blauen Spiegeln der kleinen Seen in den schwärzlichen Waldungen schimmern. Die Straßen ziehen sich wie feingeschlängelte Fäden über die Berge, die, wenn sie auch keuchend erstiegen wurden, von hier ganz flach erscheinen. Zwischen ihnen winden sich meilenlang die Dörfer und Städtchen mit ihren sauberen, weißen Wänden und glänzenden, silbergrauen Schindeldächern. Unmittelbar zu Füßen hat man einen Abhang von etwa neunhundert Fuß steiler Felswand. Noch am Abend stieg ich mühsam hinab in das schauerliche Thal, in welches die Elbe über zahllose Zacken und Gerölle in kleinen Fällen hinabgleitet, welche zusammen einen großen Anblick gewähren. Auch meinen Liebling, den Zackenfall, sah ich noch im Halbdunkel aus dem Teufelsthal und übernachtete in einer Glashütte am schäumenden Zacken. Am folgenden Morgen früh besuchte ich den Kocherfall und den Kynast, dessen romantische Legenden Euch be-

kannt sind. Wahrlich, nur ein grausames Herz konnte verlangen, aus dem hochgelegenen Fenster auf die Ringmauern hinauszureiten, wo an keine Umkehr mehr, nicht einmal an ein Absteigen, zu denken war. Immer tiefer senkt sich der Abhang unter der Mauer, die Spitzen der höchsten Firsten verschwinden vor dem Auge des Reiters, und schon dem Eingang der Burg nahe, gähnt ein Abgrund herauf, der, der Schlange gleich, den Unglücklichen vor Entsetzen in den Untergang zieht. Welch furchtbarer Fall des gewappneten Reiters und Rosses auf diese Felsspitzen. — Einen besonders wehmüthigen Eindruck macht der Anblick der gewaltigen Trümmer großer Burgen, solcher als Bolkenburg, Schweinhaus, Nimmersatt und anderer, welche ich auf dem Rückwege besuchte, und wie sie Ludwig und Adolf noch schöner gesehen haben werden. Auch eine gewisse unbefriedigte Neugier kommt hinzu. Die An- und Inwohner der Burg wissen gar nichts davon zu erzählen, als daß sie ihnen die nöthigen Steine liefert, um ihre Hütten davon zu bauen. (Wie der Kommandant von Pilsen behauptet, der Mord des Wallenstein, insofern er überhaupt stattgehabt, muß halt vor seiner Zeit passirt sein.) Und doch erregt die halbverloschene Spur eines Heiligenbildes an der Wand, die Wagenspur im Felsboden einen Strom von Vermuthungen und Nachdenken.

Doch es ist Zeit, daß ich aus den verfallenen Burgen nach dem schönen Schloß zurückkehre, in welchem ich jetzt wohne. Durch einen prachtvoll gemalten Kuppelsaal, dessen Wände — wo die Wappenschilder, Engel, Festons u. s. w. sie nicht bedecken — von reizender Stuckatur sind, trittst Du in eine Reihe von Zimmern, welche mein Corps de logis (Wohnung) ausmachen. Große Spiegel, damastene Sophas, getäfelte und kunstreich eingelegte Dielen, marmorne Kamine schmücken diese hohen Gemächer, deren Wände von einer Sammlung ausgesuchter Gemälde bedeckt sind, welche zum Theil aus dem Pinsel eines Titian, Rubens, Van Dyck, Wouverman und anderer Meister stammen. Hier nach vollbrachter Arbeit, in einem ergötzlichen far niente, schlendere ich ungestört mit dem Kataloge herum, bald beschauend, bald kopirend, bald mich wundernd, wie ich auf einmal in den Besitz so vieler Pracht gerathen bin. Denn wer genießt, besitzt; und kann der Eigenthümer mehr thun oder kann er sicher sein, länger zu besitzen als ich? Wiewohl ich es ihm wünsche und beiläufig nicht bezweifle. — Vor meinen Fenstern breitet sich der von hohen Mauern eingefaßte Park aus, mit Steinstatuen und Urnen, aus welchen sich eine üppige Vegetation von blauen und rothen Hortensien (welche ich eine aristokratische Blume nennen möchte, wie Scott den Pfau einen aristokratischen Vogel) und Rankengewächsen, gleichsam überfließend, hervorbricht. Bassins, Balustraden, Berceaus und alle Reize eines Lenôtre sind zwischen den hohen Gartenmauern versammelt, aber das Ganze paßt vortrefflich zum Majoratssitz der Reichsgrafen von Kospoth und giebt ein Bild des Reichthums und der Macht. Auch ist es nicht übel, so die schönsten Apfelsinen vom Baum in den Mund zu stecken. Mein Wirth und seine schöne Gemahlin, das würdevolle Bild einer Dame von Rang, sind gegen mich so gütig und freundlich, wie eine strenge Etiquette es nur zu sein erlaubt. Gar sehr

eisig kamen mir die jungen Damen zuerst vor, doch werden wir schon besser bekannt; auch ich bin erst acht Tage hier, in welcher Zeit ich schon gelernt, wie müde ich auch nach Hause komme, Mittags doch gleich große Toilette zu machen. Ein eleganter Civilanzug, den mein Geschäft schon abgeworfen hat, kommt mir dabei sehr zu statten. Wie lange ich bleibe, kann ich nicht bestimmen, denn hier, wo man lange nicht Alles sagt, was man denkt, kann nur eigener Takt mir sagen, wie lange ich gern gesehen bin. Doch bitte ich Dich, Deine Briefe nur immer nach Oels zu senden, wo ich sie holen lasse.

Adieu, beste Mutter, der Raum — das Postgeld —!

Oels, den 24. August (1828).

7 An den Bruder Ludwig.

Obschon Du mir am Schlusse Deines lieben Briefes sagst, daß Du Dich mehr als Deine Umgebung verändert hast, so finde ich Dich doch in mancher Hinsicht denselben, wie früher. Einmal, daß Du meiner noch in Güte gedenkst und dann in beharrlicher Abneigung gegen das Studium des Jus, dem es freilich an etwas jus fehlen mag, wenn man es um seiner selbst willen studiren muß, wie das bei Euch für eine lange Reihe von Jahren der Fall ist. Du weißt selbst, wie viel eher die Gelehrsamkeit bei uns durch Anwendung auf wirkliche Verhältnisse ins Leben tritt, und ich wette, Du würdest mit weit mehr Interesse die Kriminalordnung studiren, wenn Du wüßtest, daß Du übers Jahr schon Einen danach rädern oder köpfen lassen wirst. Ueberhaupt scheint mir, daß man in meinem lieben Lande, für das ich nun schon einmal sehr eingenommen bin, weit weniger abstrakte Gelehrsamkeit, als praktische Tüchtigkeit, Gewandtheit und Lebensklugheit fordert, und da ich diese weit mehr als jene Dir zutraue, so könnte ich Dir fast zureden, doch lieber hier Dein Glück zu versuchen. Zwar weiß ich, daß es schöner in Ithaka ist, als irgend sonst wo, ehrlich gesagt aber möchte ich um keinen Preis in mein altes Verhältniß zurücktreten, und noch habe ich nie bereut, daß ich mich hier anstellen ließ. — Wie ich hier urtheilen höre, sollen die besten Aussichten für den sein, welcher Jura studirt und sodann zur kameralistischen Partie, z. B. zum Forstfach, übertritt. Freilich aber wird immer erst das Examen gefordert, mein bester Lui! Die Geige und das Klavier brauchst Du gewiß darum nicht zu vergessen; wie würde ich mich freuen, Dich wieder darauf zu hören. — Da ich jetzt in guter Lage bin, so könnten wir in Frankfurt oder Berlin recht gut zusammen wohnen. An jedem dieser Orte bringe ich einige Monate zu. Gegen Berlin habe ich großen Widerwillen; wie sehr zöge ich den Aufenthalt in Frankfurt vor, wo ich die letzten Jahre so sehr angenehm gelebt habe. Er dauert aber nur vier Monate dort, wo ich lediglich studiren und reiten will. In Gesellschaft wird man dort doch nicht bekannt.

Hier geht es mir sehr gut. Meine Wirthe sind die Güte selbst gegen mich. Ich weiß nicht, ob es bloß Eitelkeit ist, was mir den Um-

gang mit recht vornehmen Leuten anziehend macht. So viel ist gewiß, daß man nirgend weniger Anmaßung findet, als eben hier, und daß man sie eher einräumt, wenn sie auf geschichtliche Erinnerungen und den Glanz des Namens sich gründet, als sonst. Kospoths sind mit allen Fürsten und Herren des Landes verwandt. Vorgestern waren wir zu ihren Verwandten zum Erntekranz gefahren, wo wir auf der Tenne sehr lustig getanzt haben. Daß es mir gut geht, kannst Du daraus schließen, daß ich Verse mache. Brühwarm, wie sie eben aus meiner Feder flossen, will ich sie Dir mittheilen, wenn ich Dir gesagt, daß die junge Komtesse ihre Freundin gestern fortbegleitet hat, daß sie sich sehr lieben und heute trennen, und daß wir sie oft zugleich in derselben Schaukel geschaukelt haben.

Räthsel.

Ein Bild des Lebens ist's, des regen Lebens,
Das aufwärts bald uns treibt und wieder abwärts strebt,
Das wie des Herzens Hoffen, wie unstätes Sehnen
Jetzt sinkt, jetzt steigt und schwindelnd hoch uns hebt.
Es trägt Euch unter Blüthenzweige. Staunend
Schaut über Wald und Flur der Blick. — Es schwebt
Auf Sturmesschwingen fort. — Doch in dem Augenblicke,
Wo Ihr am höchsten steht, zieht's wieder Euch zurücke.
Und wie ein rastlos Herz durch Freude, Hoffnung, Bangen
Führt's doch am Ende nur, von wo Ihr ausgegangen.

Dort sah ich jüngst zwei liebliche Gestalten,
Sie waren ineinander eng verschlungen.
Die Arme auf der luft'gen Bahn umrungen,
Schien eine stets die andere zu halten.

Ein leichter Nachen trug sie auf den Wogen
Mit flatternden Gewändern, wall'nden Haaren;
Und wenn es nicht zwei holde Engel waren,
So hatten Engelsbande sicher sie umzogen.

Durch die Orangenreihen blick' ich wieder,
Der Himmel hüllt uns rings in Wolkenschleier.
„Sie sind getrennt schon!“ rauscht der Pappeln Weh'n,
Aus blauen Augen fallen Thränen nieder,
Ein Strahl nur aus des Abendrothes Feuer
Scheint mir ein Bild von bald'gem Wiederseh'n.

Noch muß ich Dir eine entsetzliche Geschichte erzählen, welche sich mit mir zugetragen. Letzt beim Nachhausegehen macht mein Silberdiener die unbillige Prätension, daß ein mit Ochsen stattlich bespannter Wagen ihm aus dem Wege gehen soll. Die wackeren Zugthiere waren durchaus nicht gewillt, auf eine so ungerechte Forderung einzugehen, und so rannte denn das liebe Vieh mit so gutem Erfolge zusammen, daß das Meßtischblatt, welches mein tapferer Diener bei diesem Turnier sehr geschickt als Schild gebrauchte, sich mit großer Umsicht in zwei kongruente Dreiecke zerlegte und mir statt einer, zwei Zeichnungen lieferte. Die Bussole war zertrümmert und die fast vollendete Arbeit mußte von Neuem kopirt werden. Acht Tage lang habe ich nichts als Wege ziehen, Häuser bauen und zahllose Bäume pflanzen können.

Nun Adieu, lieber Lui.

Berlin, den . . November 1828.

8 An den Bruder Ludwig.

Deinen lieben Brief, lieber Ludwig, erhielt ich noch in Briefe, wo mein Aufenthalt sich bis zur Abreise nach Berlin verzögerte. Wie gut geschrieben er auch ist und wie viel Interesse er bei mir auch erweckt hat, so kann ich doch durch Deine Gründe, welche Du anführst, nicht so recht überführt sein, daß Dein Nichtherkommen besser sei. Fast fällt mir ein, was Falstaff von Gründen und Brombeeren sagt. . . . Ueberreden möchte ich überdies nicht zu einem Schritte, dem manche Schwierigkeit entgegensteht, die ich mir nicht verhehle, und wer das Glück verfehlt, dem er nachjagt, hat gewiß zehnmal so viel mehr Verdruß, als der es an sich kommen ließ!

Trotz Deiner Zufriedenheit unter dem Scepter der Skjoldungen entnehme ich aus Deinen Seufzern einigen Kummer über ihre Rechtsverfassungen. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort, sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte und rücken sacht von Ort zu Ort.“ Wenn nun aber gar das Lübische Recht und das Danske-Recht und Christians V. Recht und Waldemars Recht und das Jütische Recht und Gott weiß was für Recht jedes recht haben will, dann stehen Einem gewiß mit Rec,t die Haare zu Berge. Indessen, lieber Ludwig, wenn Du glaubst, es mit dem angestrengten Fleiß einiger Jahre abzuthun und Dich dann frei bewegen zu können, so glaube mir, Du verlierst die Freude dieser Jahre, um Dir andere zu erkaufen, wo Du sie nicht genießen kannst. Stürze Dich in kein Extrem. Spiele zwischen dem Gajus und den Pandekten ein paar Rodesche Variationen und mache womöglich Distichen aus den Pandekten. Denn das scheinst Du vollkommen erkannt zu haben, wie ernst und gebieterisch wir angewiesen sind, unseren Lebensweg selbst zu bahnen. Die Zeit ist schnell vorüber, wo man auf das Leben vor sich wie auf eine, und zwar eine sehr reizende Landschaft blickt, wo man all das Liebliche, was man nicht sieht, mit Gewißheit hinter dem anmuthigen Nebelduft weiß, welcher noch darüber liegt. Wenn man dann aber hineintritt, muß man sich doch zu irgend einem Wege entschließen, und auf diesem ist dann, ohne Umkehr, kein Abweichen mehr möglich. Also vorwärts, und wollte der Himmel, daß unsere Pfade zuweilen so liefen, daß wir uns von Zeit zu Zeit die Hände reichen könnten!

Ich besuche jetzt oft das Theater. Gestern sah ich, und denke, zum ersten Male, die Aufführung des Don Juan. Versetze Dich einmal in das herrliche Opernhaus. Kein Platz ist leer, selbst die spätklappernden Sperrsitze nicht. Jetzt tritt, ein König der Töne, Spontini mit wohlfrisirtem Haupt auf die Erhöhung, ruhig sieht er sich um, ein Blick entdeckt ihm nichts als Ordnung, das elfenbeinerne Stäbchen hebt sich, und die wuchtige Ouvertüre braust los, bald ein breiter Strom, der ernst und ruhig hingeht, dann schwellend und steigend in einer Abstufung, wie sie nur ein solches Orchester geben kann, dann donnernd wie ein Wasserfall,

der Alles mit sich hinreißt. Die Ouvertüre wird lebhaft applaudirt, Apoll und seine Gesellschaft rauscht in die Höhe, und Wauer als Leporello tritt hervor. Bald folgt Blume, dieser von der Natur zum Don Juan Auserkiesene, mit der Mme. Schütz, welche wenigstens Leidenschaftlichkeit genug in die Rolle der Donna Anna bringt. Bader macht diesmal den Octavio: Du kannst Dir also das göttliche Duett vorstellen: „Dein Gatte wird Vater Dir auch sein." Die königliche Milder als Elvira vereint ihre Stimme zu den beiden Letzten in dem unvergleichlichen Terzett der Masken, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, sang die Schätzel die Zerline. Du wirst in den Zeitungen von ihr gehört haben. Mir gefällt sie besser wie die Sontag. Kurz, Alles war vortrefflich, bis auf Gern Sohn als Polizeibeamter, und Blume mußte, nachdem ihn der Teufel geholt, vor der lautrufenden Menge noch einmal erscheinen.

Du würdest Berlin sehr verändert finden, wenn Du es sähest. Es ist unglaublich viel gebaut; ich will Dich in lange Straßen und Plätze führen, in denen Du kaum errathen wirst, wo Du bist. Uebrigens vermisse ich die Geselligkeit sehr, welche ich in Frankfurt so angenehm während der letzten zwei Jahre genoß. Vielleicht auch, daß ich dort eine gewisse Rolle spielte, denn qui brille au second rang s'éclipse au premier (wer an zweiter Stelle glänzt, wird an erster unscheinbar). Die Hofzirkel besuche ich nicht; ich habe es nur aus Eitelkeit gethan, um dagewesen zu sein; jetzt bin ich etwas beständiger und darum etwas zufriedener.

Adieu, lieber Ludwig.

Berlin, den 15. November 1828.

9 An die Mutter.

Mein Aufenthalt in Briese verlängerte sich zu zehn Wochen, und ich wäre am Ende zehn Jahre dageblieben, wenn mir nicht eingefallen, daß ich meine Zeichnungen abgeben müsse. Du weißt es, wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und Deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was Anderen an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird. Seitdem nun ist mir, vielleicht die guten Stemanns ausgenommen, nie so gütig begegnet, nirgends ist mir so wohl und so einheimisch geworden als bei Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache für so einen armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht, Gehorsam und wie die Uebel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören, wo Alles schön, gefällig reich und edel ist und das Vergnügen Zweck sein darf, weil selbst die Arbeit ein Vergnügen ist, wo die Kunst nicht die spärliche Würze des

Lebens, wo sie das Leben selbst ist, und wo man selbst gefallend sich gefällt. So war Briese ein warmer Sonnenblick an einem finstern Herbsttage. Wirklich kam ich mir vor wie am Hofe von Ferrara, und wenn mir nicht alles Tassonische gefehlt, so wäre ich mir auch vorgekommen wie der gefeierte Tasso. — Wenn es mir recht wohl geht (hier fällt mir sogleich der Esel ein), nun, da mache ich Verse, und nur dann. Die Nachwelt hat also alle Ursache, mir Zufriedenheit zu wünschen. Wenn Du das schöne Schloß mit der herrlichen Bildergalerie, die große Orangerie, die größte in Schlesien, gesehen hättest, Dir wäre auch mein Vergleich naheliegend erschienen.

Kennst du die Flur, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind durch hohe Pappeln weht,
In langen Reih'n die gold'ne Rebe steht?
Dahin, dahin — lenkt die Erinnerung gern den Sinn.
Kennst du das Schloß, es leuchtet fern sein Dach,
Hell glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Die Bilder seh'n von allen Wänden drein,
Als fragten sie: ist hier nicht herrlich sein?
Dahin, dahin so gerne die Gedanken zieh'n.
Wohl kenne ich das Schloß mit hohem Dach,
Den schönen Park, das schimmernde Gemach.

Was nun der Drachen alte Brut*) anbelangt, so änderte ich das ab in:

Und der Bewohner Liebenswürdigkeit,
Die Allem erst den rechten Werth verleiht,
Es waltet drin — für Schönes und für Gutes edler Sinn.

Wie sehr vermisse ich den freundlichen Umgang mit so gebildeten Menschen jetzt. Wenn ich um 2 Uhr nach Hause komme, denn so lange arbeite ich von 8 Uhr an im Büreau des Generalstabes, so finde ich zunächst einen wesentlichen Unterschied zwischen dem jetzigen und dem damaligen Diner. Offenbar hat der Brieser Koch seinen Zweig der Chemie viel gründlicher studirt und bedient sich der besseren Stoffe. Der schöne Ungarwein fehlt ganz. Indeß das geht Alles noch an. Wenn es aber 6 Uhr schlägt, dann ist es mir immer noch, als sollte ich meine Bücher und Papiere zum Henker werfen und hinab gehen in das rothe Damast-Zimmer, mich gemüthlich in den vortrefflichen Fauteuil strecken, in welchen ich paßte wie der Dotter ins Ei, wie die Schnecke in ihr Haus. Dies unvergleichliche Möbel war so sehr mein Eigenthum, daß die Gräfin selbst gewiß davon aufstand, sobald ich kam. Während nun der junge Graf sich auf dem Flügel in Fugen, Chorälen und kontrapunktischen Wendungen ergeht, harre ich geduldig der Ankunft der Damen mit ihren Stickereien und des Grafen mit einem Buche, aus welchem vorgelesen wird, während ich zeichne oder mitunter gar am Rahmen Stich an Stich reihe, was die junge Gräfin ebenso fleißig wieder auftrennt. Aber ich habe gut harren. Nicht einmal der alte Cadeau ist da, das gute Vieh, der vor Alter alle Sinne verloren (den Geruch etwa ausgenommen, denn

*) „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut."

riechen that er zuweilen tüchtig). — Da die Kospoths verwandt sind mit Allem, was vornehm und angesehen in Schlesien ist, so fehlte es nicht an häufigen kleinen Reisen und Jagden. Die Zeit verfloß höchst angenehm und bildend, und der Abschied war peinlich und nicht ohne viele Thränen. Kaum hier angekommen, fand ich schon ein Kistchen mit Ananas vor, ohne Anschreiben, aber mit einer Zeile, die ich in Briefe vergessen hatte.

Auch für meine Finanzen oder vielmehr für die meiner Gläubiger ist der Aufenthalt sehr ersprießlich gewesen. Diese hatten mir während des letzten klammen Jahres, wo ich lediglich aufs Gehalt angewiesen, eine so große Theilnahme gezeigt, daß ich mich erkenntlich zeigen mußte; der größte Theil ist bezahlt, und ich hoffe, sie im Laufe des kommenden Jahres ganz los zu werden. Ich habe deshalb die Rückreise über Dresden aufgegeben. Recht viel hübsche Gemälde habe ich Gelegenheit gehabt zu kopiren, das Mehrste blieb zwar dort. Ich habe eine heilige Familie von Rubens mitgenommen; es ist das Größte, was ich bis jetzt ausgeführt habe, und enthält vier lebensgroße Köpfe von der größten Schönheit (eine Taube mit Kopf nicht mit eingerechnet). Es macht mir viel Freude, daß ich die Gräfin selbst sehr ähnlich traf; sie haben es eingerahmt und aufgehängt. Von meinem Aufenthalt hier weiß ich noch nicht viel zu sagen. Ich bin wie Einer, der sich auf ein unbequemes Sopha legt und seine Stellung noch alle Augenblicke ändert. Bis jetzt habe ich das Theater viel besucht, öfter, als es künftig geschehen darf, aber es ist mir eine große Anlockung. Auch die Kunstgemälde-Ausstellung in den Sälen der Akademie besuche ich oft. Dorthin schicken alle Künstler der entferntesten Orte des Königreichs ihre besten Arbeiten, um sie sehen, beurtheilen und kaufen zu lassen. Neben den vielen schönen gemalten Bildern erblickt man dann auch eine Menge lebendiger, und wer Bekannte hat, ist sicher, sie dort zu finden.

Lebe recht wohl, liebe Mutter.

Berlin, den 25. Dezember 1828.
Adresse: Große Friedrichstr. Nr. 66c.

10 An die Mutter.

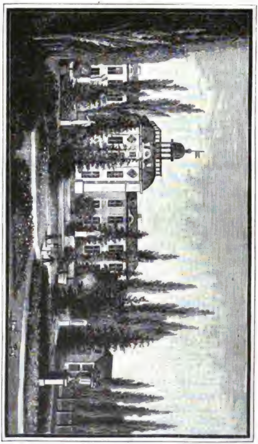
Daß ich mich noch am Leben befinde, wirst Du mit juristischer Gewißheit aus dem angebogenen Attest entnehmen, in welchem Du wohl so gut bist, die offen gelassenen Stellen selbst auszufüllen. Außer dieser Nachricht aber bin ich verbunden, Dir zu sagen, daß ich völlig gesund und sehr zufrieden bin. Einen Grund hierzu suche ich darin, daß ich gar sehr beschäftigt bin, so daß ich zuweilen, wenn ich des Morgens um 8 Uhr fortgehe, gleich den Hausschlüssel einstecken muß. Bis um 2 Uhr dauern nämlich unsere Geschäfte auf dem Büreau, wo wir zeichnen, reduziren oder von den Stabsoffizieren des Generalstabes Aufgaben erhalten, auch wohl nebenher die Zeitungen lesen und frühstücken gehen. Diese Session ist zwar etwas lang, aber nicht ohne Interesse. Man erzählt

seine Schicksale während der Aufnahme, kommentirt die Zeitung, rezensirt das Theater oder zieht gegeneinander zu Felde. Da viele recht sehr helle Köpfe sich unter meinen neuen Kameraden befinden, alle aber den Grad seiner Bildung haben, welcher den geselligen Verkehr allein angenehm macht, so ist das Gespräch oft ebenso vielseitig als belebt. Auch sind wir von oben her nicht im Mindesten genirt. Diejenigen, welche ihre Verwandten nicht hier haben, sind zu einem Mittagstisch zusammengetreten, wo wir für ein Billiges gut essen. Hier sind wir immer sehr lustig, manchmal wird denn auch ein Gläschen Wein getrunken, und so wird es 4 Uhr. Nun kommen die Privatstunden. Gratis höre ich einen cours de littérature française (Vortrag über französische Litteratur), auf dem Büreau ein Kollegium über neuere Geschichte und eins über Goethe auf der Universität. Das Auditorium besteht fast zu einem Drittel aus Militärs, ja in einem englischen Kollegium sind wir unserer mehr als Studenten. Außer diesen kosten mich meine Stunden nun noch 13 Thaler 16 Silbergroschen monatlich, nämlich Russisch, Reiten und Tanzen. Letzteres ist nur um des Masurek's willen, den ich können muß, wenn ich nächsten Sommer nach Polen komme; das Reiten aber ist zu meinem großen Vergnügen in einer neuen, sehr großen Bahn, bei heller Gasbeleuchtung. Der Unterricht ist vortrefflich, und, abgesehen von der zuträglichen Bewegung, bilde ich mir ein, gute Fortschritte zu machen. Mit der Zeit werde ich doch wohl endlich einmal beritten werden, und da wird mir diese fortgesetzte Uebung gut zu statten kommen. Das Russische darf ich als sehr wichtig ansehen. Rußland ist jetzt das merkwürdigste Land für Preußen, und seine Sprache nur höchst Wenigen bekannt, ich treibe es mit großem Eifer. In den Konduitenlisten ist ausdrücklich eine Rubrik für die Sprachen, welche ein Offizier versteht; bei mir ist es die fünfte. So wird es denn 6 bis 7 Uhr, und wenn man vielleicht ins Theater geht, so ist der Tag zu Ende. Diese Art zu leben ist nun freilich nur möglich durch die gute Zulage, welche ich genieße und die nebst der diesjährigen Remuneration mich in Stand gesetzt hat, über 150 Thaler an Rechnungen abzuzahlen, welche sich im Drange der Zeiten angehäuft hatten.

Daß ich gestern am Christabend zuweilen in der gelben Stube im Kloster*) gewesen bin, kannst Du wohl denken. Ich brachte den Mittag fröhlich bei einer Bowle mit meinen Kameraden und den Abend bei Ballhorns zu. Sehr angenehm wurde ich heute früh durch den Postboten überrascht, der mir einen anonymen Brief und eine Schachtel mit dem Postzeichen Oels brachte. Beim Eröffnen zog ich zunächst einen großen Wachsstock aus der Baumwolle hervor, dann folgte ein prächtiges Taschenbuch. Als ich es öffnete, erblickte ich sogleich ein ganz wunderniedliches Gemälde des Zimmers, wo wir in Briefe immer zusammen gewesen waren. Alles ist darin, wie ich es verlassen. Mein Fauteuil steht vor dem Tische, der alte Cadeau schnarcht in seinem Korb am Ofen, die Orangen und der Wein auf dem Tische, die Gemälde, der Wein vor

*) In Preetz, wo die Mutter damals wohnte.

dem Fenster, alles ganz genau. Vollends, wenn ich es so bei Licht ansehe, so ist mir's, als ob ich drin wäre. — Womöglich noch hübscher ist



Schloß Schön-Briese vom Park aus.

ein zweites Bild, eine Ansicht des Schlosses vom Park aus, von einem Punkte, den ich einmal als günstig dazu angegeben hatte. Ueber seine Arbeit hatte der Graf geschrieben:

Digitized by Google

In mildem Licht, du wohlbekannter Ort,
Winkt mir dein Bild, das Herz und Blicke grüßen,
Und schweigt mir auch der Rede treulos Wort,

Schloß Schön-Briese: Das Gesellschaftszimmer.

Will doch der Geist Erinn'rungslust genießen.
Der weiten Gärten blumenreiche Pracht,
Den süßen Duft in deinen Schattenhainen
Läßt Phantasie aus düst'rer Winternacht
Mir in des Frühlings Morgenglanz erscheinen.

Digitized by Google

Pomaden, Seifen, Extrait double d'eau de Cologne (Doppel-Extrakt von Kölnischem Wasser), ferner ein Etui von Pappe, welches die junge Gräfin gearbeitet, Bleistifte, ein Messer in Perlmutter mit sechs Klingen u. s. w. füllten den übrigen Raum. Auch eine zierliche Neujahrskarte lag in der Brieftasche.

Nun Adieu, liebe Mutter.

Ohne Datum. Anfang März 1829.

11 An den Bruder Ludwig.

Vom Opfer der Atriden im güld'nen Opernsaal
Eil' ich zu deinen Freuden, du stilles Rosenthal —

oder, wenn auch nicht in das poetische Land des Weines und der Troveros, so doch in mein heimisches Stübchen, wo ich mir hin und wieder so poetische Gedanken herbeizuzaubern versuche, wie ein Sekondlieutenant ohne Wein sie nur finden kann. — Laß mich berichten, was, seit ich heute Nachmittag Deinen Brief erhielt, vorgegangen. Nachdem ich fünf Akte im französischen Theater in weniger als zwei Stunden gesehen, laufe ich eiligst zu B.'s, um durch mein spätes Erscheinen möglichst wenig Aergerniß zu geben. Indessen kam ich früh genug, um daselbst noch vor dem Theater anzutreffen und — „Trau, schau, wem!“ zu sehen, dies Stück, von welchem ich vor einigen Jahren schon unzählige Proben ausgehalten, das das Schicksal mich verdammt, auf jedem Liebhabertheater zu sehen, und das ich rückwärts auswendig kann. Das Stück spielte mindestens zwei Stunden, die Pause spielt noch, und wie lange das folgende Stück spielen wird, mag Thalia wissen, die es an meiner Stelle ansehen mag. Ich habe mich bereits in den himmelblauen Schlafrock geworfen, kaue noch an einer Rinde Butterbrot und athme tief auf. — Verse, glaube mir, waren da nicht zu machen.

Weit erfreulicher ist mir die Gesellschaft Deiner Gedanken, und ich weiß es Dir Dank, lieber Lui, daß Du mir so ohne Rückhalt geschrieben, wie Du mir gesprochen, ohne auf die Verschiedenheit des Alters oder der Richtung zu achten, welche Erziehung und Verhältnisse unserem Charakter gegeben haben müssen. Doch das Letztere betrifft nur Dich. Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung Anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei Anderen gerade aus dem Gegentheil einzutreten pflegt. — Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigenthümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein bei Zeiten abzukappen — so entstand denn die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche. Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluthen trieb, wo es dann mehr

dem Eigensinn der Wogen als seinem Kompaß folgte — es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegenen Sprung anspornt und dann zerschmettert daliegt in seiner Ohnmacht, es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen. Wenn hierin noch ein Kompliment liegt, so sollte es wahrhaftig keins sein. Wie beneide ich fast alle anderen Menschen um ihre Fehler manchmal, um ihre Derbheit, Unbekümmertheit und Geradheit, und das führt mich wieder auf Dich.

Daß Du neben Deinen Studien, die Du gewiß ernstlich betreibst, Dich in Gesellschaften gut amüsirst, finde ich sehr gut. Gegen Chesterfield, von dem ich Einiges kenne, wendest Du selbst schon ein, daß er vorzüglich da brauchbar ist, wo man ihn nicht braucht. Die flattery (Schmeichelei) ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt; thut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und die Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passirten Schönheiten, doch stürzt man sich auch nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag aber auch mit Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen. Immer fallen mir dabei die Verse eines meiner Kameraden ein:

Da tritt ein alberner Junge mit vielem Lärmen ein,
Die Andern verstummen Alle, man hört nur ihn allein.
Er faselt von seiner Stute und vom Trakehner Hengst,
Und wie er mit einer Kugel zwei Hasen schoß unlängst.
Er sprengte im letzten Jahre zweimal im Bade die Bank,
Sein Vater hat zwei Majorate und liegt gefährlich krank.
Da wenden die Augen der Damen sich schmachtend nach ihm um:
Er erbt zwei Majorate und ist so göttlich dumm!

Mit großem Vergnügen lese ich eben jetzt Heines Reisebilder, von denen ich Dir erzählte. Sie sind wirklich ganz vortrefflich und voller Geist und Witz. Recht schade, daß die Persönlichkeit des Verfassers nicht etwas hübscher durchbricht, denn ein gänzlicher Atheismus und eine ebenso große Eitelkeit wie Unzufriedenheit sind unverkennbar.

Den 28. Ich stehe im Begriff, nach Frankfurt abzureisen, mein Koffer mit fast allen meinen Sachen ist schon fort, und so bin ich in meiner Stube nicht recht mehr zu Hause. Ende Mai geht es dann wieder zum Vermessen, entweder nach Posen oder Schwedisch-Pommern.

Adieu, lieber Ludwig, richte Dir Dein Leben in Kiel so ein, daß Deine gute Laune, Dein Fleiß, Dein Gewissen und die Verse sich miteinander vertragen.

Rusko bei Jaroszyn, den 14. September 1829.

12 An die Mutter.

Was mich betrifft, so ist meine Lage so gut, wie ich sie nur wünschen kann. In pekuniärer Hinsicht spare ich genug, um hoffen zu dürfen, übers Jahr, wo dies Kommando endet, ohne alle Schulden zu sein. Dies

ist schon immer ein großer Vortheil, und der Himmel mag dann weiter helfen. In Hinsicht der angenehmen Lage hat das wunderliche Glück gewollt, daß mich von 32 Loosen gerade das treffen mußte, welches mich hier nach Rusko führt, zu der Familie O., welche ich in Salzbrunn kennen lernte,*) die ich hierselbst vor vier Jahren (gerade morgen vor vier Jahren) besuchte und die für mich immer eine so besondere Vorliebe gehabt haben, daß sie mich wie Kind im Hause halten. Dies ist das dritte Haus, in welchem ich so glücklich bin, so recht freundlich aufgenommen zu werden, und, wenn es möglich wäre, das elterliche zu ersetzen, so würde es diese Familie, wie früher Kospoths und Stemanns, können.

Seitdem ich am 24. Juli das prachtvolle Herkow verließ, wo ich von der alten Starostin so gastfrei aufgenommen, hause ich hier in Rusko, wo ich bis Ende Oktober bleiben werde.

Wenn dort der uralte Palast der Sapieha und der Piasten, über unabsehbare schwarze Wälder schauend, seine großen, gewölbten Hallen öffnete und eine Reihe Gemälde der Kastellane und Palatine Polens gleichsam verwundert auf den Fremden blickten, der es wagte, in jene Ebenen zu dringen, welche sie beherrschten und wo jetzt durch eine unglaubliche Umkehr der Dinge ein Kurfürst von Brandenburg Befehle ertheilt, dessen Kaiser ihre Reiterschaaren in seiner eigenen Hauptstadt befreien mußten, — wo jetzt weder ihr Name, noch ihre Religion, noch ihre Sprache, Gesetze und Gebräuche mehr gelten sollen — wenn dort, wo von aller Macht nur der Schimmer und von aller Größe nur das Andenken geblieben, das Auge auf diesen großen Trümmern weilt, so ist es hier, zur Prosa der Gegenwart herabsteigend, ein niedriges Häuschen mit einem Schindeldach, umgeben von Wirthschaftsgebäuden, Hütten und Garten und rings von einem Eichenwald eingefaßt, der ihm hat weichen müssen, welches meinen Aufenthalt bildet. Aber fast möchte man sagen, daß es hier wie mit den Häusern der Griechen in Konstantinopel geht, welche, von außen mit Brettern beschlagen, im Innern den asiatischen Luxus bergen. Hier sind gute und schlechte Gemälde, Antiken, werthvolle Kandelaber in kleinen Zimmern angehäuft. Marmortische, die einst große Hallen zierten, stehen in den engen Fenstern zusammengedrängt, und große Trumeaux hängen an schlecht gemalten Wänden. In dieser Umgebung haust mein Wirth, welcher in der polnischen Revolution seine Rolle unter Kosciuszko spielte und der mit dem eingewurzelten Haß gegen die neue Regierung die größte Güte gegen mich, ihren Diener, vereint. Uebrigens ist er zu verständig, um zu denen zu gehören, die auf die Regierung schimpfen, wenn ihm ein Rad bricht, oder es dem König beizumessen, daß wir so viel Regen haben. Da ihn aber aller Verkehr mit den Königlichen Beamten verwundet, die schlechten Konjunkturen, die hohen Abgaben, die neuen Formen ärgern, so ist es die Frau, welche mit einer unbegrenzten Thätigkeit, Geschmeidigkeit und Klugheit die sehr verwickelten Angelegenheiten eines Vermögens von wohl einer halben Million polnischer

*) Vergl. Seite 11 u. 12.

Gulden leitet. Eine neunjährige Tochter und eine Nichte, welche sehr reich, aber leider sehr häßlich ist, vollenden den Hausstand einer Familie, in welche ich als ein sehr heterogener Bestandtheil dennoch völlig verschmolzen bin. Wirklich kann ich Dir die Eigenthümlichkeit dieser Leute nicht besser schildern, als wenn ich Dir sage, daß sie oder vielmehr die aus ihnen hervorgehende Art zu sein fast genau das Gegentheil von meiner ist. Allein man muß zur Beurtheilung dieser Leute einen eigenen, ich möchte sagen nationalen, Maßstab anlegen, sonst wird man sie immer falsch beurtheilen, und wenn sie uns leichtsinnig und prahlerisch erscheinen, so können wir ihnen nicht anders als höchst pedantisch und selbst etwas heuchlerisch vorkommen. Besonders mit der Beurtheilung der jungen Damen mag man sich hier in Acht nehmen. Bestochen durch die Freundlichkeit derselben, durch das Hinwegsetzen über so manche Formen, welches uns Fremde erstaunt, wird ein Geck glauben, überall sein leichtes Glück zu machen, und doch möchte das hier weit schwerer sein als bei uns, wo eine größere Tiefe des Gemüths mit der Strenge der Sitten leicht in Konflikt geräth.

Jetzt wo ich erst anfangen will, Dir von meiner Lebensart hier zu schreiben, sehe ich, daß meine raisonnirende Feder das ganze Papier schon angefüllt hat. Du mußt daher der Quere lesen und auf Kosten Deiner Augen erfahren, daß ich mit meiner Arbeit so ziemlich fertig und jetzt in einem angenehmen Müßiggang begriffen bin. Ich zeichne meine Aufnahmen und beiläufig auch einige Portraits, mache Baupläne, die mein Bedienter, ein geschickter Maurermeister, ausführt, und zu denen meine Wirthin das Material giebt. Dieses macht mir besonderes Vergnügen, und meinen Wirthsleuten geschieht ein großer Gefallen, denn alle Handwerker und Künstler sind hier äußerst selten und theuer. Schon prangt die Façade eines Kellers im Garten aus gesprengten Feldsteinen nach einem zierlichen Plan aufgeführt, und dieser Tage wird an einem großen Fischteich ein Badehaus aus demselben Material nach einer Zeichnung entstehen, welche ich eben vollende.

Die Jagd, die sehr ergiebige Fischerei, vielfache Besuche in der Nachbarschaft und aus der Nachbarschaft füllen die Zeit aus. Vielen Geschmack habe ich hier an der Landwirthschaft gewonnen, und es fehlt mir nur an einem Gut, um es mit Vergnügen zu bewirthschaften.

Berlin, den 6. November 1829.

13 An die Mutter.

Ich beeile mich, liebe Mutter, Dich wissen zu lassen, daß ich am Sonntag, dem 1. dieses Monats, hierselbst gesund und wohl mit der Post eingetroffen bin. Meine gütigen Wirthsleute, die O.'s, schickten mich die ersten zehn Meilen mit ihren eigenen Pferden bis Posen und hatten mich mit Wein, Thee, Kaffee, gebratenen Hühnern, Hasen, Enten, einer Wildpastete u. s. w. dergestalt ausgerüstet, als ob ich eine Nordpol-Expedition

unternehmen sollte. Drei volle Monate habe ich in Rusko zugebracht und bin während dieser Zeit noch einmal nach Schlesien zum Wollmarkt in Breslau gewesen, und hätte O. nicht so schnell verkauft, so wäre ich noch auf drei Tage ins Gebirge geflogen, welches man dort in einer langen, blauen Kette vor sich liegen sieht. In Rusko vertrieb ich mir die Zeit, nachdem ich mit meiner Arbeit trotz des ununterbrochen schlechten Wetters fertig, mit Kramsvogelfangen, Dreschen, Jagdfahrten, Obstschütteln und dergl. ländlichen Beschäftigungen, an schlechten Tagen wurde Whist gespielt, wo ich aber einiges Lehrgeld geben mußte, an hellen zeichnete ich die Mitglieder der Familie bis zum struz oder Wächter in seinem Pelz und rother Mütze und die Kammermädchen in dem sehr schönen Nationalanzug.

Alle zwei oder drei Tage waren wir übrigens unterwegs, bald zum Besuch, bald zum Ablaß, zur Messe u. s. w.

So kommt es mir denn jetzt mitten im Gewühl der Hauptstadt ziemlich einsam vor. Denn 200 000 Menschen können uns nicht zwei Personen ersetzen, für die wir uns interessiren. Glücklicherweise werden meine freundlichen Wirthe den Winter in Geschäften hierherkommen, und ich freue mich sehr darauf, sie hier zu sehen. Doch muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß das lebhafte Treiben einer Stadt, wie mein jetziger Aufenthalt, mir eine interessante Abwechselung gewährt. Besonders macht das Theater mir viel Vergnügen. Sehr unterhaltend ist endlich das Zusammentreffen sämmtlicher Kameraden aus den verschiedenen Standquartieren von der Ostsee bis zur Prosna, wo nun jeder seine Schicksale und Abenteuer in einer Art von „Dichtung und Wahrheit“ vorträgt und jeder dabei seine Bemerkungen mit so viel Witz und Laune, als ihm zu Gebote steht, darüber macht. Ich bin fast der Einzige, der bloß gute Quartiere gehabt hat.

Ich habe meine alte Wohnung bezogen, Große Friedrich- und Mohrenstraßen-Ecke, wo ich zwar neun Thaler für ein einziges Zimmer zahle, aber sehr angenehm wohne.

Betrübtes Post scriptum. Mit meinen Hemden sieht es sehr traurig aus, und neue würden mir sehr wünschenswerth sein. Ich möchte aber nur drei Stück haben, denn bei meiner ambulanten Lebensweise würden mehr mich geniren und könnten um so eher verloren gehen. Sie brauchen auch nicht feiner als bisher zu sein, ein kleiner Manschettenstreif würde mir aber lieb sein.

Berlin, den 10. Januar 1830.

14 An die Mutter.

Jetzt, wo ich wieder in meine alte Ordnung eingetreten bin, benutze ich den ersten Sonntag Vormittag, um Dir meine Ankunft hier zu melden und Dir meinen herzlichen Dank für Deine freundliche Aufnahme und für die Unterstützung zu sagen, mittelst welcher ich die Reise ebenso schnell als bequem zurückgelegt habe.

Hier sitze ich nun wieder in meinem kleinen, warmen, blauen Stübchen am Schreibsekretär, neben mir steht die Kaffeemaschine, in welcher ich aller Theorie, welche ich bei Dir gelernt, ungeachtet doch das Getränke nicht zu Wege zu bringen vermag, welches mir bei Dir so wohl geschmeckt hat. Ich mag Lenens und Gustens Portrait ansehen, wie ich will, keine schmiert mir mehr ein Stück Butterbrot, und ich verliere regelmäßig die untere Hälfte, welche mit der Butterseite auf den Tisch fällt. — Doch das geht Alles noch an. Den Vormittag über habe ich zu thun, der Mittag ist eine angenehme Zeit, welche ich in sehr lustiger Gesellschaft zubringe, aber mit den Abenden hapert's gewaltig. Da fehlt's mir gar zu sehr, daß ich nicht, in bequemer Gemüthlichkeit in Deinem Sopha sitzend, mir von Lene etwas vorerzählen, von Guste etwas vormusiziren lassen und mit Dir plaudern kann. Das kann weder Gesellschaft noch Theater ersetzen, und mit Freuden gäbe ich sie drum, wenn ich alle Abend ein paar Stunden so in die gelbe Stube hinüber schlüpfen könnte. In Gedanken thue ich's wohl, aber dann wird es mir in meiner blauen so unheimlich einsam, daß ich nach Degen und Mütze greife und spornstreichs in das nächste Café laufe, wo ich denn zwar ebenso allein wie vorher bin, wenn auch die Säle mit Menschen erfüllt sein mögen. Hätte ich nur den Lui hier, denn der ist wie eine gutgestimmte Glasharmonika, die, welchen Ton man anschlägt, einen vollen Akkord hören läßt. Doch ich tröste mich mit dem schlechtesten Trost zwar unter allen, daß es nicht sein kann.

Wierzgka bei Posen, den 18. Juni 1830.

15

An die Mutter.

Im Monat Mai war ich kommandirt, den Landwehr-Ersatz für das 8. Landwehr-Bataillon in Frankfurt auszuexerziren. Hier werden Elegants mit Regenschirmen und Strohhüten und Bauernbengel in blaue Jacken gesteckt und binnen vier Wochen so zugestutzt, daß sie aussehen wie Soldaten, ja sich wirklich bei der Revue wenig von solchen unterscheiden. Die Wuth dieses Exerzirparoxismus ist so groß, daß der entlassene Wehrmann sich dreimal 24 Stunden auf seiner Ofenbank in die möglichst krumme Stellung legt, um nur einigermaßen die auf die Rektifikationsfolter gespannten Glieder in die alten Fugen und Scharniere zu bringen. Was mich betrifft, so wußte ich vier Wochen lang nicht, daß das Leben noch in etwas Anderem besteht, als Einkleiden, Exerziren, Brotempfang, Gewehrputzen, Nachexerziren, Visitiren und Kommandiren. Endlich am 10. Juni trat ich mit dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht sammt einer Belobigung wieder ein und reiste unmittelbar nach Posen. Sehr ermüdet, wie ich war, brauchte ich zwei Nächte, die ich besser hätte verwenden wollen, als einen Theil des Sandes zu durchziehen, welchen Mutter Natur so freigebig über „les terres vastes et sablonneuses du marquis de Brandebourg“ (die weiten sandigen Lande des Marquis

von Brandenburg) ausgestreut hat, wie Voltaire in seinem Grimm unser Land nennt. — Als ich in dem bethürmten, klosterreichen Posen ankam, war eben Frohnleichnamsfest, und zahllose Menschen, besonders Landleute in der originellen Nationaltracht, folgten der Monstranz, welche der Erzbischof selbst trug. Kein Jude hätte gewagt, sich blicken zu lassen, obgleich es sonst davon wimmelt. Sobald das Allerheiligste gezeigt wurde, fiel Alles nieder zur Erde, und die Militäreskorte präsentirte das Gewehr.

Der katholische Ritus hat für mich immer etwas Imposantes, und um so mehr, als er scharf gegen den Indifferentismus absticht, welchen wir bei uns in Religionssachen zu oft wahrnehmen. Sehr interessant ist es mir gewesen, das große, vormals mächtige Kloster Owinsk bei Posen zu besuchen. Hier habe ich Cisterzienser, Bernhardiner und barmherzige Schwestern gesehen, aus welchen man bei der Säkularisation der Ordensgeistlichkeit ein kombinirtes Bataillon formirt und selbige hier eingesperrt hat. Die Ordensregel ist sehr streng, und zweimal des Nachts, selbst im Winter, müssen die armen Nonnen heraus, um $1^1/_2$ Stunden im Chor zu singen. Ihre äußere Erscheinung ist feierlich in den verschiedenen Trachten ihrer Orden, besonders die der Cisterzienser in braun härenen Skapulieren. Es war mir ein eigenes Gefühl, diese Schwelle zu überschreiten, über die diese armen Menschen nie wieder treten dürfen. Der Weg über dieselbe führt für sie nur auf den Kirchhof — für uns in die Welt. Wir sahen die Kirche, das Sprechzimmer mit dem eisernen Sprechgitter, ja zum Entsetzen der Nonnen verirrten wir uns (drei Offiziere) in die Zellen, indem wir Unkenntniß affektirten. Die guten Damen sind aber höchst unwissend. Die lateinischen Gebete, welche sie singen, verstehen sie nicht; allein sie versichern, Gott rede alle Sprachen, verstehe also auch, was sie wollten.

Von Posen aus begab ich mich ungesäumt an die Arbeit und legte mich hierher zum Herrn v. Treskow nach Wierzązka. Ich habe einen sehr freundlichen Wirth, ein gutes Zimmer, einen vortrefflichen Tisch und ein herrliches Glas Wein, viel zu thun und bin gesund.

Freiberg a. d. Mulde, den 20. Juli 1830.

16 An die Mutter.

Schon drei Wochen bin ich unterwegs, und obwohl ich recht oft an Dich gedacht habe, liebe Mutter, so habe ich doch immer nicht die richtige Muße finden können, an Dich zu schreiben.

Heute soll mich nichts abhalten, Dir meine herzlichsten Wünsche und zugleich Nachricht von mir zu schicken. Du wirst die Einlage in Vaters Brief, welche ich den 30. vorigen Monats absendete, erhalten und daraus ersehen haben, daß ich den Hinweg zur diesjährigen Dienstreise über Dresden und das Erzgebirge zu nehmen hatte. Bis jetzt ist unberufen die Reise ungemein glücklich gewesen, das Wetter ist ununterbrochen seit drei Wochen schön, und ich habe nicht ein einziges Mal nöthig gehabt,

den Mantel auseinander zu wickeln. Morgens Schlag 5 Uhr reite ich fort, mein munterer Hengst vorauf, der Bediente auf dem Rappen mit einem kleinen Mantelsack, dem Mantel und zwei Taschen mit Karten und Putzzeug hinterdrein. Dann geht es drei, vier, fünf Meilen weit. Ist die Tour länger, so mache ich unterwegs eine Mittagsruhe von fünf bis sechs Stunden und reise erst Abends wieder fort, stets mit der Karte in der Hand. Die guten Rosse fressen mir aber auch genau zwei schwere Rationen jedes, und da das Futter sehr theuer, so geht es mir fast wie Diomedes, der von seinen Rossen gefressen wurde. Vorgestern habe ich eine starke Tour gemacht. Ich ritt früh von Annaberg nach Oberwiesenthal, drei Meilen. Um meine Pferde zu schonen, ließ ich sie dort stehen und ging zu Fuß auf der neuen Kunststraße über den hohen Keilberg (den höchsten Punkt des Erzgebirges), um den es mir zu thun war, bis tief am jenseitigen Abhang nach Böhmen hinab. Nachdem ich zurückgekehrt, hatte ich reichlich drei Meilen im hohen Gebirge gemacht und ritt dann die drei Meilen nach Annaberg zurück. Abends um 7 Uhr kam ich an, und da ich seit 5 Uhr früh nichts gegessen, so kannst Du Dir denken, daß mir die Forellen gut schmeckten. Ich bin durch wunderschöne Gegenden gekommen. Nachdem ich einige Bekannte bei Dresden besucht, ritt ich auf einer wenig besuchten, aber kürzeren Straße nach Teplitz, besah das Schlachtfeld von Kulm und setzte dann meinen Weg längs des schönen Eger-Thals nach Karlsbad fort. Morgen früh gehe ich über Tharandt und den Plauenschen Grund nach Dresden, wo mein Major auf mich wartet, um das Schlachtfeld von Kulm zu besuchen, woselbst ich die Honneurs zu machen habe, nämlich mit Auskunft über die Begebenheiten und die Oerter, wo sie sich zutrugen. Ich habe zu dem Ende die verwickelte Schlacht und die einleitenden Bewegungen gründlich studiren müssen. Ich muß daher noch einmal übers Gebirge zurück, nehme aber einen anderen Weg, so daß ich es recht ordentlich kennen lerne.

Von Dresden gehen wir auf das Rendezvous Bitterfeld bei Halle, wo der ganze Generalstab den 3. August eintrifft und nun die eigentliche Uebungsreise beginnt. Ich lege Dir ein kleines Blümchen bei, welches ich Dir auf einer hohen Klippe des Erzgebirges gepflückt und lange am Hut getragen habe.

Berlin, Weihnachtsabend 1830, 7 Uhr.

17 An die Mutter.

Was könnte ich wohl Besseres thun, als heute und eben jetzt mich in Gedanken bei Dir einzufinden, wo in diesem Augenblick gewiß ein so munteres Treiben ist. Nächstdem daß ich nicht selbst mit dabei sein kann, verdrießt es mich nur, daß ich Deine jetzige Wohnung und Umgebung noch so gar nicht kenne; aber die Personen sehe ich und höre ich ganz deutlich, welche mit ihren kleinen Acquisitionen sich durch einander und um einander lustig bewegen. Die sauberen Handarbeiten von den Schwestern, die guten tüchtigen Hemden und Strümpfe mit doppelten

Fersen, als wären sie für Achill bestimmt, von Dir, Tabaksbeutel für die beiden Brüder von der Feder und solide nutzbare Sachen von Fritz, eine Bowle Punsch in der Perspektive und vor Allem das Beisammensein sind lauter Ursachen zur munteren Stimmung der Versammlung. Vielleicht, daß Ihr dabei auch der Abwesenden gedenkt, oder vielmehr gewiß -- mir ist's, als ob ich es ganz deutlich hörte. Ja, bei mir sieht es freilich weit stiller aus. Besuche kann man heute doch nirgends machen, und selbst das Theater erlaubt heute Jedem, sich für seine 16 Groschen anderweitig so gut zu amüsiren, wie man will. Aber wie man oftmals ohne alle Veranlassung verdrießlich ist, so bin ich heute sans crime et sans raison ganz vergnügt in meinem Zimmer und auf meine eigene Hand. Ich glaube wirklich, daß etwas von dem Kerzenschimmer Eures Weihnachtsbaumes zu mir herüberscheint.

Zunächst muß ich Dir nur sagen, daß ich schon zwei Monate wieder in Berlin bin. Freilich hätte ich Dir dieses auch vor zwei Monaten schon sagen können und billig sagen müssen, aber in Betracht meiner sonst gewiß pünktlichen Korrespondenz und in Betracht, wie Ihr mir nun vier Monate nicht geschrieben, hoffe ich schon auf Deine Nachsicht. Ein Grund war wirklich der, daß ich immer dachte, Dir eine entscheidende Neuigkeit über Krieg und Frieden mittheilen zu können; denn diese Neuigkeit ist von der allerunmittelbarsten Wichtigkeit für mich, weil ich mir für den Fall eines Krieges wohl schmeicheln darf, sogleich in den Generalstab kommandirt zu werden. Ich will Dir in dieser Sache nicht meine Meinung, sondern die der höheren Offiziere des Generalstabes sagen. Sie ist, daß wir Frieden behalten trotz aller Seufzer der Sekondlieutenants, wenn das französische Gouvernement Stabilität genug hat, um dem Andrang einer doppelten Partei zu widerstehen, welche, Royalisten wie Republikaner, den Krieg wollen, um in Frankreich emporzukommen. Ob diese den Bürgerkönig aber nicht von dem Repertoire ihrer Bühne streichen, den alten Schwätzer Lafayette, premier radoteur de France (den ersten Faselhans Frankreichs), bei Seite schieben und den Laffitte*) auf Flaschen ziehen, das, glaube ich, dürfte noch keineswegs entschieden, die Revolution von 1830 wohl noch nicht für beendet anzusehen sein. — Mit einer Weisheit, die man einem insurgirten Volke nicht zutrauen sollte, enthält sich Polen aller Angriffe auf Posen, in der That das Vernünftigste, was es bisher gethan. In dieser Provinz stehen etwa 30 000 Mann jetzt, es können aber 150 000 Mann binnen drei Wochen da sein, ohne von der Rheinprovinz ein Bataillon fortzuziehen. Kein Staat in Europa (vielleicht außer Oesterreich) disponirt in diesem Augenblick über schlachtfertige Armeen wie Preußen. Preußen ist, ohne allen Dünkel oder Uebertreibung, die einzige Macht, welche bei einer Armee, die mit dem ganzen Material bis ins geringste Detail versehen ist, der Stimmung ihrer Unterthanen so gewiß ist, daß sie einen Offensivkrieg führen könnte; und wenn unleugbar unser König in diesem Augenblick

*) Laffitte, Minister Louis Philipps.

das Schicksal Europens in seiner Hand hält, so steht er nur um so erhabener da, als er, der Vater der Kaiserin von Rußland und der Bruder der Königin von Holland, jede Intervention verweigert hat. In Belgien bricht die Reaktion schon aus. Es ist dies recht eigentlich eine Umwälzung in negativer Richtung. Das Prinzip, welches in Frankreich die Regierung umstürzte, saß in Belgien auf dem Thron, und Klerus und Adel, gegen die dort rebellirt wurde, sind es, die hier gegen Freiheit und Konstitution ankämpfen.

Bei einer Umwälzung, an der Haß und Leidenschaft unstreitig einen größeren Antheil als Vernunft und Nothwendigkeit haben, ist es mir immer räthselhaft gewesen, was zwei Völker, wie Belgier und Holländer, die eines Ursprungs und eines Landes sind und die ein schreckliches Schicksal so lange miteinander getheilt haben, dann so gegeneinander erbittert haben kann, daß ein fünfzehnjähriger Friede ihre Verschmelzung nicht vermochte. Ich habe die Erklärung in der Geschichte beider Länder gesucht, indem ich sie unter diesem Gesichtspunkte insbesondere prüfte, und was ich als wahr zu erkennen glaubte, habe ich in einer kleinen Broschüre aufgesetzt, die ich herauszugeben gedenke.*) Diese Arbeit hat meine Zeit sehr in Anspruch genommen; denn da ich Vormittags bis 2 Uhr im Büreau beschäftigt bin und um 4 Uhr erst vom Essen komme, Abends auch viel aus bin, so blieb mir fast nur die Nacht, und manchmal wohl, wenn Ihr schon, wie ich hoffe, gut geschlafen habt, plagte ich mich mit den edelmögenden Herren Generalstaaten herum; denn in einem ihrer schweinsledernen Quartanten, aus denen ich vorzüglich meine Gelehrsamkeit schöpfe, steht nicht nur, was die wackeren Niederländer durch drei Jahrhunderte gethan, sondern sogar, was sie gesprochen haben, und das ist nicht wenig. Wirklich ist der Mühe nicht wenig bei der Arbeit gewesen, und ich habe über tausend Pagina in Quart und an viertausend in Oktav durchgelesen. Um einen allgemeinen Satz aufzustellen, mußte ich oft ganze Bände durchblättern, und am Ende nimmt der Leser einen Satz über den Satz und liest ihn nicht. Schlimmstenfalls bleibt mir eine ziemlich gute Kenntniß des Landes und seiner Geschichte, in welches leicht die Begebenheiten ein preußisches Heer führen können.

Berlin, den 5. März 1831.

18 An die Mutter.

Mein Aufenthalt in Berlin hat sich unerwartet verlängert. Ich bin per Kabinets-Ordre und auf Antrag des Chefs des Generalstabes mit noch einem Offizier noch zum topographischen Büreau kommandirt, obgleich das Kommando der Regel nach für mich beendet ist, auch alle übrigen Offiziere schon nach Ost und West in ihre Garnisonen gereist sind. Uebrigens

*) „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung.“ Siehe Charakterbild Seite 13 ff.

bin ich bereits amtlich gefragt, ob ich für den Fall eines Krieges gesonnen bin, im Generalstabe Dienste zu thun. Du siehst, wie sehr ich in dieser politischen Angelegenheit selbst interessirt bin. — Ich spare aus allen Kräften eine kleine Summe zur Anschaffung eines Pferdes, aber wo ich deren drei aufbringen soll, mag der Himmel wissen; eins werde ich mir wohl vielleicht zusammen schreiben.

Daß Seine Dänische Majestät Ihren Völkern eine Konstitution oder doch Stände bewilligt, haben wir hier in den Zeitungen bei Gelegenheit der Unruhen in Eurer Nachbarschaft gelesen; ich glaube, daß diese Stände in staatswirthschaftlicher Hinsicht ein recht reiches Feld für Verbesserungen finden werden.

Adieu, liebe Mutter; wenn ich Dir meinen nächsten Brief schreibe, hat sich vielleicht schon Manches in der Welt geändert, denn es ist eine Zeit der Krisen im Großen wie im Kleinen, und auch meine unbedeutende Stellung in der Welt dürfte sich in wenig Monaten entscheiden.

Mein gutes Lenchen! Ein ganzes Stück Finger habe ich mir schon abgeschrieben, wie Du in der Anlage finden wirst, und daher mußt Du für Deinen lieben langen Brief diesmal nur mit einem ganz kurzen Endchen Epistel vorlieb nehmen. Das möchte ich nun sehr schön machen, und am liebsten schriebe ich in Versen oder Hexametern. Dies Wort kommt von Hexenmeister her, weil gute so unbändig schwer sind, und daher schreib' ich lieber keine. Dafür aber schicke ich Dir die längstversprochene Ansicht von Lübeck. Das Haus stellt das Schloß von Miloslaw vor, wo ich diesen Sommer gehauset, die Stadt Lübeck ist aber, gerade wie auf dem vorigen Bild auf Deinem Nähkasten, wegen der Krümmung der Erdoberfläche nicht wohl zu sehen. — Wenn ich aber einmal wieder nach Schleswig komme, so mache ich mich anheischig, Lübeck von der Seite aufzunehmen. — Gute Nacht.

Berlin, den 7. März 1831.

19 An den Bruder Ludwig.

Was mich betrifft, so spare ich den Ertrag meiner kleinen Schriftstellerei, um mir für den Fall des Krieges ein Pferd anzuschaffen. Da ich deren, wenn ich etwa zum Generalstab kommandirt werden sollte, fünf mitnehmen muß, so überlasse ich dem Himmel die Sorge, zu errathen, wo sie herkommen werden. Selbst für den Frieden brauche ich drei; und ein halbes Pferd habe ich erst zusammengeschrieben. Dabei macht es mir Spaß, wenn kleine Aufsätze von mir in den Zeitschriften sind, die Gesichter der Lesenden bei Stehely zu belauern, die den würdigen Autor schwerlich in Deinem gehorsamen Diener vermuthen; denn diese Kinder meiner Laune oder vielmehr meiner Geldnoth laufen sämmtlich ungetauft in der Welt herum. — Bleibt aber Friede in dieser schönen Welt, dann will ich camminare nel giardino dell'Europa (durch den Garten von Europa wandern), Rom und Neapel sehen — das hab' ich fest beschlossen.

Andererseits wirst Du Dich jetzt wohl eifrig zu dem halsbrechenden Wagniß eines dänischen Examens vorbereiten. In dieser Beziehung ist Seine Dänische Majestät zu beneiden. Da die Funktionen eines Oberlandgerichts und einer Regierung sich bei Euch oft in der Person eines right honorable (sehr ehrenwerthen) Landdrost-Sekretärs konzentriren, da der Staat seinen Beamten so unglaublich wenig bezahlt und so unendlich viel Talente und Wissen wegen der Konkurrenz von ihnen fordern darf, so müßte er eigentlich lauter Cannings und Pitts zu Assessoren und Referendarien haben. Ich wünsche von Herzen, daß Du bald und glücklich durch dies Fegefeuer durchkommen mögest.

Eine große Annehmlichkeit hier in Berlin, die seit Deiner Abwesenheit erst hinzugekommen, ist die Eröffnung des Museums, und ich würde täglich eine Stunde da zubringen, wenn ich nicht alle Vormittage bis zwei Uhr auf dem Büreau des Generalstabs sein müßte. Das Aeußere dieses mächtigen Gebäudes beschreibe ich Dir nicht; es ist schon so oft auf Stein gezeichnet, in Kupfer gestochen, auf Theebrettern lackirt und in Perlen gestickt, daß man das ganze Museum mit guten und schlechten Bildern desselben füllen könnte. Wenn Du aber mit den Augen eines Laien einen Blick in diesen Palast der Wunder alter und neuer Kunst werfen willst, so lade ich Dich dazu ein, mit mir die breite Flucht von steinernen Stufen hinaufzusteigen und unter die riesenhaften Kolonnaden zu treten, wo Dir zuerst die veränderte Gestalt des Lustgartens auffallen wird. Dieser Platz, wo früher die Rekruten in langen Reihen auf einem Bein balanzirten, ist jetzt in regelmäßige Rasenpartien abgetheilt, die mit eisernen Gittern und Drahtgeflechten umzäunt und mit breiten Steintrottoirs durchzogen sind. In der Mitte siehst Du das Bassin, aus welchem eine mächtige Fontaine, durch ein Druckwerk der Werderschen Mühlen getrieben, sich erheben wird. Am Fuße der Treppe ist das Fundament für ein kolossales Becken, 24 Fuß im Durchmesser, aus einem Feldstein. Es ist das größte, das man kennt, und eine Dampfmaschine arbeitet schon im zweiten Jahre daran, es zu schleifen. Die langen Pappelreihen sind im Winter ausgegraben und vor dem Dom in Haufen zusammengesetzt, um dies garstige Gebäude zu verstecken, das man eher für ein Kasino als für eine Kirche ansieht. Selbst der alte Dessauer hat in einer Nacht den Marsch angetreten vom Lustgarten nach dem Wilhelmsplatz. Wie erstaunt mögen die übrigen tapferen Generale am folgenden Morgen gewesen sein, den Erfinder der eisernen Ladestöcke in ihrer Mitte als den sechsten zu sehen, dessen Patent noch 50 Jahre älter als das ihrige ist. Welche Verlegenheit besonders für den armen Schwerin, sich in einem so durchaus unvorschriftsmäßigen Anzug darzustellen, das Haar durch kein Zopfband geregelt, Sandalen statt der Gamaschen und gar ohne Hosen. Doch hat der alte Feldmarschall die Fahne noch in der Hand, mit welcher er bei Prag so tapfer auf die österreichischen Batterien losging,*) daß erst die

*) Die Marmordenkmäler der Feldherren, die damals auf dem Wilhelmsplatz standen, schmücken jetzt die Vorhalle der Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde und sind auf dem Wilhelmsplatz durch Bronzestandbilder ersetzt.

vierte Kartätschkugel ihn zum Stehen oder vielmehr zum Liegen, nicht aber zum Weichen, bringen konnte.

Aber ich vergaß, daß ich Dich vor der Thür stehen ließ.

Ueber solche Stufen und durch solche Säulenreihen muß man in eine Halle treten wie die, welche uns gleich anfangs aufnimmt. Sie geht durch beide Stockwerke des Gebäudes und erhebt sich über dasselbe in einer prachtvollen Kuppel. Fußboden und Wände sind von Stuck mit musivischer Arbeit. In der halben Höhe läuft eine Gallerie rings herum, welche auf Säulen von gelbem Marmor ruht. Von oben fällt das Licht hinein auf einen weiten Kreis von Antiken, die bisher unter den Trümmern des campo vaccino, in verschütteten Bädern oder auf dem Grunde der Tiber logirten, denn Mutter Erde war das Museum, welches diese Schätze durch den Vandalismus überwinterte, die jetzt in diesen prachtvollen Räumen ihre Auferstehung feiern. Inzwischen haben diese hohen und höchsten olympischen Würdenträger während ihres 2000jährigen subterraneen Inkognitos große Einbußen an göttlichen Armen und Beinen erlitten; es war dringend nöthig, ihnen auf modernen Fuß zu verhelfen und ihnen mit den gebührenden Nasen, Ohren, Fingern und Anderem auszuhelfen. Auch ist selbst nach seiner Restaurirung Kronion, der mächtige Herrscher, ein wieder zu seinen Titeln verholfener Emigrant; denn welche Beziehung fände wohl statt zwischen diesen alten Göttern und der neuen Welt, die sie anstaunt. Die Menge sieht kaum mehr als den behauenen Stein, sucht im Katalog nach dem Ankaufspreise und wundert sich des Todes, wie man die schönen glatten Füße und Arme an den gelblichen, zerfressenen Torso hat setzen können. Umgekehrt würde Aphrodite beim Anblick einer liebenswürdigen Berlinerin mit gigots, die ihre Breite verdoppeln, mit Schnürleibern, die sie halbiren, mit Haarputz à la chinoise (chinesisch), mit Boas, Shawls u. s. w., würde sie nicht wie der indianische Häuptling beim Anblick eines Europäers fragen: „Bist Du das Alles selbst?“ In unserem polizirten Staat würde Pan als Vagabund nach Straußberg gebracht oder als unsicherer Kantonist zur Landwehr eingezogen werden, und Diana sähe sich in jedem Forst als Jagddefraudantin verarretirt. Bacchus ist wegen der vielen Mauthen und Accisen fast schon ein Fremdling bei uns oder durch schreckliche Erzeugnisse des mont vert an der Oder in Mißkredit. Wenn zwar wirklich sein Kultus noch fortbesteht, so kommen doch seine eifrigsten Priester in vielfache Kollision mit Polizei-Kommissaren, Rechnungen, Patrouillen, Hausvoigtei und anderen Kalamitäten. Selbst Ceres ist bei den heutigen Kornpreisen und besonders wegen der Maischsteuer so herunter, daß, wenn die Kartoffeln nicht Alles gutmachten, sie selbst in Möglin bei Geheimrath Thaer*) keinen Kredit mehr gefunden hätte. Vom Götterboten haben unsere jungen Leute zwar mehr als dienlich, doch mag er sich glücklich schätzen, einen Versorgungsposten hier gefunden zu haben; denn bei der jetzigen Organisation des Postwesens hätte Herr v. Nagler ihm nicht die kleinste Posthalterstelle anvertraut. — Gern würde ich nun mit Dir zu den mich weit mehr ansprechenden Gemälden hinaufsteigen, aber das müssen wir ein andermal. Adieu.

*) Thaer's, des berühmten Landwirths, Musterwirthschaft Möglin bei Wriezen.

Berlin, den 10. März 1831.

20 An die Mutter.

... Was mich selbst anbetrifft, so arbeite ich noch im Büreau des Generalstabes, ohne zum Generalstab kommandirt zu sein; so viel weiß ich, daß ich und noch ein Offizier in der Konferenz der Stabsoffiziere dazu vorgeschlagen sind. Wir sind also als qualifizirt dazu angesehen, und das ist immer die Hauptsache. Ich hoffe, diesen Sommer zur Uebungsreise des Generalstabs an den Rhein kommandirt zu werden, denn mit dem Krieg scheint es wieder nichts zu werden, Alles sieht ja wieder ganz friedlich aus. — Ich muß dann ein Pferd haben, doch laß Dir darum nicht bange sein. Da ich es halb schon habe, so wird die andere Hälfte doch wohl nachfolgen? Sechzig Thaler habe ich dazu schon auf der Stadt-Armenkasse hier deponirt, die ich erspart, und fünfzig Thaler Entschädigungsgelder bekomme ich, wenn ich kommandirt werde.

Berlin, den 7. August 1831.

21 An die Mutter.

Die Hoffnung auf eine Reise nach dem Rhein, welche ich Dir gern gemeldet, hat mich abgehalten, nicht schon lange an Dich zu schreiben. Leider ist aber jetzt ziemlich alle Hoffnung dazu verschwunden. — Der Chef des Generalstabes kann Berlin unmöglich zu einer Zeit verlassen, wo die ganze Welt in Brand steht. Gewiß, der große Komet, der nächstes Jahr der Erde so nahe stehen soll, daß er sie fast anrennt, wird, wenn er uns zu sehen bekommt, sich in einer kontumazmäßigen Entfernung halten, um nicht die Ansteckung der orientalischen Cholera und occidentalischen Rebellion, von Krieg, Hungersnoth u. s. w. in seine himmlische Weitläuftigkeit mitzunehmen.

Was mich selbst betrifft, so hat der Arzt eine sehr nachdrückliche Vorstellung gemacht, dies Jahr noch ein Seebad zu brauchen, weil ein Uebel, welches er den Nerven des Unterleibes zuschreibt, sonst einwurzeln könnte. Ich bin auch vier Wochen miserabel bettlägerig gewesen.

Der General, dem ich eigentlich einen Urlaub kaum anmuthen durfte, hat mir sagen lassen, daß es mir in meiner Stellung keinen Eintrag machen solle und daß er mich vielmehr auffordere, vor Allem die dem Soldaten nothwendige Gesundheit herzustellen, und so werde ich denn diese Zeilen selbst nach Hamburg tragen. Wie leid es mir thun wird, so nahe bei Dir vorbei zu reisen, kannst Du Dir denken; ich habe aber nur sechs Wochen Urlaub und muß das Bad ein für allemal recht gründlich gebrauchen.

Der Schluß fehlt.

Berlin, den 12. Januar 1832.

22 An den Bruder Ludwig.

Meinen herzlichen Dank für Dein Schreiben vom 9., welches mir heute früh schon zu Theil wurde, und vor Allem meinen besten Glückwunsch zu Deiner Anstellung in Amt und Würden. Wenn es zwar un-

großmüthig vom Staate ist, Deine Dienste umsonst zu fordern, so muß es immer schon für etwas gerechnet werden, daß Du Dein Fortkommen suchen kannst, ohne die Heimath aufzugeben. Auch wünsche und hoffe ich, daß Du recht bald Rath werden mögest, da Dein König den Rath vielleicht besser bezahlt als die Arbeit.

In Betreff meiner Gibbon'schen Uebersetzung*) habe ich Dir den Vorschlag zu machen, an der Mühe wie an den Vortheilen derselben theilzunehmen, sofern Dein neues Verhältniß Dir Muße zu eigener Beschäftigung übrig läßt, und Du diese zu einer solchen Arbeit anwenden magst. — Unter dieser Voraussetzung muß ich zu allererst bemerken, daß die Arbeit nicht meine Wahl, sondern ein förmlicher Antrag des Buchhändlers (Fincke)**) ist, daß derselbe, nachdem ich infolge seines Antrags die zwei ersten Kapitel als Probe-Uebersetzung eingereicht, mir schreibt: „Meine Ansicht basirt sich darauf, daß es Ihnen mehr darauf ankommt, ein der Wissenschaft förderliches Werk zu gründen, als ein ansehnliches Honorar zu gewinnen. Soll das Werk ein Publikum finden, so ist ein wohlfeiler Preis bei äußerer Eleganz und schleunigem Erscheinen des ganzen Werkes Hauptbedingung. Nach genauester Berechnung bin ich unter diesen Verhältnissen im Stande, Ihnen ein Honorar von 500 Thalern nach erfolgtem Abdruck des Werkes und außerdem 250 Thaler nach Verkauf von 500 Exemplaren anzubieten, welche Summe bei der äußerst bedeutenden Arbeit allerdings nicht als äquivalent anzusehen ist."

Was nun die Hauptschwierigkeit einer gemeinsamen Arbeit sein würde, ist, daß der Buchhändler eine Uebersetzung durch zwei Personen deshalb nicht für zulässig hält, weil das Ganze aus einem Guß sein muß. Dies nun scheint bei einer doppelten Arbeit allerdings schwer zu erreichen, und doch halte ich es durchaus nicht für unmöglich, und zwar aus folgendem Grunde: Der Stil des Gibbon ist so, daß man in den allermeisten Fällen nichts Klügeres thun kann, als ihn bis auf den Periodenbau genau wiedergeben. Die große Affinität der englischen mit der deutschen Sprache macht dies vollkommen ausführbar, und beide Arbeiten müssen hierdurch in hohem Grade ähnlich werden, weil, um mich mathematisch auszudrücken, zwei Größen, die einer dritten gleich sind, auch untereinander gleich sind. Um diese Aehnlichkeit wenigstens vollständig zu machen, käme es nur darauf an, sich über Kleinigkeiten zu einigen. So hat Gibbon z. B. einen Ueberfluß von Adjektiven, welche, wie ich glaube, auf einer tiefen Kenntniß seiner Quellen begründet sind. Aus diesen schöpft er Eigenschaften seiner handelnden Personen, die aber nicht aus dem Texte seines Werkes hervorgehen, und da die Leser Gibbon's nicht alle die Gelehrsamkeit Gibbon's haben, so sind die Adjektiven oft befremdend und scheinen selbst widersprechend; oftmals aber schwächen sie den Nachdruck der Rede. Diese habe ich mir die Freiheit genommen wegzulassen, und überhaupt mir zur Regel gemacht, nichts zu übersetzen, was dunkel oder zweifelhaft ist.

*) „Gibbon, Verfall und Untergang des Römischen Reiches." Siehe Charakterbild, S. 16 ff.
**) Vergl. S. 15.

Endlich müßten gewisse oft wiederkehrende Ausdrücke als **officer, lieutenant, company,** wenn von Römern die Rede ist, gleichmäßig durch Befehlshaber, Legat u. s. w. übersetzt und die englischen Maaße und Münzen umgerechnet werden. Auf diese Weise wird nach meinem Dafürhalten kein Unterschied merklich werden.

Was nun die Nachtheile der Arbeit anbelangt, so sind sie erstens, zweitens und drittens Zeitverlust. Die enorme Aufgabe immer vor Augen, habe ich bisher (seit Neujahr 12 Kapitel, über 600 Seiten) mit einer gewissen angstvollen Eile übersetzt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß bei angestrengtem Fleiß und — Schnelligkeit, leider mehr als gut ist —, alle vier Wochen ein Band fertig werden kann (natürlich rechne ich, daß man noch andere Geschäfte hat), das ganze Werk also, wenn es möglich wäre, so fortzufahren, in einem Jahr. Was die Schwierigkeiten betrifft, so habe ich, wenn ich offenherzig sein soll, noch keine gefunden. Wiewohl meine ganze Kenntniß der englischen Sprache das Werk von vier Monaten Sprachstudien und einiger Romanlektüre ist, so übersetze ich doch schneller aus dem Englischen als aus dem Französischen, welches ich ziemlich zu besitzen glaube. Die große Verwandtschaft der Sprache kommt so sehr zu Hülfe, man braucht den Satz kaum vorher durchzulesen, das deutsche Ende fügt sich dem englischen Anfang; ich möchte sagen, es handelt sich bei der Uebersetzung weit mehr darum, ob man Deutsch genug, als ob man hinlänglich Englisch verstehe (ich meine, daß man die deutsche Sprache in ihrem Bau, ihren Wendungen und Ausdrücken kennt und diese zur Hand hat). In Betreff des Englischen habe ich mich bei unserem Zusammensein überzeugt, daß Du zehnmal mehr davon verstehst als ich, was weder ein Kompliment sein soll, noch nach dem obigen Geständniß ist.

Die Uebersetzungen, welche mir vorliegen, sind die Wenksche, 1788, fortgesetzt von Schreiter, und eine von C. W. v. R., 1789. (Eine vollständige Uebersetzung des ganzen Werkes existirt nicht.) Letztere dient mir anstatt eines Wörterbuchs. Es ist eine getreue Nebeneinanderstellung aller übersetzten Worte in ihrer ursprünglichen Folge und also sehr bequem zu meinem Zweck, übrigens nicht zu verstehen. Die andere ist freier und besser übersetzt, oftmals aber in sehr schlechtem Deutsch und immer in einem durchaus nicht eleganten Stil. Nun darf man nicht vergessen, daß ein deutsches Buch in fünfzig Jahren bei der steten Fortbildung der Sprache immer etwas Störendes und Fremdartiges haben wird.

Mehr Schwierigkeiten, Nachtheile und Aber habe ich glücklicherweise nicht anzuführen. Sollten sie Dich nicht abgeschreckt haben, so magst Du Dich für den Theil entscheiden, dessen Inhalt Dich am meisten interessirt. Sollten dies die Rechtsverhältnisse sein, so ist mir das um so lieber, weil diese mir allerdings große Schwierigkeiten verursachen würden und ich vielleicht nicht ohne fremde Hülfe damit fertig werde. Alle die Bücher, Originale und Uebersetzungen, welche Du dort nicht haben kannst, werde ich Dir von hier übersenden, zugleich auch ein paar Kapitel meiner bereits fertigen Uebersetzung, weil hier das Ebensomachen noch über dem Bessermachen steht. Aus der Verpflichtung des Buchhändlers endlich geht hervor,

daß das Honorar auf jeden Theil ungefähr sechzig Thaler beträgt, und dies dürfte Dir am Ende auch ein Grund sein, da Du gegenwärtig noch immer keine Einnahme hast. Wenn Alles nach Wunsch geht, so laß uns den alten Zug der Gothen und Vandalen ziehen und uns ein Rendez-vous in der alten Roma setzen, **who after her „decline and fall" still is the queen of the world** (wo nach ihrem Verfall und Untergang ruhet die Königin der Welt). Meine Sehnsucht dahin wächst mit jedem Kapitel, und ich ruhe auch nicht eher, als bis ich diese Reise gemacht.

Adieu, lieber Ludwig. Ziehe meinen Vorschlag in Erwägung und theile mir Deinen Beschluß mit. Ich würde mich sehr freuen, auf diese Weise in einigen Verkehr mit Dir zu treten und einen Gehülfen bei der fast zu großen Arbeit zu haben.

Berlin, den 13. Januar 1832.

23 An die Mutter.

Einige andere Entscheidungen, die ich Dir gern mitgetheilt, sind litterarischer oder vielmehr pekuniärer Art. Die Verbindlichkeit, einen Hundert-Thaler-Pfandbrief zurückzuerstatten, konnte ich nach meiner Reise im vorigen Herbst nicht erfüllen. Um dies Geld zu gewinnen, mußte die Politik zu Hülfe genommen werden. Heute kam das Protokoll vom 15. Oktober mit den neuen Grenzbestimmungen Hollands und Belgiens, und nach drei Tagen erschien schon eine Karte im Umdruck gezeichnet, für den loyalen Preis von drei Silbergroschen allen Zeitungen beigelegt, ja selbst in den Zeitungen trefflich rezensirt, ohne Namen zwar der Verfasser. Diese waren zwei bedrängte Offiziere, welche dies Werk in drei Tagen gezeichnet und 5000 Abdrücke davon besorgt hatten. Nun stelle Dir unser Unglück vor, als fast gleichzeitig ein ebenso feiner Spekulant eine ebensolche Karte für eben den Preis herausgiebt, ganz falsch zwar, denn mit echter Loyalität und Freigebigkeit schenkt der Mann ganz Staatsflandern an Holland; aber was schadet das? der Plan geht mit den übrigen. Wir haben an hundert Thaler Kosten gehabt und wissen durchaus nicht, welches der Erfolg dieser Konkurrenz sein wird. Ich glaube, wir werden froh sein, die Kosten herauszubekommen. Das Resultat werden wir wohl dieser Tage zu wissen bekommen, und wenn ich nicht fürchtete, die Absendung dieser Zeilen zu lange zu verspäten, so könnte ich die gute oder schlimme Post wohl mittheilen.

Ein anderes Unternehmen ist der Druck eines Werkchens*), welches ich über den mißlichen Gegenstand Polen herausgebe. Ein Teufel von Buchhändler wollte sich nicht damit befassen, seitdem Warschau gefallen; dem andern fehlte das Gold, er schlug mir aber vor, es mit ihm gemeinsam herauszugeben und Kosten und Ertrag zu theilen. Die ersten betrugen achtzig bis hundert Thaler, der letztere, wenn es gut geht, nach

---

*) „Darstellung der inneren Verhältnisse und der gesellschaftlichen Zustände in Polen." Siehe Charakterbild S. 14 ff.

Abzug aller Kosten für jeden hundert bis hundertfünfzig Thaler. Also neues Risiko. Eine Freude habe ich indessen gehabt. Der Censor des Werkes hat sich bei einem Diner, wo sich zufällig einer meiner Bekannten befand, sehr lobend über dies Werk, welches erst in acht Tagen das Licht der Welt erblickt, geäußert. Er fragte, ob Jemand diesen H. v. M. kenne, und wollte meinem Bekannten nicht glauben, daß es ein bescheidener Sekondlieutenant sei; er habe sicher geglaubt, es sei ein Mann, der sich schon so seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen u. s. w. Ich werde sorgen, daß Dir ein Freiexemplar zugestellt werde.

Wichtiger ist ein Unternehmen, welches ich jetzt kürzlich angefangen. Es ist eine Uebersetzung aus dem Englischen eines Werkes von fast 6000 Pagina, nämlich Gibbon's Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaiserthums, in zwölf Bänden Großoktav. Diese herkulische Arbeit wird mir vom Buchhändler*) mit fünfhundert Thalern honorirt, sobald das Werk gedruckt ist, und mit zweihundertfünfzig Thalern, nachdem fünfhundert Exemplare verkauft sein werden. Ich muß also lange arbeiten, ehe ich etwas bekomme, allein die Summe ist der Mühe werth. Wenn keine Unterbrechungen kommen, so hoffe ich bei sehr angestrengtem Fleiß in anderthalb Jahren fertig zu werden. Ich benutze jede freie Viertelstunde. Die Arbeit macht mir nicht die allergeringste Schwierigkeit und selbst Vergnügen, aber — sie kostet so viel Zeit, daß mir für mich fast keine mehr bleibt, umsomehr, als ich vom Büreau des Generalstabes ebenfalls sehr beschäftigt werde, da man meinen Kollegen und mich zu allen Arbeiten des Generalstabes jetzt zuzieht. Uebrigens geht es mir gut, denn am Ende sind Arbeit, Hoffnung und Gesundheit Alles, was zur Zufriedenheit gehört.

Berlin, den 16. April 1832.

24 An die Mutter.

In der gewissen Voraussetzung, daß Vater meiner Bitte gemäß Dir meinen Brief vom 5. dieses Monats an ihn mitgetheilt, habe ich die Beantwortung Deines letzten Schreibens bis jetzt noch verschoben. Aus jenem Brief wirst Du ersehen haben, daß ich glücklich zum Generalstabe**) kommandirt bin. Dieser Schritt ist entscheidend gewesen, das Einrangiren ist Nebensache und wird aller Wahrscheinlichkeit nach übers Jahr — vielleicht als Premierlieutenant geschehen.

Nun ist dies Kommando aber gleichzeitig mit sehr bedeutenden Ausgaben verknüpft, indem ich mich beritten machen soll. Onkel Ballhorn ist so gut gewesen, mir für die erste Noth 200 Thaler vorzuschießen, die ich ihm vom zu erwartenden Honorar des Buchhändlers zurückzahlen soll;

---

*) Diese gewaltige Arbeit ist nie veröffentlicht, wiewohl es in einem späteren Briefe heißt, daß der erste Band im Druck sei. Jedoch ist diese Uebersetzung auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin nicht bekannt und auch in Katalogen nicht zu finden.

**) Das Kommando zum großen Generalstabe erfolgte durch Königliche Ordre vom 30. März 1832, nachdem Moltke vier Jahre dem topographischen Büreau angehört hatte.

dieses kann aber im günstigsten Falle erst in einem Jahr erfolgen. Für jene 200 Thaler habe ich mir auch wirklich einen tüchtigen Rappen bereits gekauft. Da die Pferde in Berlin überhaupt sehr theuer und es durch die Kriegsaussichten noch mehr geworden sind, da ich in meinem Verhältniß auch kein schlechtes Pferd reiten kann, so habe ich es mit 27 Friedrichsd'or bezahlen müssen, und der Rest meines Kapitals ist auf Sattel, Zäumung und Stalleinrichtung daraufgegangen. Ich hätte ein schöneres Pferd für einige Friedrichsd'or weniger haben können, bin aber jetzt sehr zufrieden, das minder schöne, aber nach Aller Urtheil vollkommen gesunde und unverwüstliche Pferd genommen zu haben. Ich bin genöthigt, ihm im Dienst viel zuzumuthen, aber Du kannst Dir denken, wie ich es übrigens schone und pflege. Onkel Ballhorn, der nur wenig Häuser von mir entfernt wohnt, hat mir einen Stall in seinem Hause eingeräumt, und ich spare keine Aufmerksamkeit, Mühe oder Kosten, um Alles so einzurichten, daß mir mein Pferd gesund und thätig bleibe. Der große Vortheil von einem guten Pferde ist eben, daß es nicht mehr frißt und zu unterhalten kostet als das schlechteste und daß bei dem guten Pferde das Kapital nur ausgelegt und ohne Unglücksfälle nie verloren ist.

Aber wo soll nun das zweite Pferd herkommen? Daß ein zweites nothwendig ist, davon wirst Du Dich überzeugen, wenn Du bedenkst, daß die Generalstabsreise, wiewohl sie dieses Jahr nur nach Thüringen geht, doch einen sechszig Meilen weiten Hinmarsch erfordert, daß dies ohne Bedienten weder üblich noch ausführbar ist. An Ort und Stelle bringt man oft Tage lang zu Pferde zu, und es wird sehr ungern gesehen, wenn die Aufträge, die ertheilt werden, nicht in gestrecktem Galopp überbracht werden. Das hält ein Pferd nicht aus, und viele halten für kaum möglich, es mit zweien durchzuführen. Dasselbe gilt von den Manövern, und schon am 18. Mai fangen die Frühjahrsmanöver an.

Dies sind die Gründe, liebe Mutter, welche mich zwingen, wieder zu Deiner Güte meine Zuflucht zu nehmen, um, falls Du es für thunlich hältst, eine Unterstützung von 200 Thalern zu erhalten. Was mich dabei betrübt, ist, daß ich Dein so geringes Einkommen aufs Neue schmälern soll, und gewiß würde es mir ein wahrer Trost sein, wenn Du mir erlaubtest, Dir den Ausfall an Zinsen, welcher entstehen könnte, zu ersetzen, was ich sehr wohl kann. Sollten aber Umstände obwalten, die sich meinem Wunsch entgegenstellen, so werde ich mich gewiß darin finden und Dir mit herzlicher Liebe danken, was Du schon ohnedies Alles für mich gethan. Nothwendig, unumgänglich nothwendig ist das Darlehn nicht, denn ich kann und muß schlimmstenfalls auf Borg kaufen; aber ich werde dann schlecht und theuer kaufen und mit der Abzahlung sehr gedrückt sein. Glaubst Du aber, meine Bitte gewähren zu können, so habe ich auf ein für allemal das Kapital für künftige Zeiten, da ich ohne besondere Unglücksfälle nicht viel daran verlieren, auch vielleicht gewinnen kann. Das Kommando zum Generalstab war mit so bedeutenden Anschaffungen und zugleich mit einer Verminderung der Einnahmen verbunden, alle künftigen machen keine neuen Anschaffungen nöthig und bringen

Erhöhungen des Gehalts und der Rationen. Dieses ist also gewiß der Zeitpunkt, wo mir Hülfe nöthig, und hoffentlich, wo sie es zum letzten Male ist. Demnach, liebe Mutter, empfehle ich Deiner Güte mein Gesuch, und wenn die Erfüllung nicht mit nachtheiligen und unangenehmen Folgen für Dich persönlich verbunden ist, so bitte ich, Dich für mich zu verwenden. Es versteht sich von selbst, daß ich voraussetze, diese 200 Thaler werden vom Kapital genommen werden, denn von Deinen Zinsen ist das ja ganz unmöglich, und würde ich sie nimmermehr annehmen. Eine baldige Entscheidung würde mir allerdings sehr wünschenswerth sein, da wie gesagt, das Frühjahrsmanöver Ende Mai statthat.

Der Sohn war von der Mutter um seine Ansicht in der Herzensangelegenheit einer Verwandten, die zu einer Verlobung zu führen schien, befragt worden. Er antwortete darauf:

25 Berlin, den 15. Mai 1832.

Du kannst wohl denken, daß ich, der ich unvollständig unterrichtet bin und X. persönlich nicht kannte, mich jedes Vorschlages oder Rathes in einer solchen Sache enthalte; aber so wenig ich ihr zu einer Verbindung zugeredet habe, ebenso wenig würde ich ihr rathen, dieselbe von der Hand zu weisen. Alles, was ich von X. erfahren, scheint mir einen edlen Charakter zu verrathen. Meiner persönlichen Ueberzeugung nach ist jede Heirath ein Wagniß, in welches wir uns blindlings hineinstürzen, — den kennen und beurtheilen zu wollen, an den wir unser Loos knüpfen, ist zu viel verlangt, wenn wir uns ja selbst nicht einmal kennen und beurtheilen, und das, was in der Ehe sein wird, hängt vielleicht ebenso sehr von uns selbst als von ihm ab. Wenn wir bloß die kalte Vernunft zu Rathe ziehen, so ist nicht zu verkennen, daß wohl nur sehr wenig Menschen vergönnt ist, dem Ideal, welches sich wohl alle einmal schufen, im Leben wirklich zu begegnen, wenigeren aber noch, aus diesem Traum, der freilich das höchste Glück sein muß, nicht um so schmerzlicher zu erwachen. Wo die Empfindungen aufs Höchste gespannt sind, da muß jeder doch nothwendig anklebende Mangel und jede Unvollkommenheit ein Mißklang in der reingestimmten Harmonie werden, und je höher die Erwartung, je größer muß die Täuschung sein. Diese durchaus prosaische Ansicht ist vielleicht darum nicht minder die richtige und spricht den Grund aus, warum so viel mariages de raison (Vernunftheirathen) glücklicher als die par inclination (Neigungsheirathen) sind.... Mit einem Wort, ich glaube, daß schwärmerische Jugendliebe und eheliches Glück, mindestens gesagt, nicht auseinander folgen und daß da, wo keine Abneigung und keine Schlechtigkeit vorhanden ist, eine dauernde, innige, tiefe und beglückende Zuneigung auch in der Ehe entstehen kann. Daß X. ein geistreicher und ein reicher Mann sein soll, ist in zweiter Ordnung ein wünschenswerther Umstand, der aber auf ihre Entscheidung gewiß keinen Einfluß haben wird. Dies, ihr Charakter und die Schule, in der sie aufwuchs, sprechen bei mir für die Sache.

Berlin, den 28. Februar 1833.

26 An die Mutter.

Was mich betrifft, so geht es mir gut. Ich bin von früh bis spät — ich kann sagen abwechselnd mit Geschäften und Vergnügungen — beschäftigt, denn diese werden während des Karnevals als sehr ernste Angelegenheit behandelt. Fast ohne es zu wollen, bin ich in den Strudel der großen Gesellschaft hineingerathen, der einen so leicht nicht wieder losläßt. Die verschiedenartigste Thätigkeit erfüllt den Tag. Morgens arbeite ich an einer Beurtheilung der strategischen Verhältnisse des Thüringer Waldes oder der geschichtlichen Bearbeitung des Feldzuges 1762, der Vormittag ist den Büreaugeschäften gewidmet, Mittags gilt es, sein Pferd auf der Promenade zu produziren, welche während der schönen Tage, die wir jetzt haben, wirklich glänzend ist. Die schönsten Pferde, die Menge von Uniformen und Equipagen und das dichte Gedränge der geputzten und vornehmsten Damenwelt machen dies sehr unterhaltend. Nach Tische (von Zeit zu Zeit schlafe ich aber darüber ein) treibe ich das Studium der Nationalökonomie, obwohl meine eigene mir schon genug zu schaffen macht. Abends stellt sich der Friseur ein, der mir das Haar in die geschmackvollsten Formen bringt, und um 8 Uhr ist Ball bei diesem Prinzen oder jenem Minister. Hier bleibe ich dann nur gerade so lange, als ich angenehme Engagements finde, und oft werden vor dem Schlafengehen noch einige Seiten aus dem Gibbon übersetzt. In den letzten vierzehn Tagen bin ich auf elf Bällen gewesen, habe auf jedem, so lange ich da war, alle Tänze getanzt und befinde mich gut dabei. Vorigen Sonnabend war ich zum König zum déjeuner dansant (Frühstück mit Tanz) befohlen. Diese Gesellschaften sind klein und erlesen, und man kann sich's als Auszeichnung schätzen, dazugezogen zu werden. Es ist eine seltsame Mode; um 11 Uhr fährt man hin, tanzt einen Walzer, und nun gehen die Herren in einen, die Damen in den anderen Saal, jeder erhält eine sehr hübsche Blume (gemachte), führt die Dame, welche dieselbe Blume erhalten, an den mit eben der Blume dekorirten Tisch. Das sogenannte Frühstück ist aber ein Mittagessen mit allen Chikanen, mit Schildkrötensuppe, Austern, Kaviar, Trüffelpasteten und anderen glücklichen Mischungen der Kochkunst und den angemessenen Flüssigkeiten. Alles geht darauf in einer großen Polonaise in den Tanzsaal, wo nun ein förmlicher Ball anfängt, der später bei Kerzenlicht bis 8 Uhr fortgesetzt wird, wo der Hof ins Theater fährt. Du kannst Dir denken, was für soignirte Toiletten gemacht werden, wo sie den prüfenden Blick bei Sonnenlicht bestehen sollen. Jetzt wird das Treiben nun aber bald ein Ende haben; die fremden Herrschaften reisen schon ab.

Heute über vier Wochen, am 30. März, wird bei der Parole befohlen werden, ob ich in den Generalstab einrangirt werde oder nicht; ich darf indessen hoffen, Dir die günstigere Nachricht zu melden. Diese Einrangirung ist mit einer ziemlich beträchtlichen Gehaltserhöhung, aber auch mit einer kostbaren Equipirung verknüpft. Die Uniform ist eine der

hübscheſten und koſtbarſten, die wir hier haben. Sie iſt blau, mit karmoiſinrothem Kragen und Aufſchlägen mit Silber geſtickt, Hut mit weißer Feder, Degen, ſilberner Schärpe und Epauletts.

Durch Königliche Ordre vom 30. März 1833 wurde Moltke unter Beförderung zum Premierlieutenant in den Generalſtab verſetzt. Die Uniform, die er nun anlegte, hat er von da ab ſein ganzes Leben getragen und ihr wie dem preußiſchen Generalſtab einen Glanz verliehen, der noch heute hell ſtrahlt und den zu erhalten das höchſte Vermächtniß iſt, das Moltke dem preußiſchen Generalſtabe hinterlaſſen hat.

Berlin, den 24. April 1833.

27 An die Mutter.

Recht lange haben ſich dieſe Zeilen verzögert. Du wirſt indeſſen durch Vater die Nachricht erhalten haben, daß ich einrangirt, und als Premierlieutenant einrangirt bin. Zur Zeit iſt nun meine Garniſon noch Berlin, da die nächſte Verſetzung zu dem Generalſtabe eines Armeekorps mich aber trifft, ſo iſt mein längerer Aufenthalt hier unſicher. Die Garniſonen, in welche ich kommen kann, ſind Königsberg, Breslau, Poſen, Magdeburg, Münſter und Koblenz. Ich habe an Gehalt bedeutend gewonnen, denn ich bekomme 36 Thaler, dazu 10 Thaler Tiſchgelder, außerdem Kavallerieſervis und drei ſchwere Rationen. Dafür aber muß ich auch einen eigenen Bedienten und zwei Pferde halten, muß in den theuerſten Garniſonen der Monarchie leben und habe mich jetzt neu in der ſehr hübſchen, aber auch koſtbaren Uniform equipiren müſſen. Die Ausſichten ſind indeſſen gut, und ich darf hoffen, in zwei Jahren Hauptmann zu werden.

Berlin, den 23. Juli 1833.

28 An die Mutter.

Dein ſehnlich erwarteter Brief vom 18. d. M. iſt mir nebſt denen der Schweſter und Ludwigs geſtern zu Theil geworden; wenn ich ſie alle für heute nur ſummariſch beantworte, ſo bitte ich dies mit der Eile meiner Abreiſe zu entſchuldigen und Jedem das Seinige gütigſt mittheilen zu wollen. Guſtchens Verlobung oder baldige Verlobung hat mir große Freude gemacht. Ueberdies trägt Guſte die beſte Garantie einer glücklichen Zukunft in ſich ſelbſt. Ich will nicht leugnen, daß ich ſehr für die **parties de raison** bin; eine leidenſchaftliche Neigung iſt nur der Abnahme fähig.

Ludwig bitte ich in Betreff des Gibbon zu ſagen, daß er damit mehr Zeit hat, als eigentlich gut iſt. Der Herausgeber ſtößt bei der Herausgabe auf mancherlei Schwierigkeiten, die Hauptſchwierigkeiten ſind wohl die Nothwendigkeit mehrerer tauſend Thaler baar Geld als Auslage. Er verſichert mir indeß, daß jetzt alle Schwierigkeiten beſeitigt, daß der Druck

des ersten Bandes beginnen und daß alle vier Wochen ein neuer erscheinen solle. Da man aber von einer Buchhändlerversicherung immer ein gewisses Tara abziehen muß, so wird der 8. Band auch schwerlich vor acht Monaten herauskommen, und Ludwig kann die Arbeit daher ganz mit Muße vornehmen. Die Anmerkungen bleiben unübersetzt, nur wo Aenderungen nothwendig scheinen, bitte ich, mit Angabe der Nummer der Zeile auf einem besonderen Bogen solches zu notiren. Ich bin bis zum 50. Kapitel in der Mitte des 9. Bandes vorgedrungen. Es tritt nun eine längere Unterbrechung ein, aber im nächsten Jahre hoffe ich durch einen letzten verzweifelten Angriff die Sache ins Reine zu bringen.

Meine schöne italienische Reise ist zu Wasser geworden, die Politik hat sich in die Sache melirt, und Seine Majestät ertheilen eben in jetziger Zeit und eben nach jenen revolutionären Gegenden keinen Urlaub. Dann war ich in Vorschlag gebracht, nach Frankreich zu gehen, um den Uebungslagern zu Compiègne, St. Omer und Lunéville beizuwohnen. Da man aber einen Stabsoffizier geschickt, so gehe ich nun heute noch zur Dienstreise nach der Lausitz ab, habe aber Hoffnung, daß mein Urlaub mit Beschränkung auf die österreichischen Staaten mir gewährt werden wird. In diesem Falle reise ich dann über Wien nach Mailand. Ich bitte daher, nun nicht eher an mich zu schreiben, als bis ich neue Nachricht gegeben; denn zur Zeit kann ich durchaus noch nicht bestimmen, wo ich und wann ich an irgend einem Orte sein werde. Adieu, liebe Mutter; meine Koffer stehen halb gepackt, die Pferde gesattelt. Gott befohlen.

Beendet 9. August 1833.

Berlin, den 27. Mai 1834.

29 An die Mutter.

Recht lange habe ich Dir jetzt nicht geschrieben, aber gewiß recht oft an Dich gedacht. Daß Du leider so viel körperliche Leiden trägst, habe ich mit inniger Betrübniß erfahren. Gott schenke Dir Linderung und Besserung, mein gutes Mütterchen. Daß Du Deine Schmerzen mit Standhaftigkeit und Ergebung trägst, habe ich erwartet; es ist die Ruhe, die ein reines Gewissen und ein gutes Bewußtsein geben. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohlthaten der erste mütterliche Unterricht die größte und die bleibendste ist. Auf diese Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben, und wenn Du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf Dir ruhen. Du bist es schon gewohnt, liebe Mutter, Dein Glück nur in unserem Wohlergehen zu suchen, und so, hoffe ich, wird die Vermählung unserer lieben Guste auch zu Deiner Zufriedenheit beitragen. Wie gern wohnte ich dieser Feier bei, aber triftige Gründe hindern mich daran. Zum Herbst aber hoffe ich leichter und länger Urlaub zu bekommen. Nach so langer Trennung sehne ich mich sehr, Dich und die Geschwister wieder zu sehen.

Berlin, den 3. Februar 1835.

30 An die Mutter.

Deinen lieben Brief vom 18. vorigen Monats erhielt ich erst gestern, weil er aus einem Versehen des Briefträgers die Tour nach Schleswig zurückgemacht hatte. Du wirst seitdem von Vater die Nachricht erhalten haben, daß ich gerade am selben Tage, wo Du an mich geschrieben, Sonntag den 18., durch die Verleihung des St. Johanniter-Ordens so freudig überrascht wurde. Diese sehr hübsche Dekoration ist mir als Beweis des Wohlwollens und der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten sehr schätzbar. Von allen Orden, die ich möglicherweise bekommen konnte, ist dieser mir bei Weitem der liebste und überhaupt in Deutschland einer der angesehensten. Da er nur an Adelige und nur an bekannte Familien vertheilt wird, so ist er sehr Vielen ein Gegenstand des Bestrebens oder des Neides. Zunächst bin ich nun darauf gespannt, ob ich zum 31. März Kapitän werde. Nimm Dich nur in Acht und schone Dich, liebe Mutter, Du hast eine starke Konstitution, aber Du solltest Dich mehr pflegen.

Am 30. März 1835 wurde Moltke zum Hauptmann befördert; er blieb in Berlin bei dem großen Generalstabe.

Berlin, den 21. April 1835.

31 An die Mutter.

Für diesmal bin ich ruhig beim großen Generalstabe geblieben. Mein Chef sagte mir, daß sich der Plan wegen Paris noch nicht habe verwirklichen lassen, „daß ich aber jedenfalls für diesen Posten disponibel bleibe". Während meiner Krankheit erfreute er mich durch eine Königliche Kabinets-Ordre, deren wörtlicher Inhalt:

> Mit Ihrem Bericht vom 24. Januar dieses Jahres habe Ich die von dem Hauptmann von Moltke des Generalstabs zusammengestellten Notizen über die Königl. dänische Land- und Seemacht erhalten. Indem Ich Ihnen für deren Einsendung Dank sage, erkenne Ich diese gründliche Arbeit wohlgefällig an.
>
> Berlin, den 15. April 1835.
>
> (gez.) Friedrich Wilhelm.
>
> An den
> Generallieutenant Krauseneck.

Da ich jetzt wenigstens ein Jahr noch in meinem alten Verhältniß zubringe, so kommt es darauf an, das zweite Pferd wieder herzustellen.

In Absicht auf das Avancement, so sind in meinem früheren Regiment noch vier meiner Vorderleute Sekondlieutenants. Diese und die ganze Klasse der zwölf Premierlieutenants habe ich übersprungen. Aber selbst im Gardekorps sind die Offiziere, welche mit mir zugleich Offizier wurden, kaum erst zum Premier heran, und ich möchte wohl der einzige

Kapitain sein in der Armee, der erst 1822 eingetreten ist. Ich habe also die vier Jahre, die ich am dänischen Patent verlor, wieder eingebracht.

Als Ersparniß übersende ich Dir einliegend auch ein Stückchen Leinewand; oder vielmehr die Wahrheit zu gestehen — es ist gestohlen und ist ein Stück von dem Hemd eines Priesters, der 2040 Jahre vor Christi Geburt lebte. Von den sonstigen Verhältnissen des Mannes ist mir wenig bekannt, auch sind von seinen Predigten, glaube ich, keine mehr vorhanden. Da er noch immer 1700 Ellen Hemde auf dem Leibe hat, so wird er mir meinen Diebstahl wohl verzeihen. Ist es aber nicht wirklich merkwürdig, daß man vor 4000 Jahren schon solchen Byssus zu weben verstand?

Berlin, den 20. Juni 1835.

32 An die Mutter.

Was mich betrifft, so hätte ich Dir gewiß schon früher geschrieben, wenn ich nicht jetzt gerade mit Geschäften ungewöhnlich überhäuft wäre Gleich nach Vaters Abreise trat ich zur Dienstleistung auf vier Wochen beim Alexander Grenadier-Regiment ein, welches gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt seine Kaserne hat. Diese tägliche Promenade in der starken Hitze durch die gepflasterten Straßen und das Exerziren selbst haben mich ganz braun, aber auch ganz gesund gemacht. Dabei fallen jetzt sehr viel Examinationstermine; denn in 15 Tagen habe ich 143 Fähnrichs und Kadetten zu Offizieren prüfen und außerdem eine schriftliche Arbeit fertig machen müssen, mit der es Eile hatte. Aber je mehr zu thun, je besser ist man dran. Zugleich habe ich einen Pferdehandel gemacht. Ich habe ein zweites Pferd für 40 Louisd'or gekauft, so daß ich jetzt gerade für 100 Louisd'or Pferde im Stalle habe. Es sind aber auch zwei schöne und dabei gesunde (unberufen, ich spucke aus als guter Kavallerist) und tüchtige Thiere, daß wenig Offiziere in der Garnison sie besser haben. Ein solches Pferd frißt nicht mehr als ein schlechtes, und ich habe die Aussicht, daß sie bei vernünftiger Behandlung mir 10 oder 15 Jahre dienen können. Dabei muß ich bemerken, daß sie zum nächsten Ersten wirklich bezahlt sind. Ich habe nämlich mit meinem Buchhändler ein gerichtliches Abkommen getroffen, nach welchem er mir die freilich höchst geringe Summe von 166 Thalern zahlt, ich aber auch von der Vollendung und Korrektur des ganzen Werkes entbunden bin. Da dieser Buchhändler ein Windhund ist, so bin ich sehr zufrieden, noch so mit 12 Thalern Prozeßkosten davon gekommen zu sein. 100 Thaler hat er mir schon gezahlt, 66 Thaler soll er zum Ersten zahlen. Die Arbeit steht freilich in keinem Verhältniß zur Mühe, die ich gehabt, und ich habe mit dem ganzen Honorar nur wenig mehr als die Hälfte meines Schimmels bezahlen können. In Betracht der ungewöhnlichen Strapazen und gemäß Deiner Empfehlung verabreiche ich mir diesen Monat täglich einen Schoppen Moselwein und befinde mich überhaupt in einem leidlich guten Futterstand.

Wigandsthal im Isergebirge, den 26. Juli 1835.

33 An die Mutter.

Schon ein paar Mal habe ich angesetzt zu schreiben, aber bei meiner jetzigen Lebensweise ist es schwer, ein ruhiges Stündchen zu finden. Heute am Sonntag, während Du wahrscheinlich im Dom bist und Dich meiner wohl auch erinnerst, will ich jedoch Ernst machen und Dir das Nöthigste mittheilen. Mein Auftrag führte mich diesmal an die böhmische Grenze und ins Riesengebirge. Ich habe starke Märsche gemacht, Gottlob, meine Pferde sind aber völlig gesund und munter. Wenn ich ins Quartier komme, so muß ich gleich einen Bericht über die rekognoszirte Straße aufnehmen, dann ist man gewaltig hungrig und müde, oder es giebt noch alte Schlösser und Burgen zu besuchen, oder Berge zu erklettern, und so bleibt immer wenig Zeit und Kraft zum Briefschreiben übrig. Aber auf manchem Gipfel mit weiter, prachtvoller Aussicht habe ich Deiner gedacht und gewünscht, daß Du ein Viertelstündchen so hinabschauen könntest.

Das Schönste, was ich bis jetzt auf dieser Reise gesehen, war die Ruine des alten Schlosses Oybin bei Zwickau an der böhmisch-sächsischen Grenze. Einen so unersteiglichen Berg habe ich noch in meinem Leben nicht gesehen. Nach allen Seiten mehr als 100 Fuß hohe, senkrechte Sandsteinwände, und nur ein einziger Aufgang von ein paar Hundert Stufen führt in die alte Burg. Diese ist fast ganz zerstört, aber beinahe unversehrt steht die im schönsten gothischen Stil und mit der größten Sorgfalt erbaute Kirche. Es fehlt fast nichts als das Dach und das obere Gewölbe, welches einigermaßen durch große, lichtgrüne Birken ersetzt wird, die auf der alten Mauer wurzeln. Die Kapitäle der Säulen und die Bögen der Fenster sind, reich verziert und sorgfältig in Stein gehauen, noch ganz erhalten, die Stufen des Altars und des Beichtstuhls, die Sakristei und die Zellen geben ein deutliches Bild von dem, was hier gewesen ist. Merkwürdig ist die eine Wand dieses hohen Gebäudes; sie ist aus dem Felsen selbst geschnitten und wurzelt natürlich in dem Berge selbst. Nach innen hat man den Raum der Kirche ausgehöhlt, nach außen einen vier Fuß breiten Umgang, der diese seltsame Mauer von der Masse der Felsen trennt. Die ganze Mauer ist also ein Stück Stein. Welche Arbeit, ehe man das Pulver zu Hülfe nehmen konnte! Die Aussicht von diesem Schloß ist noch schöner als das Schloß selbst.

Interessant war mir, das Schloß Wallensteins, Friedland in Böhmen, zu besuchen. Ich kam dahin, als vor wenig Stunden der Blitz in des Friedländers alte Burg geschlagen. Sie hatte wohl eine Stunde gebrannt, aber man war des Feuers Herr geworden, und nur das Dach war zerstört.

Merkwürdig ist das einzige existirende Originalgemälde dieses ausgezeichneten Mannes. Wie gewöhnlich sieht das Bild sehr viel anders aus, als man sich den Mann denkt. Wunderhübsch ist die Tochter, die zwar nicht Thekla, sondern Katharina geheißen, und die nicht etwa mit dem Fräulein Neubrunn ins Kloster ging, sondern einen österreichischen

Grafen heirathete. Man muß ihr dies verzeihen, da Max Piccolomini das Unrecht auf seiner Seite hat, nie existirt zu haben.

Mein Städtchen hier liegt wohl kaum einmal in Deiner Geographie; lauter arme Leineweber, deren goldenes Zeitalter gewesen. Mit allem Fleiß und aller Arbeitsamkeit kann der arme Schlesier den Flachs, der vor seiner Thür wächst, nicht so wohlfeil spinnen als der Engländer oder vielmehr seine Maschinen die Baumwolle, die er aus einer anderen Hemisphäre erst herbeiholt. Ich will versuchen, der Sache einen Umschwung zu geben, und werde zu Hirschberg, dem Hauptsitz des schlesischen Leinenhandels, ein neues Hemd kaufen, da eins von meinen auf den langen Ritten zu Charpie geworden ist. Zwar sitze ich hier schon tief im Gebirge, aber heute geht es noch weiter hinein nach Flinsberg, einem Bade in einem Hochgebirgsthal ohne Ausgang. Auf der einen Seite erhebt sich die Tafelfichte 3420, auf der anderen der Geiersberg 2343 Fuß hoch. Die Pferde sind schon gesattelt, drum Adieu für heute.

Liebe Mutter, ich werde diesen Brief wohl noch mit nach Warmbrunn nehmen. Zur Zeit reise ich noch allein und treffe meine Kameraden erst später. Ich führe aber einen ganz kleinen Montaigne und Child Harold in der Satteltasche. Doch muß ich gestehen, daß ich selten nur das Bedürfniß nach Lektüre habe, das große Buch der Natur liegt hier so weit aufgeschlagen, und es ist mit Bergen, Schlössern und Städten so hübsch groß und leserlich geschrieben, daß einem die Augen nicht so weh dabei thun, wie bei der kleinen Stereotypie. Die Zeit, die ich erübrigen kann, nutze ich gern, um schöne Burgen und Gegenden zu skizziren; ich kann Dir diese Blätter vielleicht einmal mittheilen, sie machen mein Tagebuch aus.

Nun gute Nacht, liebe Mutter, ich bin herzlich müde von einem Ritt nach Schweidnitz. Um 6 Uhr ritt ich fort, und nach 8 Uhr Abends bin ich erst nach Hause gekommen. Gott behüte Dich.

Durch Königliche Ordre vom 23. September hatte Moltke einen sechsmonatlichen Urlaub nach Wien, Konstantinopel, Athen und Neapel erhalten.

Die aus der Türkei geschriebenen Briefe aus den Jahren 1835 bis 1839 sind als „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" zuerst im Jahre 1841 erschienen und bilden den Band VIII der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten". Sie bilden, weil vom Feldmarschall selbst zusammengestellt und herausgegeben, ein untrennbares Ganze und sind daher hier nicht mit aufgenommen.

Siehe Charakterbild Seite 17 ff.

Wien, den 15. Oktober 1835.

34 An die Mutter.

Ich bin zwar, wie Du aus dem Bildchen oben*) siehst, noch nicht weit mit meiner Reise gekommen, indeß will ich doch schon von hier aus melden, daß ich gesund und wohl bin. Am Sonnabend, dem 10., traf ich in der Morgendämmerung hier ein und stieg im „goldenen Lamm"

---

*) Briefbogen mit Abbildung des Stephansdoms.

auf der Jägerzeile ab. Schon früher einmal habe ich hier logirt, und auch Vater wohnte in diesem Gasthof. Aber das kleine Lamm ist seitdem ein ungeheurer Palast geworden mit einer prächtigen Aussicht über die Donau und die Bastei nach dem Stephan.

Wien ist eine prächtige Stadt, schon weil sie krumme Straßen hat; denn nichts ist langweiliger als solche geraden, langen Straßen. Die krummen hat das Bedürfniß allmählich entstehen lassen, solche Städte haben eine geschichtliche Vorzeit und sprechen das Gemüth an; die nach dem Lineal gezogenen sind von der Laune eines Einzelnen hervorgerufen und uniformirt. Die Pracht der Läden ist außerordentlich, und man ist in beständiger Verführung, zu kaufen. Jedes Haus hat außer der Nummer sein Zeichen, und dieses ist oft sehr schön gemalt, daß man staunend davor stehen bleibt. Diese Schilder sind zum Theil von ganz guten Meistern, und man könnte sie ohne Weiteres in einer Gemäldesammlung aufhängen. Da steht „die Hofdame“ neben dem „weißen Wolfen“, der jüngere „König von Ungarn“ und der „Erzbischof von Köln“ gegenüber dem „Amor“ und der „Jungfrau von Orléans“.

Das Centrum der Stadt, die Downingstreet von Wien, ist der sogenannte Graben. An einem Palast siehst Du mit großen Buchstaben angeschrieben „Gunkel“. Gunkel ist die erste Notabilität unter den Kleiderfabrikanten, die sonst Schneider genannt wurden. Ich verfügte mich zu ihm behufs einer consultation en fait de toilette (Berathschlagung über Kleiderfragen). Nachdem er einen prüfenden Blick auf meinen Anzug geworfen, wünschte Herr v. Gunkel zu wissen, bei wem ich arbeiten ließe. Ich nannte Kley in Berlin. „Nicht übel“, sagte der Künstler, „aber gänzlich verfehlt.“ Er wünschte mich dunkelgrün zu sehen, benachrichtigte mich, daß eine weiße Weste tragen eine Art Wahnsinn sei, und daß es nur eine allein seligmachende schwarze Kravatte gebe.

Das Treiben auf den Straßen ist außerordentlich. Sie sind alle sehr schmal und wundervoll gepflastert, aber ohne Bürgersteig, und die Equipagen und Fiaker, welche stets in gestrecktem Trab fahren, jagen ganz dicht an den Häusern hin, daß man sich wirklich in Acht nehmen muß. Kein Wunder, wenn man bei so getheilter Aufmerksamkeit sich alle Augenblicke in diesen hohen, schmalen Straßen verirrt. Aber man blickt dann nur in die Höhe und findet in der Regel den alten Stephan, der mit seiner hohen Spitze den rechten Weg zeigt, oder zu sich winkt, um von diesem festen Punkt aus die Wanderschaft aufs Neue zu beginnen. Wirklich führen alle Wege über den Stephan, und jeden Morgen bleibe ich einige Minuten unter den ungeheuren Gewölben und zwischen den schlanken, hohen, in schönen Quadersteinen geschnittenen Säulen stehen. Auch die Spitze des Thurmes erstiegen wir; 757 Stufen führen auf den sogenannten Starhembergssitz: eine kleine Bank in einer Nische, von welcher aus man das weite Marchfeld überblickt und weit hinein nach Mähren und Ungarn schaut. Da saß mit kummervollem Herzen der alte Starhemberg und bewachte die stets näher rückende Macht der Türken. Die weite Ebene war bedeckt mit ihren Zelten und Pferden, die große, hundert=

tausend Centner schwere Kette, die jetzt im Kaiserlichen Zeughaus hängt, war geschmiedet, um die Donau zu sperren, die österreichische Streitmacht war vernichtet, der Kaiserliche Hof nach Linz geflohen, das Reich von Uneinigkeit, wie immer, zersplittert, und keine Hülfe war daher zu hoffen. Damals gab es noch keine Vorstädte vor Wien, die heute zehnmal so viel Raum bedecken wie die eigentliche Stadt. Derselbe Wall, wie er jetzt noch steht, nur nach einer Seite mit ein paar kleinen Außenwerken versehen, war das Bollwerk des Christenthums. Hunger und Krankheit hatten die unglückliche Stadt aufs Aeußerste gebracht, es handelte sich um Tage und Stunden, so glänzte der Halbmond auf dem Stephan, der Islam triumphirte in der Hauptstadt der christlichen Welt. Wie ganz anders möchte es dann in Europa geworden sein. Die Reiter Sobieskis entschieden damals das Schicksal der Welt.

Von Starhembergs Sitz steigt man noch über 100 Stufen in die Spitze des Thurmes. Von hier übersieht man ganz Wien wie auf einer Landkarte: die Glacis, welche die Vorstädte von der Stadt trennen und die Bastei zu einer der schönsten Promenaden der Welt machen, die Schlösser und Landsitze der Umgegend, das nahe Kahlengebirge und die fernen Karpathen und Alpen, welche schon ganz mit Schnee bedeckt sind.

Da Bergh sehr gute Empfehlungen mit hat, so sind wir gewöhnlich des Mittags eingeladen. Heute wurden wir äußerst freundlich aufgenommen bei einem ungarischen Magnaten, der 50000 Unterthanen in Kroatien hat und der uns fünf verschiedene Sorten Wein vorsetzte, die alle auf seinen Gütern gewachsen. Sehr schätzbare Empfehlungsschreiben nehmen wir von hier aus mit nach Pest, Semlin, Bukarest, Konstantinopel, Smyrna, Athen. Da wir überall an die Gesandten oder einflußreichsten Männer adressirt sind, so wird dies wesentlich zu unserem Fortkommen dienlich sein und die Reise ebenso angenehm als nützlich machen.

Wir gehen nun Sonntag, den 18., früh von hier nach Preßburg und dann mit dem Dampfschiff nach Pest, wo wir zwei Tage bleiben, dann nach Belgrad und die Donau bis Rustschuk hinab — von Wien beinahe an 200 Meilen. In Rustschuk treffen wir den 30. d. M. ein, gehen dann zum Fürsten Ghika nach Bukarest und von dort zu Pferde mit dem Tataren nach Konstantinopel. Diese Art zu reisen ist fast die einzig mögliche, die beste und ganz vollkommen sicher. Nur etwas mühsam und auf dem Balkan etwas frisch wird es sein. Ich werde mir aber in Ungarn einen großen Schafpelz zulegen.

Von Konstantinopel hoffe ich durch die Gesandtschaft schreiben zu können. Leider habe ich keinen Brief von Euch hier erhalten. Ich bitte Dich, mir doch in ein paar Zeilen zu sagen, wie es Dir geht, liebe Mutter, auch Nachricht von den Geschwistern geben zu wollen, und den Brief (auf recht dünnem Papier und nicht doppelt) poste restante nach Neapel zu adressiren. Ich rechne dort im Laufe des Januar einzutreffen und bitte etwa um Weihnachten oder Neujahr zu schreiben und mir, will's Gott, gute Nachricht von Euch Allen zu geben. Mitte März rechne ich in Berlin zu sein. Nun Adieu, liebe Mutter. Gott erhalte Dich.

Bujukdéré bei Konstantinopel, den 30. November 1835.

35 An die Mutter.

Wie lange ist es her, daß ich keine Nachricht von Dir habe; möchtest Du doch gesund und zufrieden sein. Aber ich hoffe, Gott wird Dich beschützen und erhalten. Wenn Du diese Zeilen, wie ich hoffe, zu Weihnachten, erhältst, so ersiehst Du wenigstens, daß ich mancherlei Schwierigkeiten glücklich überwunden, daß ich gesund geblieben und durch einen schönen Aufenthalt in einer ganz neuen Welt gelohnt bin.

Möchte ich Dich doch nur ein Viertelstündchen hier an mein Fenster führen können, unter welchem die krystallklaren Wellen des Bosporus plätschern, gerade als wenn man in der Kajüte eines großen Kriegsschiffes sitzt. Jene Berge, die so nahe, daß man die Fenster der Häuser zählen kann, sind ein anderer Welttheil, sind Asien. Rechts in dem kleinen Wiesenthal siehst Du eine Gruppe riesenhafter Platanen, sie tragen den Namen Gottfrieds von Bouillon, der unter ihnen geruht haben soll, als er mit den Kreuzrittern nach Palästina zog. Auf jenen Bergen ragt das alte genuesische Kastell mit dem Wappen der Republik und der Jahreszahl 1100 über dem Thorweg. Links blickst Du in die hohe See, es ist das Schwarze Meer, der gefürchtete Pontus Euxinus. Schnell, geräuschlos eilen die leichten Kaiks unter meinen Fenstern vorüber, mächtige Kriegsschiffe ankern ganz nahe an den Häusern, und die Dampfschiffe brausen mit flatternden Flaggen vorbei. Die ausgedehnten Begräbnißplätze sind wahre Cypressenwälder, der Lorbeer ist hier ein Baum, und die Pinie sticht mit hellem, saftigem Grün gegen die fast schwarze, regungslose Cypresse freundlich ab. Ueberall blühen noch Rosen in den Gärten, und wir haben Tage, wo die Wärme noch lästig wird.

Am heiligen Abend werde ich in Gedanken bei Euch sein und hoffe, in Athen, wenn nicht in Alexandrien, auf Eure Gesundheit zu trinken. Mitte Januar denke ich in Neapel zu sein, von wo aus ich Dir wieder schreiben werde.

Für heute Adieu, liebe Mutter, halte Dich nur gesund und schone Deine Kräfte. Laß auch die Fußdecke legen und pflege Dich ein Bischen — Du kannst es wohl thun, denn Du hast lange genug für uns gearbeitet. Nochmals tausend Grüße.

Arnautkiöj bei Konstantinopel, den 9. Februar 1836.

36 An die Mutter.

Ob sich mein Aufenthalt hier noch verlängern wird, weiß ich bis jetzt nicht. Mit nächster Post erwarten wir Briefe aus Berlin, welche darüber entscheiden werden. Sehr interessant ist es mir jedenfalls gewesen, den Winter in so neuer Umgebung zuzubringen. Der Seraskier*)

*) Seraskier, türkischer Generalissimus.

ist so wohl zufrieden mit einigen kleinen Arbeiten gewesen, daß er mir gestern eine Tabatière mit Brillanten überreicht hat, die, glaube ich, wohl 100 Louisd'or werth ist und meine ganzen bisherigen Reisekosten deckt. Außerdem hat er ein Pferd aus seinem Stall mit schöner Zäumung und rothem Sammetsattel zu meiner Disposition gestellt, welches im Stall des Grafen Königsmark*) in Pera steht, und mit dem ich jetzt die Gegend durchstreife. Ein Seis ist zur Wartung desselben bestimmt und ein Kavaß mit Handschar, Yatagan und geladenen Pistolen spaziert vor mir einher, wo ich in Konstantinopel gehe, so daß ich ihn kaum los werden kann.

Ich bin seit mehreren Tagen hier im Hause des Dragoman, des ersten Dolmetsch des Seraskiers, welcher, was ich auf Französisch zu Papier bringe, ins Türkische übersetzt. Die Geschäfte gehen hier langsam, zum Glück wird in der Türkei weniger geschrieben als bei uns. Die schriftlichen Erlasse werden hier ungefähr ebenso schnell und in eben der Art angefertigt, wie bei uns die Tapissteriearbeit der Damen, nämlich auf dem Sopha sitzend mit untergeschlagenen Beinen und einem langen Streifen Papier auf den Knieen, auf dem mit der Rohrfeder die Charaktere von der Rechten zur Linken gemalt werden.

Der Armenier, bei dem ich wohne, führt einen großen Hausstand und ist nach hiesiger Art ein reicher, angesehener Mann. Es geht mir nichts ab, unser Tisch ist vortrefflich und der ganze Zuschnitt der nach türkischer Art eingerichteten Wirthschaft sehr unterhaltend. Jede zweite Schüssel ist ein süßes Gericht. Dabei stehen aber wohl zehn kalte Schüsseln auf dem Tisch, von denen Jeder zwischendurch nach Belieben zulangt. Da sind Austern, Muscheln und Kaviar, Käse, Oliven, Ziegenrahm, Salate, Sardellen, Krabben, Hummer, türkischer Pfeffer, Zwiebeln und Früchte aller Art. Wohl sechs oder sieben Mal des Tages wird Kaffee in kleinen Schälchen gereicht. Die Anfertigung dieses Getränks ist sehr verschieden von unserer Art Kaffee zu kochen, der Kaffeegrund wird mit in die Tasse gegossen und das Getränk ohne Zucker und Milch genommen; man gewöhnt sich aber bald daran, es sehr wohlschmeckend zu finden. Zwischendurch wird Eingemachtes herumgereicht, Jeder nimmt sich einen Löffel voll in den Mund und trinkt Wasser hinterdrein, und Tabak raucht hier Jedermann; ich selbst dampfe schon mit einigem, wenn auch geringem Vergnügen aus den 6 Fuß langen Pfeifen mit großer Bernsteinspitze und kleinen Köpfen aus rother Ziegelerde. — Das Schlimmste ist, daß kein Zimmer einen Ofen hat. Die Leute sitzen (denn gehen thut hier Niemand während ganzer Monate) mit großen Pelzen und untergeschlagenen Beinen und kümmern sich wenig, ob die Thüren offen stehen oder nicht. Mitten im Zimmer steht jedoch ein Tisch mit einer weiten, gesteppten Decke überdeckt und unter demselben ein Kohlenbecken. Dort kriecht nun Jeder heran, um sich zu wärmen. Man steht spät auf, gewöhnlich nicht vor neun Uhr, um ein Uhr wird schon beträchtlich gefrühstückt, fünf bis acht Gerichte, Abends um sieben Uhr zu Mittag gespeist

*) Preußischer Gesandter bei der Hohen Pforte.

und um ein oder zwei Uhr erst schlafen gegangen. Uebrigens thut hier Jeder, was ihm eben gefällt. Das ganze Zimmer ist Sopha, die Dielen mit Teppichen belegt und die Wände von einem breiten Divan umgeben, auf dem oft 20 Menschen umhersitzen oder liegen. Einige rauchen, andere schlafen, noch andere spielen Domino, Ecarté oder Whist, die meisten thun gar nichts und wenige sprechen. — Wenn man erst bekannt in der Familie ist, so kommen auch die Damen zum Vorschein, die sehr hübsch sind.

Nichts ist gemüthlicher als die Promenaden hier längs des Wassers. Am Ufer des Bosporus liegt ein altes, von den Türken noch vor Eroberung Konstantinopels erbautes Schloß. Die hohen, weißen Mauern mit Zinnen und Thürmen ziehen sich seltsam den steilen Abhang hinauf und hinab, daß die Erzählung wahr zu sein scheint, welche sagt, Sultan Mahmud habe als Bauplan seine Namensunterschrift gegeben. — Säulenschäfte, Karniese und zierliche Skulpturen ragen aus den riesenhaften Thürmen hervor, in welche sie mit Grabsteinen, Ziegeln und Felsblöcken eingemauert sind. Fünf Jahrhunderte haben fast nichts verwischt von diesen Fußtapfen, die der Islam bei seinem ersten Herüberschreiten von Asien dem europäischen Boden eingedrückt hat. Von hier drang er bis Tirol und in Deutschland vor, und wenig fehlte, so machten seine Bekenner aus dem Stephan in Wien eine Moschee wie aus der Sophia zu Konstantinopel, in welcher volle tausend Jahre das Kreuz verehrt wurde. Dies alte Schloß ist das gewöhnliche Ziel meiner Spaziergänge. Der Bosporus rauscht wie ein mächtiger, reißender Strom hier vorüber, und Hunderte von Delphinen springen schnaubend und plätschernd auf der Oberfläche herum. Diese Thiere dürfen hier nicht gefangen werden und speisen wahrscheinlich eben so viel der köstlichen Butten, Palamiden und Goldfische wie die ganze Bevölkerung der Hauptstadt. Die felsigen Höhen längs des Wassers sind mit immergrünen Cypressen bewachsen, aber längs des Flusses zieht sich eine ununterbrochene Reihe von schönen hölzernen Sommerwohnungen. Nach Pera fahre ich im Kaik oder reite in einer Stunde hinab; übermorgen, am jeudi-gras (Donnerstag vor Fastnacht), haben wir eine Maskerade beim russischen Gesandten. Es ist für mich ein slavonischer Anzug aus Smyrna verschrieben, aber leider war er heute noch nicht angekommen. Ich werde am Ende als Europäer verkleidet hingehen müssen. Für heute Adieu, liebe Mutter.

Sultan-Hissar, Dardanellen, den 27. März 1836.

37 An die Mutter.

Der Pascha der Dardanellen, dem ich empfohlen war, hat mir ein hübsches kleines Haus am Ufer einräumen lassen, in welchem ich schon beinahe vierzehn Tage wohne. Von meiner Terrasse habe ich eine prächtige Aussicht über die Meerenge, in welcher die großen Kauffahrteischiffe mit den Flaggen aller Nationen ohne Unterlaß vorüberziehen. Gestern

führte ein frischer Südwind in einer halben Stunde einhundert und fünfundzwanzig Fahrzeuge vorbei. Die Dardanellenstraße ist hier nicht breiter als wie ein großer Strom, etwa wie der Rhein bei Köln, und die alterthümlichen Schlösser an den Ufern geben ihr ein ganz eigenthümliches Ansehen. Gegenüber erhebt das europäische Ufer sich steil und felsig, und die warmen Abende und Mondscheinnächte sind hier wunderschön. Die Wellen plätschern unter meinen Fenstern oder brausen gewaltig, wenn der Südwind sie aufregt.

Ich benutzte einen der ersten Tage, um eine Ausflucht nach der Troas zu machen. Meine kleine Karawane bestand aus zwei Surugi, ? ? zwei bewaffneten Kavassen, einem Dolmetsch der Gesandtschaft und mir. Wenn ich sage, daß wir die Ruinen von Abydos und Dardanus und Rhoeteum durchwandelten, so will das nur sagen, daß wir einige Steinhaufen gesehen. Aber die Namen schon sind interessant hier. Der Ida war noch mit hohem Schnee bedeckt und der Skamander oder Simois war so stark angeschwollen wie damals, als so viel erschlagene Troer hineingeworfen wurden. Gleich jenseits am Vorgebirge von Sigeum vorüber erheben sich die Grabmäler des Ajax, Achill und Patroklus, und bald darauf gelangt man an einen oben flachen Hügel, auf welchem einst Pergamons stolze Zinnen sich erhoben haben sollen. — Es that mir leid, daß ich seit Hohenfelde die Ilias nicht wieder gelesen habe. — Das Land ist auch hier nur eine weite Wüste, selten nur trifft man ein ärmliches Dorf von Häusern ohne Dächer. Aber dem Fremden ist doch so Manches neu: die Baumwollenfelder, Kameelheerden auf der Weide und besonders der Anblick der Inseln im Archipel. Diese sind wegen der ungeheuer hohen Berge, welche sie tragen, so schön. Zunächst lag Tenedos, hinter welchem Ulysses die Flotte der Achäer versteckte, dann Samos, Mytilene und Imbros, auf dessen Gipfeln der Schnee selbst im Sommer noch liegen bleibt. Gegen Abend erreichten wir ein türkisches Dorf. Der Aga kam uns zu begrüßen und sprach in üblicher Weise: „Möge Dein Abend glücklich sein, Herr, ist Deine Laune gut?“ Darauf wies er uns ein Haus an; die Pferde, welche acht Meilen gemacht, wurden in den Stall gezogen und Teppiche am Feuer für uns ausgebreitet. Bald erschien ein Diener mit einer ungeheuren hölzernen Scheibe auf dem Turban, auf welcher das Abendessen in zinnernen Schüsseln aufgestellt war. Es bestand wie gewöhnlich aus Pillaw, Hammelfleisch, Oliven, Honig und Scherbett. Messer und Gabel giebt es nicht, aber das Waschbecken wird vor und nach dem Essen herumgereicht. Damit es an diesem Tage nicht an Merkwürdigkeiten fehlen sollte, so veranstaltete die Natur auch ein kleines Erdbeben in drei Reprisen. Der erste Stoß war der stärkste; alle Leute stürzten aus den Häusern, es war fünf Uhr Nachmittags, aber da ich zu Pferde auf freiem Felde hielt, so habe ich nichts davon gespürt. Der zweite Stoß erfolgte um zehn Uhr Abends, und diesen habe ich ebenso wenig gemerkt, weil ich nach der großen Ermüdung im ersten Schlaf war, aber um drei Uhr Morgens wachte ich davon auf, daß ich, auf der Seite liegend, auf einer Matte herumgeworfen wurde, gleich

darauf klappten alle Thüren und Fensterladen (denn Fensterscheiben giebt es dort nicht).

Am folgenden Morgen besuchte ich die Ruinen von Troas Alexandra, welches Antigonus zu Alexanders des Großen Zeiten baute. Sie sind von unglaublicher Ausdehnung, und ich verfolgte eine Viertelmeile weit ein Fundament von riesengroßen Felsblöcken, welche vielleicht die Stadtmauer getragen haben. Endlich gelangten wir zu einer prachtvollen Ruine im größten Stil. Es waren die Ueberbleibsel des berühmten Schlosses der einhundert Thore. Diese Bögen und Felsblöcke, ohne Mörtel aufeinander geschichtet, können recht gut noch andere dreitausend Jahre stehen. In der näheren Umgegend giebt es keinen Ort, den ich nicht besucht hätte.

Pera, den 6. April 1836.

Es ist mir ganz unmöglich, heute mehr noch hinzuzufügen, als daß ich von meiner Ausflucht wohlbehalten zurückgekehrt und zu meiner großen Freude einen Brief von Vater und von Dir, liebe Mutter, vorgefunden. Die Beantwortung wird wohl erst heute über acht Tage erfolgen, doch will ich versuchen, wie weit ich heute damit komme, ehe die Post abgeht. — Gottlob, daß Ihr alle gesund seid; Lenchen danke ich herzlich für ihre Zeilen, die mir viel Vergnügen gemacht. Ich werde doch noch eine Weile auf dem Seil tanzen müssen, ehe ich zu ebener Erde komme. Ich habe Briefe aus Berlin von meinem Chef, nach denen ich mich erklären soll, ob ich, unter übrigens sehr annehmbaren Bedingungen, ein Kommando auf längere Zeit, vielleicht ein paar Jahre, hier annehmen will. Die Pforte hat nämlich einige preußische Offiziere vom König verlangt. Ich habe ihm darauf geantwortet, daß dies nicht so sehr in meinem Wunsche liege, daß ich darum bitten sollte; wenn aber Se. Excellenz erachten, daß ich durch meinen seitherigen Aufenthalt befähigt sei, meinen übrigen Kameraden hier wesentliche Dienste zu leisten, ich mir gewiß Mühe geben würde, auch bei diesem Kommando seine Zufriedenheit zu erwerben. Kurz, ich habe eher abgelehnt, als verlangt, aber die Sache ganz der Entscheidung meines Chefs anheimgestellt, und das ist immer das Beste. Du wirst durch Eduard vielleicht früher als ich erfahren, was darauf verfügt wird. Für heute Adieu, liebe Mutter.

Der Oelzweig ist vom Grabe des Patroklus.

Konstantinopel, den 28. April 1836.

38 An die Mutter.

Ob mein Aufenthalt sich hier noch beträchtlich verlängern wird oder ob ich im nächsten Monat plötzlich abreise, hat sich noch nicht entschieden. Erst in drei bis vier Wochen können die Befehle meines Generals hier eintreffen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man mich dazu bestimmt, einstweilen noch in Konstantinopel zu bleiben, da ich einmal das Terrain hier kenne und der Seraskier ein besonderes Vertrauen in mich gesetzt

hat. Der Aufenthalt hier ist auch in vieler Beziehung sehr interessant und wird pekuniär gewiß ganz vortheilhaft werden; aber wenn man schon eine Zeit hier gewesen und der Reiz der Neuheit verschwunden ist, so sehnt man sich doch gar sehr nach Europa. Die Anwesenheit von zehn meiner Kameraden, deren Ankunft man schon erwartet, wird die Sache freilich um Vieles angenehmer machen.

Ich wohne noch immer im Gesandtschaftshotel zu Pera. Das Leben ist äußerst einförmig. Ich stehe nicht allzu früh auf, bedenkend, daß der Tag vierundzwanzig lange Stunden hat. Bis zum Frühstück um zwölf Uhr habe ich zu arbeiten, und das ist noch ein Glück, dann mache ich gewöhnlich einen Spaziergang mit den jungen Leuten von der Gesandtschaft. Man schlendert nach einem der zahlreichen Cafés, setzt sich auf einen niedrigen Strohschemel, raucht die Nargileh oder die Wasserpfeife, sieht den Schiffen nach, die durch den Bosporus ziehen, und den Delphinen, die zu Hunderten um sie herumtanzen. Der Kreis des Ideenaustausches ist mäßig beschränkt, Jeder weiß schon im voraus, was der Andere wissen kann; nachdem man also ermittelt hat, ob es Nord- oder Südwind und ob man den Olymp sehen oder nicht sehen kann, schlendert man wieder nach Hause und weiß genau, ob morgen Regen sein wird oder Sonnenschein. Es ist das Land behaglicher Faulheit hier und eine ganze Nation in Pantoffeln. — Gegen Abend mache ich dann noch einen Ritt nach dem Thal der süßen Wasser, um sieben Uhr wird zu Mittag gegessen, und was man dann des Abends noch macht, weiß ich eigentlich gar nicht.

Die Feierlichkeiten zur Vermählung der Prinzessin Sonnemond oder Mihrimah fangen heut Abend mit einem Feuerwerk auf dem Bosporus an. Man hat schon vor vier Wochen ein kleines Kunstfeuerwerk im Innern des Laboratoriums gegeben, bei welchem 180 Menschen in die Luft geflogen sind, es war aber ihr Kismet oder Schicksal.

Bujukdéré, den 26. Juli 1836.

39 An die Mutter.

Ich melde Dir heute nur mit zwei Worten meine Rückkehr aus den Dardanellen, wo ich vierzehn Tage geblieben bin. Da ich sogleich nach Pera reiten muß und alle diese Tage vom Morgen bis Abend zu zeichnen gehabt habe, so ist es mir unmöglich gewesen, einen ordentlichen Brief zu schreiben. Heute liefere ich meine Arbeit ab, und mit nächster Post werde ich wohl etwas mehr Muße haben. Während meiner Anwesenheit in D. habe ich ziemlich von der Hitze und mehr noch von Mücken, Wanzen, Flöhen und Konsorten zu leiden gehabt; das Seebad, welches ich unter dem Fenster hatte, war meine einzige Rettung. Bei meiner Rückkehr strandete das türkische Dampfschiff dicht vor dem Hafen, der Pascha verfügte sich in einem Kaik zum Großherrn und schickte mir sogleich einen andern, um mich ans Land zu begeben. Wir arbeiteten indeß die ganze Nacht, um flott zu werden, weil wir dem armen englischen

Kapitän gern beistehen wollten und die Türken nicht viel anzufangen wußten. Alle Anstrengungen waren aber vergebens, da wir mit großer Gewalt, glücklicherweise nur auf Sand, gelaufen waren. Gegen Morgen kam ein zweites Dampfschiff der Regierung und eine große Menge Menschen zur Hülfe; Alles umsonst. Erst nachdem die Kohlen, aller Ballast ausgeschifft, und das Wasser aus dem Kessel gelassen und das andere Dampfschiff hinten an das unsere angespannt, wurden wir wieder flott.

Hier in Bujukdéré ist der Aufenthalt sehr angenehm; die neueste Neuigkeit ist, daß die Pest im Serail des Großherrn ausgebrochen, so daß der gute Mann die Flucht hat ergreifen müssen. Dies ist vielleicht recht gut und wird zu strengeren Maßregeln führen. Hier ist Alles gesund. Da sieben Wochen seit meinem Brief vom 8. Juni verflossen, in welchem ich mein längeres Hierbleiben anzeigte, so hoffe ich nun gewiß, mit nächster Post Nachricht von Euch zu erhalten. Die Postverbindung ist so regelmäßig, daß ich mit Bestimmtheit in 42 Tagen Antwort aus Berlin und in 52 Tagen aus Holstein haben könnte.

Was mich betrifft, so werde ich jedenfalls noch drei Monate hier verweilen, hoffe aber zum Spätherbst zurückzukehren und werde Dich dann, wenn auch nur auf einige Tage, in Schleswig besuchen.

Adieu, liebe Mutter.

Bujukdéré, den 20. Oktober 1836.

40 An die Mutter.

Ich kann unmöglich die heutige Post wieder abgehen lassen, ohne Dir zu schreiben, zumal da ich Deinen lieben Brief vom 17. August nun schon drei Wochen lang in Händen habe. Gottlob, daß er gute Nachrichten von Euch Allen enthält und daß Du auch in diesem Sommer mit Deiner Gesundheit zufrieden bist.

Noch immer ist nicht entschieden, ob von unseren Offizieren welche herkommen oder nicht. Sie können aber jeden Tag hier eintreffen, da sie wohl beinah so schnell wie die Antwort auf unsere Briefe reisen werden. Sowie sie eintreffen, werde ich auf meine Abberufung antragen und kann die Ermächtigung dazu in sechs bis acht Wochen hier haben. Kommen sie überhaupt nicht, so werde ich vielleicht um so eher abgehen können, und jedenfalls hoffe ich, daß meine Abreise bis Neujahr möglich sein wird.

Ich bin in diesem Augenblick gar sehr beschäftigt mit einer Arbeit, die mir zugleich viel Vergnügen macht, nämlich mit einer Aufnahme des Terrains zu beiden Seiten des Bosporus. Es giebt viel Berge zu erklettern, aber die Mühe wird durch wunderschöne Aussichten belohnt. Wir haben ein herrliches Herbstwetter hier, und die feuchte Seeluft erhält alle Bäume und Pflanzen grün, obwohl es seit vier Monaten nicht geregnet hat. Früh Morgens stehe ich auf und lasse mich gleich ins Meer hinabplumpsen (ich habe die Gelegenheit benutzt, um einhundert Seebäder zu nehmen), dann trinke ich meinen Kaffee und trete mein Tagewerk an, entweder in der Schaluppe mit Segeln oder in einem schnellen Ruderfahr-

zeug oder landeinwärts zu Pferde. Die Arbeit dauert neun bis zehn Stunden, und Abends finde ich ein vortreffliches Diner. Ich habe eine offene Ordre in türkischer Sprache, um in alle Festungen und Batterien zugelassen zu werden, außerdem einen Kavaß, einen Tschausch oder Korporal und so viel Soldaten, wie ich will, zur Begleitung und zum Tragen der Instrumente. Seit dem 1. d. M. habe ich schon eine Strecke von einer halben Meile Länge und dreiviertel Meilen Breite fertig und stehe im Begriff, mich auf acht oder vierzehn Tage nach dem Fanal oder Leuchtthurm am Eingange des Schwarzen Meeres zu quartieren, um durch die Hin- und Herreise nicht zu viel Zeit zu verlieren.

Von allen meinen Ausflügen habe ich Dir einige Kerne und Samen gesammelt, Datteln aus Smyrna, Rosen vom Olymp und Tamarinden von hier. Ich hoffe, daß sie unter Deiner glücklichen Hand alle gedeihen werden. Für heute Adieu, liebe Mutter.

Pera, den 6. Februar 1837.

41 An die Mutter.

Ich muß Dir gestehen, daß ich mich nicht mehr recht besinnen kann, ob Dein Geburtstag auf den 2., 3. oder 4. d. M. fällt. Um daher sicher zu gehen, habe ich alle diese Tage an Dich gedacht und den Himmel gebeten, daß er uns Dich noch viele Jahre so gesund und zufrieden wie möglich erhalten wolle. Ich bitte Dich aber, mir das genaue Datum doch in Deinem nächsten Schreiben mittheilen zu wollen.

Du wirst aus meinem Brief vom 21. v. M.*) meine Audienz beim Großherrn und ihre Folgen ersehen haben. Von meinem Chef erhielt ich unlängst ein Schreiben, demzufolge des Königs Majestät mir befiehlt, vorläufig noch hier zu verbleiben. Dies ist allerdings nicht so ganz nach meinen Wünschen, hat aber doch zwei sehr gute Seiten; einmal zeigt es, daß man in Berlin zufrieden ist, und dann ist es für meinen Geldbeutel ganz profitabel.

Seit vierzehn Tagen bin ich hier in Pera etablirt, weil der Großherr mir aufgetragen hat, einen Plan von Konstantinopel aufzunehmen. Der Winter war ganz ausgeblieben, Abends ging man im bloßen Frack auf der Terrasse vor meinem Hause spazieren, und die Arbeit förderte trefflich. Plötzlich vor vier Tagen dreht der Wind gegen Norden, und wir sind au beau milieu de l'hiver (mitten im Winter). Die alten Cypressen vor meinem Fenster neigen ihre Zweige bis zur Erde unter der Last des Schnees, und der Sturm rüttelt an den hölzernen, gebrechlichen Häusern, daß sie unfehlbar umstürzen würden, wenn ihr Kismet nicht wäre, daß sie verbrennen sollen. Mit Schrecken blicke ich auf die spindeldürren, schwindelnd hohen Minarets gegenüber zur Sulimanieh, von welchen der Muezzin

---

*) Abgedruckt in dem VIII. Bande der Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei". Sechste Auflage. Berlin 1893. E. S. Mittler & Sohn. Seite 113.

durch Sturm und Schneegestöber hinabruft, daß „Allah groß ist", denn das scheint fast unglaublich, daß diese 100 Fuß hohen und nur 8 Fuß dicken Säulen aufrecht bleiben können. Sie stehen aber doch schon 400 Jahre und mögen schon andere Stürme gesehen haben.

Mir ist diese Dekorationsveränderung gar nicht sehr genehm, denn ich brauchte nur noch acht Tage, um meine Karte zu beendigen. Dennoch ist dieser Winter-Paroxysmus ein großes Glück, da er wahrscheinlich die Pest für dieses Jahr beenden wird. Ich habe mir früher nie erklären können, weshalb man die Türken immer in Pelzen abbildet, und wie unterm 40. Breitengrade Pelzwerk ein Hauptartikel der Bekleidung sein kann. Jetzt wird mir das deutlicher. Du sähest mich hier zwischen einem Ofen und einem Mangall (Kohlenbecken) und dennoch in eine große, gesteppte Bettdecke gewickelt sitzen. Das Feuerbecken glüht, der Ofen thut sein Möglichstes, aber die Temperatur im Zimmer will aller Anstrengungen ungeachtet nicht über $6^1/_2$ Grad Wärme (sehr uneigentlich so genannt) steigen, denn der Wind wirft den Schnee bis auf meinen Schreibtisch. Die Häuser sind aus Schwefelhölzern gebaut, und die Erfindung des Kitts an den Fensterscheiben ist noch nicht in die Staaten der sublimen Pforte eingedrungen. Keine Thür schließt, und durch die fingerbreiten Ritzen des Fußbodens dringt ein Strom von kalter Luft, daß das Papier auf den Dielen umherfliegt. Wie gern setzte ich mich ein Stündchen zu Dir auf das Sopha in Deiner wohlgeheizten Stube, und Lene brächte den großen kalten Braten, die langen Stielgläser, und ich würde Dir genug zu erzählen haben.

Die Karte, welche ich von der Gegend hier aufgenommen, kostet mir schon über 100 Thaler, aber sie wird mir in Zukunft eins der angenehmsten Resultate meines Aufenthalts in der Türkei sein. Sie umfaßt gegenwärtig den ganzen Bosporus von der Mündung des Schwarzen Meeres bis fünf Meilen weit herunter nach dem Marmara-Meer und 1 bis $1^1/_2$ Meilen weit zu beiden Ufern ins Land hinein. Sie enthält Bujukdéré, wo die Gesandten wohnen, Therapia, wo Medea ihre Zauberkräuter pflückte, die Cyanäen, welche die Argonauten umschifften, die Hissare, welche die türkischen Sultane befestigten, Konstantinopel mit den Mauern der griechischen Kaiser und dem Serail, welches die Stelle des alten Byzanz einnimmt, Pera und Galata, welches die Genuesen erbauten, Kadikjöi oder das alte Chalcedon, die Ebene von Daudpascha, wo die Janitscharen sich versammelten und wo sie den Sandschak Scherif oder die Fahne des Propheten empfingen, wenn sie gegen die Christen auszogen, die Wasserleitungen des Kaisers Valens und des Sultans Suleiman, das Ende des Balkans und den Anfang der Bithynischen Kette.

Nun, liebe Mutter, schließe ich mit der Bitte, alle Brüder und Schwestern grüßen zu wollen. Schütze Dich gut gegen die Kälte, bleibe recht gesund und behalte stets lieb Deinen Helmuth.

Moltke war am 27. Dezember 1839 auf der Rückreise aus der Türkei in Berlin wieder eingetroffen und demnächst dem Generalstabe des IV. Armeekorps zugetheilt. Im Spätherbst 1840 trat er, immer noch an den Folgen der in der Türkei durchgemachten Anstrengungen leidend, einen längeren Urlaub nach Italien an, welcher Reise wir die beiden einzigen vorhandenen Briefe an seinen Vater verdanken. Siehe Charakterbild S. 22.

Magadino am Lago Maggiore, den 2. November 1840.

42 An den Vater.

Am 22. Oktober hatte ich in Ilmenau vier Wochen zugebracht und nahm mein letztes Bad im Schnee, der durch das offene Dach in die Douche hineinfiel. Die schönen Tannen des Thüringer Waldes beugten ihre Zweige unter der weißen Bürde, und als ich das Gebirge überschritten, vertauschten wir den Schnee gegen Regen und Sturm. Leider passirte die Post Koburg und Bamberg bei finsterer Nacht, und ich bekam nichts von dieser schönen Gegend zu sehen.

Nicht wenig überrascht war ich, auf dem Wege von Nürnberg im dunklen Postwagen eine türkische Unterhaltung anfangen zu hören, aber noch mehr waren es die beiden von der Leipziger Messe zurückkehrenden Armenier, als sich ein Dritter in ihr Gespräch mischte. Der Aeltere war in der Nähe von Egin am Euphrat gebürtig, und als ich ihm die Dörfer und Berge jener Gegend hernannte, die ich mehrfach durchkreuzt, als ich ihm erzählte, daß die Kurden, welche so oft sein Dorf verwüstet, bezwungen seien, und daß man angefangen habe, die Kirche wiederherzustellen, da ging ihm das Herz über. Er war 46 Jahre aus seiner Heimath fort, aber er wußte genau, wie viele Maulbeerbäume auf seinem Weinberge stehen müßten, und was für Obstsorten am Hause wüchsen. Haus und Garten hatte er als zehnjähriger Knabe seinen türkischen Drängern preisgegeben, war nach Konstantinopel ausgewandert und hatte sich durch Sparsamkeit und Handel ein Vermögen erworben.

Ostern vorm Jahr reist Jam Karabetha zur Leipziger Messe, ein Jude schwatzt ihm ein Loos zur Berliner Lotterie auf, und der Mann gewinnt — 50 000 Thaler. Seine Eltern sind längst gestorben, zwei Schwestern wohlhabend in der Walachei verheirathet, Brüder, Frau und Kinder hat der schon betagte Mann nicht. So hegt er nur einen Wunsch, vor seinem Tode noch einmal nach Merkeß am Euphrat zurückzukehren, um sein Vermögen für sein Dorf anwenden zu können. Es war rührend, anzuhören, wie er sich die Scene ausmalte, wenn er sich die Echtzar oder Aeltesten versammelte (die wahrscheinlich alle schon begraben), wie er die Kirche ausbauen, Bäume pflanzen, die Erfindung der Schubkarren in einem Lande einführen wollte, wo alle Lasten noch auf der Schulter geschleppt werden, wie er Kartoffeln mitnehmen wollte, die man dort nicht kennt, einen Pflug mit Rädern bauen wollte u. s. w. In der That, ein solcher Mann wäre der Wohlthäter seiner Heimath. Nicht die fränkischen Instrukteure und europäische Taktik und nicht der Hattisherif von Gülhane

sind dem Lande noth, sondern der Schubkarren und die Kartoffel. Aber alle diese schönen Pläne lassen sich nur verwirklichen, wenn Sicherheit des Eigenthums und der Person da ist, und gerade das darf der wackere Mann nicht am Euphrat erwarten, am wenigsten, seit nach der Niederlage des türkischen Heeres die Kurden frei geworden und ihr altes Raubwesen wieder begonnen. So mußte ich dem Armenier rathen, noch zu warten, und ihn auf eine Zukunft vertrösten, die er kaum erleben wird.

Doch ich kehre aus Armenien nach Schwaben zurück, ein köstliches Land mit Waldgruppen und Wiesen, Dörfern und Mühlen, alten Ritterburgen und freundlichen Städtchen bedeckt. Gleich Ellwangen ist eins der niedlichsten, die man sehen kann, mit einem schönen Schloß, einem großen Kloster mit Thürmen und Wallfahrtsörtern. Die Straßen in Württemberg sind wohl unterhalten, aber unbegreiflich geführt. Es scheint, daß man noch genau die Richtung beibehalten habe, die sie zur Zeit hatten, als die Ritter noch oben auf den Gipfeln der spitzen Basaltkegel, auf dem Rechberg, Staufen und Hohentwiel, horsteten. Später hat man die Saumpfade in Fahrwege und diese in Chausseen umgewandelt. Sie scheinen die Höhen absichtlich aufzusuchen, und selbst im schönen Rems-Thal, in dem man zehn Meilen weit hinfährt, erklimmt man mühsam Anhöhen, um jenseits mit zwei Hemmschuhen wieder hinabzufahren. Wer zu seinem Vergnügen reist, verliert dabei nichts, aber es ist ein schreckliches Loos, Postpferd in Württemberg zu sein. Wo die Rems sich in den Neckar ergießt, senkt man sich in ein weites, wunderbar schönes Thal. Das liebliche Städtchen Cannstatt mit einer prachtvollen Brücke über den Strom, der hier über ein langes Wehr braust, reiche Felder und Dörfer mit stattlichen Kirchen und Thürmen füllen den Grund aus. Das im antiken Stil erbaute Lustschloß Rosenstein erhebt sich über dem Städtchen, und hohe Berge schließen den Kessel ein, an dem Weinberge mit zahllosen weißen Winzerhütten viele hundert Fuß emporsteigen, und deren Gipfel Burgtrümmer krönen. Eine schöne Straße zwischen hohen Pappeln und durch Gartenanlagen führt in einer halben Stunde nach Stuttgart. Ich ziehe in mancher Hinsicht die württembergische der gefeierten bayerischen Hauptstadt vor. Hier hat der König Alles, dort die Einwohner mehr gethan, und die Lage von Stuttgart ist ebenso schön, als die von München trostlos ist. Stuttgart füllt den ganzen Boden eines tiefen Bergkessels aus; unmittelbar hinter den Häusern steigen die Anhöhen schon empor, welche bis zu ihrem Gipfel mit Weingärten bekleidet sind. Felder und Aecker sieht man nirgends, es ist, als ob die Stadt nur von Trauben lebt. Es war eben Weinlese, und Raketen und Schüsse leuchteten rings umher aus der Abenddämmerung hervor. Ein Vorzug von Stuttgart ist endlich das Marquardtsche Hotel, der beste Gasthof, den ich irgend gefunden, und in dem ich mich nach drei auf dem Postwagen zugebrachten Nächten köstlich erquickte.

Mein erster Gang war auf den hohen Thurm der Stiftskirche, und es lohnt wohl, die zweihundertundfünfzig Stufen zu ersteigen. Man über-

blickt hier Alles und kann sich nachher leicht orientiren. Dann besuchte ich das alte Schloß, eine schöne Burg mitten in der Stadt mit großen runden Thürmen und prachtvollen Arkaden im Schloßhof. Die Vorfahren liebten nicht nur, ihre Wohnungen auf die höchsten Gipfel zu legen, sondern bewohnten auch in denselben gern die obersten Geschosse. Ein alter Graf von Württemberg hat sich daher hier eine Stiege anlegen lassen, auf welcher man bequem bis zum vierten Stockwerk hinaufreiten kann. Ein Stein an der Thürschwelle diente zum Auf- und Absitzen Im Erdgeschoß befindet sich eine schöne Reitbahn, in der die Turniere gehalten wurden. Das neue Schloß ist ein recht schönes Gebäude und steht im besseren Verhältniß zur Größe des Landes als das Christiansborger, wo die Kräfte des Staates nicht ausreichen, die Zimmer zu heizen.

Vormittags fuhr ich nach Cannstatt, wo ich ein köstliches Bad in einem Sauerbrunnen nahm. Dieser sprudelt mannsstark und zwei Fuß hoch in einer großen Marmorschale empor. Er hat einen höchst angenehmen Geschmack. Nach der Parade besah ich noch die Königlichen Ställe mit zweihundertundfünfzig Landbeschälern. Im Leibstall bewunderte ich einige echte Araber, kleine Schimmel, die kaum vier Fuß zehn Zoll maßen, und von denen man aus englischen Stuten die größten Pferde gezogen hatte. Der König kam darüber zu. Er geht öfters in sein Ställe, der Zutritt ist auch eigentlich untersagt, indeß grüßte er freundlich

Ueber Tübingen, das ebenfalls sehr hübsch liegt, richtete ich nun meinen Weg nach Basel, wo ich Morgens früh eintraf und mich sogleich aufmachte, den „Laufen“ zu sehen. Ich erlasse Dir die Schilderung dieses Naturwunders; man könnte auch ebenso gut eine Musik wie einen Wasserfall beschreiben. Ohnehin hat schon Jedermann so viel über den Rheinfall gelesen, ehe er einmal selbst hinkommt, daß dies Schauspiel wohl sehr schön sein muß, um dennoch allen Erwartungen zu entsprechen. Alles ist hier in großem Maßstabe, die Breite des Stromes 200 bis 300 Fuß, die Höhe des Wasserfalles 80 Fuß und die Wassermasse ungeheuer. Zwei schöne Burgen erheben sich neben dem Sturz, und die schneebedeckten Alpen bilden den Hintergrund.

Ganz besonders imposant ist der Anblick auf dem linken Ufer vom Schlosse Laufen. Die Bildung der Felswand drängt den herabstürzenden Wasserstrahl etwas nach der Mitte des Stromes zu, so daß ein schmaler Raum zwischen dem Gestein und dem unteren Theil der Kaskade blieb. In diese Spalte hinein hat man von starken Balken und eisernen Klammern ein Gerüst gebaut, auf dem man dem gewaltigen Rheinfall ganz nahe treten kann. Von der Burg steigt man viele Stufen zu jener Brücke herab, und indem man um die letzte Felsecke tritt, sieht man nicht ohne Entsetzen die furchtbare Wassermasse gerade auf sich zustürzen. Kein Menschenwerk könnte diesem Andrange auch nur eine Minute widerstehen, wenn der Strom nicht schon von oben her in seiner Richtung bestimmt wäre. Die Felsen selbst erzittern fühlbar unter dem Fall einer Masse von mehreren Millionen Pfund, der sich in jeder Sekunde erneuert. Die smaragdgrüne, klare Fluth hat sich in schneeweißen, siedenden

Schaum verwandelt; donnernd wüthet sie in weißgelockten Wogen herab, thürmt sich hochauf an den Felsblöcken, die ihr widerstehen, wühlt sich tief ein unter dem Spiegel des unteren Stromes und kommt zischend und wirbelnd weiterhin wieder zu Tage. Dichte Dampfwolken steigen aus dieser Wasserhöhle empor, und lichte Regenbogen schweben in ruhiger Klarheit auf dem rastlos bewegten Gewühl, „like love that watches madness“ (gleich Liebe, die Wahnsinn behütet). Sollte man glauben, daß Jemand, der diesen Anblick in der Wirklichkeit genießen kann, sich in ein Zimmer einschließen wird, um das Bild desselben zu beschauen? Und doch hat man nicht so Unrecht, es zu thun. Freilich ist es die Natur selbst, welche dieses Bild zeichnet. Unterhalb des Falles erhebt sich im Strom das alte thurmartige Schloß Wörth, jetzt eine Restauration. In einem der oberen Gemächer siehst Du eine mit weißer Leinwand überzogene Scheibe hängen. Die Fenster werden geschlossen, und flugs malt Dir eine Camera obscura den ganzen prächtigen Rheinfall mit unnachahmlicher Treue, alle Details in reizender Ausführung, auf die weiße Leinwand — eine kostbare Studie für die Landschaftsmaler, aber auch so noch in seiner steten Beweglichkeit schwer aufzufassen und schwerer wiederzugeben. Der erste Lichtstrahl durch das wiedergeöffnete Fenster zerstört den ganzen Zauber. Ich hatte das Glück, den Rheinfall bei reichlichem Wasser und an einem sonnenhellen Mittag zu sehen, und nehme davon ein bleibendes Bild im Gedächtniß mit.

Am Abend kam ich in Zürich an, einer der reizendsten Städte, die man sehen kann. Sie liegt in einem tiefen Thal, wo die klare Limmat mit reißender Schnelle aus dem prachtvollen Gebirgssee abfließt. Die lange Brücke, die unmittelbar über die Ausmündung führt und von dem Stadthause, der Halle und dem schönen Dom umstanden ist, bildet eine der köstlichsten Promenaden, die man irgendwo findet. Am Ende des Sees erheben die schneebedeckten Alpen von Glarus, der Gotthard, die Gletscher des Berner Oberlandes ihre Riesenhäupter in weitem Halbkreise und wurden von der sinkenden Sonne noch erleuchtet, während ein zauberisches Halbdunkel schon auf der spiegelglatten Fluth ruhte, die ein Dampfschiff in leise Wellenbewegung versetzte. Zürich war bisher befestigt, und man hat Mühe, zu glauben, daß nicht die Natur, sondern Menschenhände diese Berge von Erdwällen mit schöner Mauerbekleidung aufthürmten, welche die Stadt gegen die sie umgebenden Höhen defiliren sollten. Gegenwärtig hat man vollauf zu thun, jene Wälle wieder abzutragen. Die Baustellen waren in Zürich zu enormen Preisen angewachsen und die Straßen überaus enge gebaut; erst jetzt, nachdem die Stadt ihr Eisenkleid auszieht, dehnt sie sich freier aus. Prachtvolle Gebäude, wie die Kornhalle und das Krankenhaus, steigen empor. Der Besitzer des trefflichen Gasthofes, in dem ich wohnte, hat ein Stück See für 12 000 Gulden gekauft. Seit drei Jahren schon führt er unablässig ein Stück Wall hinein, schon hat man ihm vierzigtausend Gulden für diesen Bauplatz wieder geboten. In Zürich hatte ich die Freude, in einem Schweizer Blatte die Nachricht von der Einnahme von Sayda in Syrien mit dem

Nachsatze zu lesen: „Die Vordersten bei Erstürmung des Platzes waren Se. Königliche Hoheit der Erzherzog Albrecht und der preußische Hauptmann Laue.“ Wäre mein armer Freund ein Franzmann, die ganze große Nation würde die Backen voll davon nehmen; da er aber nur ein Preuße ist, so wird wohl Keiner weiter Kenntniß davon nehmen.

Zur Feier meines Geburtstages veranstaltete der Himmel ausnahmsweise einmal einen Sonnenschein, und ich machte eine unvergeßlich schöne Tour von Zürich über den Albis längs des Zuger Sees nach Schwyz und Brunnen am Vierwaldstätter See. Seit den letzten Jahren hatte ich diesen Tag in recht verschiedenen Umgebungen zugebracht. 1833 in Genua, darauf in Kopenhagen, dann am Bosporus und am Euphrat, voriges Jahr krank, aber unter der treuen Pflege meines Freundes Vincke und seiner Frau zu Pest, dies Jahr wohl und munter am Fuße der Alpen. Aber was ich am 28.*) Oktober noch nie unternommen, war, im Freien zu baden. Wie gut die Kur in Ilmenau mich schon abgehärtet, kannst Du daraus schließen, daß ich, nachdem ich die Nacht auf dem Postwagen zugebracht, im Schneewasser des Rheins bei Schaffhausen, im klaren Spiegel des Züricher Sees und heut im Vierwaldstätter See gebadet habe, den der Föhn, ein heftiger Südwind, so aufgeregt, daß die Wellen wie Wogen des Meeres an die Ufer schlugen. Alle wollenen sowie baumwollenen Jacken und Unterkleider habe ich abgelegt, und trotz des kalten Regenwetters diesen Herbst befinde ich mich (unberufen) vortrefflich.

Brunnen liegt nun schon unmittelbar am Fuße der höchsten Alpen. Jenseits erhebt sich der Pilatus mit zackigem Haupt und der Rigi, den zu besteigen der dies Jahr ungewöhnlich früh und stark gefallene Schnee leider verbietet. Bei seinem Anblick dachte ich an Dich, lieber Vater, wie das Pferd vor Deinem Wagen beim Herabfahren durchgegangen ist. Bei diesen schrecklich hohen, schroffen Felswänden ist das ein entsetzlicher Gedanke. Hier in Brunnen wurde der erste eidgenössische Bund geschlossen, drüben auf der kleinen Wiese am Grütli war die zweite wirkliche Zusammenkunft, und bei jener einfachen Kapelle an der steilen Bergwand war es, wo Tell ans Land sprang und das Schiff des Landvogts in den stürmischen See zurückstieß. Gerade so ein Sturm mochte es gewesen sein, wie wir am 29. hatten; aber Geßler hatte kein eisernes Dampfschiff wie wir, um dagegen anzukämpfen. Indessen mußten wir doch auch, ehe wir das Schiff erreichten, in einem Nachen quer über den See bis zum Grütli rudern, wobei wir arg geschaukelt wurden. Der Föhn stürzt so gewaltig und so unregelmäßig aus den Felsthälern hervor, daß der Steamer nur mit Mühe Flüelen erreichen konnte. Oft rissen die Windstöße Staubwolken wie Wasserhosen im Kleinen auf der Oberfläche des Wassers empor, und wir kämpften so langsam dagegen an, daß ich volle Muße hatte, die wunderbare Schichtung des Gebirges zu studiren.

---

*) Auch hier zeigt es sich wieder, daß Moltke häufig das richtige Datum (26. Oktober) seines Geburtstages vergaß.

Von Altdorf aus ging es nunmehr auf den Gotthard zu, aber jetzt wird die Geschichte schrecklich, und es ist schade, daß schon der Umstand, daß ich diesen Brief aus Italien schreibe, Euch verräth, daß ich wirklich hinüber gekommen bin. Es ereignete sich nämlich allerdings das Schlimmste, was einem Reisenden auf dieser Tour begegnen kann: plötzliches Thauwetter und heftiger Regen, nachdem kurz zuvor viel Schnee gefallen ist. Die Lawinen, denen bekanntlich diese Straße vorzugsweise ausgesetzt ist, sind nur im Winter und Frühjahr in ihrer ganzen furchtbaren Größe; indessen haben wir doch auch eine kleine Probe davon zu sehen bekommen. Als wir von Altdorf ausfuhren, war der Sturm so heftig, daß die armen Pferde fast nicht dagegen ankonnten. Trotz des herabströmenden Regens erhielt ich mich auf dem Bock der Diligence, um die erhabene Schönheit der Straße zu genießen. Solche Thalränder, solche wohl tausend Fuß hohen senkrechten Steinwände und solchen tollen Strom, wie die Reuß, habe ich noch nicht gesehen. Bald windet sich die Chaussee noch höher an der Berglehne empor, und der Strom braust tief unter uns in schauerlichen Schluchten. Dann treten die Felsen enger zusammen, die Straße wendet sich plötzlich und setzt über einem kühnen Bogen auf die andere Thalwand hinüber. Unfern des Dorfes Wasen erschallt durch das laute Brausen des Flusses hindurch plötzlich ein donnerartiges Getöse. Uns gerade gegenüber löste sich hoch oben an der Schneegrenze eine dunkle Masse ab und bewegte sich mit stets zunehmender Schnelligkeit durch eine Felsschlucht abwärts. Eine Dampfwolke bezeichnete ihre Bahn, jetzt kam sie weiter unten zum Vorschein, große Steine und Felsstücke setzten in tollen Sprüngen vor ihr her, und mit furchtbarem Krachen wälzte sich diese „Steinschurre“ bis ganz hinab in den Strom. Wir standen gerade gegenüber, aber wohl zweihundert Fuß über der Thalsohle, so daß wir dem Schauspiel unbesorgt zuschauen konnten. Im Nu war das ganze Bett der Reuß zugedämmt, der Strom staute sich an, brauste und schäumte, aber im nächsten Augenblick hatte er das Hinderniß schon bewältigt und stürzte dunkelgefärbt über Steintrümmer und Baumstämme fort. Eine solche Steinschurre ist nur eine Kleinigkeit, außer wenn man ihr gerade in die Quere kommt; was aber ein förmlicher Erdfall sagen will, das hatte ich tags zuvor in Goldau gesehen. Dort hatte sich, ich glaube 1806, eines Nachmittags eine ganze Bergwand abgelöst und in wenig Augenblicken das ganze reiche Dorf mit Menschen und Vieh, mit Feldern und Häusern begraben. Goldau liegt mindestens eine Viertel-, vielleicht eine halbe Meile vom Gipfel jenes Berges entfernt, und wenn ich es nicht gesehen, würde ich es nimmer glauben, daß Steinblöcke von der Größe eines Hauses auf solche Entfernung fortrollen könnten. Einmal in Bewegung gesetzt, kann ihnen freilich nichts widerstehen. Noch heute ist der Anblick dieser Stätte schrecklich. Stein über Stein bedeckt eine Fläche von weit über eine Meile im Umfang, kaum daß eine Tanne hin und wieder aus dieser Zerstörung aufkommt, die blühende Saaten und reiche Wohnungen zehn bis zwanzig Ellen hoch überdeckt, ein Herculanum für spätere Jahrtausende, die unter diesen

Steinmassen die Zustände dieser Zeit erspähen können, wie wir die der Römer unter der Asche des Besuvs.

Noch ehe wir das Dorf Göschenen erreichten, war eine Steinschurre hinter, eine andere vor uns auf die Straße selbst herabgefallen, so daß wir zu Wagen weder vor- noch rückwärts konnten. Es blieb also nichts übrig, als zu Fuße weiterzugehen. Das war aber auch nicht so leicht; denn die Zwischenräume der lose liegenden Trümmer waren mit Schlamm angefüllt, in den wir in der Dunkelheit bis über die Kniee einsanken. Dabei war es gar nicht gut, lange zu verweilen, weil immer noch einige supplementarische Nachträge herunter kamen. Bei finsterer Nacht und im Gußregen kamen wir zu Göschenen an, es wurden Leute abgeschickt, um unser Gepäck zu holen, und auch die Pferde wurden durchgeschafft; der Wagen wird aber wohl noch eine Weile stehen bleiben.

Am folgenden Tage hatte sich der Sturm etwas gelegt, aber der Regen floß um so beharrlicher. Das hinderte aber nicht, unsere Wanderung fortzusetzen und uns über die schauerliche Größe dieses Alpenthales zu freuen. Am Schöllenen ist eine so mißliche Stelle, daß neben der Straße von Entfernung zu Entfernung sogenannte Refuges angebracht sind, Nischen in der Felswand, in welche die Reisenden sich flüchten können, wenn sie die Lawinen, die hier sehr häufig fallen, ankommen sehen. Bei Tage ist dies wohl auch ganz möglich. Bei einer Höhe von tausend Fuß würde ein Stein im freien Fall über acht Sekunden gebrauchen, an der Felswand kann man das Drei- und Vierfache annehmen. Bei Tage also, wenn man aufmerksam ist, kann man mittlerweile 100 Schritte fortlaufen, nur muß man nicht etwa gerade in die Richtung hineinrennen. Während der Nacht war hier eine Schurre herabgekommen, die wegen des hindurchströmenden Baches recht unangenehm zu passiren war. Das Thal erreicht nun die Spitze des Grausigen an der Teufelsbrücke. Die hohen senkrechten Granitwände zu beiden Seiten, der hundert Fuß hohe Sturz der Reuß unter den Brückenbogen fort sind oft genug beschrieben und abgebildet. Jenseits kommt man in das Urner Loch, eine in den Fels gesprengte Galerie, und aus dem Dunkel derselben tritt man plötzlich in eine weite Wiesenfläche, auf der sich der Thurm der Kirche von Andermatt, der im Jahre 600 erbauten ältesten der Schweiz, und der Zwingthurm am Dorfhospital erheben.

Hier war Alles mit Schnee bedeckt, und wir bekamen Schlitten, um unsere Fahrt fortzusetzen, leichte Gerüste, auf die leere Tonnen als Sitze gelegt werden und vor die ein Pferd gespannt wird. Jeder Reisende hatte einen besonderen Schlitten. Wir waren unserer drei. Ein Schweizer Ober-Alter aus Unterwalden, ein Franzose und ich; zu Fuße gingen drei deutsche Handwerksburschen, welche, fürs päpstliche Militär angeworben, nach Rom pilgerten. Aber schon eine Stunde vor Hospenthal war die Straße dergestalt durch Lawinen verschüttet, daß die Pferde nicht weiter konnten. Wir hatten zur Sicherheit drei stämmige Schweizer Buben mitgenommen, die unser Gepäck aufluden, und gingen oder kletterten zu Fuß weiter. „Una valanga“ (eine Lawine), schrie der Führer, und an

der gegenüber liegenden Wand, etwa zweihundert Schritte hinter uns, rollte jetzt von hoch oben eine Schneemasse herab. Man sollte gar nicht glauben, daß bloßer Schnee solchen Lärm machen könnte, und doch verursachte diese Lawine, die nur klein war und kaum den Bach erreichte, ein Getöse wie der stärkste, anhaltende Donner.

Von jetzt an erst begann die Partie unangenehm zu werden. Je höher wir hinauf kamen, desto loser wurde der Schnee, desto weicher war er durch den Regen und Südwind geworden. Man sank bis zu den Knieen, endlich bis zum Gürtel ein. Es bedurfte einer starken Anstrengung, das eine Bein herauszuziehen, während man mit dem andern ebenso tief einsank. Eine Weile ging das wohl; als dies aber eine Stunde lang gedauert, der Sturm stets heftiger, Regen und Nebel stets dichter wurden, fing man an, sich sehr ernsthaft nach den Mauern des Hospizes umzusehen, die noch immer nicht erscheinen wollten. Ich erreichte es endlich, da ich den Mantel abgegeben und leichter ging, zuerst; der Franzmann war aber wohl eine halbe Stunde zurück, und die Träger, selbst schon schwer beladen, mußten ihn stützen. Endlich traf die ganze Karawane ein.

Aber ein elenderes Wirthshaus als das auf dem Gotthard kann man sich nicht denken. Die Regierung des Kantons Tessin hat da ein großes, massives Haus mit vielen Zimmern gebaut, aber das erste Bedürfniß, Oefen, vergessen. Im ganzen Hause ist nur ein Ofen, und dieser wurde so mit nassen Mänteln und Beinkleidern drapirt, daß seine Anwesenheit in dem großen Saale gar nicht verspürt werden konnte. Alles Gepäck war durchnäßt, und es blieb nichts übrig, als um 5 Uhr Nachmittags, nachdem warmer Wein und etwas Makkaroni und Käse genossen, sich zu Bette zu legen. Im eigentlichen Hospiz sind nur zwei Kapuzinermönche und ein Laienbruder, die aus ihren geringen Mitteln die armen und hülfsbedürftigen Reisenden verpflegen. Von den großen Hunden, die sonst die Reisenden zwei Stunden weit aufsuchten, ist keiner mehr da.

Am folgenden Tage ging es nun an der Südseite des Passes hinab, allein da lag noch viel mehr Schnee als an der Nordseite. Die Straße windet sich im endlosen Zickzack an dem hier äußerst steil abfallenden Gebirge hinunter, wir aber gingen geraden Weges hinab, einen Weg, den ohne den Schnee keine Gemse klettern könnte. Wäre man nicht fortwährend bis an die Hüften eingesunken, so hätte man den Hals brechen müssen; man fiel unzählige Mal, aber der Schnee fing den Fallenden auf, und so ging es, freilich mit unsäglicher Anstrengung, drei Stunden bei fortwährendem Gußregen fort. Erst nahe an Airolo, also fast tausend Fuß tiefer als an der nördlichen Seite, hörte der Schnee auf. Nun wurde es aber sehr gefährlich, auf der glatten, stark geneigten Grasmatte hinunter zu klettern. Der Wind setzte sich in meinen Mantel, und nebst einem Rekruten Seiner Heiligkeit segelte ich sitzlings, vent en poupe (Wind im Rücken), eine Wiesenfläche viel schneller, als mir lieb war, hinab. Wir strandeten indeß glücklich auf einem Schneefeld. Der Franzose folgte unwillkürlich unserem Beispiel, er kam aber mit dem Kopf voran und wäre rettungs-

los in einen Abgrund gestürzt, hätte nicht einer der Träger, der voraus war, eine Schneeschaufel in seinen Kurs gepflanzt und ihn zum Halten gebracht. Der arme Teufel hatte sich aber das Knie so beschädigt, daß er in Airolo zurückbleiben mußte. Diesen Ort erreichten wir, nachdem wir drei Tage nicht aus den nassen Kleidern gekommen waren. Ich hatte daher nicht nöthig, meine Bäder besonders fortzusetzen. Wir hatten geglaubt, in Airolo endlich unsere Reise in einem bequemen Wagen fortsetzen zu können, aber damit war es nichts. Der Ticino ist ein sehr gefährlicher Gebirgsstrom. Der ganz ungewöhnliche starke und anhaltende Regen, den wir so lange genossen, hatte ihn so angeschwellt, daß er mehrere Brücken zerstörte und die schöne Kunststraße an vielen Orten stark beschädigt, ja oft ganz spurlos fortgespült hatte. Bis Faido mußten wir daher noch zu Fuß gehen.

Die Reise das Leventiner Thal hinab war aber höchst angenehm und interessant. Man möchte es die Heimath der Wasserfälle nennen, und wer ein besonderer Freund gerade dieser Art Naturschönheit ist, kann keinen besseren Weg einschlagen, als dem Lauf des Tessin folgen. Zwar hingen noch schwere Wolken hoch an den mit schwarzen Tannen bestandenen Thalrändern, aber die schneebedeckten Häupter der höchsten Gebirge schauten über die Wolken hervor, und dann und wann zeigte sich wohl ein Stückchen blauen Himmels, als ob er sagen wollte, daß es ja so schlimm nicht gemeint gewesen sei. Ueberdies hatte der vorhergehende Regen den Vortheil für uns, die Wasserfälle in ihrer vollsten Schönheit zu sehen. Hundert, ja viele hundert Kaskaden stürzten die Felswände herab, um derentwillen man, um eine anzustaunen, eine Reise machen würde. Die größere Zahl derselben fließt auch nur bei so ungewöhnlichem Thauwetter. Bald sieht man sie wie Silberfäden hoch aus den Wolken herab sich über das schwarze Gestein schlängeln, bald wie ein leuchtender Flor von Fels zu Fels herabrollen, bald springen sie fontainenartig empor über die Blöcke, die ihnen den Weg vertreten, oder schäumen frei mit wilder Gewalt sechzig bis hundert Fuß hohe Abstürze hinab. Je länger, desto langsamer wird dann die Bewegung des fallenden Wassers, weil es sich wie Staub auflöst, der in den graziösesten Flocken herabsinkt. Imposant ist aber vor Allem der Dazo grande. Der Tessin, der überhaupt ein sehr starkes Gefälle hat, bildet oberhalb Faido eine Stromschnelle, die auf etwa fünfhundert Fuß Länge gewiß dreihundert Fuß Gefälle hat. Dabei fließt er in einer so engen Schlucht und zwischen so hohen, senkrechten, oft überhängenden Steinwänden, daß die Straße an den mehrsten Stellen in den Fels gehauen, an anderen dreißig bis vierzig Fuß hoch aus den sorgfältigst gefügten Quadersteinen aufgemauert werden mußte. Man möchte sagen, daß der Fluß selbst keinen Platz in seinem Bette hat; an zwei Stellen ist der oberhalb schon fünfzig bis hundert Fuß breite Strom nur zwei Fuß breit; man könnte bequem hinüberschreiten, wenn es möglich wäre, an die Stelle hinab zu gelangen. Das Flußbett muß sich daher unterhalb des Wasserspiegels sehr erweitern oder ungemein tief sein. Mit furchtbarer Wuth stürzt das eingepreßte Wasser aus diesen

Spalten in die weiteren Kessel hervor, braust wie kochender Schaum über die Felsblöcke hin und stürzt laut donnernd von Fall zu Fall fort, während die Straße, wie eine Wendeltreppe gewunden, sich Mühe giebt, ihm nachzukommen. Allmählich steigt man denn auch aus der Region der Tannen in die der Kastanien und Nußbäume, des Weinstocks, der Cypresse und Olive hinab.

Bellinzona bietet einen sehr eigenthümlichen Anblick. Drei Forts in einer langen Mauer sperren das ganze zweitausend Fuß breite Thal von den hohen Bergen links bis zur zweihundertundfünfzig Fuß langen steinernen Brücke über den Tessin. Die Mauer ist zur Vertheidigung nach beiden Seiten eingerichtet und das Städtchen selbst befestigt. Da das Dampfschiff des schlimmen Wetters wegen heute nicht über den See geht, so habe ich Muße, diesen langen Brief zu schreiben. Um solch ein Wetter zu haben, braucht man nicht nach Italien zu reisen. Das kann man auf dem Weihnachtsmarkt in Berlin auch haben. Es regnet unaufhörlich, der Lago Maggiore ist um vierzehn Fuß gestiegen. Unser Gasthof liegt auf einer Insel, und man kann mit keinem Schritt hinaus. In dem Hof, durch den wir gestern noch gegangen sind, wird heute mit Kähnen herumgefahren.

Neapel, den 17. November 1840.

43 An den Vater.

Hier habe ich nun die rauhen Berge des Thüringer Waldes gegen die Ufer des neapolitanischen Golfs vertauscht, die dunklen Tannen, die ihre Zweige unter der Last des Schnees senkten, gegen lichtgrüne Citronenbäume mit goldenen Früchten, gegen Palmen und Oliven. Gerade vor meiner weit geöffneten Balkonthür erhebt sich jenseits der Bucht der Vesuv, aus dessen Krater dichte weiße Wolken emporwirbeln. Weinberge und Gärten bedecken seinen Fuß, und längs des Ufers zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Häusern und Palästen — die Ortschaften Portici, Torre del Annunciata, Torre del Greco und Castellamare bildend — hin. Weiter rechts ragt das Vorgebirge Sorrento ins Meer, und die Insel Capri hebt ihr zackiges Haupt aus der Fluth. Unmittelbar unter den Fenstern das rege Treiben dieser volkreichen Stadt. Alles ist hier lärmend, selbst die Brandung des Meeres gegen die felsigen Ufer und hohen Quais scheint mir lauter als anderswo. Die Austern- und Fischverkäufer mit ihren **Frutti di Mare** (eßbare Seethiere), die Eseltreiber, die ungeheure Lasten von Gemüsen herbeiführen, die wir seit dem Frühjahr nicht gesehen, die Blumen- und Weintraubenverkäufer, die Kutscher, die Bettler und selbst die Faulenzer, die sonst nichts thun, schreien wenigstens. Wenn ein Lazzarone Langeweile hat, so stößt er einen Schrei aus, und flugs sammelt sich eine Gesellschaft um ihn, die ebenfalls schreit, und Alle sind zufrieden. Dort spielen zwei **a la mora**, wobei es darauf ankommt, zu wissen, wie viel Finger der Mitspieler aufheben wird; man glaubt, es

komme zu Messerstichen, aber es ist nur eine freundschaftliche Unterhaltung. Weiterhin spielt man mit Sandkugeln il bigliardo del povero (das Billard des Armen), Alles unter lautem Geschrei. Die Pferde vor den Wagen tragen Schellen, und da Alle ihre Lungen gleich sehr anstrengen, kann Keiner sich verständlicher machen, als wenn Alle leiser sprächen. Wirklich geht man mit einer Art von Betäubung durch die Straßen; plötzlich fährt dir ein Miethswagen quer vor die Füße. „Volete carrozza?“ (Wünschen Sie einen Wagen?) ruft der Führer aus allen Kräften und nöthigt dich, einen Umweg zu machen, wenn du weitergehen willst. „Eccellenza!“ ruft ein Anderer und zeigt mit vorwurfsvollem Blick auf deine Stiefel. Allerdings sind sie in der höchst unreinlichen Straße sehr beschmutzt, und während du den Blick darauf richtest, hat der Mann dich schon beim Fuße gepackt. Er stellt einen kleinen, kastenartigen Schemel unter, und mitten im Gewühl von Menschen und Pferden stellt er für 2 grani den völligen Glanz der Chaussure mit der Bürste wieder her. „Andiamo alla barca!“ (Gehen wir zu Schiff!) schreit ein kleiner Matrose und verrennt mir den Weg. „Per carità, Signore!“ (Aus Barmherzigkeit, Herr!) ruft ein Bettler und streckt die Krücke aus, so daß du hinübersteigen mußt. Wo du dich hinwendest, beeinträchtigt Jemand deine Freiheit, um dich zu veranlassen, ihm einen Gewinn zu gönnen. Ein deutscher Bettler öffnet dir die Thür, ein italienischer macht sie zu, damit du das Aufmachen erkaufen sollst.

Doch ich wollte noch nicht von Neapel schreiben, sondern erzählen, wie ich dahin gekommen bin, nämlich zu Wasser und im Wasser. Furchtbare Regengüsse hatten die Seen und Flüsse Oberitaliens so angeschwellt, daß fast alle Verbindung unterbrochen war. Die große Schiffbrücke über den Po war gerissen, und wir mußten uns und unsere durchnäßten Effekten auf kleinen Kähnen einschiffen, die nur mit Noth den reißenden Strom passirten. Das Wetter war abscheulich, und ich eilte, um die mir schon bekannten Gegenden gegen neue zu vertauschen. Der trübe Himmel entstellte Alles. Die Borromeischen Inseln im Lago Maggiore sahen nicht besser aus als die Möweninsel der Schlei, und selbst Genova la superba (Genua, das prächtige) war lange nicht so superb wie sonst.

Aber man sieht es der meerbeherrschenden Stadt doch zu allen Zeiten an, daß einst Königreiche ihr unterthan waren. Denn Paläste wie der Durazzo, Balbi, Doria, Caretto, Lavagna und viele andere sind von fürstlicher Pracht. Man verschwendet an ihnen, was in Genua am kostbarsten ist, den Raum. Wenn man wissen will, was eine schöne Treppe ist, so muß man hierher kommen. Die oft fünfzig Fuß breiten Stufen steigen sanft an, sind meist aus weiß und schwarzem Marmor und mit kostbaren Statuen zu beiden Seiten geschmückt. Sie führen durch zwei, drei Stockwerke, in denen eigentlich nichts ist, bis man an die Wohnzimmer kommt; denn hoch muß man steigen, um aus dem Dunkel der engen Straßen bis zu einer prachtvollen Aussicht sich zu erheben. Die Straßen Balbi, nuova und nuovissima sind zwar breit und prachtvoll mit großen Quadern gepflastert, aber je näher dem Hafen, desto enger werden die Straßen,

und bequem kann man dort beide Seiten einer Gasse zugleich berühren. Ich wohnte im Croce di Malta, hundert und zwanzig Stufen hoch. Der Speisesaal reichte in dieser Höhe durch zwei Etagen und sah einer Kirche ähnlicher als einem Salon. Man erstaunt, wenn man über dieser Thurmhöhe auf das flache Dach des Hauses tritt und dort einen lieblichen Orangenhain mit sprudelndem Springbrunnen antrifft. Das Wasser kommt in Röhren von den Bergen herab, die unmittelbar hinter Genua an dreitausend Fuß aufsteigen, mit Landhäusern, Gärten, Olivenwäldern bekleidet und von den Forts gekrönt sind, welche diese Stadt zu einem Reduit für die ganze Armee des Königreichs machen. Der prachtvolle Anblick der Stadt vom Palast Lavagna aus erinnert mich lebhaft an Schillers Fiesco, an den Rausch des Ehrgeizes, der ihn ergreift, als er die Flügelthüren seines Gemaches öffnet, und Genua im Glanz der Morgensonne vor ihm liegt. Ganz am entgegengesetzten Ende der Bucht erhebt sich der Palast Doria; dort wohnte der alte Andreas, dessen Geschlecht noch fortblüht, während das Haus Lavagna „mit dem Löwen" erlosch.

So schön die Wellen des Mittelländischen Meeres aussahen, als sie gegen das schroffe Felsufer schäumten, so unerfreulich wurden sie, sobald unser Dampfschiff, der „Sully", um die Spitze des Molo hinausruderte. Die Nacht war finster und stürmisch, und alle Passagiere waren seekrank. Einem derselben, welcher sich aufs Verdeck gelegt, wurde von einer herabstürzenden Raa der Schädel gespalten, so daß der unglückliche Mensch, ein Russe, kaum mit dem Leben davonkommen wird. Die Fahrt dauerte lange; im Angesichte Livornos nahm das Unwetter so zu, daß wir fast wieder umkehren mußten. Indessen erreichten wir gegen Abend die Rhede (wir hätten schon Morgens da sein sollen) und liefen hinter dem schützenden Molo ein. Der Kapitän beschloß, vierundzwanzig Stunden liegen zu bleiben, um den Sturm austoben zu lassen. Jeder Reisende, der zur See geht, erlebt einen Orkan, a matter of course (eine ausgemachte Thatsache), und ich überlasse Dir daher, von dem meinigen so viel abzuziehen, wie Dir gut scheint. So viel bleibt immer wahr, daß ich abscheulich seekrank war und mir fest vornahm, nie wieder ein Schiff zu besteigen. Am folgenden Tage sah der Himmel so blau aus, die Luft war mild, die See lächelte, das Schiff dampfte, die Anker waren gelichtet, und hinaus ging es abermals in die See. Aber während der Nacht nahm der Sirocco wieder zu, und das alte Elend erneuerte sich, bis wir hinter dem Molo von Civitavecchia einliefen. Nun hatte ich genug. Ich ließ mich ausschiffen, um nach Rom und von da zu Land nach Neapel zu gehen, aber dazu waren die Pässe nicht visirt. Man schickte mich von der Polizei nach der Duana, vom preußischen Konsul zur päpstlichen Legation, von der Post auf den Zoll, überall mußte bezahlt werden, und nirgends war man zufrieden. Keine Stadt hat auf mich einen so widrigen Eindruck gemacht als diese. Ganze Schwärme zerlumpter Bettler drängten sich um uns; jeder ergreift mit Gewalt ein Stück Gepäck, einen Nachtsack, einen Regenschirm oder einen Mantel, und läuft davon. Endlich, nachdem alle Schwierigkeiten beseitigt schienen, forderte man das Postgeld für zwei Plätze, weil sonst die Dili=

gence erst morgen früh abgehen könnte. Die Leute mochten mir ansehen, daß ich das stürmische Meer nicht liebte, und glaubten mich sicher zu haben; ich entschloß mich aber kurz, ließ meine Sachen aufpacken, nahm ein Boot und verfügte mich abermals an Bord des armen „Sully“, welcher sich mühsam in der Richtung nach Kap Circello fortschaukelte. Wären die Gefährten des Ulysses so seekrank gewesen wie ich und meine Leidensgenossen, sie hätten wahrlich nicht nöthig gehabt, sich hier die Ohren mit Wachs zu verkleben. Ich hätte die Sirenen sehen mögen, deren Gesang mich hätte verlocken können.

In Civitavecchia, das von der See einen sehr schönen Anblick gewährt, hatte ich den Vorzug, die Bekanntschaft des berüchtigtsten Räuberhauptmanns unserer Zeit zu machen. Derselbe hatte eine Menge Raubzüge vollführt und, wie er selbst wohlgefällig bemerkte, dabei dreißig Menschen ermordet, als endlich ein Vergleich mit seiner Heiligkeit einer- und Signor Gasparino andererseits zu Stande kam, demzufolge Letzterer nach Ancona abgeführt wurde. Bald aber überzeugte sich der Bravo, daß er übervortheilt sei und den Kontrakt unmöglich halten könne. Er kündigte ihn demnach auf, stellte sich abermals an die Spitze seiner Bande und hauste ärger als zuvor. Die päpstliche Regierung ging nun wieder einen neuen Vergleich ein. Es wurde dem Räuberhauptmann eine komfortable Wohnung zu Civitavecchia angewiesen; er erhält vier Schüsseln und vier Paoli täglich, geht in Begleitung umher und führt seitdem ein gottseliges und erbauliches Leben. Jedenfalls war er die liebenswürdigste Persönlichkeit, die ich in Civitavecchia kennen lernte.

Ich bin überzeugt, daß lange in Italien Reisen den Charakter verschlechtert. Man sieht eine ganze Nation von Facchinos, Camerieres, Vetturinos, Hospites und Cicerones, die sich vereint haben, die Reisenden zu plündern. Sie betrügen ihn allerdings nur um eine Kleinigkeit, aber es ist immer verdrießlich, geprellt zu werden. So setzt man überall die schlimmsten Absichten voraus, oft auch da, wo sie nicht vorhanden sind. Man traut Niemand, handelt und feilscht bei jeder Forderung und ist jedesmal doch überlistet. In Deutschland sucht ein Armer durch irgend eine Hülfsleistung Anrecht auf eine Unterstützung zu gewinnen; der italienische Bettler will dich zwingen, ihm etwas zu schenken, und macht sich so lästig und unleidlich wie möglich, damit du dich seiner durch ein Almosen entledigen sollst. Er hält dich an den Kleidern fest, zeigt die ekelhaftesten Wunden und Verstümmelungen, schimpft, wenn du ihm nichts giebst, und lacht dich aus, wenn du ihm gegeben. Du darfst nur nach dem Namen einer Straße fragen, so streckt, der dir die Antwort gab, die Hand nach einer Belohnung aus. Ein ganz wohlgekleideter Mensch verfolgte mich durch Livorno, um mir das Haus des preußischen Konsuls zu zeigen, das ich mir schon hatte bezeichnen lassen. Ich sagte ihm, daß er sich nicht bemühen möge, weil ich ihm nichts geben würde. „Ecco la casa al terzo piano“ (Dort in dem Hause im dritten Stock), sagte der Mann und zog sich zurück. Erstaunt über die Bescheidenheit, kletterte ich die hohen Stiegen hinan und fand, daß der Konsul parterre wohnt.

Eine Hauptregel ist, daß man dem Italiener nie auf einmal giebt, was man ihm zugedacht. Gieb ihm fünf Franken für die kleinste Dienstleistung, so wird er sagen: »e poco, Signor«, es ist wenig. Gieb ihm aber erst einen Franken und dann einen halben, so ist er zufrieden. Dies ist ein niedriger Charakterzug. Mit Allem zufrieden, wenn es sein muß, sucht er stets noch etwas zu accrochiren (hinzuzugewinnen), sobald eine Möglichkeit da ist.

Am 10. November Mittags kamen wir unter den Schutz der Insel Ischia. Wir eilten an dem hohen Kastell von Procida und dem schön geformten Kap Miseno vorüber, durchschifften die Bucht von Bajä und Puzzuoli, und als wir um den Posilippo bogen, breitete das prachtvolle Neapel sich vor uns aus. Aber Wolken hingen um den Vesuv und verdunkelten das Vorgebirge von Sorrento, so daß der Anblick nicht so reich und schön war, wie wir erwartet. Ich sah Konstantinopel zum ersten Male Ende November und muß doch gestehen, daß dieser Anblick den von Neapel noch übertrifft.

Mit dem Kammerherrn von Oertzen, dessen Bekanntschaft ich unterwegs gemacht, bezog ich ein sehr hübsches, billiges Quartier, an der Strada Lucia gelegen, von der aus ich immer meine Ausflüge mache.

Einer der interessantesten Gegenstände, die man in Italien besehen kann, ist die ausgegrabene Stadt Pompeji. Wie durch Zauber wird man aus der Gegenwart in die ferne Vorzeit, aus dem neunzehnten in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung versetzt. Die Zeit, die Völkerwanderungen und die Kunstliebhaber zerstörten die prachtvollsten und solidesten Bauten der Römer und Griechen. Von den gewaltigsten Tempeln und Theatern sieht man heute meist nur noch einzelne Säulenschäfte und halbversunkene Gewölbe. Aber Pompeji wurde durch ein plötzliches Naturereigniß an einem Tage mitten im dermaligen Leben seiner Bewohner en flagrant délit (auf frischer That) überrascht und für fast zwei Jahrtausende eingesargt. Die Erde selbst war das Museum, in dem nicht nur seine Kunstschätze, sondern die ganzen häuslichen Einrichtungen der Bevölkerung sicher aufgehoben waren. Eine zehn bis zwanzig Fuß hohe Decke von Asche und Bimssteinen sicherte alles Dies vor Zerstörung, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte man zwar, daß ein Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 nach Christi Geburt Pompeji zerstört, nicht aber, wo diese Stadt gelegen hatte. Einige beim Brunnengraben aufgefundene Inschriften bezeichneten zuerst den Ort. Gegenwärtig ist etwa der vierte und jedenfalls der interessanteste Theil der alten Stadt, auf dem Weinberge und Landhäuser sich ausbreiteten, ans Tageslicht gezogen. Denn ausgegraben sind: das Forum, zwei Theater, die Straße der Handwerker und Kaufleute, der Cirkus vor dem Thor, die Straße der Gräber und die Häuser bekannter Männer wie Cicero, Diomedes, Sallust und so weiter. Die Einwohner Pompejis waren im Augenblick der Eruption gerade im Amphitheater versammelt, das mit seinen Marmorstufen und Löwenzwingern vor unserem Blicke aufgedeckt steht. Wahrscheinlich hatte der größere Theil Zeit, sich zu

flüchten. Jedoch findet man auch einen großen Theil Verunglückter. An der Thür des großen, schönen Hauses des Freigelassenen Diomedes fand man das Skelett eines Mannes mit einem Schlüssel in der einen, einem Beutel Geld in der andern Knochenhand. Im Tempel der Isis lag in den unteren Gewölben ein Skelett mit einer Brechstange. Der Mann hatte sich durch zwei dicke Mauern durchgearbeitet. Ein weibliches Skelett hielt in seinen Armen die Skelette zweier Kinder, die es gegen den Aschenregen hatte schützen wollen, und noch zeigt man ein versteinertes Stück Asche mit dem Abdruck eines schönen Busens. Nichts überrascht beim Besuche dieses Epimenides der Städte so sehr, als die Frische der Farben, die zweitausend Jahre lang an diesen Kalkwänden kleben. Fast alle Fußböden der größeren Häuser sind mit den zierlichsten Mosaiken bedeckt, und die Fontänen mit dem zerbrechlichen Schmuck von Konchylien und Seemuscheln sehen aus, als ob sie eben fertig geworden. Man staunt über die Korrektheit der Zeichnung und den Glanz der Farben bei den schwebenden Figuren auf rothem oder schwarzem Grund, welche die Wände schmückten und jedesmal Bezug auf die Bestimmung des Ortes hatten. Ein Pfeiler im Hause eines Tuchfabrikanten zeigt die ganze Prozedur dieses Geschäftes, den Webstuhl, das Krumpen, das Waschen, endlich eine Schraubenpresse, genau so, wie sie noch jetzt angewandt wird. In den Speisezimmern findet man Obst-, Blumen- und Jagdstücke. Die Namen der Handwerker, sowie die der Straßen sind mit schöner Schrift, meist roth, an den Häusern angeschrieben, an einigen Stellen findet man scherzhafte Ausrufungen und gewisse Figuren angemalt, wie man sie an unsern Mauern auch findet. Die Räder der Wagen haben Geleise in das harte Lavapflaster gegraben, an einigen Stellen liegen noch die Steine, um bei Regenwetter trockenen Fußes von einem Trottoir aufs andere über die Straße gelangen zu können. Man hat Brot, Mehl, Oliven, Feigen, Bohnen, freilich verkohlt, Weinkruge (spitze Amphoren, wie sie heute noch im Orient gebräuchlich), zahllose Töpfergeschirre von der zierlichsten Form und mit den bekannten Figuren auf schwarzem Grund, Kochöfen, Backherde, allerlei Handwerksgeräthe, chirurgische Werkzeuge, Würfel, Schachspiele, musikalische Instrumente, Küchengeschirre und Wagschalen gefunden, und Alles unterscheidet sich von eben diesen jetzt gebräuchlichen Gegenständen nur darin, daß es zierlicher und geschmackvoller gearbeitet ist.

Wenn man bedenkt, wie Pompeji doch nur eine Landstadt zweiter Ordnung war, so erstaunt man über die Menge von Bronze- und Marmorstatuen, von Gemälden und Mosaiken, von Vasen und Geschmeide, die man aus derselben ausgegraben hat. Ganz besonders schön muß das **Forum civile** (Bürgermarkt) gewesen sein, ein viereckiger Platz, ganz nach Vitruvs Verhältnissen geordnet. Es ist genau auf den Gipfel des Berges von Castellamare und auf den Krater des Vesuvs orientirt, der das Verderben über die Stadt ausgoß. Auf drei Seiten stehen noch mehr als zweihundert Säulen dorischer Ordnung aufrecht. Sie sind aus Tuffstein, mit Stuck überkleidet und roth oder gelb angemalt. Diese

Säulen bildeten einen fortlaufenden Portikus oder bedeckten Gang, aber die schön geschnitzten Karniese sind eingestürzt. An der vierten Seite erhob sich ein Tempel, in dem das kolossale Haupt eines Jupiter aufgefunden wurde. Noch stehen zwölf prachtvoll kannelirte Marmorsäulen des Peristyls aufrecht. Die Curie, die Basilika, die Tempel Merkurs und der Concordia, das Pantheon stehen zunächst. Die vielen Standbilder, welche diesen Platz schmückten, sind ins Museum nach Neapel abgeführt, sowie der größte Theil der Kunstschätze, Gemälde und Mosaiken. Allerdings würden diese Gegenstände jetzt nur um so schneller zerstört werden, ließe man sie stehen. Aber man bedauert, nicht wenigstens ein Haus auf römischem Fuß dort hergestellt zu finden, wozu man das vollständigste Material hat.

Die Alten verwendeten weit mehr als wir auf ihre öffentlichen Gebäude und verlangten weniger für ihre Häuslichkeit, Alles ist da klein aber zierlich bis ins letzte Detail. Die Zimmer, die den viereckigen Hof umgeben, haben selten mehr als acht bis zehn Fuß im Gevierte und stehen unter sich in keiner Verbindung. Es scheint, daß die Pompejaner viel Verkehr mit den Aegyptern gehabt haben. Dies beweisen ihre Skulpturen, ihre Papyrusrollen, der Isistempel und die aufgefundenen Mumien. Könnte man doch einige derselben erwecken, nicht weniger, wie wir ihre Stadt, würden sie uns anstaunen, die wir in Fracks und runden Hüten auf der Eisenbahn von Portici herbeikommen. In dem Hause eines Apothekers hatte man gläserne Flaschen mit Medizin und Marmorkrüge mit Balsam zum Einbalsamiren der Mumien gefunden. Ich bin so glücklich gewesen, ein kleines Stück dieser verhärteten Masse zu erobern, welches trotz seiner zweitausend Jahre einen starken Geruch bewahrt hat.

(Ohne Datum.)

44 An die Braut.*)

Mein süßes, liebes Mariechen! Schon heute Abend erhältst Du einen Brief von mir; denn die zehn Minuten, die mir bleiben, kann ich nicht besser anwenden, als Dich in Gedanken noch recht herzlich zu grüßen. Ich werde Euch morgen auf Eurer Rückreise mit meinen Wünschen begleiten. Tausend freundliche Grüße an Mama, Jeannette und Papa, und übrigens seien Sie munter, mein Fräulein. Ich freue mich auf Deinen ersten englischen Brief.

Briefe von Mine Brockdorff, Onkel Paschen und dergleichen an mich magst Du immer öffnen und mir den Inhalt auszugsweise mittheilen.

Nun adieu, mein herzensliebes, my only dear Mary (meine einzig theure Marie), ich drücke Dich tausendmal an mein Herz. Dein für immer.

---

*) Im Frühjahr 1841 verlobte sich Moltke mit seiner Nichte Marie Burt, siehe Charakterbild Seite 23 ff.

Berlin, den 27. Mai 1841.

45 An die Braut.

Mein theures, liebes Mariechen! Da sitze ich nun schon zwei Tage in Berlin ohne Dich. Die Geschäfte des Tages haben Dein liebes Bild in den Hintergrund meiner Seele gedrängt, „doch, wenn in unsrer engen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt, dann wird's im eignen Innern helle, im Herzen, das sich selber kennt", dann lebst Du in meinen Gedanken, ich sehe Deine freundliche Erscheinung und glaube zuweilen, daß Deine Seele mir nahe ist.

Während der Reise hierher hab' ich Dich auf allen Schritten begleitet, ich folgte Dir an Bord des Dampfschiffes, während der Eilwagen über die preußische Grenze fuhr; als die Sonne unterging, sah ich die schwarze Rauchsäule in den grünen Wiesen bei Itzehoe emporwirbeln. Mama war an der Landestelle Euch entgegengekommen, zu Hause dampfte schon der Thee, mein Platz war leer, aber Ihr gedachtet meiner freundlich und erzähltet, was Ihr in Hamburg gesehen und erlebt. Als Du noch schliefst, rasselte unser Postwagen die Linden herauf, und ich eilte in meine Wohnung. Da mein Prinz nicht mehr hier war, so hatte er seinen Glückwunsch schriftlich hinterlassen.

Tausend herzliche Grüße an Papa und Mama, sowie an Jeannette. Ich hoffe, sie wird uns viel besuchen, denn Du würdest sie doch sehr entbehren. Ueberhaupt fürchte ich, daß Du Dich anfangs sehr verlassen fühlen möchtest, wenn Du so ganz aus dem liebevollen Kreise scheiden solltest, in welchem Du aufgewachsen bist und wo Dich Alle so lieb haben. Möchte ich Dich doch für Alles entschädigen können, was Du um meinetwillen aufgeben mußt. Ja, liebe Marie, ich bitte Gott aufrichtig, daß, wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, er mich lieber vorher abrufe. Laß uns von beiden Seiten guten Willen und Vertrauen mitbringen und Gott das Uebrige anheimstellen.

Süße Marie, wenn Du abends nach neun Uhr gegen Süden blickst, so wirst Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufsteigen sehen. Es ist derselbe, den meine selige Mutter so oft bewunderte. Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist. Denke dann an mich.

Du Aermste mußt nun wohl bald mit Mama alle die Visiten machen, die ich schuldig geblieben bin. Es wird noch öfter Dein Schicksal sein, da zu versöhnen, wo ich mit meinem verschlossenen, oft unfreundlichen Wesen die Leute verletzte. Du sollst überhaupt mein guter Engel sein, und ich nehme mir fest vor, mich zu bessern, damit ich Deiner würdiger werde.

Nun gute Nacht, theure Marie, schlafe süß und sanft.

Berlin, am 2. Pfingstfeiertag 1841 Abends.

46 An die Braut.

Kaum war mein Schreiben vom 27. an Dich abgegangen (ich denke, gerade heute wirst Du es erhalten haben), so erfreute mich der Briefbote mit Deinem süßen Brief vom 26., den ich alle Tage ein paar Mal durchlese. Herzlichen Dank für die ausführliche Beschreibung Deines Tagewerks; ich kann Dir nun zu jeder Stunde folgen und weiß Dich im Ankleidezimmer oder in der Küche, beim Vorlesen oder auf der Promenade zu finden. Vielleicht sitzest Du eben jetzt auf dem trauten Plätzchen in der Gartenlaube, wo der Mond Dir durch die Jasminzweige leuchtet, vielleicht blickst Du eben in sein blasses Antlitz, welches auch zu mir so freundlich in die offenen Fenster hinein scheint, als ob er mich von Dir grüßen wollte.

Da Du meine türkischen Briefe liesest, so schicke ich Dir einige Hefte mit Ansichten, die so treu sind, daß ich bei einigen glaube, mitten in der Landschaft zu stehen. Fast alle darin enthaltenen Stellen sind mir wohlbekannt und kommen in dem Buche vor. Aber was fängt denn Papa während der Vorlesung an, die ihn nicht sonderlich interessiren wird. Ist er noch verdrießlich? Du erhältst ferner mit derselben Gelegenheit ein kleines Andenken aus Neapel. Daß Du den alten schäbigen Hut nicht hast fortgeben wollen, bloß, weil er Dich an das schäbige alte Gesicht erinnert, was darunter gesteckt hat, das hat mich ordentlich gerührt.

Liebe Marie, schreib mir recht ausführlich; denn alles, auch das Geringste, interessirt mich. Ich bin beim Schreiben viel schlimmer daran, denn meine Welt kennst Du nicht. Wenn Du erst einmal in Berlin gewesen bist, werden wir viel mehr Anknüpfungspunkte für unsere Briefe haben. Aber das freundliche Itzehoe steht so lebhaft vor mir, daß ich Dich dort in jeder Umgebung sehe.

Gute Nacht und, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen.

Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1841 Abends.

47 An die Braut.

Wie sehr sehne ich mich, liebe Marie, bald wieder von Dir zu hören. Vielleicht ist schon wieder ein Brief von Dir unterwegs, aber ich warte ihn nicht ab, sondern plaudere schon vorher ein bißchen mit Dir. Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber, gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlspiegel, und ich erblickte Deine lieben, süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanftlächelnden Mundwinkel. Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft, wenn ich in fernen asiatischen Steppen den langen, heißen Tag geritten, und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht; oder wenn ich auf dem flachen Dach

der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendroth hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, du wirst doch noch ein Herz finden, welches dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, theure Marie; aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem Busen, und Jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Theil, eintritt. Darum wirst Du, wie sich Dein äußeres Loos auch gestaltet, das Glück des innern Friedens nie entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte so lieblich, rein und hold.

Du fragst: whether it be quite the same to me, if you dance (ob es mir ganz gleichgültig ist, wenn Du tanzest). Das ist mir gar nicht gleichgültig, ich wünsche vielmehr dringend, daß Du tanzest (nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel tragen) und Dich überhaupt so gut amüsirst wie möglich. Lene schrieb uns, es thue ihr immer leid, wenn sie sähe, wie Jemandem ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstriche. Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenderen Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch Niemand es treuer mit Dir meint als Dein alter „Bär“ daheim, dann ist Alles erreicht, was ich wünsche, und Du magst so viel Bälle und Konzerte, Theater und Soiréen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht. — Es ist übrigens nothwendig, wenn Du hier auftrittst, daß Du gut tanzest, und das lernt man nicht bei Herrn Rosenhain, sondern auf Bällen. Betrachte sie also als Vorstudien und erlaube mir, im Cotillon in Gedanken eine Extratour mit Dir zu tanzen.

Sonntag Abend. In diesem Augenblick mögt Ihr wohl noch um den Theetisch sitzen, oder Mama und Jeannette musiziren, Papa raucht die Cigarre und Du, meine kleine Marie, denkst wohl zuweilen an mich in meiner geräuschvollen Einsamkeit. Adieu liebe, gute, theure Marie.

Sonnabend, den 12. (Juni 1841).

48 An die Braut.

Wie sehr bin ich durch Deinen lieben, freundlichen Brief vom 6. d. M. erfreut worden, gute Marie. Ich kann ihn auswendig, so oft hab' ich ihn durchgelesen. Daß Du und Jeannette die Sachen aus Neapel

hübsch gefunden habt, hat mich recht gefreut, noch mehr aber, daß Du so heiter und so liebenswürdig schreibst. Ich gewinne Dich alle Tage lieber und zähle die Tage, bis ich Dich wiedersehen soll. Aber es sind der Tage doch noch eine ganze Menge, denn vor Ende Juli werde ich kaum abkommen können. Ich werde mir indeß die äußerste Mühe geben, schon Mitte Juli Urlaub zu erhalten.

Daß nun Papa wieder nicht nach Berlin kommen will, wie er mir doch versprochen, ist doch sehr hart. Dann muß er auch erlauben, daß ich zum Winter, sei es auch erst zu Neujahr, Hochzeit mache. Soll ich hier den ganzen Winter allein in meinem Lehnstuhl sitzen, so verkümmere ich ganz, und ob Du drei Monate früher heirathest, kann Dir doch wahrlich nicht nachtheiliger sein als drei Monate später. Ich hoffe aber im Gegentheil, es soll Dir sehr vortheilhaft sein; denn ich will Dich pflegen wie meinen Augapfel, Du zarte, kleine Pflanze. Nicht wahr, Marie, Du sagst ja! und hilfst mit zureden, ich werde das auch an Mama schreiben, wir nehmen Jeannette zu Hilfe und lassen Papa keine Ruhe, ehe er einwilligt. Zu Weihnachten komme ich dann nach Itzehoe, und zu Neujahr ist Hochzeit, und wir reisen in Deine neue Heimath. Hier wollen wir uns hübsch, aber klein einrichten; das ist besser als zu groß anfangen. Man kann sich immer noch ausdehnen. Anfangs wird es Dir ein bißchen einsam vorkommen, aber zum Frühjahr lassen wir Jeannette kommen, und wenn wir Papa eine eingerichtete, wenn auch enge Wohnung hier anbieten können, so bekommen wir ihn und Mama auch noch herüber. Auch gebe ich die Hoffnung nicht auf, mit Dir eine hübsche Reise nach der Schweiz, Paris und, wenn die Fonds ausreichen, auch nach England zu machen. Was Dein Papa für Dich thun kann, das soll Dir auch ganz zu gute kommen; ich habe, was ich brauche, und will nichts mehr als Dich (das heißt freilich sehr viel).

Ich hatte gestern einen Brief aus Karlsruhe von Fritz Moltke; alle Verwandten schreiben so freundlich theilnehmend, daß ich mich recht darauf freue, Dich ihnen einmal vorzustellen. Ein anderes Schreiben war von dem Komitee der Berlin—Hamburger Eisenbahn, welches mich auffordert, als Mitglied der Direktion einzutreten. Ein wohllöbliches Komitee mag Ahnung davon haben, daß ein gewisser, allerliebster, kleiner Magnet mich nach dieser Richtung hinzieht, und daß ich ganz besonders bei der Herstellung der schnellsten Verbindung mit Hamburg betheiligt bin. Ich habe die Aufforderung gern angenommen, indem eine so nützliche Thätigkeit viel Reiz für mich hat und Veranlassung zu mancher Reise nach Hamburg werden wird.

Ich danke Dir für die Beantwortung aller meiner Fragen. Wann wird denn der Ball bei Ewalds sein? Damit ich in Gedanken mittanzen kann. Welches Kleid ziehst Du an? Schreib mir auch, mit wem Jeannette den Cotillon tanzte, etwa mit einem gewissen C. B.? Schicke mir ein Blatt aus der jessamin-bower (Jasminlaube). Es ist halb elf Uhr, und gewiß begegnen sich unsere Gedanken, süße, liebe Marie. Vielleicht finde ich Dich jetzt, wo Papa und Mama schon gute Nacht gesagt, unten

in Deiner Stube am Schreibtisch, oder Du liegst schon zu Bett und plauderst noch mit Jeannette some nonsense (ein bißchen Unsinn). Doch ich will meinen eigenen nonsense schließen. Du wirst Mühe haben, es zu lesen, so abscheulich schlecht und eilig hab' ich geschrieben. Adieu, liebe, gute, schöne Marie; ich küsse Dich herzlich.

Berlin, den 16. Juni 1841 (Mittwoch).

49 An die Braut.

Gute, liebe Marie! Gestern Abend spät noch erhielt ich Deinen so herzlichen Brief vom 11. d. M. Jedes Deiner Schreiben macht Dich mir lieber, und wenn ich Dich lese, kommst Du mir vier Jahre älter vor, als wenn ich Dich sehe. Es wird mir ein Genuß sein, künftig Deine Lektüre zu leiten, und gerne wollen wir immer mit der Bibel anfangen; auch wollen wir gute Predigten hier besuchen, und ich verspreche dann auch, nicht beim Klingbeutel davonzugehen. Aber das muß ich Dir sagen, Du mußt keine allzugute Meinung von mir haben, damit Du nicht getäuscht werdest, sondern mußt recht viel Geduld und Nachsicht mitbringen. — Dann wird's aber auch, so Gott will, wohl gehen.

Ich kann mit einiger Zuverlässigkeit annehmen, daß ich schon Mitte Juli von hier abreisen und vier Wochen im Bade bleiben kann, was mir und uns Allen gewiß sehr heilsam und wohlthätig sein wird. Mama kann hierauf ihren Zuschnitt machen; es müßte schon etwas Ungewöhnliches dazwischen treten, um diesen Plan zu stören. Ich zähle übrigens die Tage, bis ich Dich wiedersehen werde, mein kleines Kaffeeböhnchen, und werde mich zu mehrerer Sicherheit auch festbinden lassen auf dem Schiffe.

Heute muß ich schließen, denn ich soll bei der Prinzeß von Preußen zu Mittag essen; ich äße lieber bei Dir zu Mittag. Adieu, liebe, gute Seele. — Bitte, auf Adresse schreibe nicht „hoher" Orden, ich habe deren nicht.

Berlin, Sonntag, den 20. Juni 1841.

50 An die Braut.

Du gute, liebe Marie; ich mag nicht schlafen gehen, ohne Dir vorher einen herzlichen guten Abend zu wünschen. Ich sehne mich so sehr Dich wiederzusehen und Dich recht in meine Arme zu schließen. Nun, die drei Wochen werden wohl vergehen; aber ob die sieben Monate von August bis April je enden werden, wenn Papa auf seinem Sinn verharrt, das weiß ich nicht. Urlaub kann ich dann unmöglich wieder nehmen, und hier so lange allein zu sitzen — dann komme ich zum Frühjahr mit grauen Haaren an. — Hast Du keine Hoffnung für den Herbst? —

Alle diese Tage hab' ich recht an die Zeit zurückdenken müssen vor zwei Jahren, denn heute war die unglückliche Schlacht von Nisib. Die vorige Nacht machten wir den Ueberfall; heute nach dem Treffen waren wir bis Sonnenuntergang geritten bis Aintab, wo ich todmüde, krank und bekümmert ankam; aber um diese Stunde saßen wir schon wieder im Sattel, ritten die ganze Nacht durchs Gebirge und den ganzen folgenden Tag, ohne Essen als einen halben Zwieback und zwei Zwiebeln und einen Trunk Wasser. Ich ritt heute dasselbe Pferd wie damals und erinnerte mich wohl daran, daß ich nächst Gott seinen Beinen verdanke, wenn ich noch auf diesem Erdenrund herumspaziere.

Montag Abend. Heute vor zwei Jahren um diese Zeit lag ich auf einer nassen Wiese. Es fiel ein kalter Thau, und, ohne einen Mantel, in leinenen Beinkleidern, erschöpft durch unsägliche Anstrengungen, froren wir so, daß wir trotz der Ermüdung kaum schlafen konnten. Die Pferde standen im Gebüsch versteckt, um nicht den aufgelösten Banden von Flüchtlingen in die Hände zu fallen; doch hatten sie Gras genug zu fressen, wir aber nichts. Noch ehe die Sonne aufging, weckte ich meinen Kameraden Laue. Ich mußte ihn lange rütteln; plötzlich fuhr er auf und griff nach dem Pistol, denn wir glaubten, jeden Augenblick überfallen zu werden. Die armen Pferde mußten wieder heran, und bald stand die glühende Sonne wieder über unseren Köpfen. Wir waren so zerlumpt, daß wir Almosen hätten betteln können. Es war eine schlimme Zeit. Heute kann ich mich bequem zu Bette legen; aber wenn damals der Anstrengungen, so ist jetzt der Ruhe zu viel. Ich wollte, ich wäre bei Dir. Gute Nacht, theure, liebe Marie.

Sonnabend, den 3. Juli (1841).

51 An die Braut.

Ich habe meinen Brief von der Post zurückgeholt, um Dir zu melden, daß ich Dein Schreiben vom 28. vorigen Monats soeben erhalten und die Einlage an Papa sogleich nach Brandenburg abgeschickt habe. Wie hold ist Deine Freude über unser baldiges Wiedersehen. Ach, liebe Marie, mich quält nur der Gedanke, daß Du mich überschätzest und ich dann hinter Deinen Erwartungen zurückbleibe. Süße Marie, wenn es mir doch gelänge, Dich ein paar Jahre glücklich und zufrieden zu machen, wie gerne will ich dann abscheiden.

Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Die Zeit, sie sei für mich vorbei.

Du siehst, ich bin heute Abend im „Faust“ gewesen. Nach dem dritten Akte ging ich nach Hause, um Dir zu schreiben. Ich freue mich darauf, was die schönen Vorstellungen im Berliner Theater Dir für Freude machen werden.

Es ist hübsch von Dir, daß Du fleißig in der Küche bist, Deine Kost soll mir gut behagen. Wir wollen wenig Gerichte, aber gute Speise essen, ohne Gewürz und künstliche Geschichten, nicht wahr?

Pyrmont, den 24. August 1841.

52 An die Braut.

Heute Mittag saß ich neben einem Herrn Doktor Ebeling aus Hamburg, der mich fragte, ob ich verwandt sei mit dem Herrn von Moltke aus Liebenthal, nämlich Vater. Er erzählte mir hierauf, daß in meinem Geburtsort Parchim seine Eltern neben den meinigen gewohnt hätten. Vater habe damals große Windhunde gehabt, und er als zehnjähriger Knabe sei vor Schrecken über dieselben in die Elde gesprungen, worauf meine Mutter ihm einen Kuchen geschickt habe.

Ich möchte, liebe Marie, daß Du mir auch alle Tage ein paar Worte schriebest, was Du den Tag vorgehabt. Es kommt dann wie hier Manches zu stehen, was dem Schreiber selbst ziemlich indifferent erscheint; ich werde es aber doch mit Interesse lesen. Es sind überhaupt die kleinen täglichen Beziehungen, welche den Reiz des Verkehrs ausmachen, und aus vielen kleinen Tagesgeschichten setzt sich am Ende eine Lebensgeschichte zusammen. Ich umarme Dich, theure Marie, schlaf wohl.

Göttingen, den 27. August, Freitag Abend (1841).

53 An die Braut.

Vorigen Mittwoch, nachdem ich meinen Koffer auf die Post gegeben, schritt ich fröhlich über die bewaldeten Höhen des Gebirges, von welchem im hellen Sonnenschein eine köstliche Aussicht auf das Pyrmonter Thal sich öffnete. Bei den schönen Ruinen der alten Burg Polle kletterte ich wieder an das Ufer der Weser hinab und erreichte durch einen Wald knorriger Eichenstämme Abends Corvey. Es war schon dunkel, und die feine Sichel des Mondes erhellte nur schwach die Finsterniß. Ich wanderte um drei Seiten der alten Abtei, welche von hohen, ausgedehnten Mauern und Wassergräben umschlossen ist. Das gewaltige Klostergebäude, die Kirche mit ihren zwei spitzen Thürmen schauten schweigend und finster in die sternhelle Nacht hinaus, und mir fiel die Sage von dem verwünschten Schloß ohne Thor ein, eben als ich todmüde an der vierten Seite stand.

Corvey wurde unter Ludwig dem Frommen schon gegründet, schon der dritte Abt erbaute die zwei Thürme, seine Nachfolger vergrößerten den Bau allgemach, und jetzt zeigt derselbe sechshundert, die Wirthschaftsgebäude ebensoviel Fenster, also ungefähr zusammen so viel Fenster, als die Abtei Jahre alt ist. Von hier ging der heilige Ansgarius aus,

welcher den Norden bekehrte und bei Schleswig auf der Danevirke gesteinigt wurde; hier ließ sich der erste christliche König von Dänemark taufen, und der jedesmalige Abt, der aus den zwanzig adeligen Prälaten des Klosters erwählt werden mußte, war Reichsfürst und hatte Sitz und Stimme auf der westfälischen Grafenbank. So bestanden die Dinge fort, bis Napoleon Bonaparte die Karte von Deutschland neu illuminiren ließ. Durch den Reichsdeputationsrezeß von 1803 wurde neben vielen anderen Stiftern auch die Abtei Corvey nach zwölfhundertjähriger Dauer aufgelöst. Gegenwärtig gehört das unermeßliche Gebäude dem Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst. Meine Wirthin war eine säkularisirte Nonne aus einem Cistercienserkloster aus Halberstadt. Vor dreißig Jahren hatte man sie aus den friedlichen Mauern vertrieben, in welchen sie leben und sterben zu sollen geglaubt hatte. Sie hatte dort zwanzig, wie sie behauptete, glückliche Jahre zugebracht und war als fünfzehnjähriges Mädchen eingetreten. Jetzt trug sie statt des schwarz und weißen Gewandes bürgerliche Kleidung, war aber durch ihr Gelübde ewig gebunden. Jetzt mochte es ihr nicht mehr schwer sein.

Gestern ging ich im dichten Morgennebel durch die schöne Kastanienallee von Corvey nach Höxter, wo eine prächtige Brücke über die Weser führt. Der Anblick von der Bergwand über die Stadt, die Abtei und den Strom ist sehr heiter. Durch lachende Felder oder am steilen Thalhang schritt ich weiter längs der Weser aufwärts und erreichte Mittags bei großer Hitze die alte Burg Herstelle und bald darauf das zwischen hohen Waldbergen schön gelegene Karlshafen, wo ich die Nacht blieb.

Heute, lange vor Sonnenaufgang fuhr ich mit dem Eilwagen nach Kassel und von dort über Hannoversch Münden hierher. Der Anblick von Kassel und Wilhelmshöhe ist prachtvoll; aber die Lage von Münden mit alten Thürmen, Mauern und Klöstern am Zusammenfluß der Werra und Fulda, die jede aus tiefen Waldthälern hier hervortreten, ist noch romantischer. Der ganze Weg bis Göttingen ist höchst unterhaltend.

Ich habe heute den schönsten sonnenklaren Tag und völlige Windstille gehabt, und so hoffe ich, daß es Euch ebenso ergangen ist. Als Ihr Euch einschifftet, erblickte ich den Herkules auf der Wilhelmshöhe; um die Zeit, wo Ihr in Glückstadt landetet, war ich schon hier, und jetzt, wo ich an Dich schreibe und denke, mögt Ihr wohl schon beim Thee in Itzehoe sitzen, denn es ist acht Uhr.

Gute Nacht, Herzens-Marie.

Goslar, den 29. August 1841.

54 An die Braut.

Gestern Abend bin ich hier am Nordfuß des Harzes angekommen. Ich fuhr vorgestern früh mit einem Einspänner, den ich gemiethet, von Göttingen aus, bei schönstem Wetter bis Herzberg, am Südfuß des Harzgebirges. Unterwegs lud ich noch einen Göttinger Studenten auf und

pilgerte mit diesem von Herzberg aus zu Fuß ins Gebirg hinein. Die Hitze war aber furchtbar, und die Mittagssonne prallte von den Felswänden wie von einem glühenden Ofen zurück. Ich bestieg indeß eine sehr schöne Ruine, den Scharzfels, welcher im siebenjährigen Kriege durch die Franzosen genommen und zerstört worden war. Die Natur hat Alles gethan, um dies Schloß unnehmbar zu machen, denn auf dem Gipfel des Waldbergs tritt an vierzig Fuß hoch ein senkrechter Sandsteinfelsen hervor, der das Fundament der Burg bildet und nur auf einer Stiege zu erklimmen ist. Da hilft weder Bresche Schießen, noch Minen Sprengen, nur Verrath oder Hunger könnten dieses Schloß bezwingen. Es erinnerte mich an Said-Bey-Kalessi.

Die Nacht brachte ich in Lauterberg zu, einem Gebirgsstädtchen, in welchem man eine Kaltwasser-Heilanstalt gegründet hat. Ich ging noch Abends auf dem wundervollsten Spaziergange unter hohen Buchen nach der drei Viertelstunden entfernten, in einer Waldschlucht gelegenen sogenannten Riesendouche und nahm ein zweites Bad, bevor ich Lauterberg verließ, um nach Andreasberg zu wandern.

Das Thal dorthin ist sehr schön. Hohe steile Thalufer, mit dichtem Wald bestanden, schließen es ein. Allmählich steigt man so aus der Buchenregion in die der Tannen empor, welche sich anfangs nur auf den Gipfeln zeigt, dann tiefer hinabsteigt und endlich den Weg ringsum einschließt. Erst dicht vor Andreasberg sind die Berge kahl, und abscheuliche Arsenikdämpfe, welche aus den Silberwerken kommen, erfüllen das Thal mit Gestank. Die armen Menschen, welche dort arbeiten, erhalten einen Thaler Tagelohn, — dafür verkaufen sie ihre Gesundheit und ihr Leben.

Noch vor der ärgsten Hitze kam ich im Gasthof zu Andreasberg an, erquickte mich mit Braunschweiger Bier und Forellen, nahm einen Wagen und fuhr nach Clausthal und Altenau. Nachmittags um drei setzte ich meinen Weg zu Fuß fort und pilgerte munter das Ocker-Thal hinab. Je weiter man sich in dieser Felsschlucht hinabsenkt, desto wildromantischer wird die Gegend. Die Straße hat an den schroffen, fast senkrechten Granitwänden eingesprengt werden müssen und zieht oft dreihundert Fuß über dem Spiegel des schäumenden, tosenden Flusses hin.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich die vielen Thürme, die hohen Mauern und schönen Lindenbäume der alten Kaiserstadt Goslar erblickte. Sie ist gewiß eine der interessantesten im nördlichen Deutschland, und ich begreife, daß Kaiser Heinrich sie so gern gemocht. Ein Theil der alten Kaiserburg ist noch erhalten, ebenso das schöne Rathhaus mit den Kaiserbildern; von dem berühmten Dom steht aber nur das Atrium. Ueberhaupt ist sehr viel zerfallen, und die Stadt füllt die große Ringmauer nicht mehr aus. Ihr Eisenkleid ist ihr zu weit geworden, so ist sie im Laufe von sieben Jahrhunderten zusammengeschrumpft.

Dresden, den 8. September 1841.

55 An die Braut.

Deinen freundlichen, herzlichen Brief, liebe Marie, aus Helgoland, welcher bis zu Eurer bevorstehenden Abreise von jener Insel reicht, habe ich in Magdeburg bei meiner Durchreise empfangen und mit wahrer Freude gelesen. Es ist wahr, gute Marie, daß es Dir schriftlich weit besser gelingt als mündlich, Deine Gedanken mitzutheilen. Den Grund dazu suche ich aber nicht allein in Deiner, sondern auch in meiner Eigenthümlichkeit, in der Zurückhaltung, welche bei mir die Frucht einer unter lauter feindseligen Verhältnissen verlebten Jugend ist, und welche nothwendig wieder Zurückhaltung bei Anderen erzeugt. Daß aber Reichthum der Gedanken und Tiefe des Gefühls in Dir wohnen, davon zeugen Deine Briefe und besonders dieser.

Du fragst mich, was mir an Dir und Deiner Art, zu sein, nicht gefällt, damit Du es ändern könntest. Nun, ich will Dir in aller Wahrheit sagen, daß, wie ich auch hin und her denke, mir Alles in Dir gefällt, aber so Manches in mir nicht. Du darfst Dich nur in der Art fortentwickeln, wie Du jetzt bist, so mußt Du eine höchst liebenswürdige, treffliche Frau werden; ich kann so Manches nicht mehr ändern, und wenn es nicht bloß Deine Nachsicht, wenn es nun wirklich wahr ist, daß Du ganz froh und zufrieden mit mir gewesen bist, so danke ich Gott aufrichtig dafür. Die aus der Verschiedenheit unseres Alters hervorgehende Art, zu empfinden, macht, daß ich, ohne unwahr zu werden, Dir nicht dasselbe lebhafte Gefühl bieten kann, wie sich's in Deinen schönen Augen ausspricht und wie Du es wohl als Erwiderung fordern darfst. Ich kann nur ungefähr wie „der Bär" in dem Roman der Bremer „Die Nachbarn" sein, welchen Du, glaub' ich, kennst. — Indeß ich hoffe, es soll schon gehen. Du bist so gut und liebevoll, Gott erhalte Dich mir so. — Gewöhnlich fehlte es uns, wenn wir zusammen waren, an Etwas zu sprechen. Das liegt nun darin eben, daß Du natürlich bis jetzt wenig gesehen, wenig erlebt, wenig gelesen, kurz, daß wir uns eigentlich nur Eines sagen konnten, und das wußten wir schon und empfanden es, ohne es zu sagen. Wenn aber die Jugend ein Fehler ist, so besserst Du Dich alle Tage, und wenn wir erst einige Zeit Freud und Leid mit einander getragen haben werden, so werden auch die äußeren Gegenstände der Unterhaltung nicht fehlen. So viel ist gewiß, daß ich sowohl glücklicher sein als auch Dir liebenswürdiger erscheinen werde, wenn ich Dich wirklich in Deiner Zukunft zufrieden sehe. Die Zweifel daran gehen aus meinem Charakter hervor, die gute Hoffnung, die ich hege, aus der Vortrefflichkeit des Deinigen.

Berlin, den 16. September 1841.

56 An die Braut.

Zu meiner Freude und Beruhigung erhielt ich gestern Nachmittag Deinen lieben Brief vom 13. d. Mts. Gottlob, daß Ihr alle so wohlauf seid und in Eurer Häuslichkeit zufrieden. Der Vorwurf, den Du am Eingang Deines Schreibens machst und so liebevoll und freundlich machst, hat mich getroffen, weil er allerdings nicht ungegründet ist. Es ist wahr, daß ich die Trennung nicht so lebhaft empfunden habe wie wahrscheinlich Du. Allein bedenke, daß der Zurückbleibende bei einer Trennung immer schlimmer dran ist als der Abreisende, welchen die Thätigkeit der Reise und seine Pläne für die Zukunft zerstreuen. Jetzt ist es vielleicht umgekehrt, und ich empfinde die Trennung vielleicht mehr als Du, umgeben von lieben Verwandten und Freunden, wie Du bist. Ich freue mich, zu hören, daß Du fleißig an unserer Einrichtung arbeitest. Für mich würde es eine angenehme Zerstreuung sein, unsere Wohnung hier einzurichten, wenn es nur nicht so schrecklich lange noch hin wäre, bis wir sie beziehen. Dazu kommt, daß wir im Generalstab den Versetzungen zu sehr unterworfen sind, welche gerade am 31. März verfügt werden. Möglich ist es daher, daß ich gerade um die Zeit unserer Hochzeit plötzlich nach Königsberg, Posen oder Koblenz geschleudert werde. Ich kündige daher zu Michaelis meine jetzige Wohnung, will aber doch die etwa entstehenden Vakanzen noch etwas abwarten, ehe ich wieder miethe. Wahrscheinlich werde ich jedoch in demselben Hause, wo ich jetzt wohne, in der zweiten Etage ein größeres Quartier miethen. Die Lage ist so sehr angenehm, daß ich nicht gern fortgehe, obgleich die Gegend zu den theuersten gehört. Du hast hier vor dem Hause einen schönen grünen Rasenplatz, das Thor und den Thiergarten in unmittelbarer Nähe. Das Reiten durch die Stadt ist namentlich für Damen so sehr unangenehm.

Wegen der stets möglichen Versetzung ist es auch gut, nicht zu viel Sachen und Möbel zu haben. Was ich aber anschaffe, soll gut sein. Laß uns überhaupt so klein wie möglich anfangen, man kann sich immer noch ausdehnen.

Ich hoffe bald noch von Dir zu hören. Wie geht's mit der edlen Kochkunst, liebe Marie? Studire mir nur die Natur der Kartoffel und der Puddinge in ihren verschiedensten Vorkommnissen. Eine gute, kräftige, einfache Hausküche, statt der recherchirten Speisehauskost wird mir sehr wohl thun. Beschreib mir doch ein bißchen Deine Lebensweise, um welche Uhr Du aufstehst, ob Du badest, wann Ihr zu Mittag eßt, und wann Ihr Thee trinkt, damit ich Dich zu jeder Tageszeit aufsuchen kann. Adieu, liebe, gute Marie.

Berlin, den 30. September 1841.

57 An die Braut.

Gleich beim Eröffnen Deines Briefes, gute, liebe Marie, wurde ich angenehm überrascht durch die Ansicht von Itzehoe. Wie schön vergoldet auch diese*) von Berlin ist, so wird sie Dich doch kaum ebenso erfreuen, weil Du wenig von hier erinnerst und, als Du Berlin sahst, Dich nicht in derselben Art dafür interessirtest, wie ich mich für Itzehoe. Du mußt schon erst selbst einmal hierher kommen und vom Kreuzberg, auf welchem das Monument im Vordergrunde steht, die weite Sandfläche und die düsteren Fichtenwälder, aber auch die hohen Kuppeln, die großen Paläste und die weiten, unermeßlichen Häusermassen überschauen. Ich denke, es soll Dir doch ganz gut gefallen, besonders wenn es mir gelingt, die schöne Wohnung hier am Leipziger Platz zu bekommen, auf welche ich spekulire.

Du schreibst einen so hübschen englischen Brief, daß ich neugierig wäre, einmal einen deutschen von Dir zu erhalten: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor".

Den 3., Sonntag. Ich weiß nicht, warum ich mir immer einbilde, daß Sonntags ein Brief von Dir kommen muß. Da nun heute keiner gekommen ist, so hab' ich mich an die alten gehalten und mich über das schöne treue, reine Herz gefreut, das sich darin ausspricht. Gewiß, liebe Marie, Du verdienst das schönste, reichste Loos; möchtest Du mit dem kleinen, das Du gezogen hast, zufrieden werden.

Liebe Marie! Nimm es nicht übel, aber ich nehme eben eine copieuse Prise Tabak, weil ich immer noch Zahnschmerzen habe, und Jeannette sieht es nicht. Du mußt es mir wirklich noch einmal streng verbieten. Adieu, süße, liebe, schöne, gute, theure Marie, ich küsse Dich herzlich.

Berlin, den 6. Oktober 1841.

58 An die Braut.

Wie hübsch magst Du ausgesehen haben in Deinem weißen Kleid mit Atlasbesatz und pink-roses (blaßrothe Rosen) im Haar. Du schreibst bloß von Jeannette: that she looked so sweet (daß sie so süß aussah), aber Dich selbst hast Du wohl gar nicht im Spiegel gesehen? Aber Du hast mir noch gar nicht genug von Deinem Ball erzählt.

Uebrigens ist es hübsch von Dir, daß Du nach dem Taumel eines solchen Abends Dich doch Deines abwesenden alten Freundes erinnert hast. Gewiß, liebe Marie, sehe auch ich mit froher Hoffnung in die Zukunft; denn wenn es ein Glück für mich auf dieser Welt giebt, so ist es mit Dir und für Dich. Erlebe ich, Dich glücklich und zufrieden zu

*) An dem Rande dieses Briefes waren in Golddruck Ansichten von Berlin angebracht.

sehen, dann bin ich es gewiß auch. Wenn meine Erwartungen weniger lebhaft sind, so ist es vor Allem die Besorgniß, daß die Deinigen getäuscht werden möchten, und weil, je weiter man in diesem Leben vorschreitet, je weniger man von demselben erwarten lernt. Sehe ich Dich aber zufrieden und wirklich glücklich, trotz meiner Verdrießlichkeit, Laune und Empfindlichkeit, so werde ich von mir selbst eine bessere Meinung annehmen und schon dadurch sehr viel heiterer, klarer und mittheilender werden.

Sonntag den 10. Heute ging ich bei dichtem Regen in den Thiergarten, als ich dem Briefträger begegnete, welcher seit dem 9. Mai vierteljährlich ein Paar Sohlen mehr braucht. Zu Hause angekommen, schob ich mir einen Lehnstuhl zurecht, nahm eine Prise, um mich in die allerbeste Laune zu versetzen, und las Deinen ersten deutschen Brief. Herzlichen Dank dafür, gute Marie, und für die vielen interessanten Nachrichten von all den Unsern. Adieu, sweet little Mary. Truly yours for ever. (Adieu, süße, kleine Marie. Treulich Dein für immer.)

Den 17. Oktober.

59 An die Braut.

Ich habe heute bei meinem Freunde, dem Geheimrath v. Patow, dinirt. Seine Frau freut sich so darauf, Deine Bekanntschaft zu machen. Sie sagt, sie fürchte nur, daß es ihr nicht gelingen werde, Dich für sich zu gewinnen. Sie ist ein lion (Löwe) der hiesigen Gesellschaft, highly fashionable (urvornehm), und wenn Du Dich an sie anschließest, so wirst Du an ihr die beste Stütze für Dein erstes Debüt in der Hofgesellschaft haben. Wenn Du diesen Winter kämest, so könntest Du gleich einige Dutzend Bälle mitmachen.

Schlaf sanft und träume süß.

Montag, den 18. Oktober 1841.

60 An die Braut.

Alle Eure Geheimnisse sind verrathen! John war heute früh bei mir, er brachte mir einen Brief von Vater, worin dieser mir sagt, daß ich ihm das „Bild“ mit nächster Gelegenheit zurückschicken soll, da es für seine Galerie bestimmt sei, und Du schreibst mir: „aber nun habe ich gestern meine Arbeit fertig gemacht!“ Die Arbeit habe ich freilich noch nicht erwischen können, aber das Bild, das liebe, schöne, ähnliche Bild habe ich und gebe es nicht wieder heraus, wenigstens nicht eher, als bis ich das Original abgeliefert bekomme. Es ist ganz wunderhübsch gezeichnet, und wunderhübsch, weil es ähnlich ist. Nicht wahr, Du hast das weiße Kleid an, welches Du, ich glaube zum Empfang des Königs, bekommen

hast. Du trugst es am 6. oder 7. Mai und saßest damit auf einem Schemel zu Mamas Füßen oben im Saal am Fenster. — Schade, daß Deine hübschen Arme nicht ganz auf dem Bilde sind. Die Brosche und die Ohrringe sind auch zu erkennen. Ich werde Dich nun einrahmen lassen. Du kommst unter dem Sultan Mahmud, Fürsten Milosch von Serbien und General v. Krauseneck, meinem Chef, zu hängen, oder aber auf meinem Schreibtisch zu stehen. Mund und Augen sind sprechend, Alles ist ganz ähnlich, und ich danke Dir recht herzlich für dies schöne, liebe Geschenk. Laß Dich's nicht gereuen, daß ich die Freude ein paar Tage früher gehabt, als Du wahrscheinlich beabsichtigtest, ich baue es mir am 26. wieder auf.

Berlin, den 22. Oktober 1841, Freitag Abend.

61 An die Braut.

Du glaubst nicht, gute, liebe Marie, welche Freude ich an Deinem Bilde habe. Ich hätte Dich schon darum gebeten, aber ich habe einen Abscheu vor schlechten Porträts, besonders, wenn sie dabei ähnlich sind. Es giebt solche unangenehme Aehnlichkeiten. Dieses ist aber nicht allein sprechend ähnlich, sondern auch an und für sich ein kleines Kunstwerk, und der Maler, welcher es gezeichnet, muß ein recht guter gewesen sein. Es hängt jetzt in einem sehr hübschen goldenen Rokokorahmen über meinem Schreibtisch. Wenn ich ins Zimmer trete, fällt mein erster Blick darauf. Der Ausdruck Deines Gesichtes ist so gut aufgefaßt, und wenn ich es lange ansehe, möchte ich manchmal sagen: „Nun, Mariechen, sprich doch auch ein Wort." Ich werde für Vater eine gute Kopie anfertigen lassen, denn dieses gebe ich nicht wieder heraus. Ich muß Dir sagen, daß Du gestern hier schon Deine erste Visite gemacht hast. Patows wünschten so sehr, Dich zu sehen, deshalb setzte ich mich in eine Droschke und fuhr mit Dir hin.

Dienstag.

62 An die Braut.

Ich komme immer erst Abends zum Schreiben, liebe, süße Marie, wenn ich schon von Geschäften ganz halali bin. — Du wirst jetzt ohne Zweifel schon wieder in Deinem warmen Nest zu Itzehoe sitzen.

Du schreibst wegen high fashion (des hochvornehmen Auftretens) der Frau v. Patow, und daß es Dir einerlei, was die Leute von Dir denken. Ja, Mariechen, Du mußt das doch auch lernen; ich möchte so gerne, daß Du allen Leuten recht gefielest. Die Schönheit ist nur eine Herausforderung für die Kritik, und Du mußt durch verbindliches, freundliches und sicheres Benehmen die Leute damit versöhnen. L'homme doit braver l'opinion public, la femme s'y soumettre (der Mann muß der öffentlichen Meinung

trotzen, die Frau sich ihr unterwerfen). Ich fehle gegen die erste Hälfte dieses Satzes, mache Du es mit der zweiten nicht so.

Gestern erhielt ich einen türkischen Brief von Hafisz Pascha, ich weiß aber nicht, was drin steht. Er wird erst übersetzt. Nun aber gute Nacht.

Berlin, den 5. November 1841.

63 An die Braut.

Grüß Dich Gott, mein kleines Mariechen; der Briefträger ist heute an meiner Thür vorbeigegangen, ohne mir von Dir Nachricht zu bringen, aber gewiß ist schon etwas für mich unterwegs. Manchmal ist mir, als ob ich gewiß wüßte, daß Du an mich denkst, zum Beispiel eben jetzt. Es ist zehn Uhr vorbei, Du machst Deine Vorbereitungen zum Schlafengehen, trittst mit dem Nachthäubchen nochmal vor den Spiegel, bläsest das Licht aus, sprichst Dein Abendgebet, plauderst noch ein paar Worte mit Jeannette, und halb träumend schwebt Dir noch mein altes Gesicht vor die Seele. Die Erinnerung an die Jasminlaube, den letzten Walzer vom letzten Ball, mischt sich mit der Vorstellung von einem hellen Weihnachtsbaum, von Leinwand zur Aussteuer und dem Felsen von Helgoland. Ein Schiff mit bunten Wimpeln trägt Dich übers Meer in ein grünes Land voll Blumen, lachend wie die Hoffnung und ruhig wie der Schlaf, der Dich umfängt.

Wenn Du, eben heut, Abends meinen Brief liesest, so stehe ich gerade vor Dir, nur erblickst Du mich nicht, weil Du die schönen Augen auf das Papier und das garstige Geschreibsel gerichtet hast. Höbest Du sie sehr schnell und plötzlich empor, so müßtest Du wenigstens das letzte Ende des Schattens meines lila Schlafrocks noch erblicken, in welchem ich mich eben befinde. Ich glaube ein bißchen an magnetischen Rapport, und ein alter Araber hat mir eine Geschichte erzählt, wie man in einem Krystallspiegel das Bild dessen erblicken kann, der an uns denkt. Aber nur ein reines, treues Herz kann in dem Krystall etwas sehen, die Mehrsten erblicken darin, wie in einem gewöhnlichen Spiegel, nur sich selbst. Nun, gute Nacht.

Den 6. November. Es ist

„stumme Mitternacht,
Wo nur Gram und Liebe wacht"
Und wer zu morgen noch Vortragssachen macht,
Drum, liebes Miezchen, gute Nacht.

Adieu für heute, süße Marie, herzlich der Deinige.

Ohne Datum.

64 An die Braut.

Ich komme eben von der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauses. Sie wurde begangen durch Aufführung von einzelnen Tonstücken aller der Komponisten, welche in diesem Zeitraum

für die hiesige Bühne Ausgezeichnetes geleistet haben. Der ganze Hof war gegenwärtig, und wir waren fünfzig Personen in der großen Königlichen Loge. Eröffnet wurde die Vorstellung durch eine eigene Komposition Friedrichs des Großen, die wirklich, wenn er sie selbst gemacht hat, weit hübscher war als Manches, welches nachher kam. Sodann kam ein Duett nebst Chor von Graun aus Kleopatra, ganz im Stil seiner Kirchenmusik gehalten. Man hatte die damalige Instrumentirung beibehalten und hörte nur ein paar Geigen und Bratschen. Kleopatra und ihre karthagischen Damen waren in Reifröcken mit gepuderten Haaren, Cäsar (welcher eine Sopranpartie sang, denn es war ein Frauenzimmer) nebst seinen Römern erschienen mit Haarbeutel und Escarpins zur Toga und nahmen beim Eintreten sehr höflich ihre Helme ab; Alle machten drei tiefe Knixe resp. Verbeugungen. Jedes neue Gesangstück näherte sich etwas mehr unserem jetzigen Geschmack, die Instrumentirung wurde reicher, die Melodien ansprechender. Nachdem wir: „Als ich auf meiner Bleiche" glücklich überstanden, klangen die gewaltigen Chöre Glucks schon befreundeter. Winters schöne Komposition: „Das unterbrochene Opferfest", sein „Kind, willst du ruhig schlafen" gefielen auch jetzt noch, endlich bildete Mozart den großen Hauptabschnitt und bahnte den Weg zur neuen Musik. Die Ouverture zu Belmonte und Constanze und eine Scene aus dem Don Juan wurden gegeben. Hierauf erschien Beethoven mit seiner gewaltigen volltönenden Ouverture zu Egmont, welche da capo gespielt werden mußte. Ihm reihte sich Spohr an mit dem unübertrefflichen Duett aus Jessonda: „Theures Mädchen, wirst mich hassen". Von dem Freischütz wurde die Schlußscene des ersten Aktes gegeben und von den ganz neuen Kompositionen eine wunderbar schöne, geisterhafte Ouverture Mendelssohns zum Sommernachtstraum. Man glaubte den Tanz der Elfen zu belauschen. Den Schluß machte Maiseders Musik zum Ballet: „Die Sylphiden".

Morgen habe ich den Dienst und werde im Neuen Palais bei Potsdam einer Vorstellung beiwohnen, zu welcher nur der Hof und einige klassische Geschmäcke befohlen sind. Die letzte Aufführung des Stückes, welches gegeben werden soll, hatte vor zweitausendfünfhundert Jahren statt. Es ist die Antigone von einem gewissen Sophokles. Es wird schwer sein, die Erben zu ermitteln, welche Anspruch an eine Tantième der Einnahme haben, wahrscheinlich sind es Ruderknechte im Hafen von Konstantinopel.

Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, so habt Ihr heute einen Aufsatz mit meinem Monogramm _|_ gelesen: „Deutschland und seine germanischen Nachbarn". Das bitte ich aber in dänischen Landen Niemand zu sagen, sonst lassen sie mich nicht wieder hinein, sondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfiszirt.

Berlin, den 9. November (1841).

65 An die Braut.

Gestern Abend kehrte ich aus Potsdam hierher zurück. Am Sonnabend wohnte ich der Aufführung der Antigone bei. Das kleine Theater im Neuen Palais ist ganz besonders geschickt, um ein solches Stück aus dem klassischen Alterthum zu geben, da die Sitze der Zuschauer ganz so geordnet sind, wie man es noch heute in den alten Theatern in Kleinasien, Griechenland und Italien, z. B. in Pompeji, sieht, nämlich kreisförmig und stufenweise aufsteigend. Unten in der Mitte, wo die Archonten und Richter saßen, waren die Sitze für den König und uns Hofschranzen, dahinter die Damen und höher herauf die Herren. Die Bühne selbst war ganz nach alter Art eingerichtet. Der Hintergrund stellte einen Tempel mit drei Thüren dar, und auf der Orchestra, was wir das Proscenium nennen, erhob sich ein Altar, in welchem der Souffleur steckte, den die Alten nicht kannten. Um diesen herum reihten sich die Chöre, welche die Stimmen des Volkes bildeten und fortlaufend die Kritik der Begebenheiten aussprachen.

Es ist merkwürdig genug, daß ein Stück, welches vor Jahrtausenden geschrieben wurde, noch jetzt ein Interesse gewähren kann. Sophokles hat in seiner Tragödie die noch heute geltenden Gegensätze der Familie und des Staates einander gegenüber gestellt. Kreon, König von Theben, hat einen Unterthan besiegt und erschlagen, welcher seine Vaterstadt mit den Waffen bekämpft, und verurtheilt seinen Leichnam, unbestattet ein Raub der Thiere zu bleiben, was nach damaligen Begriffen auch seiner Seele den Uebertritt in die Gefilde der Ruhe verwehrte. Antigone, die Enkelin des Oedipus, ist die Braut seines Sohnes und die Schwester des Erschlagenen. Sie trotzt seinem Gebot. „Hat es doch kein Unsterblicher mir geboten,“ sagt sie. „Hätte Kreon mir den Sohn oder den Freund erschlagen, so könnte das Schicksal mir einen anderen geben; aber die Eltern sind todt, die Götter selbst können mir einen Bruder nicht wiedergeben.“ Sie bestattet den Todten und ladet den Zorn des Königs auf sich, welcher sie verurtheilt, lebendig in einem Felsengrab zu verschmachten.

Doch würdig des Ruhms wandelt sie hin,
Mit Lob geschmückt, in das Gemach der Todten.
Nicht zehrende Krankheit raffte sie fort,
Noch traf sie ein Schwert der Rache, gezückt.
Nach eigener Wahl — lebend — allein
Geht sie zum Hades.

Das Hübsche dabei ist, daß Kreon von seinem Standpunkte aus ganz recht hat; denn ohne Gehorsam kann keine menschliche Gesellschaft Bestand haben. Aber indem er mit starrer Konsequenz diesen Gedanken durchführt, greift er über in das Gefühl der Pietät, welches noch höheren Ursprungs; als alle menschlichen Satzungen. Ein Seher verkündet ihm den Zorn der Götter, weil er der Erde vorenthält, was der Erde gehört,

und die begraben hat, welche noch Luft und Licht athmet. Jetzt will er sein Unrecht gut machen, aber es ist zu spät. Antigone ist nicht mehr, und sein Sohn hat sich das Leben genommen. „Was hilft dir nun, daß Macht, Reichthum und Gewalt in deinem Hause, wenn nicht auch die Freude darin wohnt," spricht der Chor.

Viel köstlicher ist, als Glücksgenuß,
Der bedächtige Sinn. Stets hege
Für das Göttliche Scheu. Der Vermess'ne büßt
Das vermess'ne Wort mit schwerem Gericht;
Dann lernt er wohl,
Noch weise zu werden im Alter.

Es wäre leicht, ein ganz christliches und modernes Stück von derselben Tendenz wie die Antigone zu schreiben; denn noch heute tritt das geschriebene Gesetz oftmals mit „dem Rechte, das mit uns geboren," in Widerspruch.

Sonntag Mittag war große Tafel beim König in Sanssouci, und Abends wohnte der Hof einer Aufführung des Faust im Kasino zu Potsdam bei. Der Text wurde gelesen, die Chöre und so weiter aber nach der wundervollen Komposition des verstorbenen Fürsten Radziwill aufgeführt. Unübertrefflich ist das Osterlied: „Christ ist erstanden", welches mit Gewalt den Giftbecher vom Munde des Verzweifelnden zieht, und man begreift ihn, wenn er ausruft: „Die Thräne fließt — die Erde hat mich wieder." Morgen wird dasselbe Stück im Opernhaus gegeben. Am Montag wurde Parforcejagd geritten. Es fanden sich außer vier Königlichen Prinzen noch etwa fünfzig Gentlemen in scharlachrothen Röcken ein, alle auf wundervollen Pferden. Man sah fast nur englische Pferde, ich ritt meinen kleinen Araber. Um neun Uhr brachen wir von Potsdam auf und ritten in scharfen Gangarten nach dem zwei Meilen entfernten Forst von Kunersdorf. Dort war ein wildes Schwein gespürt, und es dauerte auch nicht lange, so hatten die Treiber es im dichten Unterholz aufgefunden. Jetzt wurde eine Meute von fünfzig Hunden auf dasselbe losgelassen, und bei Hörnerschall setzte sich die ganze Gesellschaft in Karriere. Das Thier war klug genug, nicht ins Freie zu treten, und so ging es train de chasse (im Jagdgalopp) immer durch den Wald. Mein kleiner Nisib ist sehr hitzig, und es war an kein Verhalten zu denken. Es ist ein Wunder, wie diese Pferde über ein sehr unebenes Terrain, über Gräben und Wege, abgehauene Baumstämme und Stubben fortsetzen. Nachdem wir wohl eine halbe Meile so fortgerast, geriethen wir in eine Fichtenschonung, die so dicht war, daß es gänzlich unmöglich wurde, hier durchzukommen. Jeder arbeitete sich heraus, wie er konnte, und man sammelte sich aufs Neue. Die Hunde waren zerstreut, Niemand wußte, wo die Meute geblieben, und Alles jagte davon, um sie aufzuspüren. So kam die ganze Gesellschaft auseinander, und nach fast zweistündigem Rennen sammelte sich die Mehrzahl auf der Chaussee dicht vor dem Städtchen Beliz. Nur drei junge Offiziere hatte das Glück auf die richtige Spur geführt. Das Schwein,

ein gewaltiger Keiler, war wohl zwei Meilen weit gerannt, dann, des Laufens müde, hatte es sich gestellt. Zwei Hunde waren todt, sechs schrecklich verwundet, und das Thier mußte mit der Axt erschlagen werden, weil keiner der Anwesenden einen Hirschfänger führte. Von den Piqueurs war keiner zugegen, so daß kein jagdgerechtes Halali stattfand. — Bei der vor acht Tagen stattgefundenen Jagd war das Schwein durch die Havel geschwommen und die Meute ihm nach. Den Jägern war kein Mittel geblieben, als anderthalb Meilen weit nach Spandau zu jagen, dort über die Brücke zu gehen und zu folgen, wobei von einhundertundvierundsechzig nur sechzehn zum Halali kamen und zwei Pferde fielen. Diesmal passirte kein Unglück, und Alle trafen zum Diner nach Kunersdorf ein. Mein Pferd habe ich noch lieber gewonnen, nachdem ich gesehen, was es zu leisten vermag. Es war noch ebenso feurig nach dem Rennen als vorher.

Ich danke Dir für das Kompliment, daß das Bild nicht gut genug aussieht. —

Herzlich der Deine.

Berlin, 1. Dezember 1841.

66 An die Braut.

Es ist schon elf Uhr, aber ich will Dir doch noch etwas vorplaudern. Ich komme eben aus einem Konzert im Opernhause und bin noch ganz voll davon. Ein gewisser Sivori, Schüler Paganinis und Erbe seiner — Geige, spielte. So was habe ich nie gehört. Aber mit der Geige hat es auch seine eigene, geheimnißvolle Bewandtniß.

In Italien lebte vor sechzig Jahren ein Mann, der schon als Jüngling von auffallender Häßlichkeit war. Das lange rabenschwarze Haar hing wild und starr um sein gelblich bleiches Gesicht. Sein Antlitz glich dem ausgebrannten Krater eines Vulkans, und die Züge waren regungslos, bis die Leidenschaft sie bewegte. Dann verzerrten sie sich bis zur Wildheit, und das Sprühen der dunklen Augen verrieth die Gluth seines Innern, wie das Feuer des Aetna unter der Decke von Schnee lodert. Ein solches Gemüth war nicht gemacht, um der Welt zu gefallen. Die Männer haßten, die Frauen verschmähten ihn, und er war allein — ganz allein in der Welt. Wie jeder Mensch irgend eine Fähigkeit besitzt, die ihn für die Abwesenheit der übrigen entschädigt, so hatte Pietro die Gabe der Musik. In seinem Häuschen zu Ravenna wanderte er die Nächte auf und ab und geigte schmerzliche Melodien. Einst öffnete er um Mitternacht die mit Oelpapier verklebten Fenster und schaute hinaus in den klaren Himmel voll Sterne, von denen, so viel ihrer waren, noch nicht einer ihm gelächelt hatte. Da hörte er ganz nahe Beifallklatschen von zarten Händen. Es war die schöne Ancella, seine Nachbarin. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Nächten, und bald entflammte Pietro in heißer Liebe für das junge, reiche, schöne Mädchen, und nicht

bloß seine Geige, sondern seine melodische Stimme wurde der Dolmetscher seiner Gefühle. Es entwickelte sich bald ein Verhältniß zwischen Beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

Jemand hat sehr richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn und hätte ihn doch geliebt, wäre er noch zehnmal garstiger gewesen. Aber der Italiener konnte das nicht glauben, und mit einer stürmischen Neigung wuchs eine wüthende Leidenschaft in seinem Herzen auf. Er mißtraute Allem, sich selbst und seiner Geliebten und quälte sie in dem Maße, wie er sie vergötterte. Ihre Thränen, ihre Betheuerungen, ihre Klagen und Vorwürfe waren ihm nur Beweise ihrer Schuld, und wenn er ihre Untreue für erwiesen hielt, fühlte er sich so grenzenlos unglücklich, daß er sich zwang, ihren Betheuerungen zu glauben, um nicht zu verzweifeln. Ich weiß nicht, welcher hämische Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schein wirklicher Untreue auf sie warf. Nur so viel ist bekannt geworden, daß Ancella, von einem Stilett durchbohrt, gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte. Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Man schickte ihn auf die Galeere; da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Kerker. Die Nacht sank herab, und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gewölbe nieder, sie drängten sich drohend um sein Strohlager, sie streckten blutige Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, Niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendesten Verbrechers, die eines Hundes, wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein — ganz allein. Doch nein. Seine Geige war ihm geblieben, er ergreift sie krampfhaft, und kaum berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich, klagend, vorwurfsvoll, begütigend, verzeihend. Es war die Stimme Ancellas, ganz wie sie ihn so oft beruhigt und ermahnt, wie sie ihm geschmeichelt und wie sie geweint hatte. Es war ihm klar, daß Ancellas Seele in seine Geige gefahren war. Es schien ihm, daß ein Theil seiner Schuld schon durch sein maßloses Elend gesühnt sei, daß die Hingeschiedene, welche jetzt bei ihm war, die zu ihm sprach und die er, verkörpert in seinem Instrument, umfaßte, ihm Vergebung verheiße. Da riß eine Saite, eine zweite, eine dritte, ein Jammerton hallte von dem kalten Gewölbe nieder, es war der Todesseufzer der Gemordeten. — Erschöpft sinkt der Unglückliche auf seine Streu zurück; Betäubung, nicht Schlaf, umfängt seine Sinne und hält ihn in Bewußtlosigkeit, dem letzten Trost des tiefsten Leides.

Am folgenden Tag fleht der Gefangene mit seltsamem Ungestüm den Schließer an, ihm drei Violinsaiten zu verschaffen. Sein ganzes Wohl und Wehe hängt an ihrem Besitz, aber er hat kein Geld, um das Mitgefühl des harten Mannes zu erkaufen, keine Worte, um ihn zu gewinnen. Trauernd betrachtet er sein liebes Instrument. Nur die G-Saite ist ihm geblieben. Aber gerade diese zaubert ihm die tiefe Altstimme

seiner Geliebten hervor. Die ganzen Tage sitzt er, regungslos vor sich hinstarrend, da; aber wenn die Nacht ihre Schatten herabsenkt, dann greift er zu der einzigen Trösterin seines Elendes und geigt, von Niemand gehört, die wundervollsten Melodien. Damals komponirte er die schauerliche Melodie des Liedes:

> Das Glück, das einst mich hegte,
> Ist meiner Brust ein Dorn,
> Die Liebe, die mich pflegte,
> Ist meinem Schmerz ein Sporn.
> O, wende deinen Spiegel,
> Erinn'rung jener Zeit,
> Und drücke, Nacht, dein Siegel
> Auf die Vergangenheit.
> Die heiße Thräne zittert
> Auf meine Brust herab,
> Mein Leben ist verbittert,
> Ich wünsche mir das Grab.

So geigte er viele lange Nächte. Durch lange Uebung besiegte er jede Schwierigkeit seines unvollkommenen Instrumentes. Was Andere auf vier Saiten nie geleistet, das brachte er mit Leichtigkeit auf einer hervor. Er geigte zehn Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört, und als vollendeter Meister trat er aus der dumpfen Gefängnißzelle in die weite, sonnige Welt zurück.

Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder; eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren; denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Noth zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt. Tausende strömten in die goldenen Opernsäle, um den wunderbaren Fremdling zu hören. — Da stand er leichenblaß, abgespannt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge beseelte. — Ihr stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Zerstreut nur blickte er auf die tausendköpfige Hydra des Publikums, seine Seele war anderswo und versenkte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von Allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenfeindlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatulle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung. — Vielleicht war es ihm noch zu wenig. Er eilt an die Spielbank, setzt Alles auf eine Karte und gewinnt und verliert das Zehnfache, ohne daß selbst die Leidenschaft des Spieles die schreckliche Leere seines Gemüthes zu erfüllen vermag. Nur seine Geige bleibt sein Trost.

Jetzt sind seine Melodien verklungen. Seine Brust hat ausgeseufzt, und seine Gebeine ruhen in einem unbekannten Winkel. Denn als der müde Pilger, der die Qual eines hohen Alters erleben mußte, aus den Ländern, deren rauhe Sprache ihm fremd war, zu den Citronenhainen seines Heimathlandes zurückwanderte, verweigerte man ihm zu Rom die letzte Wohlthat einer geweihten Ruhestätte. Nur seine Geige ist übrig

geblieben, und in derselben wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebannt.

Kurz, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein, und wenn man die Geige hört, so muß man es glauben, und ich wenigstens denke mir die Geschichte so, wie ich sie Dir erzählt, und weil es jetzt schon weit nach Mitternacht, so will ich Dir nur noch gute Nacht sagen und diese Töne vergessen, von welchen ein **nervous gentleman** (nervenschwacher Mann) in meiner Nähe ohnmächtig wurde. Aber wenn einer auch Nerven wie Bindfaden hat, so muß ihn doch so was ergreifen.

Den 5. Dezember. Die Geschichte von Paganini bitte ich aber doch nicht als von mir verbürgt, mitzutheilen, seine Erben könnten mich wegen Verbalinjurie, wegen angeschuldigten Mordes belangen.

Ich habe gar nicht geglaubt, daß Du für Musik besonderen Sinn hast. Wenn das der Fall ist, so bitte ich Dich, den Unterricht ja wieder aufzunehmen. Du brauchst ja keine Virtuosin zu werden; die Hauptsache ist, daß es Dir Vergnügen macht, und ich höre auch gar zu gern etwas Musik. Adieu für heute, süße Marie.

Berlin, den 18. Januar 1842.

67 An die Braut.

Mein kleines Mariechen! Recht oft habe ich heute an Dich gedacht. Um sieben fingst Du wohl schon an, Dich anzukleiden, Dich frisiren zu lassen, das rothe Ballkleid zurecht zu legen und die Blumen prüfend an das Haar zu halten. Um acht Uhr fuhret Ihr aufs Schloß und tratet in die hell erleuchteten Räume. Bald rauschte die Musik durch die weiten Hallen, und der erste Walzer belebte die etwas frostig gewordene Gesellschaft. Jetzt geht es auf elf Uhr und Ihr mögt den Cotillon vor dem Essen tanzen, welchen der Herzog*) mit Dir zu tanzen sich nicht entgehen lassen wird. Kaum wirst Du Zeit gehabt haben, hin und wieder einmal an den Abwesenden zu denken. Gleichviel, möchtest Du recht froh sein, möchtest Du recht gefallen und möchten die Herren Dir recht den Hof machen, wenn Du nur heute Nacht, wenn Du nach Hause kommst und langsam und musternd vor dem Spiegel ein Stück nach dem andern ablegst, einmal hier herüber an Deinen treuesten Freund denkst und Dich erinnerst, daß von so vielen glänzenderen Erscheinungen doch Keiner es so gut mit Dir meint, wie Dein alter Helmuth.

Gern möchte ich jetzt ganz unbemerkt einen Augenblick hinter den Musikanten stehen und sehen, ob Du recht fröhlich aussiehst, ob Du sogar sprichst, wenn Du einen Herrn hast, mit dem man sprechen kann, und ob Du recht oft geholt wirst. Ich sage Dir heute nicht gute Nacht, denn Du denkst wohl nicht ans Schlafengehen, und wenn Ihr nach Hause kommt, plaudert Ihr doch noch bis morgen früh, um Euch alle Eure

*) von Glücksburg.

Beobachtungen mitzutheilen. Möchten sie alle erfreulich sein! Du gute, liebe Seele, sei froh und glücklich! God bless you, my heart. (Gott segne Dich, mein Herz.)

Während Du auf dem Parkett einhergleitest, habe ich hinter dem Schreibtisch gesessen und wohl zwanzig Expeditionen gemacht. Darum bin ich auch schon ganz matt und dumm und lege die Feder nieder.

Donnerstag, den 20.

Dein lieber Brief vom 16. d. Mts. aus Kiel, gute Marie, hat mir große Freude gemacht, besonders die Versicherung, daß Du in den drei Wochen, die wir zusammen zugebracht, recht froh gewesen bist. Es kommt mir immer vor, als hinkte ich hinter Deinen jugendlich lebhaften Gefühlen nur so nach, und ohne unwahr zu werden und aus meinem Charakter hinauszutreten, kann ich mich nicht anders geben, als Du mich in jener Zeit gesehen hast. Aber wenn Du so dennoch mit mir zufrieden bist, so soll es auch für die Zukunft keine Noth haben. — Wenn Du Dir vornimmst, nachgiebig und, wie Du sagst, nicht strong-headed (dickköpfig) zu sein, so danke ich Dir dafür, aber ich möchte keineswegs, daß Du Deine Selbstständigkeit und eigene Meinung aufgäbest. Im Gegentheil wirst Du mir gewiß nur immer lieber werden, je mehr Dein Charakter sich selbstständig und frei entwickelt, wie dies in hohem Maß in den drei Monaten der Fall gewesen ist, wo ich Dich nicht gesehen. Du bist in dieser Zeit geistig um ein Jahr gewachsen. Und hübscher bist Du auch geworden, kleines Fräulein. — Ich freue mich, daß Du in Kiel so gut aufgenommen und daß Du recht vergnügt dort bist.

Montag, den 24

Ich habe Dir jetzt eine Wohnung gemiethet, mit der Du hoffentlich zufrieden sein sollst.*), Du hast ein allerliebstes, kleines Kabinet mit Aussicht auf den schönen Platz am Potsdamer Thor. Die Bäume des Thiergartens fangen an unserem Hause an, und Du kannst Dich dort gleich zu Pferde setzen, ohne durch die Stadt zu reiten. Einen hübschen Balkon haben wir auch und Logirzimmer für die ganze Familie mit allen Onkeln und Kindern. Wenn sie uns nicht besuchten, wäre es sehr unrecht.

Adieu, gute, liebe Seele! Vergiß mich nicht über Kiel, Liebe und Aussteuer, sondern laß mich bald von Dir hören.

Berlin, den 27. Januar 1842.

68 An die Braut.

Ganz überrascht war ich, liebe Marie, zu hören, daß Du schon wieder in Itzehoe seiest; ich glaubte, Ihr würdet am 25. noch einem Balle beiwohnen. Ich freue mich, Dich wohlbehalten wieder zu Hause zu wissen,

*) Potsdamer Platz Nr. 1.

und kann Dich nun in Gedanken in der gewohnten, freundlichen Umgebung zu jeder Stunde aufsuchen.

Nun gieb mal guten Rath, Mariechen! Es ist wahrscheinlich, daß zum 30. März die zweite Stabsoffizierstelle beim Prinzen vakant wird. In diesem Fall wäre es sehr wünschenswerth, daß ich hier wäre, denn **les absents ont tort** (die Abwesenden haben Unrecht). Es werden zwei oder drei Versetzungen nach der Provinz stattfinden, und der, welcher die Stelle hier bekommt, muß auch sogleich die Geschäfte derselben übernehmen; denn es ist gerade die Stelle, welche beim Armeekorps die mehrsten laufenden Geschäfte hat. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn ich bis zum 1. oder 2. April schon wieder hier sein könnte. Vor diesem Termin kann ich leicht einen vierwöchentlichen Urlaub bekommen, nachher wird man es nicht so gerne sehen.

Nun fragt sich aber, ob die Hochzeit acht oder zehn Tage früher stattfinden kann, wegen des Herbeikommens der Verwandten (namentlich Fritz und Betty), wegen der Aussteuer und wegen Deines Papas. Es hat ferner den Uebelstand, daß ich unser Quartier nicht vorher einrichten kann, denn es wird erst am 3. April leer. Indeß sind doch wenigstens ein oder zwei Zimmer mit den Möbeln, die ich jetzt schon habe, in wenig Stunden eingerichtet, und schlimmstenfalls können wir ja einen Tag im Gasthof wohnen. Ich möchte, daß Du mit Mama und Papa einmal darüber Kriegsrath hieltest und mir schriebst, was Eure Meinung ist.

Nun adieu, gute, liebe Seele. Grüße Papa, Mama und Jeannette herzlichst und schreibe mir bald. **Yours for ever dearest Mary.** (Dein für immer, theuerste Marie.)

Berlin, den 3. Februar (1842), Donnerstag.

69 An die Braut.

Meine kleine süße Marie! Du glaubst nicht, wie lange mir die Zeit scheint, wenn ich denke, daß es heute noch nicht vier Wochen sind, seit ich Dich in Itzehoe verließ. Mittlerweile ist freilich der Winter vorüber gegangen. Ich habe mich nicht entschließen können, mich noch einmal anzuziehen und auszugehen, sondern bin zu Hause geblieben und habe gearbeitet. Jetzt sitze ich da und wünsche Dich herbei.

Gut würde es wohl sein, wenn unser Hochzeitstag definitiv festgesetzt würde, schon um der Anverwandten, namentlich um Fritz und Bettys willen, da Ersterer doch vorher Urlaub nehmen muß. Obschon ich so gerne schon nächsten Monat hin zu Dir reiste, so scheint mir, Alles wohl erwogen, doch das Vernünftigste, wenn ich erst den 30. März hier abwarte und dann meinen vierwöchentlichen Urlaub nach Holstein antrete, um welchen ich bereits beim Könige eingekommen bin (sowie um allerhöchsten Konsens). Ich werde dann freilich selbst bis zu Deinem Geburtstage*) nicht eintreffen können, sondern erst etwa den 10. April. Dagegen wird

*) Den 5. April.

es dann möglich, die nöthigen Vorbereitungen in unserer neuen Wohnung zu treffen, wo ich einige Stuben malen, eine Thür durchbrechen und noch allerlei Vorkehrungen treffen lassen muß. Ich möchte Dich so gerne gleich in eine ordentlich eingerichtete Wirthschaft führen. Die Aussteuer wird auch wohl nicht so früh fertig werden, und ich wünsche nur, daß Ende März die Sachen hier ankommen möchten. Wenn wir darüber einverstanden sind, daß die Hochzeit im April sein soll, so überlasse ich Mama, den Tag anzusetzen, wonach die Verwandten zu bescheiden sein werden.

Ich hatte eigentlich gehofft, gestern Briefe von Dir zu erhalten, auch John hatte sicher auf ein Schreiben von Jeannette gerechnet. Ob er heute eins bekommen, weiß ich nicht; er war hier, als ich nicht zu Hause war, und hat das lithographirte Bild Deiner Großmutter hinterlassen, welches sprechend ähnlich ist. Ich werde es für die neue Wohnung einrahmen lassen. Was gäbe ich darum, wenn ich solch ein ähnliches Bild von meiner seligen Mutter hätte!

Ich hoffe, Mama hat meinen Brief erhalten und wird mir bald einige Mittheilungen machen. Grüße sie herzlichst. Von der Flasche Madeira, die sie mir mitgab, habe ich alle Tage ein kleines Glas zum Frühstück getrunken, und dabei hat sie vorgehalten bis heute.

Herzlichst und für immer der Deinige.

Berlin. Sonntag Abends den 13. Februar (1842).

70 An die Braut.

Dein lieber Brief vom 10. kam gestern an und erfreute mich sehr, denn Du scheinst heiter und zufrieden und hast wohl vollauf zu thun mit Deiner Einrichtung. Nun sind es nur noch zehn Wochen, dann bist Du ganz mein eigenes, liebes, kleines Frauchen. — Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemüthlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu. Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander sein und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig sein. — Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin; dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. — Von Dir wünsche ich freundliches und gleichmäßiges, womöglich heiteres temper (Gemüthsstimmung). Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, Ordnung in der Haushaltung, Sauberkeit im Anzuge und vor allen Dingen, daß Du mich lieb behaltest. — Zwar trittst Du sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüths wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen Jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit

und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erstickt, öfter auch die Aeußerung desselben zurückgedrängt, und so stehe ich da mit der angelernten, kalten, hochmüthigen Höflichkeit, die selten Jemand für sich gewinnt. Du hingegen bist jung und hübsch, wirst, so Gott will, keine Entbehrungen kennen lernen, Jeder tritt Dir freundlich entgegen; so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. — Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. — Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. — Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Theilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt; ja, ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpiren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung Anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie Jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. — Gesteh ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahire. Mein ganzes Auftreten ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde (Weltgewandtheit) übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüth niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war; hilf Du mir fortan, mich zu bessern. — Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchslos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.

Gerne werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettiren. Je mehr Du gegen Alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du Einzelne auszeichnest. — Dafür mußt Du Dich in Acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erst um zu gefallen, dann um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könntest als sie alle, sofern Du nur

glaubst, daß ich es besser mit Dir meine, als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gieb mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.

Noch eins, liebe Marie, wenn Du schreibst, so lies doch immer den Brief, den Du beantwortest, noch einmal durch. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, welche darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mittheilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung so viel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutendste sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe werth wäre.

Gute Nacht, liebe, süße Seele.

Berlin, den 16. Februar 1842.

71 An die Braut.

Hilf mir die Zeit zu Ende bringen, mir scheint sie jetzt fest und still zu stehen. Das weiche Frühlingswetter macht mir Spleen und mehr noch der Mangel an geistiger Anregung und an freundlichem Verkehr mit theilnehmenden Verwandten und Freunden. Die Oper langweilt mich und wird mir erst wieder Freude machen, wenn ich sehe, daß Du die Pracht derselben anstaunst. In der Gesellschaft sehe ich Hunderte von Menschen, die mich alle nicht näher angehen, und ich sehne mich so danach, bald wieder einen kleinen Kreis von Menschen zu sehen, die sich für einander interessiren. Es bleibt mir hier zur Erholung nichts als steife Gesellschaften und zum Geschäft nur trockene Dienstbriefe. Deine Schreiben sind die Lichtpunkte in dieser langweiligen Existenz, und wenn ich die Briefe viermal durchgelesen habe, so weiß ich sie auswendig. — Ich will Dich nicht auch noch ennuyiren. Gute Nacht, süße, liebe Seele, ich drücke Dich ans Herz. Schlafe sanft.

Ich setze mich wieder hin, um zu schreiben; aber ich habe Dir weiter nichts zu erzählen, als daß ich viel an Dich denke und die Tage zähle, bis ich wieder bei Dir sein werde.

Berlin, Donnerstag, 24. Februar 1842.

72 An die Braut.

Herzlichen Dank für Deine freundlichen Worte und Deine gute Meinung; aber was Du Bescheidenheit nennst, ist leider nur richtige Würdigung meiner selbst. Nun, ich hoffe, wenn Du erst bei mir bist, soll Manches besser werden.

Schreib mir bald und recht ausführlich, denn das Kleinste aus Eurem täglichen Leben interessirt mich mehr als die großen Staatsangelegenheiten. Adieu, liebes Leben.

Berlin, Sonntag den 13. März 1842.

73 An die Braut.

Meine theuere, liebe, kleine Marie. Je näher die Zeit rückt, wo ich Dich wiedersehen werde, je weniger habe ich Lust, Briefe zu schreiben. Ein bißchen bist Du daran schuld, denn Deine Briefe sind in letzter Zeit kürzer und seltener geworden als früher, und Du erwähnst in denselben nicht die Gegenstände, die ich in den meinigen berühre. Allein sie enthalten doch immer, was mich am meisten interessirt, daß Du meiner in Liebe und Güte gedenkst, und das ist die Hauptsache. — Wenn wir erst Freude und Sorge mit einander theilen und mehr gegenseitige Beziehungen angeknüpft sein werden, so wird es uns an Stoff zur Mittheilung nicht fehlen. Noch leben wir in getrennten Sphären und finden uns nur in einem Gefühl herzlicher Zuneigung zusammen. Zwar kenne ich Deine Welt, Du aber noch nicht die meinige. Mich interessirt Alles, was Du mir von Deiner Umgebung und Deinem Thun und Lassen sagst; von meinen Bekannten und von meinem hiesigen Leben kann ich Dir wenig mittheilen, weil sie Dir fremd sind. Bald aber wirst Du auch mit den hiesigen Verhältnissen bekannt sein, Dein Geist wird sich in denselben schnell entwickeln, und mein Glück wird darin bestehen, wenn ich sehe, daß Du Dir in Deiner künftigen Lage gefällst. Gebe Gott, daß es so sein möge!

Gute Nacht für heute, süße, liebe Marie.

Berlin, den 19. März 1842.

74 An den Bruder Ludwig.

Obgleich ich die Hoffnung habe, Dich bald selbst wieder bei uns zu sehen, so kann ich doch nicht umhin, Dir schon jetzt für Deinen freundlichen Brief vom 8. d. M. zu danken. Ganz besonders erfreut es mich, daß Du mit Deiner amtlichen Stellung so zufrieden bist. Ich begreife das sehr wohl und beneide Dich darum, denn das ist eine wesentliche Grundlage des Glücks. Wie soll es mich freuen, Dich einst auf einem der alten Schlösser Cismar oder Travendahl etablirt zu wissen, mit Mie,*) dem Muster einer dame châtelaine (Burgfrau) und den Kleinen, mögen es Töchter oder Jungen sein. Wir armen Militärs können so etwas nie erreichen, und ich rufe mit dem Jubel-Lieutenant:

So hab' ich 20 Jahre leeres Stroh gedroschen
Für 17 Thaler 25 Groschen!

---

*) Rufname in der Familie für Marie geb. v. Krogh, die Gemahlin Ludwigs v. Moltke.

Wie gern siedelte ich mich unter Deinem Amtmannsscepter auf einer kleinen Hufe an, etwa auf Stockfee oder einem ähnlichen kleinen Besitzthum. Doch das sind Träume, die man hinausschiebt, bis plötzlich das Ende da ist. Der Strom der Verhältnisse schiebt uns mit sich fort, man glaubt zu schieben und wird geschoben.

Daß Du alle Poesie auf Jahre hinausschiebst, ist doch nicht recht. Denn dichten kann man nur:

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,
Die Knospe Wunder noch verspricht,
Wenn man die tausend Blumen bricht,
Die jedes Thal uns reichlich füllen:
Dann hat man nichts und doch genug,
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Aber der Trug schwindet, die Wahrheit nimmt immer mehr zu, und zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft. — Meine Uebersetzungen sind Verstandessache; es gehört dazu nur, der eigenen Sprache mächtig zu sein. Deine stehen als Uebersetzung niedriger, als poetische Schöpfung weit höher. Sie sind oft wenig treu, aber stets ein Kunstwerk und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden. Uebrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Uebersetzens aus dem Englischen ins Deutsche groß, und namentlich bei Byron oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vortheil wird in den vorherrschend einsilbigen Wörtern — ein Franzose nennt das Englische le chinois européen (das europäische Chinesisch). Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von fünf oder sechs Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt und dreifach so vielen Wörtern wiederzugeben.

Sehr freue ich mich auf den bevorstehenden Familienkongreß.*) Bisher sind wir nur einmal im Leben, in Eutin, alle Geschwister beisammen gewesen, wie wir es nie mehr sein können, da einer von uns schon abberufen ist. Wir schnitten damals unsere Namen in eine Buche, welche ich noch heute wiederzufinden wüßte. Gott gebe, daß nur nichts dazwischen kommt. Von Vater habe ich kürzlich einen Brief erhalten, wonach er sehr einen Schlaganfall zu befürchten gehabt hat. Er hat eiligst Ader lassen müssen, scheint aber doch ganz wiederhergestellt zu sein. Der Deinige.

Berlin, den 26. März 1842.

75 An die Braut.

Liebe Marie. Danke Dir für Deinen freundlichen Brief vom 19. dieses Monats; es trifft sich sehr hübsch, daß wir, ohne es verabredet zu haben, gleichzeitig kommunizirt haben. Ich war Donnerstag zur Vorbereitung und gestern, am Charfreitag, früh zur Kommunion. Unsere Gedanken werden sich bei dieser feierlichen Handlung wohl begegnet sein,

*) Zu Moltkes Hochzeit.

möchte sie für uns beide einen Lebensabschnitt fortschreitender Besserung und Glückes bilden.

Du schreibst mir, daß Du oft verschlossen und dann wieder ausgelassen bist. Das ist nun, die Wahrheit zu sagen, freilich lange nicht so gut, wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüth, aber jeder Mensch ist das in seiner frühen Jugend, und ich hoffe Dich auch sweet tempered (wohl gestimmt) zu sehen. Heiterer Gleichmuth ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst. Laß uns beiderseits danach streben; nur keine Launen, Prüderien und Empfindlichkeiten, und kämen sie vor, laß uns sehen, wer zuerst bereit ist, die Hand zur Versöhnung zu bieten. Jemand hat gesagt, es giebt nur zweierlei Ehen: solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und unglückliche. Ich verlange nichts Besseres, als unter Deinem kleinen Pantoffel zu stehen, und es wird Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Güte auch dahin zu bringen. Gute Nacht, liebe Marie.

Am 20. April 1842 fand, im Beisein des Vaters und aller Geschwister Ms. seine Trauung zu Itzehoe statt. Siehe Charakterbild Seite 25.

Berlin, den 9. Dezember 1842.

76 An den Bruder Ludwig.

Mit herzlicher Theilnahme haben wir die Nachricht von dem harten Verlust, welcher Dich und Deine liebe, treffliche Frau betroffen, erhalten. Nur die Zeit kann Euch über den ersten, herben Schmerz hinweghelfen. Möchten nur die anderen Kinder bald wieder genesen. . .

Vater klagt in seinem letzten Schreiben sehr über rheumatische Leiden, hier in Berlin war er so gesund und so liebenswürdig, daß es eine Freude war. Ich hoffe recht sehr, daß er uns nächstes Jahr auf recht lange Zeit besucht; wir wurden trefflich mit ihm fertig, namentlich Marie, in deren Charakter es liegt, daß sie nichts übel nimmt, weil sie gar nicht voraussetzt, daß Jemand glauben könne, sie wolle ihm nicht wohl. Marie ist eine einzige kleine Frau. Es ist unmöglich, nicht mit ihr einig zu sein, sie ist perfectly tempered (ganz harmonisch gestimmt), und dabei findet sie sich in ihr neues Verhältniß sehr gut. Eine hochgestellte Dame hat sie jetzt bei Hofe präsentirt, und gestern hat sie in der ersten Gesellschaft debütirt. Es läßt sich daher noch nicht sagen, wie sie gefallen wird; jedenfalls ist sie eine elegante Erscheinung. Ihre gleichmäßige Heiterkeit ist unverwüstlich. — Wie traurig Du auch sein magst, lieber Ludwig, wird es Dich doch freuen, uns zufrieden zu wissen.

Mit treuer Freundschaft der Deinige.

Berlin, den 18. August 1843.

77 An die Gattin.

Mein kleines Weibchen! Es ist mir schrecklich leer hier, da Du nicht da bist. Gottlob, daß ich keine drei Wochen noch hier auszuhalten habe. Prinzeß hat Dich kurz vor Deiner Abreise fahren sehen und behauptet, Du habest deliciös ausgesehen.

Den 19. Nachdem ich Dir gestern geschrieben, legte ich mich schlafen, denn ich war sehr müde. Ich schlief auch so fest, daß M. mit beiden Fäusten an die Thür ballern mußte, um mich eine halbe Stunde später wach zu kriegen. Es sei ein schreckliches Feuer, meinte sie. Anfangs wollte ich gar nicht aufstehen, aber ich erblickte bald das Walderseeische Haus im Purpurschein und taghell gelichtet. Das Feuer sollte auf dem Wilhelmsplatze sein, aber bald erfuhr man, das Opernhaus brenne. Ich zog mich rasch an und ging hin. In dem Augenblick, wo ich durch das Brandenburger Thor trat, erblickte ich die prachtvollste Illumination. Der Apoll, welcher auf dem vortretenden Peristyl des Opernhauses steht, war magisch hell erleuchtet, die Säulen der Treppe deutlich zu erkennen. Dahinter aber wirbelte die rothe Gluth empor. Schon diesseits der Friedrichstraße regneten dichte Funken, und man verspürte die Hitze. Am Ende der Linden war die Straße durch ein Piket Ulanen versperrt, und nur Militär und Spritzenleute erhielten Eingang. So waren der ganze schöne Platz vor der Universität, der Opernplatz und die Straße bei der katholischen Kirche frei gehalten und die prachtvollen umgebenden Gebäude, das Palais des Prinzen von Preußen, Bibliothek, katholische Kirche, Schloß, Dom, Zeughaus, Universität und die Bäume in unbeschreiblicher Pracht erleuchtet. Inmitten loderte wie ein Vulkan das Opernhaus. Ich war bei Anfang des Ballets fortgegangen, irgend ein Funke mochte gezündet haben, und eine Stunde später war die Flamme ausgebrochen. Dort, wo Alles brennbar, war an ein Löschen gar nicht zu denken; man ließ ruhig fortbrennen und beschränkte die ganze Thätigkeit auf die Rettung der Umgebung. Namentlich sehr exponirt waren die Bibliothek und das Palais des Prinzen von Preußen. Die Prinzeß ist unwohl, und der Prinz saß an ihrem Bett, als das Feuer entdeckt wurde. Der Wind, welcher glücklicherweise nur schwach war, trug gerade dahin. Die Dächer wurden sogleich mit Militär und Spritzenleuten besetzt, welche es aber kaum vor Hitze aushalten konnten. Die genannten Gebäude wurden fortwährend bespritzt, und die große Dampfspritze schüttete Ströme von Wasser aus. Mit furchtbarem Gekrach stürzte endlich der Dachstuhl des Opernhauses ein, und eine unendliche Flammensäule wirbelte empor. Darauf Nothgeschrei von allen Dächern, aber nirgends zündete es, und die Gefahr war vorüber. Durch die großen Fenster des Opernhauses sah man unterdeß ganz deutlich in das hell erleuchtete Innere des Gebäudes. Der große Saal hinter der Königlichen Loge war noch nicht eingestürzt. Vor zwei Stunden war ich dort noch auf- und abgegangen,

weil er so kühl war. Jetzt war alles Gluth und Flammen. Ich blieb bis ein Uhr, aber die Flammen sind wohl heute noch nicht gelöscht.

Adieu, liebes, gutes Weibchen.

Erfurt, den 10. September (1843).

78 An die Gattin.

Vorgestern früh um halb sieben Uhr ließ ich Friedrich mit dem Wagen die steile Straße vom Thalrand von Kösen vorausfahren, ritt den Schimmel noch erst nach der Schmiede, weil er ein Eisen verloren hatte, und holte den Wagen dann bei Eckartsberga ein. Es ist eine schlimme Straße, und das ewige Bergklettern und steile Herabfahren hatte den Schimmel so müde gemacht, daß ich in Weimar im Russischen Hofe zu Mittag blieb. Die Sonne brannte, und erst gegen Abend wurde es kühler. Ich erreichte Erfurt um fünf Uhr und stieg in einem Gasthof auf dem Anger dicht bei der Post ab. Erfurt ist unglaublich weitläufig; das macht, es war früher eine freie Reichsstadt von 70 000 Einwohnern, und hat jetzt nur 27 000. Es liegen große, ausgedehnte Gärten innerhalb der Mauern, wo man nicht ahnt, daß man sich in einer Festung befindet, in welcher gewöhnlich der Raum so überaus beengt ist.

Du glaubst gar nicht, was für hübsche Partien hier um Erfurt sind. Gestern Nachmittag ging ich mit Major Reuß und Frau nach dem Steiger zum Kaffee. Wir wanderten zwischen lauter Gärten innerhalb der Stadt auf dem Dalbergs-Wege hin. Die Dalbergs sind ein berühmtes deutsches Geschlecht und hatten bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, ich weiß nicht mehr, welche Funktion. Es wurde von dem Herold jedesmal laut gerufen: „Ist kein Dalberg da?“ Denn so lange einer da war, durfte kein Anderer diese Auszeichnung genießen. Jetzt ist kein Dalberg, aber freilich auch kein römischer König und Kaiser mehr. Der letzte Dalberg war Koadjutor und Erzbischof von Mainz, und Erfurt gehörte zum Erzstift. Von diesem Dalberg rührt der hübsche Weg her. Durch eine kleine Ausfallspforte gelangt man ins Freie, oder vielmehr ins gelobte Land Gosen, nämlich ein Thal, welches in vielen Silberfäden durch das rauschende Wasser des treuen Brunnen durchzogen und befruchtet wird. Auf den hohen Beeten gedeihen die köstlichsten Küchengewächse, welche von hier bis Berlin und Frankfurt a. M. gehen, in den Furchen wuchert die berühmte Brunnenkresse, und über der Ernte, welche zweimal des Jahres gedeiht, reift eine neue von Obst aller Art. Ueberall rauscht das Wasser, und dies Thal des treuen Brunnens erinnerte mich lebhaft an die Lombardei und an einzelne Gegenden Kleinasiens. Dahinter erhebt sich die bewaldete Bergwand des Steigers mit hübschen Anlagen, welche sich bis zu dem schön gelegenen Dorfe Hochheim hinziehen.

Montag Abend. Gestern Nachmittag besah ich die Festung und verschiedene Merkwürdigkeiten dieser alten Stadt. Zunächst den Dom. Du erinnerst Dich gewiß der beiden schönen Kirchen an dem freien Platze, die eine die St. Severus-Kirche mit drei spitzen Thürmen neben-

einander, und dicht daran den alten Dom, welcher auf sehr gewölbtem Unterbau steht. Der Thurm ist uralt und noch in byzantinischem Stil erbaut, das Schiff aus neuerer Zeit, minder schön; aber ganz prachtvoll, namentlich im Innern, ist das hohe Chor mit den hohen Glasfenstern mit alten, gemalten Scheiben. Dort findet sich auch das Denkmal des Grafen v. Gleichen. Die beiden Gleichen, zwei Burgen auf zwei ganz ähnlichen Spitzbergen, liegen eine Meile von hier, und die Grafen waren die mächtigsten Ritter in der Umgegend. Sie hatten ein besonderes Thor für sich, durch welches nur sie in die Stadt einreiten durften. Einer der Grafen war mit Friedrich, dem Rothbart, ins heilige Land gezogen, gerieth in die Gefangenschaft eines türkischen Emirs und mußte in dessen Gärten schwere Arbeit thun. Die schöne Tochter des Emirs verhalf ihm zur Flucht, wogegen er sein Wort verpfändete, sie als seine Frau mitzunehmen. Unglücklicherweise hatte er aber daheim auf dem Gleichen schon eine Frau Gemahlin, die das sehr übel vermerken konnte. Er kam indeß noch ziemlich gut davon, ging nach Rom, wo der Papst (ausnahmsweise) ihm gestattete, in Anbetracht des gegebenen Wortes und weil er seine Frau todt geglaubt, nun beide zu behalten. Bis vor wenig Jahren zeigte man auf den Gleichen eine dreischläfrige Bettstelle, und im Dom steht der Ritter zwischen den beiden Frauen, die sich indeß etwas verdrießlich anzusehen scheinen.

Außerhalb der gemauerten Terrasse, auf welcher der Dom ruht, erblickt man noch einige Stufen einer Freitreppe, welche zu einer Kanzel unter offenem Himmel führte. Dort hatte Tezel den Ablaß gepredigt. Unter seinen Zuhörern nahte sich ein Ritter, welcher Ablaß für schweres Geld für eine noch zu begehende Todsünde kaufte. Als der würdige Pater gen Arnstadt zieht, wird er von gewappneten Reisigen überfallen, welche ihm seine ganze, wohlgefüllte Reiseschatulle abnehmen. Der Mönch verflucht den Räuber in die allerunterste Hölle, dieser aber überreicht ihm den Ablaß, welchen er unlängst von ihm selber erhandelt hat. — Aber sein Ablaßkram sollte eine ganz andere Feuersbrunst anzünden. Vom Dom aus erblickt man den schönen Thurm des Augustinerklosters, in welchem Doktor Martin, ein unbekannter Mönch, bisher zurückgezogen gelebt. Von dessen enger Zelle ging das Licht einer neuen Glaubenslehre aus, welche der menschlichen Vernunft eine Stimme neben der Ueberlieferung einräumte, aber freilich auch Deutschland, Frankreich, England und Niederland in Flammen auflodern ließ, welche die Macht des Kaisers brach, Flandern von Spanien trennte, ein englisches Königsgeschlecht vertrieb, die Bartholomäusnacht hervorrief und endlich durch den Westfälischen Frieden die Gestaltung von ganz Europa umwandelte. — Wir besahen den Petersberg und die Cyriaksburg (ebenfalls ein altes Kloster, jetzt eine formidable Festung).

Ich wünsche Dich recht oft herbei, Du süßes Herz, um Dir die schöne Aussicht zu zeigen. Aber Du bist doch besser da in Itzehoe. Herzliche Grüße an Alle, und nun gute Nacht, gute Seele. Mit treuer, herzlicher Liebe der Deinige.

Erfurt, den 24. September 1843.

79 An die Gattin.

Du gute, liebe, kleine Frau. Gestern hatte ich die Freude, Deinen prächtigen Brief vom 18. September zu erhalten, ich sage Dir tausend Dank dafür. Heute Abend kommt der Prinz, und ich hoffe dann, wegen der Lüneburger Reise etwas Näheres zu erfahren.

Schlimme Nachrichten habe ich Dir aus Berlin zu schreiben. — Friedrich hat einen Brief von seiner Frau Gemahlin, in welchem sie damit schließt, zu sagen: „Neues habe ich Dir, mein theurer Fritz, sonst nicht zu melden, außer, daß gleich nach Eurer Abreise fünf Kerls in Majors Weinkeller eingebrochen sind. D.'s haben gleich zu Oelrichs geschickt, damit noch ein Unteroffizier dort (?) schlafen soll." Das ist Alles, was ich bis jetzt weiß. Da man weiß, daß es fünf Kerls gewesen sind, so vermuthe ich fast, daß man sie ertappt und gestört hat. Vielleicht wird Schöler, welcher heute Abend mit dem Prinzen kommt, etwas von der Sache wissen.

Mir geht es sonst sehr gut. Wir manövriren tüchtig und haben in der Nacht vom 21. auf den 22. ein Biwak gehabt, wo die Truppen im Freien lagern. Als das vorhergehende Manöver zu Ende war, wurde abgekocht, und die Offiziere nahmen ein fröhliches Mahl in einem großen Zelte ein, wo tüchtig gezecht wurde. Nachdem es dunkel geworden, ließ der General eine Husaren-Schwadron aufsitzen, um die Feldwachen der Gegenpartei zu alarmiren. Da ihm mehrere Pferde lahm geworden waren, so ritt er meinen Fuchs bei dieser Gelegenheit, ich den zweiten Schimmel, da der erste furchtbar den Tag über hatte laufen müssen. Wir kamen in einem tiefen Hohlwege einem Wagen entgegen, der Fuchs scheut und fährt den steilen, wohl zwanzig Fuß hohen Rand hinauf, das Erdreich weicht, aber mit ein paar kräftigen Sätzen ist er oben. Es sah halsbrechend aus, und hätte das Thier nicht ein so ausgezeichnetes Hintertheil, oder riß der Reiter es im Zügel, so mußte es überschlagen. Bald darauf stieß man auf feindliche Kavallerieposten, sie rufen an, die Feldwache feuert, wird aber übergeritten und zurückgesprengt, und nun ging es in vollem Rennen auf die lodernden Wachtfeuer zu, um welche gekocht, musizirt und getanzt wurde. Das war nun ein heilloser Ritt, denn der Boden ist sehr steinig und von tiefen Wasserrissen durchschnitten. An ein Anhalten war nicht zu denken, denn die Husaren rasselten dicht hinterdrein. Wir trafen glücklich die passirbarste Stelle des kleinen Gebirgsbaches, welcher die Stellung des Gegners deckte; Schimmel stolperte glücklich durch, und plötzlich standen wir mitten im feindlichen Lager. Da entstand nun ein unbeschreibliches Getümmel, alle Trompeter bliesen zum Aufsitzen, die Trommeln wirbelten, die Offiziere stürzten herbei, ohne zu wissen, was denn eigentlich los wäre, und Alles griff zu den Waffen. Es setzte natürlich einige scharfe Rügen wegen der mangelhaften Aufstellung der Vorposten, welche durch Infanterie nicht genug unterstützt gewesen waren, und das Ganze gab ein hübsches Bild aus dem Kriegsleben. Herzlich der Deinige.

Berlin, den 13. April 1844.

80 An den Bruder Ludwig.

Wir haben dies Jahr große Revue bei Halle, so daß ich erst im Oktober abkommen kann. Nach den Erfahrungen des vorigen Jahres wage ich doch nicht, für mich selbst diese Saison zum Bade in der Ost- oder Nordsee zu wählen, und daher der Gedanke, nach Nizza zu reisen, um dort während des Winters zu baden. Eine andere Idee ist, im Oktober nach England zu gehen, wo man, namentlich auf der Insel Wight, dann noch Seebäder nehmen kann. Bei dieser Gelegenheit würden wir London und etwas von Old England zu sehen bekommen. Welcher von beiden Plänen und ob einer überhaupt zur Ausführung kommt, läßt sich noch nicht recht übersehen, auch wird es mir wirklich recht schwer, zwischen den Palmenhainen Aquitaniens und den Wundern der Kunst Britanniens zu wählen. Marie zieht es wohl eigentlich nach England, auch können wir diese kostspielige Reise nur ausführen, so lange eben keine Kinder da sind, welche entweder zurückbleiben müßten oder die Sache noch mehr vertheuern. Nach dem Süden kommt man immer noch, und ich denke, wir reisen zusammen einmal nach der Schweiz und nach Hesperiens Orangengärten. Im nächsten Jahre schon fährt man per Eisenbahn von meiner Thür bis Zürich, mitten in die Schweizer Alpen hinein. Jetzt schon fährt man an einem einzigen Tage von hier über Leipzig und Altenburg bis Zwickau, fünfzig Meilen weit für ein paar Thaler. In drei Jahren ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß eine fortgesetzte Eisenbahnverbindung stattfindet von Kiel, über Hamburg, Berlin, Frankfurt, Breslau, Brünn, Wien, Triest, Venedig, Mailand. Dies ist keine chimärische Erwartung, die ganze Strecke ist theilweise vollendet, theilweise im Bau. Befahren werden auf derselben bereits neunzig Meilen. So regt sich's in Deutschland. Während Frankreich in den Kammern immer noch berathet, haben wir dreihundert Meilen Eisenbahn fertig gekriegt und über zweihundert neue in Arbeit.

Unter diesen letzteren befindet sich die Hamburg—Berliner, zu deren Verwaltungsrath ich gehöre. Die größte Schwierigkeit, die uns zu besiegen bleibt, ist die Königlich Dänische Regierung, welche uns zwingen will, eine Richtung längs der Elbe durch Lauenburg einzuhalten, die uns zwei Millionen Thaler mehr kostet als die von uns gewählte über Schwarzenbeck. Es ist die Rede von einer Deputation nach Kopenhagen, an welcher ich theilnehmen soll; doch ist die Sache vielleicht noch auf diplomatischem Wege zu vermitteln. Indeß haben wir in Gottes Namen zu bauen angefangen und wollen 1846 fertig sein. Wenn nicht früher, so sehen wir dann Euerem Besuch hier entgegen.

Ich wollte, Du könntest einmal einige Wochen hier bei uns zubringen. Unsere Wohnung würde Dir gewiß gefallen. Der Balkon ist eine große Annehmlichkeit; schon fangen die Büsche an zu grünen, die Kastanien öffnen ihre dicken Knospen, und in acht Tagen können die Obstbäume blühen. Scheint denn die Sonne auch bei Euch? Ich kann

mir Fehmarn nicht anders denken als gepeitscht von schäumenden Wogen und von Hagelwolken und Reifregen übergossen. Dennoch begreife ich, daß Du dort ganz zufrieden sein kannst, und ich tausche gleich meine Stellung mit der Deinigen. Es muß Dir große Freude machen, Deine Insel so gut in Ordnung zu haben, Straßen zu bauen und Recht zu sprechen, über Land zu reiten und Füchse zu jagen. Es wird ja auch nicht immer so sein wie an dem Tage, wo wir den Badekarren festhalten mußten, während man ins Wasser ging. Wenn die Linden in Burg blühen und die Sonne ins Meer sinkt, mag es auf Deiner Inselherrschaft ganz freundlich aussehen, und jedenfalls gewährt Dir das Haus, was die Gegend versagt.

Eine große Entbehrung muß Dir der litterarische und künstlerische Verkehr sein. Haltet Ihr wenigstens einen Leseverein für neuere Sachen? Den Herodot werde ich mir verschaffen; schade, daß ich ihn nicht in Asien hatte. Am Euphrat war ich in der Beziehung ganz in derselben Lage, wie Du in der Ostsee. Du fragst auch nach litterarischen Erzeugnissen von mir. Außer kleinen Beiträgen zur „Allgemeinen Zeitung“ habe ich einen Aufsatz über Eisenbahnen geschrieben und jetzt eben eine Darstellung des russisch-türkischen Krieges von 1828 vollendet. Das Manuskript liegt der Censur vor. Aber für militärische Werke ist es schwer, Verleger zu finden. Sie haben ein kleines Lesepublikum und werden durch den nothwendigen Kartenapparat so vertheuert, daß nur ein schwaches Honorar gezahlt werden kann. Sollte ich zum Herbst eine Reise machen, so findet sich wohl Stoff zu einem kleinen Buche. Mit der Reise wacht bei mir auch die Schreibelust auf, im Alltagsleben schlummert sie ein. Herzlich der Deinige.

Weimar, Belvedere, den 2. Juni 1844.

81 An die Gattin.

Wüßte ich Dich nur erst glücklich angekommen und sicher aufgehoben in Glückstadt oder Itzehoe. Du hast wohl schlimmes Wetter auf Deiner ersten allein ausgeführten Reise gehabt; in Magdeburg regnete es entsetzlich, aber schon am folgenden Tage klärte es sich auf, und der Brocken glänzte mit einer silbernen Schneedecke im Sonnenschein. Du wirst wohl fast die ganze Tour in der Kajüte haben aushalten müssen. War es sehr voll und wer empfing Dich in Hamburg? Hoffentlich bist Du am Donnerstag noch nach Glückstadt gekommen, wo Jeannette Dich erwartet haben wird.

Vor meiner Rückkehr nach Berlin werde ich keine Antwort auf meine Fragen erhalten können, ich will Dir daher einstweilen einige Nachricht von mir zugehen lassen.

Um halb zwölf hatte der Prinz noch die Vortragssachen zu unterschreiben, dann frühstückten wir ein Cotelett, fuhren noch zum Prinzen Albrecht heran und kamen dann rechtzeitig auf dem Bahnhof an. Mit Ausnahme eines Regentages haben wir das köstlichste Wetter gehabt; besonders reizend war der Tag, den wir nach beendetem Exerziren in Meis

dorf am Fuße des Harzes beim Grafen Asseburg zubrachten. Die Lage dieser Herrschaft ist unbeschreiblich schön. Nach einem guten Diner ritten wir die grünen Wiesen des Selke-Thales hinauf ins Gebirge zur alten Burg Falkenstein, welche der Graf hat restauriren lassen, und in welcher er voriges Jahr drei Könige, die von Preußen, Sachsen und Hannover, beherbergt hat. Der Blick von der hohen Thurmwarte ist entzückend. Die steilen Bergwände sind mit dem prachtvollsten Buchenwald bestanden, tief im Thal braust die Selke unter den Rädern einer Papiermühle, und am Horizonte dehnt sich die reiche, fruchtbare Ebene wie ein blaues Meer aus. Die Thürme von Quedlinburg, zahllose Dorfschaften tauchen aus der weiten Fläche auf, und selbst der gewaltige Dom von Magdeburg ist bei einer Entfernung von sieben Meilen noch sichtbar. Hier erwachte in mir recht lebhaft der Wunsch, wer doch auch eine Scholle Land sein nennen könnte! Ganz zufrieden werde ich nicht eher sein. Dicht bei Meisdorf und nahe an der schönen Roßtrappe ist jetzt ein kleiner Besitz für nur 30 000 Thlr. zu erwerben unter ungemein guten Bedingungen. Die Lage kann nicht schöner gedacht werden. Hier würde ich mich ansiedeln, wenn ich so glücklich wäre, 15—20 000 Thaler disponibel zu haben. Ich würde darum den Abschied nicht nehmen, sondern noch einige Jahre fortdienen, da ich mit der Eisenbahn in einem Tage nach Berlin hinkommen kann.

Gestern Abend kamen wir hier an. Es war gegen neun Uhr, und wir mußten in unseren Ueberröcken zum Souper bleiben. Ich saß neben Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche die frappanteste Aehnlichkeit mit der Prinzeß von Preußen hat. Es ist aber hier im Gebirge noch so frisch, daß ein großes Feuer im Kamin lodert. Die jungen Herrschaften haben wir noch nicht gesehen. Sie residiren auf der Ettersburg, eineinhalb Stunden von hier. Jetzt ist der Morgen so einladend, daß ich einen Ausflug in die Parks machen will, zu welchem Zweck eine Droschke mit zwei großherzoglichen Hengsten schon vor der Thür steht.

Berlin, Sonntag Abend, den 9. Juni 1844.

Du liebe, gute, freundliche, kleine Frau. Heute, als ich im kühlen Halbdunkel der Zimmer auf und ab ging, war mir's immer, als müßtest Du aus einer der Thüren hervortreten oder wärest hinter den Vorhängen versteckt. Mach, daß die sechs Wochen alle werden, ich habe große Sehnsucht nach Dir.

Skopau, den 23. September 1844.

82 An die Gattin.

Liebe Marie, man sollte bei allen Vorsätzen wie die Türken **inschallah!** so Gott will, sagen. Reinstedt ist nicht verkauft. Asseburg versichert, daß ein vortrefflicher Handel zu machen sei, und daß er, wenn ich es nicht nehme, selbst kauft, und daß er mir das Gut, wenn es mir nicht gefällt, wieder abnimmt. Demnach will ich es wenigstens sehen und die

Bedingungen des Eigenthümers hören, ohne mich an irgend etwas zu binden.

Unter diesen Umständen wird nun mein Eintreffen in Holstein um ein paar Tage verzögert werden. Nun wünsche ich nur, daß dieser Brief Dir bald zugehe, damit Du mich nicht vergeblich erwartest. Erst heute Nacht beim Ständefest in Merseburg, wo Graf Stolberg und Asseburg zugegen waren, habe ich die Nachricht über Reinstedt erhalten. Adieu, liebes, gutes Herz, ich muß gleich reiten, da heute große Parade ist.

(Habe den rothen Adler bekommen.)

Berlin, den 25. Dezember 1844.

83 An den Bruder Ludwig.

Deine freundlichen Zeilen vom 18. d. M. erhielt ich gestern aufgebaut, und so ist nur billig, daß ich heute trotz des nachklingenden Weihnachtsjubels an Deinem Geburtstage Dir herzlich Glück wünsche und ein Posthorn voll guter Nachricht von uns nach dem meerumbrausten Burg schicke, mit welchem Du und die Deinigen wie die Schnecke mit ihrem Haus zu verwachsen scheinst. Das ist in der That sehr gut, und ich begreife es von Dir, da Du eine ansprechende Thätigkeit dort gefunden und Deinen amtsherrlichen Dreizack mit Erfolg über das obotritische Inselvolk schwingst. Von Mie hätte ich geglaubt, daß sie zuweilen die höchsten Gipfel des Eilands erstiege und nach den Buchenhainen des Kontinents spähete, „das Land der Heimath mit der Seele suchend“. Aber das Vaterland der Frau ist das Haus, où est-on mieux qu'au sein de sa famille (wo ist man besser aufgehoben als im Schoße seiner Familie); auch glaube ich, daß man mit der Zeit nicht mehr seekrank wird, wenn bei heftigen Stürmen Fehmarn etwas hin- und herschwankt. Uebrigens sind alle Chancen vorhanden, daß die Insel diesen Winter anfriert, und daß Du in eine leichte Schlittschuhverbindung mit den nächsten Baronen des Festlandes, Ehlersdorf, Cismar u. s. w., treten wirst. Daß das milde Klima von Fehmarn außer jungen Predigern, die wie das Eisen durch die Natur und bis in die Meteorsteine verbreitet sind, auch Familien aus Holstein angelockt, welche sich unter Dein Scepter gestellt haben, freut mich sehr, denn etwas geselligen Verkehr habe ich Dir gewünscht. Wenn Du übrigens Dein Amt mit einer Majorsstelle im Königlich Preußischen Generalstabe vertauschen willst, cedo major*em*,*) das heißt, ich cedire Dir den Posten und nehme den Deinigen, um so mehr, als Du doch bald auf Travendahl, Gottorp oder sonst einem Schlosse des schönen Holsteins thronst, wo es Euch auch nicht schlecht gefallen wird.

---

*) Anspielung auf die Redensart „cedo majori“ (ich weiche dem Größeren).

Berlin, den 5. Februar 1845.

84 Lieber Ludwig.

Prächtige Nachricht ist uns von Dir zugegangen; endlich ein Moltke! wie wird der alte Papa triumphiren. Aber selbst zur Taufe wird er wohl bei dem strengen Winter nicht kommen, und zum Sommer hat er ein leider sehr weitläufiges Reiseprojekt nach Marseille und Nizza vor. Nun tausend herzliche Glückwünsche für Dich und Mie. Gewiß werden wir Alle diesen einzigen männlichen Sprößling unseres vielzweigigen Stammes gern in die Mitte nehmen und ihm, so viel Jeder kann, im Leben durchhelfen.

Von hier kann ich Dir nur Gutes melden.

Herzlich der Deinige.

Berlin, den 30. Mai 1845.

85 An den Bruder Ludwig.

Mit der aufrichtigsten Theilnahme haben wir heute die Nachricht von dem Tode Deines kleinen Söhnchens erhalten. Es ist doch, als ob Keiner unseres Namens und Stammes fortleben soll. Wie herzlich bedauern wir Deinen und der armen Mie Kummer. Freilich Adolfs Schicksal, ein Kind im Alter von sieben Jahren zu verlieren, muß noch schmerzlicher sein. Gott erhalte Euch die Töchter.

Du schreibst mir, daß Mie mit den Töchterchen den Sommer in Nyegaard und Wedelsborg zubringen wird. Anstatt nun die lange Zeit einsam und allein auf dem traurigen Fehmarn zu verleben, will ich Dir einen Vorschlag machen. Es bietet sich Dir wahrscheinlich eine Gelegenheit dar, mit welcher Du umsonst, und ich hoffe angenehm, nach Rom reisen kannst. — Die Sache ist diese. — Der Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, Onkels des Königs, welcher schon seit 30 Jahren in Rom lebt, ist infolge eines Sturzes aus dem Wagen plötzlich gestorben. — Unter den dem Prinzen zur Wiederbesetzung der Adjutantenstelle vorgeschlagenen Kandidaten befinde ich mich, und da ich sehr gute Empfehlungen habe, so ist es wohl möglich, sogar ziemlich wahrscheinlich, daß ich dazu komme. — Die Vorschläge sind eben abgegangen; in drei Wochen muß die Entscheidung hier sein, und wenn ich gewählt werden sollte, so muß ich dann Anfang Juli abreisen. Ich beabsichtige die Tour in der Art zu machen, daß ich meine eigenen Pferde und Wagen bis Dresden in kleinen Märschen vorausschicke, um sie erst einzugewöhnen. Dorthin gehe ich dann in einem Tage auf der Eisenbahn nach. Von Dresden, wo die Gegend schön wird, gehe ich dann in Touren von acht bis zehn Meilen täglich über Prag, Linz, Gmünden, Gastein über die Alpen, durch die Lombardei, Venedig, Ravenna und Perugia nach Rom. Dies kostet freilich etwa sechs Wochen, aber es ist auch die angenehmste Art zu reisen. Man bleibt, wo es einem gefällt, und macht Rasttage an den schönsten Punkten, von denen es auf dieser Tour gar herrliche giebt.

Nun biete ich Dir freundlichst einen Platz auf meinem Wagen an, wir wechseln uns auf dem Kutschersitz ab, wo man ganz bequem sitzt und am freiesten um sich sieht. Die Reise wird mir vergütigt, so daß Keiner von uns Kosten davon hat. Die Rückreise legst Du in drei Wochen zurück über Ancona per Dampfer nach Triest. Von Marburg per Eisenbahn 60 Meilen weit über Wien bis Olmütz und Hohenmauth und ebenso von Dresden bis Magdeburg, von wo Dampfschiffe nach Hamburg.

Nach meinem Ueberschlag kann diese Reise Dir nicht über 100 Thaler kosten, welche Du auch zu Hause in drei Monaten verzehrst. Ist Dir aber das ganze Unternehmen zu weit aussehend, so kannst Du das Ziel Deiner Reise bei St. Marco auf der Piazetta von Venedig oder an den Schneegipfeln der Alpen stecken, oder wo Dich sonst das Heimweh ergreift. Endlich ist freilich der ganze Römerzug noch ungewiß. Sollte nichts daraus werden, so bleibst Du bei uns in Berlin, bis wir nach Ems reisen; dann setzen wir Dich in Ilmenau ab, wo Du einige Wochen hindurch an den Quellen in der Gebirgsluft lebst. Jedenfalls würde nöthig sein, daß Du sofort um einen dreimonatlichen Urlaub einkämest. Hast Du den und bist Du nur erst von Deiner Insel herunter und in Kiel, so geht Alles von selbst, mit Dampf und mit muthigen Pferden, auf schönen Straßen und durch köstliche Gegenden. Die Jahreszeit freilich ist für Italien nicht die günstigste, aber dafür sollen die Bergwasser und die Alpen uns erfrischen. Die ganze Reise wird mir doppelt interessant sein, wenn Du daran theilnimmst, und Dir wird sie vielleicht nie wieder so leicht geboten.

Und nun, lieber Ludwig, auf viele Wenn und Aber und auf manches, gewiß sehr begründete Bedenken nur diese Bemerkung aus eigener Praxis. Wenn man bei einem größeren Entschluß nicht etwas übers Knie bricht, nicht einige Rücksichten unberücksichtigt läßt, so kommt man in diesem Leben nun und nimmer zu etwas. Wir wollen Mie zur Schiedsrichterin machen, ob Du den Vorschlag annehmen kannst oder nicht. Entscheide Dich aber gleich und laß mich Deinen Entschluß, womöglich den erwünschten, bald wissen. — Der genaue Zeitpunkt unserer Abreise läßt sich freilich noch nicht übersehen, jedenfalls mußt Du Anfang Juli disponibel sein. Verzögert es sich um ein paar Tage, so bleibst Du so lange hier; wo nicht, kannst Du den langweiligen Umweg über Berlin ganz sparen, die Dampfschiffe gehen jeden Abend um 6 Uhr von Hamburg ab und sind in 36 Stunden in Magdeburg, und von dort ist es nach Dresden ebenso nahe als Berlin. Doch das verabreden wir noch näher, wenn wir über die Hauptsache einig sind. Denk' an Hesperien, an die meerbeherrschende Venetia, an die ewige Roma!

Damit will ich schließen.

Durch Königliche Ordre vom 18. Oktober 1845 wurde Moltke zum Adjutanten des in Rom lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III., ernannt.

Siehe Charakterbild Seite 26.

Berlin, den 26. Oktober 1845.

86 An den Bruder Ludwig.

Heute bei meinem Eintreffen hier erhielt ich die Nachricht von Vaters Tod. Nach allen vorhergegangenen Nachrichten stand derselbe zu erwarten und bei dem langen Leiden selbst zu wünschen. Dennoch ist die Nachricht erschütternd. Deinen lieben Brief vom 25. d. M. habe ich ebenfalls hier vorgefunden und mit wehmüthigem Herzen die Details von Vaters Leiden daraus gelesen. Wie lange und wie furchtbar ist doch der Kampf dieser starken Natur gewesen. Aber das Leben gewährte ihm so wenig Freude mehr, selbst das Reisen hatte den Reiz für ihn verloren. Gott schenke ihm Ruhe und Frieden!

Was ich Dir anzuzeigen habe, lieber Ludwig, ist, daß ich heute meine Ernennung nach Rom erhalten habe. Leider hast Du den ganzen Sommer vergeblich und allein geharrt und jetzt, wo Du wieder mit den Deinigen zusammen bist, schreibst Du, hat Deine Reiselust abgenommen. Dennoch hoffe ich, daß Du mich nicht allein ziehen läßt. Jedenfalls werde ich Dich drei Wochen hier abwarten, in welcher Zeit Du von Kopenhagen aus die Erneuerung Deines Urlaubs erlangen kannst. — Ich habe bis jetzt noch an nichts recht denken können. — Wahrscheinlich reise ich zwar in meinem Wagen, aber mit Extrapost, wodurch die Reise sehr abgekürzt wird. Ich benachrichtige Dich nur vorläufig, damit Du, wenn Du den Plan nicht aufgegeben hast, die Maßnahmen bei Zeiten treffen kannst. Laß mich bald hören, ob Du mir noch die Freude machen willst; ich werde, sobald ich etwas zur Besinnung komme und die Angelegenheit besser übersehe, dann das Nähere mittheilen. Marie und ich grüßen Mie aufs Herzlichste. Es wird uns doch schwer werden, allen Verwandten vielleicht auf Jahre hinaus zu entsagen. Freilich sehen wir jetzt Alles durch einen Trauerflor.

Rom, den 29. März 1846.

87 An den Bruder Adolf.

Ich hoffe, daß die übrigen Geschwister Dich schon von unserer Ankunft hier und wie es uns im Allgemeinen geht, benachrichtigt haben.

Aus einem Schreiben W. Brockdorffs, welches ich vorgestern erhielt, haben wir mit Theilnahme ersehen, daß die fatalen politischen Zwiste auch nachtheilig auf Eure häusliche Stellung in Kopenhagen zurückwirken. Er meint, Du würdest einen längeren Urlaub nehmen. Bei Jedem, der nicht von seinen Zinsen, sondern von seinen Leistungen lebt, ist freilich Gesundheit und langes Leben das Stammkapital, und so kann ich Dir nur aufrichtig rathen, eine kleine Ausgabe nicht zu scheuen, um Deine Gesundheit zu befestigen und den Geist zu erfrischen. Dann möchte ich Dich aber auch bitten, gleich mindestens sechs Monate Urlaub zu fordern und als Nachkur einen Abstecher hierher zu machen.

In Kissingen hast Du von Kopenhagen aus genau den halben Weg nach Rom zurückgelegt. Ludwig wird Dir sagen können, daß man mit 150 Thalern recht gut von Rom nach Hamburg gelangen kann und umgekehrt; denn er ist mit russischen Fürsten und mit englischen Gentlemen gewiß nicht sehr wohlfeil gereiset. Wenn Du nun uns zu Gefallen Deine Reise so beträchtlich über ihr nächstes Ziel ausdehnen willst, so kann ich 300 Thaler Preußisch Courant Dir zu diesem Zwecke zur Disposition stellen. Wir sind hier so situirt, daß ein recht erhebliches Plus nach allen Ausgaben übrig bleibt, und könnten keine machen, die uns eine größere Freude verschaffte, als Dich auf einige Monate hier zu sehen. In Betreff der Kosten würde wohl keine erhebliche Schwierigkeit entgegenstehen.

Was nun den Zeitpunkt betrifft, so kann ich nur rathen, möglichst spät zu reisen, nämlich nicht vor Anfang August. Rechnest Du acht Tage zur Reise und in Kissingen sechs Wochen zur Kur, so bist Du Ende September fertig, wo es schon anfängt, frisch zu werden. Ich würde Dir vorschlagen, nach Heidelberg zu gehen. Von dort hast Du Eisenbahn und fährst ebenso schnell und angenehm als wohlfeil bis Basel an der Schweizer Grenze. Baden und Freiburg würden Ruhepunkte sein. Ende September hast Du eine größere Chance für klare Luft im Schweizer Hochgebirge als selbst mitten im Sommer. Je nachdem Du Dich durch die Badekur gekräftigt fühlst, machst Du eine Fußtour durch das Berner Oberland und über den Lago maggiore nach Mailand oder ziehst Du die Fahrstraße über Bern und Genf nach Genua vor. Dort steigst Du im Hôtel d'Italie bei deutschen Wirthsleuten ab, welche Dir einen Kontrakt mit einem Vetturin abschließen, der Dich womöglich in einem Colescino oder offenen Cabriolet bis Pisa fährt.

Der Vetturino hat für Alles zu sorgen, Nachtquartier, Frühstück, Mittag und Abendessen, so daß Du gar kein Wort zu sprechen brauchst. Ich rathe Dir, obwohl Dampfschiffe gehen, zu dieser Art zu reisen, weil die Tour längs der Riviera di Levante das Schönste ist, was Du in Italien zu sehen bekommst. Von Pisa Eisenbahn nach Livorno, Dampfschiff nach Civitavecchia und Eilwagen nach Rom. Alle nöthigen Details spare ich auf nähere Mittheilung auf. Sobald Du den Südabhang der Alpen herabsteigst, wirst Du selbst Anfang Oktober noch von der Hitze zu leiden haben. Aber Oktober ist hier der Wonnemond. Die ersten Regenschauer erfrischen die Luft, die Malaria weicht, und ein neues Grün bedeckt die Campagna. Im Oktober und November kannst Du auf ununterbrochen schönes Wetter rechnen. Wenn Du dann im Dezember über Ancona und Venedig zurückkehrst, so kommst Du zwar von Triest aus plötzlich in den deutschen Winter, aber dann hast Du auch eine fast zusammenhängende Dampferlinie bis Kopenhagen.

Ich machte vor fünf Jahren die Reise von Berlin nach Neapel, brachte vier Wochen im Bade zu und war überhaupt vier Monate unterwegs. Die Kosten dieser Reise betrugen 100 Louisd'or, was Dir einen ungefähren Anhalt giebt. Kannst Du Deinen Haushalt in Kopenhagen

einigermaßen auflösen und Frau und Kinder bei den Schwiegereltern so lange unterbringen, so wird das ganze Unternehmen Dir wenig kosten und hoffentlich recht viel nutzen. Für Jemand, der klassische Bildung besitzt und sich mit römischen Institutionen gründlich beschäftigt, ist doch Rom einer der interessantesten Punkte der Welt, und unsere einstweilige Niederlassung hier wird Dir die Möglichkeit gewähren, alles Sehenswerthe mit einigem Komfort zu genießen. Ziehe also meinen Vorschlag in Erwägung und erfreue uns durch Deine Beistimmung so bald als möglich.

Den 4. April. Da dieser Brief einige Tage älter geworden, als er sollte, so wird er zu Deinem Geburtstag am 8. nicht mehr eintreffen. Ich füge aber die herzlichsten Glückwünsche von mir sowohl als von Marie bei und wünsche Dir als baldiges Geburtstagsgeschenk ein fettes holsteinsches Amt, fern von dano-germanischen Wirren, eine große Amtswohnung mit Garten und einer runden Einnahme!

Wir treten morgen die Settimana santa (Charwoche) an, wo alle Tage ein neues Schauspiel aufgeführt wird, zunächst morgen als am Sonntag Palmarum in St. Peter. Am Gründonnerstag ertheilt der papa den allgemeinen Segen urbi et orbi (der Stadt und dem Erdkreis) von der Loggia; am Sonntag ist Beleuchtung der Kuppel von St. Peter und am Montag die Girandola von der Engelsburg. Dann ziehen alle Fremden davon, Rom wird römisch, die Preise aller Dinge fallen, und wir wollen sehen, daß wir eine ansprechende Wohnung finden; denn bis jetzt hausen wir in drei Zimmern, die monatlich 90 Thaler kosten, freilich auf dem Korso, wo wir das Getümmel des Karnevals unter unseren Fenstern hatten.

Mein Papier geht zu Ende. Empfiehl mich Augusten angelegentlich.

Roma, den 2. April 1846.

88 An den Bruder Ludwig.

Nachdem uns Dein Schreiben aus Venedig darüber beruhigt, daß Du den Räuberbanden der Mark Ancona glücklich entronnen, erfuhren wir durch Guste und gleich darauf durch Dein eigenes Schreiben aus Fehmarn, daß Du wohlbehalten in die Heimath zurückgekehrt bist. Es freut mich sehr, wenn Dein römischer Aufenthalt Dir interessante Erinnerungen hinterlassen hat. Wir waren eigentlich recht wenig im Stande, Dich, wie wir wünschten, aufzunehmen, da wir selbst noch zu fremd und zu schlecht eingerichtet waren. Deine Nachfolger sollen es schon besser finden. Uns hat Deine Abreise eine große Lücke gelassen, und bei so mancher schönen Spazierfahrt rufen wir aus, wenn doch Lui das sähe. Besonders zwei Dinge sind, die ich so wünschte, daß Du sie noch in Augenschein genommen hättest. Eins das Columbarium an der Porta Latina. Wie freundlich war doch damals der Tod. Das Columbarium, erst vor zehn Jahren aufgefunden, besteht aus einem mit Stuckarbeit und Fresken zierlich ausgeschmückten kleinen Gemach. Vom Ge-

wölbe hängt an einer Bronzekette die sechsarmige Ampel, und rings an den Wänden sind kleine Nischen, in welchen die noch heute mit Knochen angefüllten Urnen der Hingeschiedenen stehen. Zierliche Altäre, Mosaiken und Skulptur fehlen nicht, und so versammelte man die Asche aller seiner Lieben, des Widerwärtigen entkleidet, im kleinen Raume um sich her, bis man sich selbst hinzulegte. Damals lebte noch der Gott mit den Mohnhäuptern und der gesenkten Fackel, der ernste Bruder des lächelnden Schlafs, nicht das Gerippe mit der Sense und dem fegefeuerfarbigen Hintergrund. Aber freilich kam es damals auf ein paar Eichen nicht an, an deren Holzvorrath wir uns einen langen Winter dürftig erwärmen müssen. Die zweite prachtvollere Exkursion ist die Ersteigung der Peterskuppel. Bei dem Grabe der Stuarts trittst Du in einen Gang, der durch die gewaltige Mauermasse der Seitenwand Dich in eine Art Wendelstiege führt. Sie erhebt sich als sanft geneigte Ebene, und auf langem, aber mühelosem Steige gelangst Du ins Freie und auf ein Felsplateau, ungefähr von der Höhe des Monte Mario. Rechts erblickst Du das Wohnhaus eines Bergbewohners oder Wärters, neben welchem ein armdicker Quell hervorrauscht und einen antiken Sarkophag füllt. Hinter Dir erheben sich wunderliche Felskegel, die, von der anderen Seite betrachtet, wie Riesenstatuen der Apostel aussehen mögen, am anderen Ende der Ebene aber oder des mit Travertinplatten belegten Kirchendachs erhebt sich eine Rotunde, so groß wie das Pantheon, nur viel höher. Nachdem Du durch eine Thür hineingetreten, erblickst Du einen furchtbaren Abgrund vor Dir. Tief unter Dir glänzt das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Bronzebaldachins, welcher doch höher ist als das Berliner Schloß. Unten wimmelt es von kleinen Zwergen, und ein entfernter Gesang dringt als Widerhall zu Dir empor. Ganz in der tiefsten Kluft kniet ein weißer Greis mit gefalteten Händen vor der mit Lampen umgebenen Konfession, welche die Gebeine des streitbarsten Apostels umschließen. Unwillkürlich tritt man an die Mauerseite des etwa fünf Fuß breiten Umganges zurück, unter welchem man gar keine Unterstützung mehr sieht. Nimm eine dieser gewaltigen Quadern heraus, und die übrigen stürzen auf den Marmorboden der Kirche hinunter. Doch ich will Dich nicht schwindelig machen, denn wir müssen noch auf den zweiten ähnlichen Umgang am oberen Ende der Trommel, da wo die Halbkugel der Kuppel erst anfängt. Hier ist es besser, auf- als abwärts schauen. Die ganze enorme Wölbung ist mit Milliarden von Mosaiksteinchen bekleidet, unten die Heiligen und Märtyrer, dann die Apostel, Christus in der Mitte, dann Engel und Cherubim, endlich im Scheitel, vom strahlenden Licht der Laterne umgeben, Gottvater, hinabschauend aus der Höhe, aber etwas undeutlich und nicht ohne Anstrengung zu erblicken. Alle diese Bilder, die von unten ganz gewöhnlich aussehen, sind kolossal, und so ein Engelchen, welches ein Blumengewinde trägt, dürfte dreist auf den rechten Flügel der Leib-Kompagnie des 1. Garde-Regiments treten. Ueber 300 Stufen führen zwischen den Wänden der doppelten Kuppel auf die Galerie am Fuß der Laterne,

noch 70 mehr, und Du stehst über derselben, gerade über dem Hauptaltar. Man könnte den Michaelis-Kirchthurm unter Dich stellen, Du merktest es nicht mehr, denn es geschähe unter Deinen Füßen. Noch eine Metallleiter von einigen dreißig Sprossen, und man befindet sich in der Kugel. Wenn diese achtzehn Menschen aufnimmt, so werden sie doch nichts weniger als komfortabel situirt sein, und gern begiebt man sich wieder auf die Galerie ins Freie, wo man die prachtvollste Umsicht hat. Da liegt, wie eine Reliefkarte ausgebreitet, Rom mit all seinen Kirchen, Palästen, Mauern und Thürmen; man folgt mit den Augen der Windung der Tiber von fern her, durch die Milvische Brücke, an der Engelsburg vorbei und bis zum flimmernden Streifen, welcher das Mittelländische Meer ist. Eine weite, grüne Ebene erstreckt sich bis zu den schroffen Kalkwänden des Sabiner-Gebirges, aus dessen Schluchten der Anio hervorbricht, der von den glänzenden Mauern von Tivoli sich abzeichnet. In sanften Formen erheben sich die Vulkane des Albanergebirges, und hell treten die Villen von Tuskulum und Albano, auch der alte Algidus, hervor. In langen Linien durchschneiden die Gräberreihen die Ebene, die Richtung der alten Straßen bezeichnend, und meilenweit verfolgt man die riesigen Bogen der Wasserleitungen bis zum Gebirge. Doch ich liefere Dich jetzt wohlbehalten und safe (unversehrt) Deiner Frau auf ebenem Fehmarnschen Boden wieder ab.

Die Bücher, die Du mir genannt, werde ich suchen mir zu verschaffen. Aber hier ist es beinahe ebenso schwer wie auf Deiner Insel. Einstweilen studire ich Niebuhr, römische Geschichte, welcher mit dem scharfen Messer der Kritik das Fleisch der Sagen und Dichtungen sorgsam ablöst und das Skelett der Wahrheit zu Tage bringt. Numa und seine Egeria, Romulus selbst sind nur eine Mythe . . Porsenna ein Aggregat von Fabeln wie Herkules; Horatius Cocles und Konsorten sind Fabel, wie denn auch Petrus nie in Rom gewesen sein soll. Was wird nun aber aus der Grotta della Egeria und der Tomba di Nerone, aus der Rocca tarpeja, für welche wir doch einen halben Paul bezahlt haben! Das ist „der Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug“. L'histoire c'est une fable convenue (die Geschichte ist eine von aller Welt vereinbarte Fabel), aber es ist damit wie mit den Anfechtungen des Dogma. Man zerstört etwas und kann nichts Besseres wiedergeben. Ich bin doch gestern wieder nach der Fonte della Egeria gefahren und will nun einmal glauben, daß der gute König Numa dort die Gesetzgebung studirt hat. Dabei bemerke ich, daß wir zusammen unbegreiflicher Weise das schöne Nympheum gar nicht gefunden, obwohl es dicht bei, nur etwas mehr nach der Stadt zu, liegt. Es ist ein schönes Gewölbe; ein Strahl lauwarmen, etwas säuerlichen Wassers bricht aus demselben hervor, und im Hintergrund hat man eine garstige, liegende Figur angebracht, anstatt Jedem zu überlassen, sich die Nymphe, so schön er vermag, zu denken.

Unsere Sachen, Silberzeug ꝛc., sind bald nach Deiner Abreise Alles glücklich eingegangen. Noch haben wir aber trotz allen Suchens keine entsprechende Wohnung gefunden. — Mein Prinz hat sich gefreut, zu

erfahren, daß Du glücklich heimgekehrt bist. Er muß viel ausstehen dies Frühjahr und hat Podagra und Chiragra.

Auch mein Meßtisch ist angelangt, und ich bin mit dem Aufnehmen der Contorni di Roma (Umgebungen von Rom) tüchtig zu Gange. Fast zwei Quadratmeilen sind schon fertig, aber ich möchte neun solcher Blätter liefern und werde Jahr und Tag daran zu arbeiten haben, um so mehr, als die Sommerhitze diese Arbeit unterbricht. Mit gewaltigen Stiefeln gegen Dornen und Schlangen, nur von Schäferhunden und Büffelheerden zuweilen angefochten, durchstreife ich Berg und Thal bis zur Entfernung von bereits $1^1/_2$ Meilen. Auf alte Mauerreste, Gräben und Basaltpflaster mache ich natürlich speziell Jagd und freue mich jedesmal, wenn ich so einen antiken Namen wie Fidenae, Autumnae, Villa Liviae, ad Gallinas und dergleichen eintragen kann.

Ich habe Adolf gebeten, seine beabsichtigte Badereise bis hierher auszudehnen, und hoffe, daß Du ihn dazu durch Dein Beispiel ermuntern wirst. Ja, noch mehr, wir spekuliren auf Burts, denn kein Wunder ist so groß, daß es in Rom nicht wahr werden könnte.

Nun Adieu, lieber Ludwig.

Nach dem Tode des Prinzen Heinrich reiste Moltke eiligst nach Berlin, um dem König die Trauerkunde zu melden. Seine Frau blieb in Rom zurück.
Siehe Charakterbild Seite 27.

Botzen, Mittwoch, den 15. Juli 1846, Nachmittags fünf Uhr.

89 An die Gattin.

Meine Briefe, die sich immer 24 Stunden nacheinander folgen, werden Dir, liebes Herz, freilich in sehr viel späteren Zwischenräumen zugehen. — Bis jetzt ist Alles ohne Unfall und sehr gut gegangen — unberufen. Um Mitternacht kam ich durch Verona an den Due Torri vorbei. Die Thür war geschlossen, ich hätte gern 'mal nach dem Fuchs gesehen. Neptun nämlich steht gewiß noch da im Stall. In einem Café trank ich Eislimonade. An der Veroneser Klause fing es an zu tagen, und nachdem ich mich mit einer Tasse Kaffee erquickt, fuhr sich's ganz rasch und angenehm das prächtige Thal hinauf. Durch Trient ging es um zehn Uhr Vormittags ohne Aufenthalt fort. Alle Wasserfälle sind vertrocknet, aber auf den höchsten Spitzen lag noch etwas Schnee. Hitze und Staub waren furchtbar. In Neumarkt trat der Postillon, ein stämmiger, hübscher Bursche, mit abgezogenem Hut an den Wagen und bedankte sich für sein Trinkgeld. Ich war in Deutschland, und ich kann sagen, daß mir das eine wahre Freude machte. Man wird ein besserer Mensch und traut auch Anderen wieder. Hier kam ich um halb fünf Uhr an und gönne mir die längste Rast auf dieser Reise, nämlich zwei Stunden. — Wie hat das geschmeckt: Forellen, Koteletts, Backhähnerl, Mehlspeise und ein moussirender Landwein. Ach, du liebes Deutschland! Ich bin halb

schlaftrunken, halb tipsy (benebelt). — Die große Wohlthat: Waschen und Wechseln der Wäsche habe ich genossen. Adieu, gute Marie, Gott beschütze Dich.

Sanssouci, den 20. Juli 1846.

90 An die Gattin.

All's well! (Ganz wohl!) Du siehst schon aus dem Datum, lieber Engel, daß ich meine Reise zurückgelegt habe, und zwar habe ich zu derselben nur sieben Tage und sieben Stunden gebraucht. Mein Itineraire ist folgendes:

Sonntag, den 12. Juli 10 Uhr Vormittags Rom.
Montag, = 13. = 10 = = Siena.
= = 13. = 6 = Abends Florenz (Diner).
Dienstag, = 14. = 8 = Morgens Bologna.
= = 14. = 8 = Abends Mantua.
Mittwoch, = 15. = 3 = Morgens Verona.
= = 15. = 10 = Morgens Trient.
= = 15. = 4 = Nachmittags Botzen (Diner).
= = 15. = 9 = Abends Meran 6 stündige Nachtruhe, fort um 3 Uhr Morgens.

Donnerstag, den 16. Juli 10 Uhr Vormittags Mel (Alpenübergang, Finstermünz, Diner eine Forelle).

Donnerstag, den 16. Juli 6 Uhr Abends Landeck.

Freitag, den 17. Juli 4 Uhr Morgens Füssen (Hohenschwangau).
= = 17. = 4 = Nachmittags Augsburg (per Eisenbahn nach Donauwörth).

Sonnabend, den 18. Juli 6 Uhr Morgens Nürnberg (Eisenbahn nach Lichtenfels. Mittag in Coburg).

Sonntag, den 19. Juli 9 Uhr Vormittags Weißenfels (Eisenbahn nach Berlin).

Sonntag, den 19. Juli 8 Uhr Abends Pfingstberg bei Potsdam, wo die Königliche Familie unter sich den Abend, als am Sterbetage der hochseligen Königin, zubrachte und ich meine traurige Post bestellte.

Was nun die Reise betrifft, so ist es wirklich kein Spaß, sechs Nächte durchzufahren. Dabei habe ich weit mehr an der Kälte als an der Hitze gelitten. Bis Botzen war es warm, und bei dem Südwinde ein Staub, von dem Du Dir keinen Begriff machen kannst. Die Richtung des Windes trieb ihn immer mit dem Wagen. Bei Botzen stand ein Gewitter über dem Gebirge, welches sich denn auch, als ich nach Meran kam, mit Sturm, Hagel und Donner entlud. Man erklärte es für sehr bedenklich, in dieser Nacht den Alpenpaß zu überschreiten, und das bestimmte mich denn auch zu der Nachtruhe, welche ich mir gegönnt. Am folgenden Tage war die Scene verändert. Die verdorrten, glühenden Felsen mit frischer feuchter Luft, rauschenden Bächen, unbeschreiblich grünen

Wiesen mit dunkelgrünen Kastanien und Nußbäumen vertauscht. Auf den Gipfeln glänzte der Schnee, und prächtig erhob sich die Oertelsspitze. Meran vereint Alles, was man Schönes wünschen kann. Dort fällt kein Schnee mehr, und der Sommer dörrt nicht mehr aus. Weite Ebenen und hohe Berge, köstliches Grün, frische Wasser, alte Burgen und fröhliche Menschen. Dort möchte ich wohnen. Doch schnell genug ging es davon. Kurz vor Landeck, bis wo wir spazierten, fand ich die Straße von einer Steinschurre verschüttet. Indeß wurden die Pferde ausgespannt und der Wagen von Menschen herübergetragen. In dieser und der folgenden Nacht war es so kalt, daß ich gar nicht schlafen konnte. Mit den Eisenbahnen hatte ich Glück, so daß ich immer kurz vor ihrem Abgang ankam. Oft war die Reise sehr schön, oft auch sehr beschwerlich. — Der König, die Königin, Prinz Karl und alle übrigen Herrschaften nahmen mich sehr gnädig auf. Es ist mir ein Zimmer in Sanssouci angewiesen, und ich habe auf köstlicher weicher Matratze und feinen Laken nach sieben Nächten zum ersten Mal recht köstlich ausgeschlafen. Um fünf Uhr war ich jedoch schon auf und fuhr nach Berlin, wo ich Oelrichs und Eduards besuchte. Alle fielen wie aus den Wolken, als sie mich sahen. Nun denke Dir, daß Deine Mama acht Tage bei Eduard gewohnt hat, Adolf abgewartet hat, der vier Tage später aus Kopenhagen eintraf und nur mit großer Mühe Urlaub erhalten hat. Sie sind am Freitag mit der Eisenbahn nach Altenburg abgereiset, und wir sind am Sonnabend wahrscheinlich zwischen Lichtenfels und Bamberg aneinander vorüber gefahren. Welch Begegnen wäre es gewesen, hätten wir uns in den Dampfwagen erkannt und im nächsten Moment schon wieder aus dem Gesicht verloren.

Dienstag, den 22. — Der König ist heute früh nach Ischl mit Ihrer Majestät der Königin abgereist und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten. Seine Rückkehr ist auf den 1. August festgesetzt; ich werde aber in der Zwischenzeit wahrscheinlich nach Schlesien zum Prinzen Wilhelm in Erdmannsdorf gehen. Was sich bis jetzt übersehen läßt, ist Folgendes: Die Leiche des Prinzen Heinrich wird nach Berlin gebracht und zwar auf dem Seewege um halb Europa herum. Der Adjutant wird sie begleiten. Wahrscheinlich wird die preußische Kriegskorvette „Amazone“ beordert, den Sarg abzuholen. Es scheint mir weder zulässig noch wünschenswerth für Dich, diese Tour in der schlechten Jahreszeit mitzumachen; wie Deine Rückreise nun bewerkstelligt werden soll, übersehe ich noch nicht. Verliere aber den Muth nicht, liebe Marie. Die Hauptsache ist, daß alle Herrschaften sehr gnädig gegen mich sind, und meine Reise hierher kann nur von guten Folgen für uns sein. Alles wird sich machen. Wüßte ich Dich nur in Castellamare, bei der Cousine Brockdorff. Spare keine Kosten, wenn Du auch zur Begleitung Jemand die Hin- und Rückreise vergüten mußt; nur sitz mir nicht alleine in dem traurigen Rom. — Ich wünschte wohl, ich bekäme hier noch einen Brief von Dir, da mein Aufenthalt sich nun doch bis in die ersten Tage des August verlängert. Im Uebrigen bin ich guten Muthes und glaube, daß sich Alles günstig für uns gestalten werde.

Ich habe mich hier in Sanssouci gut ausgeruht.

Gestern Mittag bat sich der Prinz Karl vom König ausdrücklich aus, daß ich bei ihm speisen dürfe.

Ich denke, so den 10. oder 14. in Rom anzulangen, wenn der König mich nur bald entläßt. Bist Du dann in Castellamare, so hole ich Dich dort ab. Vielleicht bleibt auch noch Zeit, einen kurzen Ausflug nach Sizilien zu machen, ehe die „Amazone“ ankommt. Herzlich lebe wohl und auf Wiedersehen.

Moltke erhielt den Auftrag, nach Rom zurückzukehren und die Leiche des Prinzen Heinrich auf dem preußischen (damals einzigen) Kriegsschiffe „Amazone“ nach Hamburg zu bringen. Siehe Charakterbild Seite 27.

Berlin, den 30. Juli 1846, Donnerstag früh.

91 An die Gattin.

Guten Morgen, liebes, gutes Weibchen! Wie hast Du geschlafen oder wie schläfst Du wohl noch? Seit ich Dich in Frascati weiß, ist mir ein Stein vom Herzen. Schade nur, daß Du da nicht baden kannst.

Heute Vormittag will ich unter vielen Gängen mich auch etwas nach dem Fräulein Amazone erkundigen. Dem ministeriellen Erlaß zufolge soll sie am 1. August abgehen und am 10. Oktober schon zurück in Cuxhaven sein, was ich aber schier für unmöglich halte. Ginge dies an, so würde die Seereise noch ganz in der guten Jahreszeit abgemacht. In Cuxhaven soll der Sarg in ein Dampfschiff der Seehandlung überladen und dann mit Eskorte und Pomp die Elbe und Havel hinauf nach Berlin geführt werden.

Daß wir vorerst in Berlin bleiben, scheint mir wahrscheinlich; doch ist noch nichts darüber verfügt. Du sollst dann die ganze Einrichtung nach Deinem Geschmack machen. Oelrichs habe ich noch nicht wieder gesehen, will aber heute Abend zu ihm gehen. Er wird die Reise mit seiner Frau ausführen, uns aber wohl nicht mehr in Rom treffen. Ob noch Zeit sein wird, vor Ankunft der Amazone eine Reise zu machen, läßt sich noch nicht übersehen.

Adieu, gutes, liebes, treues Herz.

Civitavecchia, Sonnabend, den 19. September 1846, 2½ Uhr.

92 An die Gattin.

Theure, liebe Marie! An wen könnte ich heute wohl denken als an Dich. Traurig, krank und allein mußt Du fort. Gott helfe Dir und Deiner eigenen Tüchtigkeit!

Als ich Dich verlassen, fand ich die anderen Herren noch vor dem Gasthof. Ich ging bei dem Gefängnißkastell vorbei bis ans Ende des

Molo, stieg dort auf den runden, dicken Thurm und auf die oberste Zinne, so daß ich sehr sichtbar war. Du hattest Deinen Mantel umgehangen und das Schnupftuch vor den Augen und bemerktest mich wohl nicht, obschon Ihr einen Augenblick ziemlich dicht vorüberfuhrt. Leider schaukelte das Schiff doch recht, und noch immer sehe ich es am Horizont dampfen. Der Wind scheint es aufzuhalten. — Nun, gebe Gott, daß ich Dich glücklich an Land und bei Deiner Cousine geborgen wüßte. — Ich hoffe aber das Beste, denn Du wirst Dich selbst aufrichten, und hoffentlich soll der schöne Aufenthalt in Neapel Dich für die Trennung, die ja unvermeidlich war, entschädigen. Freuen wir uns darauf, wenn wir zusammen fröhlich, mit gut gefüllter Kasse die Rückreise antreten werden. So leicht soll uns nichts mehr scheiden.

Ich habe mir mein Essen bestellt und werde gegen Dunkelwerden an Bord gehen, um Besitz von meiner neuen Behausung zu ergreifen. Ich werde auch wohl etwas auszustehen haben, aber es wird schon gehen. Nur traurig, daß ich Dir keine Nachricht von mir geben und noch weniger welche von Dir erhalten kann. Gott schütze Dich, Du liebes, liebes Herz, und lohne Dir all das Glück, das ich Dir verdanke.

Mein guter Engel, benütze auch Deinen Aufenthalt, sowohl um zu lernen, als Dich zu erheitern. Nimm Stunden, mache Partien, und vor Allem mache Dir keine unnöthige Sorge um mich.

Nachmittag. — Weg ist mein süßes Weibchen! Und die Breite von ganz *Europa muß* uns trennen, bis ich Dich wieder aufsuchen kann. — Mein gutes Herzchen, es hat mir gar nicht so gut geschmeckt wie gestern, und Dir wird es noch weniger schmecken. Aber: „Es ist bestimmt in Gottes Rath", das Lied fiel mir ein, und ich tröste mich damit, es zu summen. Und ist es nicht ein Glück, wenn man sich betrübt, weil man sich trennt? Wäre es wohl nicht schlimmer, wenn man sich freute? Nein, freuen wollen wir uns beim Wiedersehen, und mache, daß ich Dich recht gesund und froh wieder finde.

Ein Gedanke läuft durch den ganzen dummen Brief, ich kann ihn in einem Worte wiedergeben. — Leb wohl, Du Herzensweib! Leb wohl und Gott segne Dich.

An Bord der Korvette „Amazone", im Hafen von Civitavecchia.
Sonntag, den 20. September 1846.

93 An die Gattin.

Gestern Abend um sechs Uhr verließ ich nach einem Gang um die Festung den Gasthof Orlandi und ging an Bord. Das Wenige, was ich bedarf, war bald in meiner kleinen Kabine untergebracht; bis in die Dunkelheit ging ich auf dem Deck auf und ab, mit den Offizieren plaudernd. Abends trank ich meinen Thee mit dem Kapitän, welcher ihn trefflich bereitete, einen großen Danziger Käse vor uns stellte und mit der Kalkpfeife ein gemüthliches Gespräch einleitete. — Nach trefflicher Ruhe in dem etwas engen Bett stand ich schon um fünf Uhr auf, fand

aber die Mannschaft mit dem Waschen des Decks beschäftigt, welches reinlicher ist als ein italienischer Speisetisch. Der Wind wehte stark, und der Lootse erklärte, daß, obwohl hier im Hafen SO., er draußen nicht allein heftig, sondern SW., also ganz ungünstig sei. So beschloß der Kapitän, die Abfahrt zu verschieben. Um acht Dejeuner: Thee, Eier, Spickgans, Butter, Zwieback. Besuch des Konsuls Philippi. Ich zeichnete an meiner Karte bis Mittag. Parade der Mannschaft.

Sonntag Abend. — Liebe, gute Marie, der Wind war heute so stark und dabei ungünstig, daß wir nicht fortgekommen, sondern im Hafen geblieben sind. Eben proponirt mir der Kapitän einen Spaziergang ans Land, und ich eile, Dir diese Zeilen zu schreiben, damit Du Dich wegen des heftigen Sturmes nicht ängstigst. Meinen Brief von gestern, hoffe ich, hast Du erhalten. — Gebe Gott, daß Du über Nacht nicht zu viel ausgestanden, und daß Du jetzt wohlbehalten bei Cousine Brockdorff sitzest. Ich grüße Dich tausend Mal. Heute Nacht geht es wohl hinaus. Glück auf. Gott segne Dich.

N. S. Hier an Bord stellt sich Alles sehr gut. Ich lebe und esse mit dem Kapitän und finde gute Gesellschaft an den Offizieren.

In der Bucht von Cagliari auf Sardinien,
Donnerstag, 24. September 1846.

94 An die Gattin.

Wir hatten am Montag, den 21., um siebeneinviertel Uhr die Anker gelichtet und gingen bei scharfem SSO. in See, welcher jedoch gestattete, in dem Kurs auf die Südspitze von Sardinien zu steuern. Gegen Abend aber ging der Wind westlicher und wurde noch stärker, die See ging ziemlich hoch, die Lichter wurden auf dem Tisch festgebunden. Der Wind riß das Klüversegel mitten durch. Ich stand etwas aus, hielt mich aber doch und verschlief das Unwetter während der Nacht. Am Dienstag Morgen befanden wir uns unweit der Straße von St. Bonifacio zwischen Korsika und Sardinien. Da jedoch diese schwer zu passiren wegen des Westwindes, so steuerten wir bei scharfer Brise südlich und kamen gegen Abend bis nahe an die Südostspitze der letzteren Insel, Kap Bonifacius. Ich verschlief ruhig die stürmische Nacht.

Am Mittwoch wenig Wind und unbeständig. Ich fühlte große Erleichterung und aß mit Appetit. Wir kamen aber nicht um Kap Carbonara herum. Schönes Meerleuchten. Heute Donnerstag wenig Wind und See. Das Befinden leidlich, doch nicht sehr angenehm. Wir kreuzten in der Bucht von Cagliari. Gestern las ich den Roland von Berlin, heute kann ich zur Noth schreiben, will aber doch lieber bald schließen. Die Witterung ist sehr milde, der Himmel bedeckt, der Wind östlich, das Meer tiefblau. Unbequem ist, daß man auf dem Lager immer hin und her gewälzt wird durch die Seitenschwankung des Schiffes.

Auf der Höhe von Algier, Sonntag, den 27. — Nun sind wir eine Woche unterwegs und haben doch nur erst ungefähr den halben Weg

bis Gibraltar zurückgelegt. Das Wetter ist schön, des Morgens die Luft 17, das Wasser 18 Grad Réaumur, der Wind günstig, aber schwach. Dies war gestern sehr unangenehm, wo noch die Dünung von Norden kam und das Schiff, welches gegen Westen liegt, in die heftigste Schwankung versetzte. Heute ist das Meer fast ganz eben, und ein schwacher OSO. treibt uns langsam vorwärts. Alle Segel sind bei, zehn auf dem großen Mast, nämlich Oberbram, Brams, Mars und große Segel, dabei die Leesegel zu beiden Seiten. Heute bin ich zwar ganz frei von Seekrankheit, aber sehr flau und matt, wie nach großer Fatigue (Anstrengung). Das Reisen zur See ist doch entweder langweilig oder scheußlich, je nachdem das Wetter schön oder schlecht ist. Ich kann noch zu keinem Entschluß kommen, ob ich von Gibraltar zu Lande gehe, oder mit der Amazone fortfahre. Die Entfernung ist beinahe 400 Meilen zu Land, die Reise wird daher sehr eilig und theuer, und ich laufe doch Gefahr, später als das Schiff nach Cuxhaven zu kommen, was mir doch sehr unangenehm wäre. Andererseits ist es eine sehr traurige Perspektive, noch mehrere Wochen auf wahrscheinlich stürmischer See zuzubringen.

Liebe, gute Marie! Ich habe in den anliegenden Blättchen, so oft das Wetter es mir erlaubte, aufgezeichnet, was Interessantes mir unterweges passirt. Aber es passirt eben nichts, als daß man sich in der Regel sehr unbehaglich fühlt. Im Ganzen aber haben wir gut Wetter, und ich kann dann wenigstens auf dem Verdeck liegen und lesen. Recht oft sind meine Gedanken übers Meer zu Dir geflogen. Wüßte ich nur, daß Du wohlbehalten in Neapel bist. Daß Du so allein dorthin gehen mußtest, macht mir doch recht viel Sorge, und dabei habe ich so gar keine Hoffnung, fürs erste Nachricht von Dir zu erhalten. Wenn wir nicht gerade scharfen Ostwind haben sollten, so denke ich, werden wir wohl in Gibraltar anlaufen, und ich will dann sehen, diesen Brief an Dich nach Neapel abzuschicken, da von Gibraltar zuweilen englische Dampfschiffe nach Italien abgehen. Hoffentlich hast Du Deine Adresse auf der Post abgegeben, da ich nur nach Villa Paussaut in Capo di Monte adressiren kann. Zwei frühere Briefe aus Civitavecchia hast Du dann wohl auch erhalten.

Bis jetzt ist Alles leidlich gegangen, aber das Schlimmste steht bevor, und ich wünsche herzlich, ich wäre irgendwie in Cuxhaven angekommen. Dort rechne ich Briefe und, so Gott will, gute Nachricht von Dir vorzufinden. Recht unangenehm ist, daß ich gar nicht gewußt habe, daß die Offiziere sich an Bord selbst zu beköstigen haben, und daß ich auf diese Weise der Gast des Kapitäns bin. Von Gibraltar ab werde ich daher, wenn ich bleibe, entweder selbst Einkäufe machen oder mich in Pension geben. Der Kapitän gefällt mir sehr gut. Er ist ein gerader, tüchtiger Mann. Zum Glück kann ich prächtig schlafen und verschlafe manches Schaukeln des Schiffes. Es segelt prächtig, und alle anderen Schiffe, die wir sehen, lassen wir bald hinter uns zurück. Wenn es aber stürmisch ist, so schlägt das Wasser auch vom Vorderende bis an den großen Mast.

Ich hoffe, daß Du recht schönes Wetter in Neapel hast und Ausflüge in die prächtige Umgegend machst. Genieße die Zeit, mein gutes, liebes

Herz, und mache Dir keine unnöthige Sorge. Sehr begierig bin ich, von Dir zu erfahren, wie Du Dich eingerichtet hast. Das Schreiben wird mir doch sehr sauer; bis Gibraltar muß ein Entschluß gefaßt werden, und dann setze ich fort. God bless you (Gott segne Dich).

Montag, den 28. — Gestern Abend kam eine frische Südostbrise herauf. Die See war fast ganz ruhig, und das Schiff lief 10 See- oder 2 1/2 geographische Meilen die Stunde. Schöner Mondschein. Gestern spielte ich Schach mit dem Kapitän, welcher gut spielt. Zu Mittag tranken wir eine Flasche Champagner auf die Gesundheit unserer Strohwittwen. Heute Wind- und Meeresstille, wir laufen nur 3 Knoten, aber doch im Kurs. Ich hatte gehofft, heute schon die Ufer von Afrika und Spanien zu sehen. Das Wetter ist wundervoll.

Eine merkwürdige Equipage, unsre! Die Matrosen, welche mit dem Sextanten die Sonnenhöhen messen und mit Logarithmen rechnen. Alles geht ruhig ab, ohne Strafen, selten nur ein Verweis. Wir haben zwei Offiziere (Lieutenants), zwei Lehrer, den Verwalter, den Doktor, einen Bootsmann, zwei Quartiermeister und sechsundneunzig Matrosen, davon fünfzig Schüler. Nur zwei Kranke.

Mit dem Befinden geht es mir jetzt gut, obwohl schlechter Appetit und die Aussicht auf neue Leiden. So recht wohl ist mir doch nie auf der See.

Dienstag, den 6. Oktober, Rhede von Gibraltar. — Wir haben einige harte Stürme aus SW. gehabt. Die Amazone tanzte gewaltig, Flaschen und Gläser zerbrachen klirrend, die Suppenteller gingen auf der Diele spazieren. Ich mußte die Arme zu Hülfe nehmen, um nicht aus dem Lager zu fallen.

Auf einmal stürzte ein mehr als armdicker Wasserstrahl von oben in mein Bett. So strömte es wohl zwei bis drei Minuten fort, so daß ich gewiß dachte, das Schiff sei im Sinken. Die Uebrigen stürzten auf den gewaltigen Lärm herbei und suchten zu stopfen. Es fand sich, daß der Schiffsjunge das runde Glas, welches als Fenster dient, ausgeschraubt hatte, und da die Sturzwellen über das ganze Deck gingen, so war diese Ueberfluthung eingetreten. Das Wasser wurde eimerweise aus meiner Kabine geschöpft.

Am unleidlichsten war die Windstille, welche nach dem Sturme folgte. Die See war gewaltig bewegt, und da das Schiff keine Stütze mehr in den Segeln fand, so schwankte es so, daß man glaubte, alle Masten würden brechen.

Der schönste Tag war gestern. Scharfer Wind und doch ebenes Meer, da wir dicht unter den hohen Bergen von Granada hinsegelten. Es war ein prächtiger Anblick, Malaga und andere Städtchen und Dörfer passirten wir so nahe, daß man mit dem Fernglas die Menschen sah. Heute war beinahe Windstille. Dennoch erreichten wir den Felsen von Gibraltar und kamen glücklich um denselben herum. Aber seit Sonnenuntergang kreuzen wir, um die Rhede zu gewinnen.

Zehn Uhr Abends. — Noch kreuzen wir zwischen Algesiras und Gibraltar hin und her, um die Rhede zu gewinnen. Ich habe mich ent-

schlossen, dort auszusteigen, denn ich stehe gar zu sehr aus. Es ist mir schwer geworden und wird mich vielleicht noch gereuen; aber ich bin so herabgekommen, als hätte ich eine große Krankheit gehabt. Die See widersteht meiner Natur. 16 Tage bin ich nun an Bord, und sowie die See hochgeht, bin ich eben so schwindlig wie am ersten Tage. Gott weiß, ob in Spanien nun Diligencen und Posten sind; noch habe ich nichts erfahren. Ich werde die Reise aufs Aeußerste beschleunigen müssen, um noch zu rechter Zeit in Cuxhaven anzukommen. Sie wird dennoch manches Interessante, aber auch manche Sorge bieten.

Du liebes, gutes Herz, Du bist mein Stern, an dem ich mich aufrichte. Wie ungern ich auch Deine Thränen beim Abschied sah, so lieb sind sie mir in der Erinnerung. Manchmal, wenn ich so recht hundeelend war, tröstete mich der Gedanke an Dich und die Hoffnung, Dich froh wieder zu sehen, und die Gewißheit, daß Du meiner in Liebe gedenkst. Gott erhalte Dich und schenke mir gute Nachricht von Dir.

Ich hoffe diese Zeilen per Dampfschiff an Dich zu befördern. Morgen werde ich hoffentlich an Land gehen können, das soll eine Wonne für mich sein.

Sollte ich nicht mehr Zeit finden, etwas hier zuzusetzen, so tausend herzlich Adieu, liebe, gute Engels-Marie.

Gibraltar*), den 7. Oktober, Mittwoch Vormittag.

95 An die Gattin.

Es ist — doch merkwürdig, daß man die verwünschte See gar nicht vermeiden kann. Soeben bin ich debarkirt. Nun ist aber gar keine Landverbindung, und ich muß heut Abend wieder an Bord eines Dampfschiffs nach Cadix; von da geht es auf dem Guadalquivir nach Sevilla und Cordova, dann hoffentlich per Schnellpost nach Madrid. Arg wäre es, wenn dort eine Revolution ausgebrochen wäre; man fürchtet etwas wegen der am 4. stattgehabten Vermählung der Königin. Es wird aber wohl so schlimm nicht sein. — Gott sei Dank, daß ich am Lande bin. Gibraltar ist höchst interessant, und ich will mich jetzt in Bewegung setzen.

Cadix, den 8. Oktober. — Ich wollte dies Schreiben in Gibraltar abschicken; aber das Dampfschiff, welches nach Italien geht, ist leider schon fort, und da nun zu Lande die Briefe über Paris müssen, so kann ich es nur selbst mitnehmen. Du armes Herz wirst recht lange ohne Nachricht sein, ich freilich noch länger. Die Hoffnung muß uns Beide trösten.

Prächtig ist Gibraltar. Ein gewaltiger Felsen, 1400 Fuß hoch, erhebt sich einzeln aus dem Meere und hängt nur durch eine niedrige Landenge mit Europa zusammen. Von dem Telegraphen sieht man die Stadt und den Hafen tief unter sich; gegenüber, nur zwei Meilen entfernt,

*) Moltke trat von Gibraltar aus die Landreise durch Spanien an. Siehe Charakterbild Seite 28.

erhebt sich auf der afrikanischen Seite bei Ceuta ein ähnliches Gebirg. Man sieht weit in das Atlantische und Mittelländische Meer. Der Gouverneur, Sir Robert Wilson, begrüßte uns mit einem Royal salute (Königs-Salut) von der hohen Batterie und gab mir Erlaubniß, alle Festungswerke zu sehen. Abends sechs Uhr ging ich mit dem prachtvollen Dampfer „The Queen“ ab, sehr theuer, aber sehr gut, wie alles Englische. Es war ein herrlicher Abend, milde wie im schönsten Sommer. Der Mond ging hinter dem Leuchtthurm auf, und man fuhr wie auf einem breiten Fluß zwischen Europa und Afrika hin. Selbst das Atlantische Meer war vollkommen ruhig. Vor Sonnenaufgang schon waren wir im Hafen von Cadix. Ich durchstreifte die Stadt; sie ist sehr hübsch und sauber. Die Straßen eng, aber reinlich, sonst aber ohne besondere Merkwürdigkeiten. Hübsch ist die Alameda oder der öffentliche Spaziergang auf der Mauer am Meere, mit einigen dürftigen Bäumen besetzt. Von Vegetation sieht man hier fast ebenso wenig wie in Venedig. In Gibraltar war sie ganz afrikanisch, und alle Gärten von Aloe, mit 20 Fuß hohen Blumenstengeln und Kaktus eingefriedigt, die voller Feigen saßen. Jetzt zehn Uhr Morgens bin ich an Bord des spanischen Dampfschiffes, welches den Guadalquivir befährt. Die Korvette wollte auch gestern Abend fort, aber es war ganz windstill, und heute Westwind, so daß sie kaum gegen den heftigen Sturm ankommen kann. Ich kann nicht leugnen, ich wünsche ihr etwas Gegenwind, um Vorsprung zu gewinnen, denn sehr ungerne käme ich später als sie nach Cuxhaven. Bis jetzt geht Alles gut, mein liebes Weibchen. — God bless you (Gott segne Dich).

Hamburg, Streits Hotel, den 28. Oktober 1846.
Ab Berlin, den 10. November.

96 An den Bruder Fritz.

Ein bogenlanger Brief von mir und Marie an Dich und Betty lag fertig auf meinem Schreibtisch in Rom, als plötzlich der Prinz starb. Alle Umstände waren geändert, unsere Einladungen nach Rom hatten keinen Sinn mehr, ich reiste nach Berlin, nach Schlesien und wieder zurück nach Italien; dann kam die Korvette „Amazone“ zur Abholung des Sarges, und so bliebst Du bis jetzt ohne Nachricht und ohne Antwort auf Dein früheres Schreiben. Ich muß Dir daher summarisch die Hauptmomente der bewegten Zeit nennen, welche ich und meine arme kleine Frau in den letzten drei Monaten durchlebt haben.

Marie ließ sich nicht davon abbringen, die Reise zur See mit mir zu theilen. Auf die Vorstellungen, welche ihr Verwandte und Freunde machten, erwiderte sie: „Ist Beschwerde oder Gefahr dabei, so ist das ein Grund mehr für mich, um sie zu theilen; ist die Reise sicher und bequem, warum soll ich sie nicht machen?“ Bei dieser Logik blieb sie stehen.

Ich hatte Adolf und Guste, welche damals in Kissingen waren, von Berlin aus vorgeschlagen, mich bis Rom zu begleiten und dann mit

Marie zurückzureisen. Da dies nicht geschehen konnte, ohne ihre erst spät begonnene Kur zu unterbrechen, so lehnten sie den Vorschlag ab, und es war nun zu spät, ihn Dir und Betty zu machen; auch mußte ich befürchten, daß Du Dein Postgeschäft so ohne Urlaubsgesuch und Zeitverlust nicht würdest verlassen können, sonst hätten wir eine hübsche Tour zusammen machen können. Ich reiste daher fast ganz per Eisenbahn über Dresden, Prag, Wien in 4½ Tagen nach Triest, von da mit Dampfschiff nach Ancona und war den zwölften Tag in Rom. (Die Courierreise nach Berlin hatte ich in 7½ Tagen zurückgelegt; die Post geht 12, die Couriere gehen meist 10 Tage.) Ich benutzte nun die eingetretene kühlere Witterung um die unterbrochene Aufnahme der Umgegend Roms (von der es unglaublicherweise noch keinen vernünftigen Plan giebt) fortzusetzen, und es gelang mir mit großer Anstrengung, 9 Quadratmeilen in Bleistift fertig zu bringen. Ich denke die Arbeit, sobald ich irgendwo zur Ruhe komme, auszuzeichnen und dann stechen zu lassen. Ein Exemplar soll Dir seiner Zeit zugehen.

Marie war während meiner sechswöchentlichen Abwesenheit zur Wittwe des früheren Adjutanten in Kost gezogen. Sie bewohnte die prachtvoll gelegene Villa Piccolomini in Frascati, aus deren Fenstern man die ganze weite Campagna vom Sabiner-Gebirge bis zum Meere überblickt, aus welcher in der Entfernung von kaum zwei Meilen Rom, St. Peter und die 360 Kirchen dieser Weltstadt sich erheben. Aber die Fieberluft der öden Campagna reichte diesmal selbst auf die Höhen des Albaner Waldgebirges hinauf, alle Bewohner kränkelten, und in den letzten Tagen wurde selbst Marie davon erreicht und mußte sich legen. Gerade jetzt lief die Kriegskorvette „Amazone“ in den Hafen von Civitavecchia ein.

Ich habe schon oft bemerkt, daß bei nicht sehr schweren Krankheiten kein besseres Mittel ist, als die Nothwendigkeit, gesund zu sein. Der Geist übertrifft dann den Körper wenigstens eine Zeit lang. Alles war schon im voraus gepackt, wir reisten nach Civitavecchia ab und überzeugten uns, daß es ganz unmöglich war, eine Dame an Bord noch unterzubringen. Es waren 100 Mann an Bord. Ich hatte nur eine enge Schlafstelle und theilte die Hauptkajüte mit dem Kapitän. Jetzt war es auch zu spät, Marie selbst nach Neapel zu geleiten, wo sie bei dem eingetretenen Fall bei ihrer Cousine Lottchen Brockdorff untergebracht werden sollte. Ich konnte sie nur an Bord eines eben abgehenden Dampfers bringen, sie mit Geld reichlich ausrüsten und sie dem Kapitän dringend empfehlen. In der Damenkabine war sie sehr gut untergebracht. Die Schwierigkeit bestand in der Landung und dem Aufsuchen ihrer Cousine in der großen fremden Stadt durch ein Getümmel von Bettlern und Gaunern. Comteß war zwar prävenirt, aber Mariens Ankunft konnte nicht im voraus bestimmt angezeigt werden. Krank, traurig und allein reiste sie ab. Seitdem habe ich noch keine Nachricht, auch sonst Niemand hier. Heute erwarte ich jedoch Briefe von ihr aus Cuxhaven, wohin sie adressiren wollte.

Ich darf nur an Bord eines Schiffes gehen, so wird es schlechtes Wetter. Die See sah so lächelnd aus, als ob sie uns einladen wollte, und nachher führte sie sich so abscheulich auf. Sechzehn Tage brauchten wir, um bei meist konträrem Winde nach Gibraltar zu gelangen. Das Schlimmste ist eine nach Sturm eintretende Windstille. Die See ging sehr hoch, und das Schiff, welches nun in den Segeln gar keine Stütze mehr fand, taumelte wie betrunken. Man dachte, die Masten müßten brechen. Endlich tauchte Djebel el Tarik, der Fels des Tarik wie der ursprünglich sarazenische Name von Gibraltar ist, aus der Fluth empor. Es ist ein prächtiger Anblick. 1400 Fuß hoch, hängt diese schroffe, isolirte Masse nur durch eine ganz flache Sandzunge mit dem europäischen Kontinent zusammen. Gegenüber erhebt sich auf afrikanischem Boden die andere Herkules-Säule, der Affenberg bei Ceuta. Lange kämpften wir gegen die gewaltige Strömung, welche hier stetig in das Mittelmeer fließt. Endlich fielen die Anker, und die Festung grüßte mit einem königlichen Salut unsere Trauerflagge.

Der erste Schritt an Land führte in eine neue Welt, ein wunderbares Gemisch von spanisch und englisch. Die Pracht und Ueppigkeit eines südlichen Himmels und die Energie und Betriebsamkeit des Nordens sind hier vereint. Wie Riesen standen die rothröckigen, unbehosten Hochländer zwischen den blaßbraunen Spaniern mit ihren übergeworfenen Mänteln und den Arabern, welche noch vielfach hinüberkommen in das schöne Land, das ihnen 700 Jahre lang gehörte. Da lagen in ungeheurer Fülle die Trauben, die Orangen, Datteln und Oliven aus Malaga, Valencia und Granada neben Kartoffeln und Porterbier aus England; die Hummern, fliegende Fische und Delphine aus dem Atlantischen, neben dem gedörrten Stockfisch aus dem Eismeer. Ueber die flachen Dächer, die Balkone und die Gärtchen aus Granaten und Palmen ragten die Galerien, welche in die Kalkmasse des Felsens in einer Ausdehnung von einer englischen Meile in drei Etagen eingesprengt sind, mit ihren Feuerschlünden aus den schottischen Gießereien. Unter dem Getümmel kleiner Fahrzeuge und zahlreicher Dampfboote erhoben sich drei stolze Linienschiffe mit Britanniens Flagge. Unsere „Amazone", welche wunderhübsch ist, nahm sich daneben aus, wie wenn einer dieser Kolosse über Nacht ein Junges geworfen hätte. Gibraltar ist in beständigem Zunehmen, aber seine eiserne Rüstung erlaubt ihm nur, in die Höhe zu wachsen. Die Grundstücke und Miethen sind unglaublich theuer. Ein Kalkfels und eine Sandscholle bringen nichts hervor, und von Natur hausen dort nur Rebhühner und Affen. Alles was Menschen bedürfen, muß daher zur See gebracht werden, selbst das Trinkwasser, und das ist der größte Mangel dieser sonst ganz unnehmbaren Festung. Die Spanier stehen 2000 Schritt entfernt mit geladenen Gewehren auf der Landzunge, nicht sowohl gegen einen Angriff als gegen den Schmuggelhandel gerüstet, welcher hier offen und in großem Stil betrieben wird.

Ich hatte mich entschlossen, den Rest der Reise nach Cuxhaven zu Lande zu machen, und benutzte wie ein dem Gefängniß Entsprungener

meine neue Freiheit. Eine Erlaubniß des Gouverneurs öffnete mir den Zutritt zu allen Festungswerken, zum maurischen Schloß, zum O Hares-Thurm und zum Telegraphen auf der höchsten Spitze des Felsens. Von dort, wo der Fels 1000 Fuß senkrecht absteigt, blickt man weit über die spanische Küste und die 10 000 Fuß hohen Schneegipfel der Sierra Nevada, auf das dunkelblaue Mittelmeer, die afrikanischen Berge von Tanger und Ceuta, die Straße nach der Atlantis hinab und auf die weite Bucht von Algesiras. Wie auf der Landkarte übersieht man die Stadt, die Festungswerke und das herrliche Becken des Hafens. Ich suchte mir ein Bild einzuprägen, welches ich in gleichem Reichthum nicht leicht wieder sehen werde. Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn vor Allem durfte ich nicht später in Cuxhaven anlangen, als die schnellsegelnde „Amazone“, welche von hier keinen Hafen mehr berühren wollte.

Die untergehende Sonne beleuchtete prachtvoll den Hafen und die an dem Berge emporsteigende Stadt, als der englische Steamer „The Queen“ (die Königin) seine Anker lichtete. Kräftig arbeitete er gegen die Strömung an. Der Vollmond stieg hinter dem Leuchtthurm aus dem Mittelmeer empor und beleuchtete die hohen Berge an den Ufern zweier Welttheile mit hellem Schein. Die Luft war mild und labend, und das Wasser sprühte lichte Funken unter den Schlägen der Räder. Bald fuhren wir an dem Leuchtthurm von Tarissa bei Trafalgar vorbei ins Atlantische Meer, das stets bewegte, welches diesmal glatt wie ein Spiegel da lag. Wie müde ich auch von den vorhergegangenen Anstrengungen war, ich konnte mich gar nicht entschließen, mich niederzulegen, und war vor Sonnenaufgang schon wieder auf dem Deck, um das Einlaufen in den Hafen von Cadix zu sehen. Cadix ist ein Gibraltar ohne den Fels, sehr hübsch gebaut, mit reinlichen, sehr engen Straßen, hübschen, mit Bäumen bepflanzten Plätzen, wenig Kirchen und Spuren früheren Reichthums aus der Zeit, wo die Sonne in Spanien nicht unterging und Indien seine Gold- und Silberflotten hierher schickte. Aber Cadix ist ebenso im Sinken wie Gibraltar im Aufschwung begriffen.

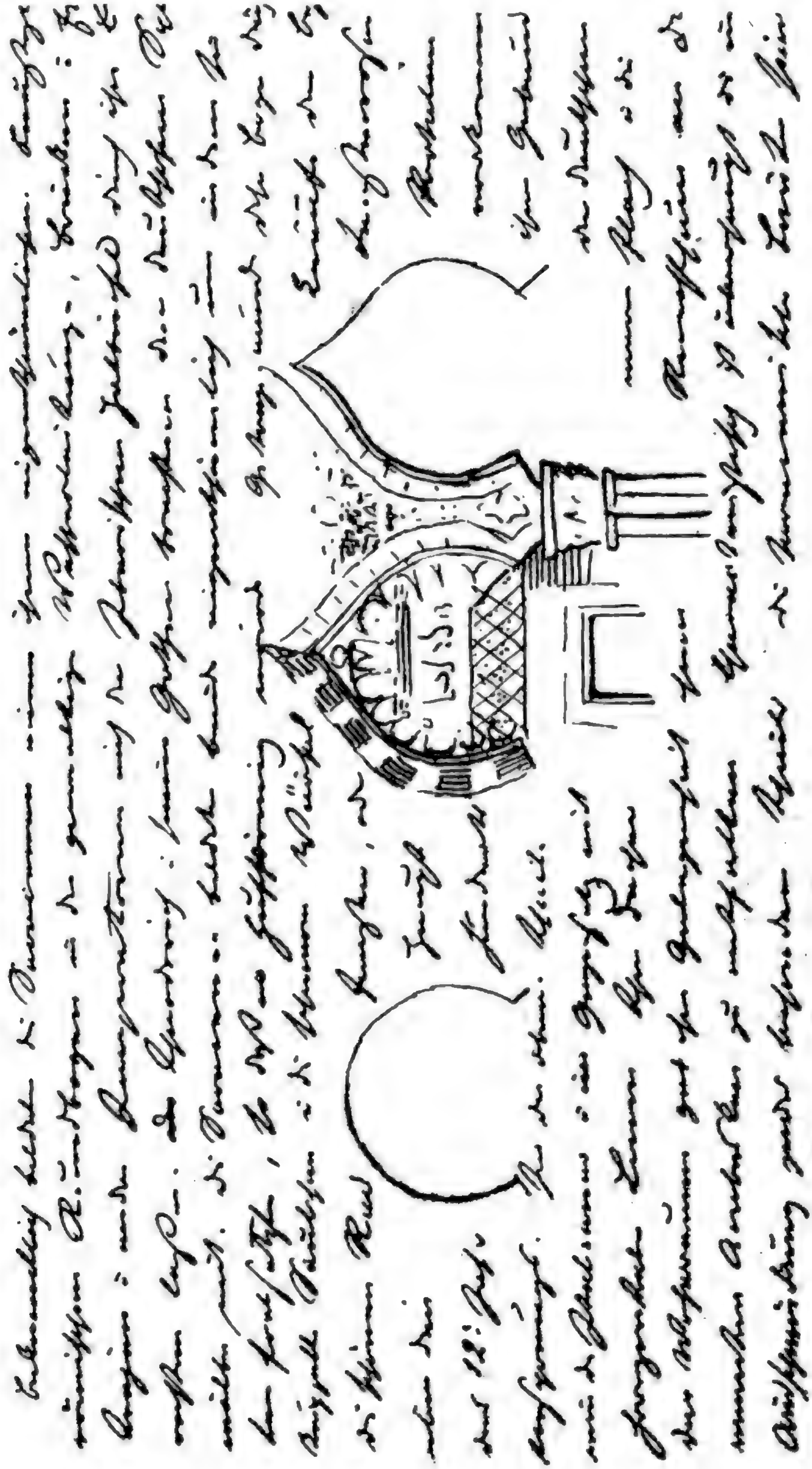
Du wirst Dich wundern, daß ich, um meine Landreise zu beschreiben, Dich sofort wieder auf ein anderes Dampfschiff den „Theodorich“ führe, welches noch denselben Vormittag bis San Lucar das Atlantische Meer durchschnitt und dann mit unglaublicher Schnelligkeit, unterstützt von der Fluth, den Guadalquivir hinauflief. Bis Sevilla bilden beide Ufer eine nur in großer Ferne von Bergen eingeschlossene Niederung, welche, ganz flach und den Ueberschwemmungen ausgesetzt, nur von großen Schaf- und Rinderheerden bewohnt wird. Dort zieht man die wilden Stiere, welche zu den Stiergefechten gebraucht werden. Gegen Abend erst änderte sich die einförmige Landschaft. Die Höhen treten dem Stromufer näher, Olivenwaldungen und Orangenhaine bedecken ihre Abhänge, und zwischen diesen erhob sich endlich die prachtvolle Kathedrale, überragt von der Giralda, dem berühmten von den Arabern erbauten Thurm. Sevilla ist noch heute nach 300 Jahren seit Vertreibung der Sarazenen eine vollkommen maurische Stadt. Die Einrichtung und Anordnung der Wohnungen

ist ganz dieselbe wie am Euphrat und Orontes, nur verschönert und veredelt durch die Künste und den Reichthum, über welche diese Moslem in Spanien und Sicilien geboten. Merkwürdig genug, daß die Araber, welche in ihrer Heimath überall auf der unteren Bildungsstufe eines Wander- und Hirtenvolkes stehen geblieben sind, auf europäischem Boden die Träger der Gesittung und der Wissenschaften wurden. Dichtkunst und Geschichtschreibung, Mathematik, Astronomie und Baukunst blühten bei ihnen, während das christliche Abendland in finstere Barbarei versunken war. Es giebt keine schönere Poesie als ihre Klagelieder um das verlorene Paradies Granada, und dem christlichen Ritterthum setzten sie eine nicht minder romantische Tapferkeit und Großmuth entgegen, welche oft jenen zum Muster diente. Die Araber hatten ihre Volkshelden Sid oder Sayd Gahzi (der Siegreiche), die Spanier nannten den berühmten Grafen Rodrigo Bivar den Cid Campeador, und ebenso haben sich arabische Namen in den mathematischen Wissenschaften erhalten. Betriebsamer und weniger unduldsam als ihre Gegner, schufen sie ein Paradies aus dem südlichen Spanien durch eben jene umfassenden Bewässerungssysteme, denen man noch am Fuße des armenischen Hochlandes und in Syrien wie im Königreich Valencia und Granada begegnet. Durch den Vertilgungskampf, die Ausrottung und Vertreibung von Millionen dieser fleißigen Menschen, welcher 700 Jahre dauerte, hat das katholische Spanien sich eine Wunde geschlagen, die es nie verwinden wird. Zwei Drittel dieses schönen Landes sind heute eine fast menschenleere Wüste. Was von den Sarazenen übrig blieb, ließ sich taufen; aber durch viele Generationen riefen sie in ihren zu Kirchen umgewandelten Moscheen Allah und den Propheten an und bewahrten ihre alten Sitten und Gebräuche. Man sagt, daß die Sarazenen, als sie nach hartnäckigem Widerstande auch den letzten Fußbreit Landes verloren, als der Thurm O Hares auf dem letzten Gipfel des Felsens von Gibraltar ihnen entrissen wurde, die Schlüssel zu ihren Häusern mitnahmen und ihren Kindern vererbten, nicht zweifelnd, daß Allah Ekber, der Gerechte, ihnen die Wiederkehr vorbehalten habe. Und noch jetzt siehst Du Hunderte dieser braunen Gestalten in ihren weißen Mänteln durch die Straßen Sevillas wandern, für welches sie eine unvertilgbare Vorliebe bewahrt zu haben scheinen.

Bekanntlich bildeten die Sarazenen einen ihnen eigenthümlichen Baustil aus. Sie fanden den römischen Rundbogen in den gewaltigen Wasserleitungen, Brücken und Ehrenpforten vor, welche Trajan und andere Imperatoren auf der Iberischen Halbinsel durch ihre Legionen hatten errichten lassen. Theodorich und seine Gothen brachten den deutschen Spitzbogen und das Kreuzgewölbe mit. Die Sarazenen bildeten beide eigenthümlich um, indem sie den Bogen nach unten fortsetzten, so daß er hufförmig wurde. Getragen wurde dieser Bogen durch die dünnen, meist gekuppelten Säulchen und die schweren Würfelknäufe der byzantinischen Architektur. Die schönen Radfenster*) oder Fensterrosen, welche gewöhnlich

*) Vergl. die umstehende Wiedergabe der Briefstelle.

über den Hauptportalen der christlichen Kathedralen des 12. Jahrhunderts vorkommen, sind sarazenischen Ursprungs. In dem oberen Theile ihrer



Gebäude huldigten die Araber wie die Italiener, und im Gegensatz mit der deutschen Baukunst, der horizontalen Linie. Ihre Dächer waren flach, und die wagerechte Eindeckung der Wohnräume gab ihnen Gelegenheit, ihren Reichthum an Dessins, den sogenannten Arabesken, zu entfalten. Charakteristisch ist überhaupt die ins Einzelne gehende Ausschmückung jedes besonderen Theils. Die sarazenischen Bauten sind selten groß; selbst ihre Alcazar oder Schlösser (el cassr, das Schloß auf arabisch) sind von außen unansehnlich und nur durch die Höfe und Gärten, die sie umschließen, ausgedehnt. Die Häuser zeigen hier zwar nicht wie im Orient fensterlose Mauern, aber die weißangetünchten Wände sind schmucklos und von wenig Oeffnungen durchbrochen. Alle Pracht ist dem Innern zugewendet, und man erstaunt über die sorgsame Ausführung des Schmucks bis ins kleinste Detail. Unter diesem schönen Himmel haben sich nicht nur alle die buntverglasten Ziegel, das in Marmor gearbeitete Blätterwerk der Kapitäle, sondern auch die in Stuck ausgeführten Arabesken der Wände und Decken unversehrt erhalten. Die geschmackvollsten Zeichnungen und erhabene Arbeit lassen die Hauptlinien deutlich hervortreten, während die Zwischenräume mit Blattwerk, Blumen, Verschlingungen, Linien und Punkten bis ins Allerkleinste durchgeführt sind, so daß man es Brüsseler Spitzen in Mauerwerk ausgeführt nennen kann. Prächtig passen in diese Umgebung die arabischen Schriftzüge, Sprüche aus dem Koran mit erhabenen oder vergoldeten Buchstaben auf tiefblauem Grunde. Sie sind in diese Architektur so verwebt, daß selbst spanische Intoleranz sie verschont hat, und mit Erstaunen sah ich über den Altären der Kathedrale von Cordova die Verse des Kameeltreibers von Mekka.

Leider war es mir nicht vergönnt, die Spitze dieser Baukunst, Granada mit seiner Alhambra und dem Generalife, zu sehen, wohl aber den Alcazar von Sevilla. Ich erwartete hier wie in Italien eine Ruine zu finden, vor jeder noch halb erhaltenen Merkwürdigkeit einen Bretterverschlag, den ein hungriger Cicerone öffnet, und Bettlerschwärme und Krüppel, die Dir nicht einen Augenblick erlauben, Dich dessen zu freuen, was Du siehst. Nichts von alledem. Durch ein offenes Thor trat ich in einen schmucklosen Hof, nur daß in der Mitte der Hinterwand drei Thore und darüber drei Fenster mit Balkonen und Säulengängen von überraschender Schönheit die weiße Mauer durchbrechen. Eine reichgeschnitzte Treppe führte mich in eine Reihe von Zimmern mit getäfeltem Boden, vergoldeten Decken und mit Arabesken verzierten Wänden, Alles vernachlässigt, aber nichts verwüstet, Alles klein, aber unbeschreiblich wohnlich und nett. Und doch sind diese Räume vor 300 Jahren zum letzten Mal bewohnt gewesen, als der Sohn Kaiser Maximilians, Philipp I., hier die wahnsinnige Johanna heirathete und Spanien und Indien mit Oesterreich und Brabant vereinte. Auch die sehr kleine Hauskapelle, in welcher er seine Andacht verrichtete, ist ungeändert erhalten und die Wappen von Castilien und Leon, der Thurm und der Löwe, überall in den Arabesken aufgenommen. Carl V., der frostiger Natur war, ließ Kamine in einigen Zimmern anbringen; sonst ist Alles geblieben wie zur

Zeit der Abencerragen, nichts absichtlich zerstört, nichts sorgfältig geschützt. Keinem Menschen begegnete ich, Alles stand offen, Niemand weder half mir noch störte mich, alle diese Räume zu durchwandern und zu bewundern. Wunderhübsch war der Blick von den zierlichen Balkons der Fenster auf einen von hoher Mauer umschlossenen Garten, mit Taxushecken und Muschelgängen, Springbrunnen und Kiosken, voll Rosen, Myrthen, Granaten, Lorbeer und breitblättrigen Palmen. Den eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Alcazars bildet ein im Quadrat gebautes zweistöckiges Gebäude, welches also einen viereckigen Hofraum umschließt. Von der doppelten Zimmerreihe kehrt die innere ihre Fensterbalkons oben und ihre Thüren unten nach jenem viereckigen Raume; da dieser aber oben durch ein Dach und flachen Plafond geschlossen ist, so bildet er eine durch zwei Etagen gehende Halle, welche nach allen Seiten mit den Zimmern kommunizirt und ihr Licht durch ein drittes Stockwerk von Fenstern von oben erhält. Den marmornen Fußboden, die schlanken Säulen und Spitzbögen des unteren Geschosses, die vergoldeten Balkons des oberen, die Pracht der Decken und den Reichthum und die Harmonie der ganzen Ausschmückung dieser Halle würde ich vergebens zu beschreiben versuchen.

Aber wunderhübsch und eigenthümlich sind auch die Privatwohnungen. Dieser Baustil ist naturgemäß aus der politischen und sozialen Lage der Orientalen hervorgegangen. Unter einer despotischen Regierung und preisgegeben der Bedrückung jedes Mächtigeren im äußeren Leben, suchte Jeder sich eine Häuslichkeit zu bilden, in der er Ersatz fand. Dort herrschte er, fand er Sicherheit, Freude und Ueberfluß; aber nur im Verborgenen durfte er glücklich sein. Wie noch heute der reiche Türke, wenn er zu einem Machthaber geht, einen schlechten Kaftan anzieht, der die reichsten Seidenstoffe und Pelze darunter bedeckt, so bargen die kahlen Mauern in ihrem Innern ein kleines Eden. Durch starke mit Eisen beschlagene Thorflügel tritt man zu Sevilla in einen ziemlich einfachen Vorhof. Dies ist das Bab der Perser, das Kapu der Türken, die „Pforte,“ welche im Orient und schon bei unseren biblischen Erzvätern eine so große Rolle spielte, wo die Geschäfte verhandelt, Streitigkeiten geschlichtet und Recht gesprochen wurde; daher der Name der „hohen Pforte“ des ersten Regierungs-Kollegiums der Türkei. Die christlichen Besitzer haben fast in jedem dieser Vorhöfe ein Marienbild aufgestellt, vor welchem des Abends zahlreiche Kerzen angezündet werden, die einen freundlichen Anblick gewähren. Aus dem Vorhofe und durch ein stets geschlossenes, sehr reich gearbeitetes Gitterthor, meist einige Stufen hinabsteigend, tritt man erst in den inneren Hof. Rings um denselben läuft eine offene Halle, deren Bögen durch schlanke, oft gekuppelte Säulen getragen sind. In der Mitte des Hofes plätschert jedesmal ein Springbrunnen, oft in schöne Marmorbecken mit Goldfischen und Forellen, überschattet von einem kleinen Hain von Orangen, Rosen, Granaten und Myrthen. Der übrige Raum ist mit Marmorplatten musivisch ausgelegt, und ein ausgespanntes Segeltuch oder wenigstens eine über ein Gitter ge-

flochtene Weinrebe verwandelt diesen Hof in einen selbst im hohen Sommer kühlen und reizenden Salon, in welchem Sophas, Stühle, Gemälde und Spiegel nicht fehlen. Der Fremde wird im Vorhofe abgefertigt und nur der Gastfreund in das Innere gelassen. Freilich gehört ein solcher stets heiterer Himmel dazu; aber dann kann man auch nicht lieblicher wohnen als in diesem Raume, der Hof, Garten und Drawingroom zugleich ist.

Noch muß ich der Giralda erwähnen, des schönsten Thurms in der Welt. Er ist viereckig, ich glaube 300 Fuß hoch und war oben flach zu astronomischen Beobachtungen eingerichtet. Jede Seite ist von oben herab in drei Felder getheilt, von denen die äußeren schlicht und nur durch buntverglaste Ziegel belebt sind, das mittlere aber durch Thüren, Fenster, Balkons und Säulen von ungemeiner Schönheit durchbrochen ist. Wie der Markusthurm in Venedig hat auch dieser keine Stufen, sondern man geht auf einer geneigten Ebene gemächlich innerhalb der dicken Mauer bis auf die Plattform. Der Markusthurm scheint mir überhaupt eine Nachbildung der Giralda; er ist noch riesenhafter, aber lange nicht so schön. Der Blick über Venedig, die Lagunen, das Adriatische Meer und die Alpen ist freilich noch viel reicher als der über Sevilla und die weite Ebene, die es umgiebt.

Die christlichen Könige stellten auf diese Giralda noch eine vielfach durchbrochene Pyramide von wohl 100 Fuß Höhe und hingen die Glocken hinein, statt daß vorher die Stimme des Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Auf die oberste Spitze stellten sie eine vergoldete Figur als Wetterfahne und wählten dazu seltsamer Weise eine Allegorie, welche den Glauben darstellt, der doch nicht so veränderlich sein sollte. Sie gab dem Thurm den Namen (girare umdrehen).

Weltberühmt ist noch die Kathedrale von Sevilla. Früher stand unweit des geschilderten Thurmes eine prachtvolle Moschee. Man riß sie ein, und die Erzbischöfe von Sevilla, zu deren Sprengel Indien gehörte, erbauten den gewaltigen Dom mit den Schätzen der neuen Welt. Er bildet eine Basilika von fünf Schiffen, von denen das mittlere höhere von oben beleuchtet wird. Es ist aber doch gewaltig finster, und der innere Raum durch Kapellen, Altäre und Denkmäler verengt. Das Ganze hat mir keinen sehr großen Eindruck gemacht. Merkwürdig schien mir, daß im Innern das deutsche Spitzbogensystem vollständig durchgeführt ist, während das Aeußere durchweg die horizontalen Linien der italienischen Bauart zeigt. Ein Ueberbleibsel der Moschee ist vielleicht der schöne Vorhof mit Säulengängen, Springbrunnen und Orangenbäumen.

Ausgezeichnet schön sind die bethürmten Mauern von Sevilla und ihre Thore. Doch ich sehe, daß ich vom Erzählen ins Beschreiben gefallen bin. Aber Sevilla ist schön und so ganz anders als Alles, was ich bisher gesehen, daß ich es nicht kürzer machen konnte. Die Spanier sagen: „Quien no ha visto a Sevilla no ha visto maravilla!“ „Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunder gesehen.“ Also!

Jetzt nun galt es, in möglichster Schnelle Spanien zu durchreisen, Spanien, wo es bis vor wenig Jahren weder Straßen noch Wagen gab, sondern der Arriero oder Maulthiertreiber die einzige Beförderung war. Da ich mein Reisegeld in Gold bei mir trug, so waren die Nachrichten von der Unsicherheit der Straßen nicht erfreulich; dazu sollte jetzt die vielbesprochene Hochzeit der unschuldigen Königin vor sich gehen, und in Gibraltar versicherte man, daß wir genau zum Ausbruch einer Revolution nach Madrid kämen. Preußen hatte dort weder Gesandten noch Konsul, seine Unterthanen also dort keinen diplomatischen Schutz. — Es half aber doch nichts, und ich war sehr glücklich, sogleich einen Platz in der am folgenden Tage abgehenden, neu eingerichteten Diligence zu bekommen, auf welche einige der Reisenden acht Tage hatten warten müssen. Mein ganzes Reisegepäck bestand aus dem von Bettys kunstfertiger Hand gearbeiteten Reisesack, der auch auf der Pyrenäischen Halbinsel seinen Effekt nicht verfehlte. So ging es denn im lustigen Trabe aus Sevilla hinaus. Die Diligence hatte eine Besetzung von 20 Passagieren und ruhte in Betracht der heillosen Wege auf 24pfündigen Geschützrädern. Zwölf Maulthiere waren in einer langen Reihe voreinander gespannt, und an der Spitze ritt der Chico, ein Junge, der beiläufig gesagt 18 Stunden im Sattel blieb. Der Majoral führte die Leine der Stangenpferde und der Besitzer der Thiere, welche alle drei Meilen gewechselt wurden, lief, obschon bergauf galoppirt, bergab getrabt wurde, nebenher. Diese Menschen sind von Eisen, denn dabei unterhält er sich fortwährend mit seinen Maulthieren, jedes bei seinem Namen nennend. Generala! Generala! O Pelegrina! O Capitano! arre arre, Vorwärts! und dazwischen der beständige und doch nicht wohl zu übersetzende Fluch Carracho!

Wie in Frankreich liegt das ganze Gepäck oben auf dem Wagen, wo in der Imperiale noch drei Sterbliche saßen, zu denen ich gehörte. Die Gefahr des Umwerfens war daher nicht gering, und man empfing Stöße, daß man mit dem Kopf gegen die Decke fuhr. Aber es ging gut vorwärts, und wir machten in 24 Stunden immer 30 spanische Leguas oder etwas mehr als 25 Meilen.

Ich habe mir immer eingebildet, Andalusien sei eine Art Paradies; statt dessen fand ich eine menschenleere Wüste. Anfangs zwar sieht man in den Thälern noch einige hübsche Orangenhaine, Palmen, schöne Ruinen von maurischen Kastellen, bald aber empfindet man den gänzlichen Mangel an Wald und Wasser, an Menschen und Arbeit. Der Guadalquivir, der hier von der Meeresfluth nicht mehr erreicht wird, ist zu einem ziemlich unbedeutenden Bache zusammengeschrumpft. Die meisten Felder sind von zwei Fuß hohen Fächerpalmen bedeckt und mit gewaltigen Aloehecken umzäunt, deren mannsdicke 30 Fuß hohe Blüthenstengel zu Brennmaterial gefällt werden. An anderer Stelle bildet der Kaktus mit seinen rothen Feigen einen undurchdringlichen Zaun. Die Abhänge der Hügel sind mit Olivenbäumen bepflanzt, aber diese geraden Linien von hohlen Stämmen mit grauen Blättern, gerade wie unsere Weide, ermüden das Auge. Der

Boden ist von der höchsten Fruchtbarkeit, aber nur zum geringsten Theile für Mais und Baumwollenkultur bearbeitet. Dabei machten die 48 Maulthierhufe einen Staub, von dem man sich keinen Begriff macht. Ich war um 10 Uhr Vormittags mit einer Tasse Chokolade (unübertrefflich gut) ausgefahren, und das erste Diner wurde uns um 1 Uhr in der Nacht servirt, bis dahin war nichts zu haben Selbst eine Stadt mit volltönendem Namen, wie Cordova, ist ein ziemlich miserables Nest und würde wenig Aufmerksamkeit verdienen, hätte sie nicht die schöne alte Brücke über den Guadalquivir und die Mezquita. Von der Brücke hat man gesagt, daß ihr nichts fehle als ein Fluß; die Mezquita ist eine der größten je erbauten Moscheen. Ein wahrer Wald von 400 Säulen trägt ebenso viele Kuppeln. Diese Säulen sind wie die byzantinischen ziemlich stark für ihre geringe Höhe mit schweren Würfelkapitälen. Sie stehen alle in gleicher Entfernung von nur etwa 25 Fuß, die Gewölbebogen stehen unmittelbar auf den Kapitälen, und man hat deren zwei übereinandergestellt, um nur einige Höhe herauszubringen.

Das Ganze sieht aber einer Börse oder einer Markthalle ähnlicher als einer Kirche. Von außen sieht man aber nur die vier kahlen Mauern. Mit diesem seltsamen, höchst eigenthümlichen Bauwerk scheinen die christlichen Besitznehmer in Verlegenheit gewesen zu sein, was zu machen. Sie ließen glücklicherweise Alles wie es war, nur daß sie die Mitte des Gebäudes durchbrachen und über den Hauptaltar ein hohes Chor wölbten. Einige der alten sarazenischen Gewölbe sind von der höchsten Schönheit, mit vergoldetem Mosaik reich ausgelegt, und überall findet man wie schon gesagt, arabische Schriftzüge; so z. B. in der Kapelle der Conquistadores, des Cortez und seiner Gefährten, welche Indien eroberten. Sehr schön ist der Vorhof der Moschee mit prächtigen Orangenbäumen. In Cordova aßen wir in einem auf maurische Art eingerichteten Hause um 9 Uhr (vorsorgend) zu Mittag. Die Mahlzeiten bestehen in Spanien aus einer Menge von Fleischspeisen, namentlich Rebhühnern, die in unendlichen Mengen vorhanden sind, und sehr schlechtem Wein.

Am folgenden Nachmittag erreichten wir La Carolina. Zum allgemeinen Erstaunen sahen wir die wohl erhaltene Landstraße mit Bäumen besetzt; Weingärten und Obstpflanzungen umgaben die in gerader Straße gebauten Häuser; und ein Blumengärtchen umgab jede Wohnung. Es war, als ob man plötzlich in ein anderes Land versetzt wäre; denn die Menschen hatten blondes Haar und das liebe, treue, viereckige deutsche Gesicht. Es war die Kolonie von Schwaben, welche unter Carl III. durch den besten spanischen Minister Olivarez im vorigen Jahrhundert zur Bevölkerung der Sierra Morena hier angesiedelt worden war. Aber kein Einziger verstand ein Wort deutsch mehr; denn unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf, Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland, Amerikaner am Mississippi und Spanier in der Sierra Morena; ja sie schämen sich ihres zerrissenen und ohnmächtigen Vaterlandes.

So heiß wie es in Andalusien gewesen, so kalt fanden wir es, als wir durch den furchtbaren Engpaß bei Valdepeñas auf das castilische Plateau hinaufgestiegen waren. Dieses ganze Land ist ein einziges Ackerfeld. Durchweg bebaut, ist es dennoch ohne Bäume oder Strauch, ohne Hecken oder Gräben, Wiesen, Gärten oder Gehöfte. Nur wenige Dörfer und elende Städtchen findet man auf meilenweite Entfernungen. Die Bewohner haben mehrere Tagereisen bis auf ihre Felderflächen; man begreift nicht, wie sie die Arbeit zwingen, und sie müssen in der Ernte- und Saatzeit dort biwakiren. Es ist eine für die Augen ermüdende, trostlose Fläche, durch welche die Straße einen Tag lang führt. Dies ist denn auch wohl der Grund, warum man Aranjuez so schön findet; in jedem anderen Lande würde man wenig Aufsehens davon machen. Der Tajo fällt hier über ein Wehr und bildet einen recht hübschen Wasserfall. Seine Ufer und die Niederung zwischen den kahlen Kalkbergen sind mit Ulmen und Linden bepflanzt, die jedoch nicht sonderlich gedeihen. Das Schloß Philipps II. ist ein im holländischen Stil errichtetes Gebäude aus rothen Ziegeln mit spitzem Schieferdach.

Am Abend des dritten Tages, nachdem wir Sevilla verließen, fuhren wir auf einer schönen Brücke über den Manzanares, der fast ohne Wasser war. Jenseits erhebt sich der Hügel, auf dem Madrid erbaut ist. Bald waren wir im Prado, der schönen Promenade mit vierfacher Baumreihe. Er war mit vielen Tausenden von Lampen erleuchtet. Die Häuser waren mit ebensolchen Lampen erhellt, welche architektonische Linien im sarazenischen Stil bildeten. Aus allen Fenstern hingen bunte Teppiche, oft von Sammet mit Gold- und Silberfranzen besetzt. Auf hölzernen Estraden wurden nationale Tänze in schönen Kostümen aufgeführt, und Musikbanden spielten dazu die Weisen der Seguidilla, des Bolero und Fandango. Eine wogende Menschenmasse füllte die Straßen, und nie konnte man Madrid in einem schöneren Augenblick sehen, als in dem wir zuerst einfuhren. Es war nämlich der Vermählungstag der jungen Königin und ihrer Schwester, der Infantin.

Eine schlimme Folge dieser Feier für uns war freilich, daß in keinem Wirthshause ein Unterkommen zu finden war. Ich hielt mich jedoch an die Rockschöße eines jungen Franzosen, der fertig spanisch sprach, und so kam ich glücklich in einem Privathause unter, einer sogenannten casa de pupillos, wo die Besitzer für schweres Geld den Fremden ihr Zimmer und ihr Bett räumen.

Der folgende Tag wurde der Besichtigung der spanischen Hauptstadt gewidmet. Madrid trägt den Stempel einer neuen Stadt. Die Straßen sind reinlich, meist breit und ziemlich gerade. Die weiß angetünchten Häuser haben zahlreiche Balkons, sind aber nicht sehr groß und meist schlecht gebaut. Die beiden schönsten Bauwerke sind die Bildergalerie, mit den köstlichsten Rafaels und Murillos, und das Königliche Schloß. Letzteres ist gewiß eins der schönsten der Welt. Es liegt auf einer Anhöhe am Manzanares und übersieht das Land bis zum Gebirge, aber dies ist kahl und sonnenverbrannt.

Am interessantesten war ein großes Stiergefecht; welches an diesem Tage stattfand. Um 3 Uhr Nachmittags begaben wir, mein Franzose und ich, uns nach der kreisrunden Arena. 12 000 Menschen waren dort versammelt, um die Corrida de Toros zu schauen. Wie in den antiken Amphitheatern erheben sich etwa 20 steinerne Stufen, auf welchen man sitzt, und darüber noch zwei Reihen Logen, in der Mitte die der Königin. Der innere, ganz freie Raum, der eigentliche Kampfplatz, ist von den Zuschauern durch eine ringförmige, sieben Fuß hohe Barriere von Balken und starken Planken getrennt. Ein kleiner Austritt macht es möglich, sich mit Sicherheit aus der Arena über die Barriere zu schwingen, wenn der Fußkämpfer dem Stiere nicht anders mehr ausweichen kann.

Nach einigem Harren öffnete sich die Pforte und herein ritt der Alguazil, eine Obrigkeitsperson in alterthümlicher Tracht, welcher den Anfang des Spiels verkündet. Er wurde einmüthig ausgezischt, ausgelacht und ausgepfiffen; warum, weiß ich nicht. Er mochte sein Schicksal schon im voraus kennen und schien sich wenig daraus zu machen. Wie die Römer im Cirkus ihre Consuln verhöhnten und ihre Kaiser beschimpften, so hat bei Stiergefechten auch das spanische Volk einige Zügellosigkeit frei. Jetzt traten die Chulos ein, zu Fuß mit bunten Mänteln über dem rechten Arm. Ihnen folgten sechs Picadores zu Pferde. Sie waren im Lederwams und Hosen, auf der rechten Seite mit Eisenschienen gesichert, den spanischen Hut auf dem Kopf, eine starke Lanze mit nur einen halben Zoll langer Eisenspitze in der Hand, und in hohen Bauschsätteln, die einen festen Sitz gewähren. An ihre Spitze trat unter lebhaftem Beifallsruf der Matador (wörtlich Mörder) Namens Cuchiera, ein berühmter, gefeierter Held der Arena. Diese Phalanx rückte gegen den Königlichen Sitz vor, wo sich die Königin Christine, Gemahlin des Muñoz, Herzogs von Rianzares, befand, ließ sich auf ein Knie nieder und gab ihr den Königlichen Gruß, worauf aus 12 000 Kehlen gezischt wurde. Jetzt trat die Hauptperson ein, ein gewaltiger schwarzer Stier mit spitzen Hörnern und flammenden Augen. Diese Bestie befindet sich nämlich in einem Zwinger, in dessen Decke kleine Löcher angebracht sind, durch die man den Stier mit spitzen Stacheln sticht, so daß er schon bei ziemlich übler Laune ist, bevor er eintritt. Sobald diesem die Pforten seines Kerkers sich öffnen, schießt er mitten in die Arena, sieht sich wild und verwundert um, scharrt den Sand mit den Füßen und stürzt dann auf den ihm zunächst stehenden Picador los. Dieser hält unbeweglich still und läßt das wüthende Thier gegen seine Lanzenspitze auflaufen. Dem Pferde ist das rechte Auge verbunden, damit es den Stier nicht sieht und nicht scheut. Der Anlauf war aber so gewaltig und der Reiter saß so fest im Sattel, daß Mann und Roß in die Höhe gehoben wurden und rücklings überschlugen; im selben Augenblick saßen die spitzen Hörner dem Pferde im Leibe, so daß ein fingerdicker Blutstrahl aus dem Herzen floß. Der Picador lag unter dem Pferde, und sein Anzug hinderte ihn, irgendwie sich frei zu machen. Jetzt wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn nicht die Chulos mit ihren bunten Mänteln zu Hülfe gekommen

wären. Alsbald ließ der Stier von seiner Beute los, stürzte auf die Fußgänger oder vielmehr den farbigen Lappen; er verfolgt den Träger durch die ganze Bahn. Dieser schwingt sich über die Barriere, welche unter dem Stoß der Hörner des Stieres erbebt. Wie verdutzt steht er da, indem sein Gegner verschwunden ist. Alsbald stellt sich ihm ein zweiter Picador dar, welcher dasselbe Schicksal hat wie sein Vorgänger. Ehe noch die Chulos zu Hülfe kommen können, versetzt der Stier dem an der Erde zappelnden Pferd einen zweiten Stoß und trägt es hoch empor durch die halbe Bahn. Dem dritten Pferde riß der Stier im Nu den ganzen Leib auf, so daß das unglückliche Thier in seine Gedärme trat und sie sich selbst aus dem Leibe haspelte. Und in diesem Zustande wurde es durch Sporen und Schläge angetrieben und mußte noch einen zweiten Angriff der wilden Bestie aushalten. Natürlich erhielt der Stier jedesmal einen furchtbaren Stoß von der spitzen Lanze in die linke Schulter; er verweigerte daher den ferneren Angriff der Reiter, und nun mußten die Banderilleros heran. Dies sind Fußgänger, welche in der Hand einen zwei Fuß langen Pfeil tragen, dessen Spitze mit Widerhaken versehen ist, und welcher am entgegengesetzten Ende Fähnchen, Rauschgold, Raketensatz und selbst kleine Vogelbauer hat, aus denen die Vögel, mit bunten Bändern geziert, entfliehen. Mit diesen Pfeilen gehen sie geradenwegs auf den Stier los. In demselben Augenblick, wo der Stier ausholt, springen sie seitwärts und stoßen ihre Pfeile zwischen Ohren und Hörnern ins Genick. Jetzt wird das Thier vollends rasend und toll. Oft treibt es eine ganze Schar von Chulos flüchtig über die Barriere, wobei sie laut verhöhnt werden. Einmal saß der Stier selbst quer auf dem obern Rande dieses Bollwerks, und es kommt zuweilen vor, daß er hinüberkommt. Einer der Chulos hatte die Keckheit, den farbigen Mantel umzuhängen, so daß der Angriff des Stieres nun direkt auf ihn gerichtet war. In dem Moment, wo jener den Kopf senkt und mit geschlossenen Augen vorstürzt, sprang er über ihn fort und kam neben ihm zu stehen. Wenn nun endlich die Wuth des Stieres aufs Höchste gesteigert, seine Kraft aber schon im Schwinden ist, so tritt der Matador ihm ganz allein gegenüber. Jetzt entsteht die größte Stille und Aufmerksamkeit, denn dies Beginnen ist bei Weitem das gefährlichste. Der Matador, ein schöner Mann in Schuhen, weißen Strümpfen, hellblauer seidener Jacke und Beinkleidern, ein Netz über das Haar geflochten, führt in der Linken ein scharlachrothes Mäntelchen, in der Rechten eine vier Fuß lange vierschneidige Toledoklinge. Die muß dem Stiere an einem ganz bestimmten Punkte in den Nacken gestoßen werden. Trifft der Degen eine andere Stelle, so schleudert das Thier ihn wieder heraus oder zersplittert ihn. Um aber den rechten Punkt zu treffen, handelt es sich um zwei, höchstens drei Zoll, in welcher Entfernung das Thier an dem Menschen vorbeistoßen muß. Alles ist darauf basirt, daß der Stier jedesmal lieber nach dem rothen Tuch als nach dessen Träger ausfällt und daß er seinen Stoß blindlings geradeaus führt. Es kommen aber Ausnahmen vor, und dann ist der Matador verloren. Bedächtig und

kaltblütig schritt der Caballero auf seinen schwarzen Gegner zu und hielt ihm das Tuch hin. Zweimal ließ er ihn unter seinem Arm durchpassiren. Das dritte Mal steckte die Klinge bis an das Heft dem Thiere im Nacken. Noch wüthet dieses wohl eine Minute herum, dann aber fängt es an, aus dem Maule zu bluten, schwankt und stürzt zusammen. Eine Art Henkersknecht schleicht dann von hinten heran und stößt ihm ein Stilet in den Nacken, worauf der Stier auch im selben Augenblick todt ist. Jetzt traben fünf Maulthiere mit bunten Bändern und Schellen in die Bahn und schleifen die gefallenen Pferde und zuletzt den Stier im Galopp hinaus. Es wird etwas Sand auf die Blutspuren gestreut, und ein neuer Stier kommt an die Reihe. So wurden acht Stiere nach einander zu Tode gehetzt. Zwanzig Pferde blieben todt auf dem Platze, mehrere wurden mit schrecklicher Verwundung hinausgeführt. Ein einziger Stier tödtete acht Pferde; Menschen kamen nicht zu Schaden. Es ist wahr, die Pferde sind der Art, daß wenn der Stier sie heute nicht tödtet, so werden sie morgen zum Schinder gebracht. Gute Pferde würden theils sehr kostbar sein, theils würden sie nicht dazu zu bringen sein, selbst mit einem verbundenen Auge das Anrennen des Stiers, ohne zu scheuen oder ohne sich zu wehren, anzunehmen. Je mehr Pferde der Stier tödtet und je gefährlicher er dem Menschen wird, um so lauter wird er applaudirt. Ein Stier wollte gar nicht angreifen. Unter wüthendem Schimpfen und Verwünschungen der Zuschauer lief er feige in der Bahn herum. Da rief Alles los perros! die Hunde. Sobald diese in die Bahn gebracht wurden, waren sie kaum noch zu halten und stürzten wüthend auf den Stier, welcher gleich einen spießte und hoch in die Luft warf. Die übrigen faßten ihn aber, einer unter anderen biß sich in seiner Zunge fest und ließ sich hoch auf- und abschleudern. Man hätte ihn zerreißen können, ehe er losgelassen. Vier Hunde hatten zuletzt das große Thier so, daß es sich nicht mehr befreien konnte, und daß der Matador es niederstieß.

Mitten in dieser Schlächterei trat die junge Königin mit der Infantin, dem Don Franzesco, ihrem Gemahl, und dem Herzog von Montpensier ein. Aumale war schon früher da. Die Königin sah sehr vergnügt aus und ist keineswegs so garstig, wie die Zeitungen sagen. Sie ist blond, ziemlich beleibt und gar nicht häßlich. Die Infantin ist klein, brennend schwarz und mager. Die Königin wurde vom Matador ebenso wie ihre Mutter, vom Publikum aber mit lautem Beifall begrüßt. — Als der achte Stier geendet, fing es schon an dunkel zu werden; das ganze Publikum rief aber „un otro toro“ und der neunte wurde fast im Finstern gehetzt, — was für den Matador äußerst gefährlich ist.

Dies ist nun das Schauspiel, welches die Spanier über Alles lieben, an dem die zartesten Frauen theilnehmen, und dem die jung vermählte Infantin zulächelte. Was mich betrifft, so habe ich an einem Stiergefecht vollkommen genug gehabt, und Du wahrscheinlich an der Beschreibung.

Am 13. Oktober fuhren wir mit der Diligence weiter durch eine gleich öde Gegend und passirten endlich durch einen furchtbaren Engpaß

die Somosierra. Dabei kam es vor, daß die Spitzenpferde wegen des schrecklichen Wetters von der Straße ausbogen und den schweren Wagen in ein Feld zogen, wo er bis zur Achse einsank. Wenn dies einige Augenblicke früher geschehen, so wären wir in den Abgrund gestürzt. Es kostete Mühe, die verirrte Diligence wieder auf den rechten Weg zu führen, und alle Passagiere mußten eine Strecke ziehen, um das Umwerfen zu hindern. Wir passirten den Duero und den Ebro und langten endlich in den baskischen Provinzen an, wo die Gegend einen ganz anderen Charakter zeigt. Hier, wo der Krieg so lange gewüthet, zeugt Alles von dem Fleiß und der Thätigkeit der Menschen. Prächtig ist der Anblick der Schneegipfel der Pyrenäen. Die Straße ist in beständigem Steigen und Fallen, bald einem Flußlauf folgend, bald in ein anderes Stromgebiet übergehend. Die Dörfer sind zierlich gebaut, und die Häuser erinnern sehr an die Schweiz. Grünende Wiesen, rauschende Bäche und Bäume erquicken das Auge. Viele Bauernhäuser tragen ungeheure, in Stein gehauene Wappenschilder, zum Zeichen, daß ihre Besitzer Edelleute sind. So sind z. B. alle Bewohner von Murcia adlig. Vergara, wo die Konvention über Don Carlos geschlossen,*) und Vittoria sind schöne Städte. Prächtig liegt Fuenterrabia am Biskayischen Meer, welches seine Brandung hoch über die Felsenriffe spritzt. In Irun endlich an der Bidassoa erreichten wir Frankreichs Grenze. — Im Vergleich mit den Italienern sind mir die Spanier unendlich liebenswürdig erschienen. Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden; dazu ist selbst der Aermste zu stolz. Schweigend und ernst steht er, den zerlumpten Mantel malerisch über die Schulter geworfen. So hat er auch verschmäht, das miserable französische Kleid anzuziehen, und statt des trostlosen Fracks sieht man noch überall die schöne nationale Tracht, die übrigens in allen Provinzen verschieden ist. Auch der geringste Spanier erwartet, mit einer gewissen Rücksicht behandelt zu werden; aber mit einer freundlich dargebotenen Cigarre öffnet man sich alle Herzen. Selbst die angerauchte Cigarre wird, nachdem die Spitze abgebrochen, dankbar angenommen. Als Allemanne ist man überhaupt besser empfangen als jede andere Nation. England und Frankreich haben dem Lande zu wehe gethan, und mit Stolz erinnert der Spanier sich der deutschen Kaiser, welche glorreich Spaniens Scepter führten.

Bis Bayonne ist das Land sehr hübsch, und man sieht zur Linken immer das brausende Meer. Im Departement des Landes glaubt man sich in die Mark Brandenburg versetzt, dieselbe Mischung von Kiefernhaide und Sand; aber gewiß eine der schönsten Städte in der Welt ist Bordeaux mit seinen breiten Straßen, mit Bäumen besetzten großen Plätzen, der alten Kathedrale, den schönen aus Quadern erbauten Palästen, den breiten Quais und der steinernen, 700 Schritt langen Brücke.

---

*) Am 31. August 1839. Der Karlistenführer Maroto verließ die Sache des Don Carlos, indem er mit dem Führer der Christinos, Espartero, einen Vertrag abschloß, welcher den Krieg in den baskischen Provinzen beendete.

Wir waren äußerst schnell gereist, denn zwei Kompagnien fuhren um die Wette, die Messagerie Guillard-Lafitte und die königliche. Das Umspannen dauerte nie über eine, höchstens ein und einhalb Minuten, Alles stand fertig angeschirrt, und dann ging es Galopp weiter. Das Resultat für den Reisenden war freilich, daß man uns Morgens vier Uhr, mitten im Regen, in einem Hofe absetzte, wo nichts zu haben war. Mein Franzose und ich klopften aber glücklich ein Wirthshaus wach, und eine Tasse Kaffee unter solchen Umständen und bei dieser Tages- oder Nachtzeit ist unbezahlbar. Um acht Uhr ging es schon wieder weiter, und bald erreichten wir die prachtvolle Kettenbrücke über die Gironde. Sie ist 1500 Fuß lang. Die Pfeiler, welche die Ketten tragen, sind wahre Thürme aus Gußeisen von schöner, durchbrochener Arbeit. Die Fahrbahn liegt gewiß 80 Fuß über dem Wasserspiegel, und die Entfernung der Pfeiler, also die Weite, in welcher die Bahn frei in der Luft schwebt, beträgt die ungeheure Spannung von 300 Fuß. Wenn man diese Linien zuerst von der Seite sieht, so erschrickt man bei dem Gedanken, daß ein schwerer Lastwagen da hinüberfahren soll. Am folgenden Morgen kamen wir nach der hübsch gelegenen Vaterstadt der schönen Diana von Poitiers, der Geliebten Heinrichs II., und zu Mittag machten wir zu Tours die angenehme Bekanntschaft des französischen Kochs. Um vier Uhr Nachmittags setzten wir uns in ein bequemes Coupé auf der Eisenbahn und brausten hin durch das schöne Thal der Loire zwischen prachtvollen Schlössern und Landsitzen, von denen sich besonders die alterthümliche Burg Amboise schön ausmacht. Blois und Orléans berührten wir nur im Fluge und trafen gegen Mitternacht in der Rue St. Honoré in Paris ein.

Von Paris schreibe ich Dir nichts; denn in 24 Stunden kann man nur die Läden des Palais Royal, die Tuilerien, das Louvre, die Champs Elisées und den Pont neuf sehen. Es war ein schreckliches Wetter, und an diesem Tage verwüstete der Sturm eben die Straße, die ich eben so leicht zurückgelegt. Diligencen mit Pferden und Menschen verunglückten, und die Viadukte der Eisenbahn wurden fortgespült. Am Abend des 21. Oktober verließ ich Paris und war am folgenden Abend in Köln. Wir waren durch Brüssel, Lüttich, Aachen gefahren und hatten in wenig mehr als 24 Stunden 100 deutsche Meilen und zwar in der ersten Wagenklasse für drei Louisdor zurückgelegt. So reist man jetzt.

In Köln war ich genöthigt, einen Vormittag zu bleiben, den ich ganz zur Besichtigung des Doms verwendete. Ich habe in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten den Stephan in Wien, den Dom von Florenz, St. Peter in Rom, die Kathedrale von Cordova, Notre Dame von Paris und den Kölner Dom gesehen und kann versichern, daß der jetzt vollendete Chor dieses letzteren mir einen größeren Eindruck machte, als alle übrigen. Es ist sehr viel geschehen, und in wenigen Jahren wird das Schiff der Kirche unter Dach gebracht werden können.

Gerade an meinem Geburtstage, am 26. Oktober, traf ich früh Morgens mit dem „Primus“ in Hamburg ein und erfuhr zu meiner

Freude, daß die Korvette mich nicht überholt hatte. Vielmehr mußte ich sie 10 Tage noch erwarten. Diese hätte ich freilich lieber in Spanien und Paris gewartet, aber es war nicht darauf zu rechnen gewesen. Ich hatte die ganze Reise von Gibraltar bis Hamburg, gegen 400 Meilen, in 18 Tagen, alle Aufenthalte eingerechnet, zurückgelegt, war aber freilich auch 12 Nächte durchgefahren.

Glückstadt und Itzehoe habe ich von Hamburg aus besucht; aber als ich nach Uetersen wollte, kam das Schiff. Ich ging demselben mit einem Flußdampfschiff bis Brockdorff entgegen, übernahm den Sarg, und vorgestern hat hier die feierliche Beisetzung im Domgewölbe stattgefunden. Von Marie habe ich gottlob sehr gute Nachrichten.

Tausend freundliche Grüße.

Hamburg, Mittwoch, den 28. Oktober 1846.

97 An die Gattin.

Heute um zehn Uhr kam ich in Glückstadt an. Es war schöner Sonnenschein, und das Brockdorffsche Häuschen mit seiner Rebenbekleidung sah gar freundlich aus. Durch offene Thüren trat ich gerade ein. Jeannette saß in Cais Zimmer und arbeitete an einer hübschen Stickerei auf schwarzem Sammet, die kleine Ernestine stand daneben und besah Bilder. Cai war auf Jagd. Meine nächste Frage war nach Nachricht von Dir, sie hatte aber so wenig davon, daß sie vielmehr glaubte, ich brächte welche mit. Das macht mir nun allerdings Sorge, denn wir hatten ja verabredet, daß Du gleich von Neapel aus nach Holstein schreiben solltest, weil man dort Dich auf der See glauben konnte und bei den schrecklichen Stürmen dieses Herbstes mit Grund in großer Besorgniß um Dich war. Unsere Hoffnung, daß Mama Briefe von Dir haben könne, wurde ebenfalls getäuscht. Gebe Gott, daß ich nun von Cuxhaven Briefe von Dir bekomme. Die Briefe gehen 16 Tage.

Um ein Uhr kamen Burt, Mama und die Kinder. Jeannette fand ich blühend und gesund. Ihr Ernestinchen ist ein bißchen kümmerlich, dagegen die Jüngste, Sophie, bildhübsch und ebenso groß wie ihre ältere Schwester. Sie hat ganz Jeannettes schöne blaue Augen. Die Kinder sind in Apenrade herrlich gediehen. Ernestine ist allerliebst, hat einen ganzen Schopf Haare und eine zierliche Figur. Der Junge ist fast um einen Kopf gewachsen, sehr stark und fett und wirklich liebenswürdig, wenn er seiner kleinen Nichte Bilder erklärte und mit den dicken Fingerchen Klavier spielte. Die beiden Kinder trugen ein Quatre mains (vierhändiges Klavierstück) vor, ganz allerliebst.

Gleich nach dem Mittagessen um halb vier mußte ich fort. Brockdorff, Mama und Jeannette begleiteten mich bis Elmshorn, wo der Zug eine halbe Stunde anhält. Papa ging mit hierher, will aber morgen zurück. — Die Amazone ist nicht angekommen.

Berlin, Meinhardts Hotel, den 8. November 1846.

98 An die Gattin.

Liebe, gute Marie, noch weiß ich nicht, ob mein langer Reisebrief, den ich von Paris unter dem 20. vorigen Monats an Dich abschickte, in Deine lieben kleinen Hände gelangt ist. Sodann sandte ich Dir einen ausführlichen Brief von Hamburg aus unter dem 31. vorigen Monats ab, welcher hoffentlich um die Mitte dieses Monats bei Dir eintreffen wird. In demselben meldete ich Dir den richtigen Empfang Deines ersten Schreibens aus Neapel. Uebrigens hatte ich mich in dem Datum meines Geburtstages geirrt, und Du wußtest ihn besser als ich. Ich glaubte ihn in Glückstadt verlebt zu haben; statt dessen war ich an dem Geburtstage gerade in Hamburg eingetroffen.

Gleich nach Empfang Deines Briefes vom 6. fuhr ich per Eisenbahn nach Horst und mit einem Gutsbesitzer in einem vierspännigen Wagen sehr angenehm nach Retwisch bis dicht vor Legersdorf. Es war der schönste Sonnenschein, den man hier im trüben Norden haben kann, und mit großem Vergnügen wanderte ich durch den schönen Tannenwald über Breitenburg durch das Holz nach Itzehoe, wo ich um zwölf Uhr ankam. Der alte Squire*) saß alleine an seinem Lieblingsplatz hinter dem Frühstückstisch, die Cigarre im Munde, die Augen an die Decke geheftet. — Mama war oben mit Eleonore Brockdorff,**) sie hatte eben einen Brief von Dir erhalten, und wir tauschten unsere Nachrichten gegenseitig aus. Ich erfuhr Eure Besteigung des Vesuvs und freute mich recht, daß Du den schönen Aufenthalt in Neapel benutzest und genießest. Die Kinder sind noch viel allerliebster geworden als früher; besonders der Junge, ich kann Dir nicht helfen, ist unvergleichlich. Kräftig, groß, artig und lustig. Nach Tische fuhr ich über Krempe nach Glückstadt. Mit einer Portion Kremper Kringel für die kleine Ernestine kam ich Abends an und blieb die Nacht in Glückstadt bei Cais. Jeannette ist allerliebst und blüht wie eine Rose. Als ich aber am folgenden Morgen nach Hamburg zurückkehrte, fand ich die Nachricht vor, daß die Amazone endlich in Cuxhaven eingetroffen war. Den 4. früh sechs Uhr fuhr ich nach dem Grasbrook, wo der Dampfer „Prinz Karl“ helle Dampfwolken in die kalte Luft wirbelte; dort war auch der Vizekonsul Stegmann. Wir fuhren ab, mußten wegen dichten Nebels eine Viertelstunde bei Flottbeck vor Anker gehen, fuhren dann an Glückstadt vorüber bis Brockdorf, wo wir die Korvette vor Anker fanden. Nachdem wir uns Bord an Bord gelegt, sprang ich hinüber und wurde von der ganzen Besatzung freundlichst begrüßt. — Die Korvette hatte eine abscheuliche Reise gehabt. Sie war über 100 Meilen westlich von Gibraltar ins Atlantische Meer hinausgefahren, ehe sie Westwind fand; dann hatte sie auf der Höhe von Kap Finisterre einen furchtbaren Sturm zu bestehen. Während vier Tagen mußten alle Luken geschlossen bleiben,

*) Der Vater von Frau v. Moltke.
**) Die Schwester der in Neapel anwesenden Comtesse Brockdorff.

wo es dann unten stockfinster ist; aber oben kann man nicht sein, weil die Wellen über das ganze Deck fortgehen. Kaum hatte man Feuer zum Kochen anlegen können. Oefen aber giebt es gar nicht an Bord. Die Offiziere versicherten mir, daß sie selbst tüchtig ausgestanden. Während zwei Tagen waren sie dann zurückgetrieben. Im Kanal ging das Schiff wegen schlimmen Wetters eine Nacht auf der Außenrhede von Dover vor Anker, was auch bei hoher See ein schlechtes Vergnügen, bei welcher Gelegenheit ein Bett in Streits Hotel bei Weitem vorzuziehen ist. Ein Mann war unterwegs gestorben und versenkt worden.

Der Sarg wurde in kurzer Frist übergeladen, wir tranken in Champagner auf glückliche Fahrt und dampften ab, während die Korvette den Prinzen mit 21 Minutschüssen salutirte. Dann entfaltete sie ihre Segel und eilte, den Ostwind zu benutzen, da ihr noch eine schlimme Reise bevorsteht. Wir waren hingegen um vier Uhr schon wieder am Grasbrook und eilten bei Vollmondschein den Strom aufwärts. Schon am folgenden Morgen trafen wir bei Wittenberge ein. Dort nahm ich den Lieutenant v. Plötz mit 20 Mann des ersten Garderegiments an Bord, welche seit acht Tagen und auf meine erste Anzeige von Hamburg aus dorthin geschickt worden waren. Die Leute hatten am Tage vorher umquartiert werden müssen, weil die Bewohner, welche keine Einquartierung bekommen hatten, sich deshalb beschwerten. Es wurden nun zwei Posten im Paradeanzug neben den Sarg gestellt, welcher auf dem Verdeck stand und mit einer Flagge eingedeckt war. Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang passirten wir durch die Potsdamer Brücke, dann durch Spandau, Charlottenburg, Moabit nach Bellevue. Ich begab mich sogleich zu Fürst Wittgenstein und Hofmarschall Graf Keller, dann nach Sanssouci zum König, wo ich dinirte. Mein Empfang war überall gut. Abends in der Dunkelheit wurde nun der bleierne in einen Paradesarg von Mahagoni mit großem Johanniterkreuz gesenkt und auf einen schwarz ausgeschlagenen, sechsspännigen Wagen gestellt. Um elf Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voraus ein Zug Garde du Corps und der Kommandant mit seinem Stabe, dann ich in einem vierspännigen Trauerwagen, hierauf der Stallmeister, dann der Leichenwagen. Die Dienerschaft folgte zu Fuß. Erst gegen Mitternacht langten wir in dem schwarz ausgeschlagenen Dom an, wo der Sarg dem Domvorstande feierlich übergeben wurde. Gestern am Sonnabend fand die feierliche Beisetzung statt. Neben dem Sarg auf einer Estrade standen sechs große Kandelaber mit Wachslichtern und sechs Tabourets, auf welchen die Orden und Insignien lagen. Ich stand hinter der Kette des Schwarzen Adlerordens, Graf Knyphausen von den Husaren, Graf Bredow und Major v. Terenthall von der Garde du Corps, Graf Schlippenbach von den Ulanen hinter den übrigen. Sämmtliche in Berlin anwesenden Johanniter-Ritter standen zu beiden Seiten am Fuß der Estrade, hinter dem Sarge eine Deputation des dritten Regiments (Prinz Heinrich). Es dauerte fast eine Stunde, bis der Hof von der Eisenbahn kam, und mir wurde so flau, daß ich in der Stille ein Glas Wasser trinken mußte und Gott dankte, daß während der Feier Alles gut ab-

ging. Ich weiß nicht, war es die Anstrengung der Reise, der ungewohnte Anzug, der starke Kaffee oder was, aber ich hatte solches Herzklopfen, daß ich glaubte, ich müßte umfallen. Indeß ging Alles gut. Es wurde eine Liturgie wundervoll gesungen, dann das Gebet und der Segen gesprochen, wobei neun Infanteriesalven und 27 Kanonenschüsse erdröhnten. Dann verließen die Anwesenden den Dom. Der Sarg wurde nun auf eine Versenkung auf dem Fußboden des Domes geschafft und in die Gruft herabgelassen. Es ist Sitte, daß der Adjutant dabei die rechte Hand auf den Sarg legt und mit hinabsteigt. Dies ging auch ohne alle Störung von statten, und bald darauf gelangten wir wieder ans Tageslicht. Zu Mittag mußte ich zur Tafel nach Sanssouci.

So weit bin ich nun gekommen; was aber weiter wird, weiß ich nicht. Der König reist heute (bei trübem Regenwetter) auf die Jagd nach Quedlinburg (dicht bei Reinstedt am Harz) und nach Letzlingen und bleibt acht Tage weg. General Krauseneck empfing mich sehr gut. Besonders freundlich war General Diest, der mich dem Grafen Stolberg zur Protektion empfahl. Wir müssen nun Geduld haben; es ist jetzt nicht der Augenblick, um Berlin zu verlassen, denn les absents ont tort (die Abwesenden haben Unrecht). Von meiner Landreise hat mir Niemand gesprochen. Diest will, daß ich Flügeladjutant werde, General Krauseneck mich im Generalstabe behalten. Ich habe ihn noch nicht gesprochen, überhaupt noch fast Niemand, da ich beständig im Dienste war. Daß ich zum Könige komme, glaube ich nicht recht, weil er es mir dann wohl gestern gesagt hätte.

Dienstag, den 10. November.

99 An die Gattin.

Guten Morgen, klein Weibchen. Ich will nun vor Allem Deinen lieben Brief vom 9. vorigen Monats beantworten. Die kleine Krokusblume hat zwar keinen Geruch, aber doch ihre freundlichen Farben bewahrt und lächelt mir den südlichen Frühling hier in unsere kalten Nebel herein. Es ist mir ein angenehmer Gedanke, daß die warme Sonne Dich bescheint, und daß es hier vom Himmel rieselt. Zwar wirst Du auch zuweilen in Neapel recht arges Wetter haben, aber es dauert immer nicht lange, dann lächeln Land und Meer wieder in gewohnter Klarheit. Ein solches Klima ist viel werth, sonst, möchte ich sagen, ist Alles hier besser.

Ich hoffe nur, daß Ihr eine freundliche Wohnung gefunden haben möget, denn in den engen Straßen merkt man nicht, daß man in Italien ist. Die Toledo ist noch am besten. — Du schreibst nicht, ob Du schon in San Carlo warest. — Gegenüber ißt man sehr gutes Granito, eine Art Thauwetterlimonade.

Daß ich erst Montag früh von Civitavecchia abging, mußtest Du aus meinem zweiten Brief vom Sonntag ersehen haben; die See ging allerdings ziemlich hoch, aber wir kamen auch ein tüchtiges Stück fort, bis nahe vor Sardinien. Ich war viel zu krank, um die homöopathischen

Kügelchen zu nehmen; später habe ich zwar vier verschluckt, aber gar keinen Effekt verspürt. Der Glaube ist dabei wohl das Beste.

Ich erhielt Deinen lieben Brief vom 9. in dem Augenblick, wo ich zur Eisenbahn nach Potsdam eilte. Im Coupé angelangt, öffnete ich das Siegel; ich wußte schon durch Mama, daß Dein Bild darein sei. Erst betrachtete ich es durch die leichte Hülle von Seidenpapier, und es nahm sich allerliebst aus. Der erste Eindruck war dann die große und hübsche Aehnlichkeit, der zweite die Kritik, welche den Mund nicht ganz passiren will. Es sah aber doch so freundlich aus, daß ich im voraus wußte, daß im Briefe nur Gutes stehen werde. Und, Gott sei Dank, so ist es gewesen. Jetzt ist das Bild zum Einrahmen, aber ich bekomme es erst in acht Tagen, weil der Rahmen besonders gemacht wird.

Mittwoch, den 18. November, Abends.

100 An die Gattin.

Tausend Dank, Du liebe, treue Seele, für Deinen langen prächtigen Brief, angefangen den 14. Oktober, geschlossen den 3. dieses Monats. Gott sei gedankt, daß Du doch endlich den Pariser Brief erhalten hattest. Du armes Herz. Er ist langsam genug gegangen, nämlich 14 Tage, und Du bist volle sechs Wochen ohne Nachricht geblieben. Aber jetzt ist die Korrespondenz im Gange, ich hoffe jedoch, auch bald zu Ende. Wenn im Laufe dieses Monats keine Entscheidung für mich erfolgt, so werde ich um Urlaub einkommen. Mögen sie dann nachher berathen, was sie mit mir anfangen wollen.

Nun zur Beantwortung Deines Briefes. Oelrichs war gestern früh bei mir, als Eduard ihn mir brachte. Wenige Worte, die ich las, zeigten mir sogleich, daß Alles gut stehe. Nachdem die Herren fort waren, legte ich mir die Blätter zurecht, wischte meine Brille ab, nahm eine Prise und streckte mich behaglich auf das Sofa, um den Brief so recht mit Genuß durchzulesen. An einigen der schwierigsten Stellen wurde noch die Lupe zu Hülfe genommen.

Eben jetzt bin ich mit großem Vergnügen noch einmal mit Dir den Vesuv hinauf geritten. Wie freue ich mich, daß Du so viel Schönes zu sehen bekommst, wovon die Erinnerung fürs Leben bleibt. Ich hoffe, daß wir zusammen diesen Winter noch einige Touren machen werden. Ihr seid um dieselbe Stunde zu Eurer Expedition ausgerückt, wo ich mich nach dem Stiergefecht in Madrid begab. Dort war es das schönste Wetter. Aber warum in aller Welt habt Ihr die Eisenbahn nicht bis Resina benutzt? Ich bin des Vormittags von Neapel fortgefahren und war Abends zum Diner schon wieder da. Die Sonne muß schon herab gewesen sein, ehe Ihr den Eremiten erreichtet, und Mondschein war auch nicht. Zwar das Feuer aus dem Krater mag prachtvoll in der Dunkelheit ausgesehen haben. Das Ersteigen des Kegels ist allerdings sehr mühselig, und die Schwefeldünste machen das Athmen noch schwerer. Ich

erinnere, daß wir einen Stock in eine vor zwei Jahren ausgeflossene Lavaspalte steckten und unsere Cigarre daran anzündeten. Herab sind wir in vollem Rennen gekommen. Man würde den Hals brechen, wenn man nicht bis über die Waden in Asche steckte. Gottlob, daß Ihr gut davon gekommen seid und Euch bei der nächtlichen Fahrt nicht schrecklich erkältet habt. Nun müßt Ihr aber auch noch nach Pompeji, wohin man mit der Eisenbahn so leicht gelangt. Es ist zwar nicht das Schönste, aber das Merkwürdigste in ganz Italien. Wie sehr wünschte ich, daß das Wetter sich aufklärte, und daß Ihr die Tour nach Sorrent und auch nach Camaldoli noch gemacht habt.

Nicht wahr, San Carlo ist ein ungeheures Gebäude, aber so schön wie unser Opernhaus ist es doch nicht. Ich war vorgestern da, — so ein dummes Ballet. Gestern aß ich bei Patow. Er hat seine Frau treu gepflegt und arbeitete zuletzt nur in ihrem Zimmer. Am Tage ihres Todes war er bis um fünf Uhr in der Sitzung. Als er nach Hause kam, sagte sie: Patow, ich glaubte schon, ich würde Dich gar nicht mehr sehen, leg mich doch auf die andere Seite, und sobald er das gethan, entschlief sie ruhig in seinem Arm. Es ist traurig, den armen Patow allein in den prachtvollen, großen Zimmern zu sehen.

Wenn ich nach Neapel komme, und Du auch nicht mehr auf Capo di Monte wohnst, so muß ich mir Deine Aussicht doch ansehen. Die aus dem Palazzo sehe ich so lebhaft vor mir, es ist wahr, sie war sehr schön. Ueberhaupt möchte ich wohl, daß wir die ganze Wohnung hier in Berlin hätten.

Aus meinem Briefe hast Du ersehen, daß ich an meinem Geburtstag nach Hamburg kam und so die Landreise beendigte. Ich bildete mir ein, er sei erst den 28. Aber gedacht habe ich doch an Dich, du gute Seele, denn das thue ich alle Tage. Auf die schöne blaue Börse freue ich mich recht. Seitdem Du mir welche schenkst, sind sie auch immer voll Geld. Wir wollen nun auch eine recht schöne Reise zusammen machen.

Ich will versuchen, ob ich drei Monate Urlaub bekomme, was freilich etwas viel gefordert ist. Dann bleiben wir noch etwas in Neapel und sehen, was Dir noch zu sehen übrig bleibt. Hast Du Lust, und ist das Wetter schön, so machen wir vielleicht noch den Ausflug nach Sizilien, den wir diesen Sommer beabsichtigten, als Girardos*) Donnerwort: „E morte il principe!“ (Der Prinz ist gestorben!) uns diesen schönen Traum verscheuchte. Wenigstens wollen wir Palermo sehen. Dann, denke ich, fahren wir per Dampfboot nach Livorno, von dort aber per Vitturno, La Spezzia, Portovenere nach Genua, wo wir Prinz Karl in der Villa Lomellino besuchen und dann den Corniche entlang nach Nizza, Avignon, Lyon und nach Umständen über Genf oder Paris nach Berlin.

Der guten Comtesse Lottchen danke ich recht herzlich für ihren Glückwunsch und für alle die Güte und Freundlichkeit, die sie für Dich hat. Wenn Du doch einmal in Italien zurückbleiben mußtest, so konnte es

*) Der Koch.

unter keinen günstigeren Umständen geschehen, in keiner angenehmeren Gesellschaft und an keinem schöneren Ort, nicht wahr?

Die Sonne des 28. schien mir, wie Du wünschtest, warm und schön, aber nicht in Meinhardts, sondern in Burts Hotel, welches sich sehr verschönert hat, besonders durch das große Bild Deiner Großmutter. Auch meine Teppiche sind dort angelangt, und die Blumen, besonders die Kamelien, standen in voller Pracht vor den sonnigen Fenstern. Selbst der sogenannte Garten hat sich bedeutend verschönert, und der Thurm der Klosterkirche bekommt eine neue Spitze. Aber der arme Pastor Pesh*) liegt sehr danieder, und man zweifelt an seinem Aufkommen.

Gestern Abend war ich bei Oelrichs, wo auch Reisewitz mit seiner Frau war. Es sind immer die guten, freundlichen Leute wie früher, und namentlich sie nimmt recht Theil an Dir und wünscht Dich zurück. Du bist doch mein kleines, gutes, liebes, artiges Weibchen! Es ist hübsch, daß Du mir so alle Details mittheilst. Ich verlebe so alle Deine kleinen Begebenheiten mit. Meinen Pariser Brief eigentlich zu beantworten, hast Du keine Zeit gehabt. Seitdem sind Dir nun eine Menge kleiner Nachrichten aus dem lieben Berlin schon zugegangen, und bald bringe ich Dir deren mündlich. Viel mehr, wie einen oder höchstens zwei Briefe, außer diesem, wirst Du hoffentlich nicht mehr erhalten, dann komme ich, inschallah (so Gott will), selbst. Uebrigens glaube ich, ich könnte hier so ein Jährchen wegprivatisiren, ohne daß sich Jemand um mich bekümmert: denn als aggregirt gehöre ich nicht dem Generalstab, und als verwittweter persönlicher nicht der Adjutantur an. Ich weiß selbst nicht, ob ich Fisch oder Vogel bin, und lebe meinen Strich hier bei Meinhardt.

Meine Karte habe ich in zehn Tagen wohl fertig. Raumer hat sie sich gestern angesehen; ich habe aber noch keinen Bescheid, ob und unter welchen Bedingungen er sie etwa übernehmen möchte. Jedenfalls werde ich sie wohl durch Humboldt zum Stich befördern, wenn Raumer nicht will, was ich aber doch glaube. Sie wird auch wirklich recht schön werden.

Seit dem Stiergefecht denke ich wirklich mit Schrecken an den letzten Tag, wo Girardo und ich von der Ochsenheerde umschwärmt wurden. Es war wirklich kein Spaß.

Was macht das edle Whist? Spielt Ihr auch Grandissimo? Könnt Ihr denn gar nicht heizen, und habt Ihr keine Teppiche? Dann zieh Dich nur recht warm an, daß Du mir nicht etwa krank bist, wenn ich komme, das sage ich Dir! Am Dienstag, wo Du meinen Brief endlich erhieltest, war ich bei schönem, kaltem, klarem Wetter mit dem „Prinzen Karl" hin, um die Amazone von ihrer Last zu befreien. Sie ist dann endlich am 12. dieses Monats in Danzig eingelaufen und ist 51 Tage, von Civitavecchia aus gerechnet, in See gewesen.

Nun will ich diesen Brief nur enden und gleich morgen selbst nach der Post tragen. Es ist zwar erst sechs Tage, seit der letzte abging, auch kann ich Dir noch nichts Entscheidendes melden, aber es wird Dir doch

*) Der Geistliche, welcher Moltke traute.

Freude machen, ihn zu bekommen, das weiß ich, und so mag er ziehen, mit meinen herzlichsten Grüßen und Wünschen für Dich, Du theures, liebes Leben. Gott wird uns ferner gnädig sein. Länger als Ende dieses Monats halte ich es hier nicht aus. Dann denke ich in 18 Tagen bei Dir zu sein und die Weihnachtszeit bei Dir zu feiern. Adieu, Du lieber, guter Engel.

Durch Kabinets-Ordre vom 24. Dezember 1840 war Moltke von dem Adjutantenverhältniß entbunden und dem Generalstabe des VIII. Armeekorps zugetheilt worden. Demgemäß hatte er seinen Wohnsitz nach Koblenz verlegt. (Siehe Charakterbild Seite 28.)

Koblenz, den 12. Juli 1847.

101 An den Bruder Ludwig.

... Hier bei uns geht es munter und fröhlich zu. Ich bin gestern von einer Reise durch die Rheinprovinz zurückgekehrt. Es war gerade der Jahrestag des Todes des Prinzen Heinrich, und so schloß gestern für mich ein bewegtes Jahr, in welchem ich zweitausend Meilen gereist bin. Auch die letzte Reise mit meinem kommandirenden General war interessant und führte durch lauter römische Ansiedelungen; durch Colonia Agrippina, Aquisgranum, Moguntiacum, Augusta Trevirorum (Cöln, Aachen, Mainz, Trier) u. a. m. wo sich herrliche Ueberbleibsel finden. Bei Trier in Igel steht ein prachtvolles Familiendenkmal mit Skulptur und Inschrift. In Trier läßt der König die alte Basilika Constantins herstellen, ein Amphitheater ist ausgegraben, die Bäder, der Palast Constantins des Großen, Wasserleitung ꝛc. sind noch fast zur Hälfte erhalten. Wunderhübsch liegt Castell, ein römisches Castrum, auf einem vorspringenden Fels an der Saar. Dort liegt auch Johann von Lützelburg, der blinde König von Böhmen, der in der Schlacht von Crecy blieb. Aber am schönsten ist's doch hier in Confluentes (Koblenz).

Koblenz, den 30. Oktober 1847.

102 An den Bruder Adolf.

Ich rechne mit Bestimmtheit auf Deinen Besuch im nächsten Jahre und bitte Dich, nur auch gleich einen längeren Urlaub zu nehmen, damit die Zeit Deines Aufenthalts hier nicht gar zu kurz bemessen ist. Jedenfalls mußt Du einen Ausflug von hier auf der Mosel machen, welche den Rhein meiner Ansicht nach an Schönheit noch übertrifft. Es wird Dich gewiß interessiren, in Trier die Fußtapfen des größten Volkes der Weltgeschichte zu sehen. Nirgends, außer Italien, haben sich solche bedeutenden und wohlerhaltenen Denkmäler aus der Römerzeit gefunden wie dort. Vielleicht können wir zusammen einen Abstecher nach Paris oder der Schweiz machen, welche Marie noch nicht kennt. Ein Paar

muntere Pferde und ein bequemer Wagen sollen Dich durch die schöne Umgebung von Coblenz führen, und dabei bekommst Du hier nichts von dem meerumschlungenen Ländchen zu hören. Unsere Wohnung wirst Du ganz freundlich und auf Besuch eingerichtet finden. Uns fehlt freilich das Glück, Kinder zu haben: ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft ist. Ich wüßte kaum etwas von Glücksgütern, die ich mir sonst wünschte. Mein Dienstverhältniß ist angenehm und stellt ein ferneres Fortkommen in Aussicht. Infolge meines früheren Verhältnisses beim Prinzen Heinrich von Preußen habe ich, bis zur entsprechenden Gehaltsverbesserung, eine persönliche Zulage von achthundert Thalern, so daß ich schon jetzt das Einkommen eines Regimentskommandeurs beziehe, bis ich einmal Chef des Generalstabes eines Armeekorps werde, was wohl in wenig Jahren kommen muß, dann aber freilich eine Versetzung nach sich zieht. Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen. So wenigstens denke ich, wenn nicht auf uns Beide das Sprüchwort zur Anwendung kommt, daß der Krug doch so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig und nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniß davon bei Anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen, sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüths hat sie einen entschiedenen, festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde. Gott schütze sie davor. Ich weiß aber auch, was ich an ihr habe.

Koblenz, den 14. November 1847.

103 An den Bruder Ludwig.

... Ich bin jetzt damit zu Gange, meine römische Karte rein zeichnen zu lassen und eine Art Wegweiser durch die Campagna zusammenzustellen. Wie prächtig könntest Du mir dabei aus den alten Klassikern helfen. Leider aber muß ich das Alles jetzt auf die Seite schieben, weil eine trockene und umfassende Dienstarbeit, die Ausarbeitung des neuen Mobilmachungsplanes für unser Armeekorps, meine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Es ist auch schwerer hier als in Berlin, sich das nöthige Material zu verschaffen. Eine geographisch-physikalische Einleitung liegt fertig. Ich wollte nun nach der Art der florentinischen Briefe, obwohl mehr an bestimmte Richtungen gebunden, die Wanderungen in der Umgegend anfangen. Leider muß ich mich immer mit Uebersetzungen begnügen. Es kommt dabei darauf an, wieder an die vorhandenen Ueberbleibsel, die geschichtlichen Begebenheiten anzuknüpfen. Diese können daher nur aphoristisch gegeben werden, und die Oertlichkeit ist der Faden, welcher seine Begebenheiten aneinander reiht.

Mit herzlichen Grüßen der Deinige.

Moltkes Aufnahme der Umgebungen von Rom.

(Siehe Charakterbild Seite 26.)

Digitized by Google

Koblenz, den 13. Januar 1848.

104 An den Bruder Adolf.

... Was die holsteinschen Wirren betrifft, so sehen wir sie hier freilich aus einem mehr deutschen Gesichtspunkte an. Bei der durchaus antigermanischen Politik, welche Dänemark seit fünfzig Jahren befolgt, den mancherlei Bedrückungen, welche es dem Aufschwung deutscher Entwickelung entgegenstellt, sei es Sundzoll oder Eisenbahnbedingung, kann man hier einen engeren Anschluß der Herzogthümer an das gemeinsame Vaterland nur wünschen. Zudem giebt es kaum eine glücklichere Stellung als die eines unabhängigen kleinen deutschen Landes, für welches Oesterreich Preußen die politischen und militärischen Lasten mit übertragen möchte, wie Du gewiß selbst in Lauenburg bemerkt hast. Das souveräne Herzogthum Holstein würde recht wohl ohne Dänemark, nicht aber das Königthum ohne dieses bestehen können. Aber eben deshalb scheint eine Verständigung durchaus nöthig, und diese kann bei der gegenseitigen Leidenschaftlichkeit schwer erzielt werden. Alle diese Zweckessen, Adressen, Sammlungen und Ovationen führen zu keinem guten Resultat. Aber mir scheint doch, was Mephisto sagt: „'s ist ein Gesetz der Geister, wo sie hineingekommen, müssen sie heraus", findet seine Anwendung auf die Erbfolge-Angelegenheit. Nicht die Deutschen haben das Salische Gesetz aufgehoben. Das positive Recht steht ihnen hier zur Seite, sie streiten für ihr angestammtes Herrscherhaus, für legitime Succession, für Alles, was die Fürsten so gern hören. Soll und muß die Personalunion aufrecht erhalten werden, so bleibt nichts übrig, als den einseitig gethanen falschen Schritt zurückzuthun und die lex regia (das königliche Gesetz) wieder abzuschaffen. Ob der Prinz von Hessen oder der Prinz von Augustenburg den dänischen Thron besteigt, ist die untergeordnete Frage, wo es sich um die Fortdauer der dänischen Monarchie handelt. Dabei kann ich mich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß ein inniger Anschluß an Deutschland die wahre Politik Dänemarks sein würde.

Schlimm ist es freilich, bei solchen Reibungen in der Mitte zwischen Regierung und Volk zu stehen, und sehr zu wünschen, daß der jetzige König lange genug regiere, um die jetzt so aufgeregten Gemüther soweit zu beruhigen, daß eine Einigung möglich wird. Wenn sein Nachfolger etwa mit weniger Einsicht und mehr Entschlossenheit auftritt, so dürfte die Sache noch schlimmer werden.

1848 (ohne Datum).

105 Brief an seine Schwägerin Jeannette v. Brockdorff.

Was uns hier in Koblenz betrifft, so sitzen wir recht eigentlich auf einer Pulvertonne. Ich kann mich über die hiesigen Verhältnisse nicht näher auslassen. Im Allgemeinen ist es natürlich, daß ein Volk

welches seine geistlichen Fürsten alle zehn Jahre ein paar Mal wechselte, keine große Liebe für eine Dynastie fassen konnte. Die Religionsverschiedenheit schuf große Antipathien, republikanische Gelüste traten hinzu, und das Alles beutet das Proletariat aus. Kurz, ein gewaltsamer Zusammenstoß kann hier täglich erwartet werden. Noch haben wir die Macht in Händen, aber der Gebrauch kann, wie in Berlin, unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Alles kommt jetzt darauf an, hinzuhalten, bis die tief erschütterte Autorität des Staates sich wieder herstellt. Wenn hier irgend ein Tumult stattfindet, so muß ich auf den Alarmplatz. Dann ist Marie ohne Hülfe und Beistand. Ich habe ihr, da sie bisher sehr leidend war (man hatte ihr nebst einem Zahn ein Stück Kinnbacken ausgebrochen), die Lage der Dinge nicht gesagt. Heute um zwei Uhr erklärte ich ihr, daß sie abreisen müßte; um vier Uhr war gepackt, und jetzt ist sie in Ems mit der Herzogin von Orléans und dem Grafen von Paris. Sie wohnt mit Bekannten, mit der Gräfin Gneisenau und dem Fräulein Scharnhorst in einer freundlichen Wohnung und voller Sicherheit und Ruhe, und in einundeinhalb Stunden kann ich da sein. Sie hat das Werthvollste unseres Eigenthums mit, namentlich alle Dokumente, auch die der Geschwister. Nächstens wird sie Dir schreiben. Vor einigen Tagen bat ich Deinen Papa, sie hier abzuholen. Seitdem haben sich die Ereignisse in Holstein zugetragen, und es dürfte dort leicht nicht ruhiger sein als in Ems. Ich bitte daher, Burt so bald als möglich von den eingetretenen Veränderungen in Kenntniß zu setzen. Ich halte sie in Ems so lange für ganz sicher, bis wir Krieg mit Frankreich kriegen, der nicht ausbleibt; dann muß sie fort. Aber das dauert noch Monate. Ich wollte, Du entschlössest Dich, nach Ems zu gehen. Welche Freude wäre das für Marie! Ueber Euch Schleswig-Holsteiner kann ich mich nur freuen. Die Dänen werden Euch wohl nicht unterkriegen. Europa rekonstruirt sich nach Nationalitäten, alles Fremde wird abfallen, möchten wir nur alles Deutsche wieder bekommen, so wären wir reichlich entschädigt. Aber dazu gehört Einheit und Kraft, und wir sind in der Richtung, Beides zu verlieren. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß gesunder Sinn wieder obenauf kommt. Es ist jetzt eine Verblendung, die wie eine moralische Cholera durch Europa zieht.

Was wird aber mit Adolfs*) werden! Selbst wenn sie dem Sturm der blinden Volkswuth entgehen, welche Zukunft werden sie haben? Wird er es nicht mit beiden Parteien verdorben haben? — Und Ludwig, wird er der provisorischen Regierung huldigen? Was sagen die Herren Obergerichtsräthe? — Hat das Militär nirgends Widerstand geleistet?

*) Moltkes Bruder Adolf war bei der holsteinischen Kanzlei in Kopenhagen, sein Bruder Ludwig als dänischer Beamter auf Fehmarn angestellt.

Koblenz, den 29. März 1848, früh.*)

106 An die Schwägerin Jeannette v. Brockdorff.

Liebe Jeannette! Dieser Brief erhält seinen Schluß unerwartet von meiner Hand. Es thut mir leid, in Deine schöne patriotische Begeisterung manchen Tropfen der Bitterkeit gießen zu müssen. Ich kann mich über das, was in Deutschland vorgeht, freuen, sofern ich in den jetzigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit sehe, ein einiges Deutschland erstehen zu machen — aber es kann doch nur dann etwas aus der Sache werden, wenn Ordnung und Gesetz fortbestehen und wenn sich irgend eine centrale Gewalt erhält. Wir sind aber auf dem besten Wege, dies Alles über Bord zu werfen. Ich hoffe, daß in der Versammlung morgen zu Frankfurt die Republik durchfällt, wie in Heidelberg, aber selbst dann, wo ist noch eine Regierung übrig, die Kraft hätte? Die Vorgänge in Berlin haben dort nicht allein, sondern im ganzen Lande jede Autorität tief erschüttert. Nur große Klugheit und Mäßigung können sie langsam wieder herstellen. Ein Angriff von außen in diesem Augenblick wäre ein großes Glück; aber unsere Nachbarn im Osten und Westen werden warten, bis wir uns selbst in Parteien zersplittert und verzehrt haben werden. Alle Bande drohen sich zu lösen. Es handelt sich nicht mehr um Monarchie oder Republik, sondern um Gesetz oder Anarchie. Nicht von außen kommen unsere Feinde, wir haben sie im Innern — die Proletarier sind der Zauberbesen, den der Liberalismus herauf beschworen und den er nicht mehr bannen kann. Bald wird der liberalste Deputirte ein Stockaristokrat sein, und schwer werden sie ihr Kokettiren mit Freisinnigkeit und Volksbeglückung büßen. Welche Zukunft verscherzt Deutschland!! Welche Verantwortlichkeit für die, welche diese Zustände veranlaßten! Wo war der Druck der Verhältnisse so groß, wer war so in seinem Recht gekränkt, wer so in seiner Freiheit bedrückt, daß es gerechtfertigt schien, ein im schönsten Aufblühen begriffenes Staatsleben zu zertrümmern, eine neue Bahn einzuschlagen, von der Niemand weiß, wohin sie führt.

Doch diese Klagen sind vergebens, man muß jetzt die Zukunft ins Auge fassen, aber sie zeigt lange und blutige Kämpfe.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre war Moltke als Abtheilungschef (damals Abtheilungsvorsteher genannt) in den großen Generalstab versetzt und mußte nach Berlin übersiedeln.

Berlin, den 2. Juli 1848.

107 An die Gattin.

Du bist hoffentlich früher in Neumünster als ich in Berlin eingetroffen. Erst gegen elf Uhr langte ich hier an und begab mich zu Meinhardt. Berlin bietet einen traurigen Anblick. Die Schloßwache und das

*) Unter dem Datum hatte Frau v. Moltke ihrer Schwester geschrieben. Da sie nach einer schmerzlichen Zahnoperation den Brief nicht beenden konnte, fügte Moltke selbst die folgenden Zeilen hinzu.

Brandenburger Thor sind mit Bürgern besetzt. Militär sieht man nur sehr wenig. Einzelne starke Ulanenpatrouillen durchziehen die Straßen. Die meisten Offiziere gehen in Civil, eine Errungenschaft der neuen Zeit. Fast alle unsere Bekannten sind fort. Der ganze Hof ist in Potsdam.

Ich wäre so gerne heute nach Potsdam gefahren, aber mein Helm ist nicht fertig. Ich bin sehr begierig, die hohen Herrschaften nach Allem, was vorgefallen, wiederzusehen. Der General v. Reyher*) wird mir in den nächsten Tagen meine Abtheilung übergeben. An Wohnungen fehlt es nicht, von drei Häusern sind immer zwei mit Miethszetteln behangen. Ich werde nun in den nächsten Tagen einige vor dem Thore ansehen und suchen, auf kurze Kündigung eine zu miethen.

Gestern wohnte ich zum ersten Male der Sitzung der Nationalversammlung in der Singakademie bei. Das ist eine traurige Gesellschaft. Es wird gepredigt, nicht gesprochen; viel Worte und wenig Inhalt. Einer kam und beschwerte sich, daß er bei der Wahl Prügel bekommen, und blieb dann stecken. Eine Stunde ging darauf hin, um zu bestimmen, ob acht oder sechzehn Mitglieder zu einer Kommission gewählt werden sollten. Bei den Abstimmungen ist ein guter Theil der Abgeordneten noch vollkommen unschlüssig, ob sie Ja oder Nein votiren; sie stehen auf, sehen sich um, setzen sich nieder, kurz, es ist klar, daß die Leute gar nicht wissen, warum es sich handelt. Und das sind unsere Gesetzgeber! Nach siebenwöchentlicher Berathung sind sie noch nicht mit der Adresse zu Stande gekommen. Ja, es wurde nochmals in Frage gestellt, ob man überhaupt die Adresse berathen wolle.

Indeß blickt hier Alles mit Vertrauen auf Schreckenstein. Auch der Minister Kühlewetter ist wegen der verhafteten Freischärler kräftig aufgetreten. Der Minister Rodbertus wurde interpellirt wegen der Arbeiter, die eben in Massen vor die Singakademie rückten, zu deren Schutz die Bürger durch Hornsignale zusammengerufen wurden. Er erklärte bündig, daß er die Verpflichtung des Staates nicht anerkenne, den Arbeitern Arbeit zu geben. Gottlob, daß die Schwindelei Blanquis ein Ende erreicht, die so viel Unheil angestiftet hat. Im Ganzen scheint die Regierungsgewalt doch zu Kräften zu kommen, aber ein ernster Zusammenstoß mit den losgewordenen, anarchischen Elementen scheint mir doch unvermeidlich. Das ist, was ich Dir für jetzt von hier aus mittheilen kann. Wie geht es nun in Holstein? Möchten Dänen, Schweden und Gothen nur mal herauskommen, damit die unglückliche schleswigsche Geschichte ein Ende kriegte; wir haben jetzt wahrlich Wichtigeres auf der Hand. In Frankreich nimmt die Revolution den alten Verlauf, von der Monarchie zur Republik, von der Republik zur Diktatur, die sich nicht ohne auswärtigen Krieg behaupten kann, also von der Diktatur zur Eroberung oder Restauration, je nachdem wir uns unserer Haut wehren. Daher begrüße ich die Wahl des Erzherzogs mit Freuden. Nur erst eine

*) Der Chef des Generalstabes der Armee.

Autorität, welche es immer sei, nur nicht länger die Herrschaft der Advokaten, Litteraten und weggejagten Lieutenants, die Deutschland einer Theilung, wie die von Polen, entgegenführen. Adieu, liebes Herz.

Berlin, den 8. Juli 1848.

108 An die Gattin.

Gebe Gott, daß die Nachricht vom Waffenstillstand und Frieden in Schleswig sich bestätige. Die Holsteiner sollen nur keine unbilligen Forderungen erheben und bedenken, daß beim ersten Ausbruch eines Krieges gegen Rußland oder Frankreich Preußen für seine Existenz zu kämpfen haben wird. Schwerlich kann man dann ein Truppenkorps in Schleswig lassen, und die Herzogthümer müßten, wenn nicht zuvor eine Einigung erzielt ist, ihre Sache allein ausfechten. Die Organisation ihres Heeres ist daher allerdings eine wichtige Angelegenheit, und wäre es auch nur, um die Ordnung im Innern zu handhaben, welche wohl auch in Holstein durch Entfesselung der untersten Volksschichten ernstlich bedroht ist. Hier sind gestern zwei Bataillone des zwölften Regiments eingerückt. Der Krawall war gleich fertig, indeß ist nicht viel daraus geworden. Heute sollen die Thorflügel im Schloß eingehängt werden; wieder eine schöne Gelegenheit für den süßen Pöbel. Gegen den Schreckenstein*) ist die Erbitterung groß, alle Augenblicke das Gerücht seiner Abdankung: aber er bleibt, ihnen Allen zum Trotz. Zwei Bataillone des zweiten Garderegiments sind in Spandau und Charlottenburg eingerückt. Daß ich in Potsdam war, habe ich Dir, glaube ich, geschrieben. Ich finde den König ganz unverändert und dinirte beim Prinzen Karl. Berlin ist sehr langweilig, aber der liebe Thiergarten wunderschön. Die neuen Anlagen bis zum Zoologischen Garten und gegen Charlottenburg sind sehr hübsch, und die damit in Verbindung stehende Kanalisirung des Schafgrabens ist fast vollendet. Nach Tische streife ich dort stundenlang als „Bummler" herum. Gestern Abend ging ich noch nach Sommers Lokal, wo Gungl wunderhübsch spielte. Im Ganzen freue ich mich, daß ich wohl nicht lange hier bleiben werde.

Berlin, den 9. Juli 1848.

109 An den Bruder Adolf.

Das Gerücht eines Friedens mit Dänemark gewinnt Bestand; auch liegt die Nothwendigkeit des Abschlusses zu Tage. Wie würde es Holstein ergehen, wenn ein Krieg, sei es gegen Ost oder West, Preußen in die Lage setzt, für seine und für Deutschlands Existenz ins Feld zu ziehen! Würde man wohl im Stande sein, ein Korps von 15000 Mann Kerntruppen für einen dann wenigstens untergeordneten Zweck ferner zu

*) Kriegsminister.

verwenden? Aber leider fürchte ich, daß die Bedingungen dieses Friedens wenig den gebrachten Opfern entsprechen werden. Das einige Deutschland hat uns auch in dieser Sache so ziemlich ganz im Stich gelassen. Der preußische Handelsstand und das Militärbudget tragen die Kosten. Und was werden die Schreier in Frankfurt sagen, wenn nicht Einverleibung Schleswigs, Abschaffung des Sundzolls, kurz alle ihre schönsten Träume erreicht werden? Die inneren Schwierigkeiten, die allgemeine Bewegung des Gehorsams gegen den Befehl, des Nichtbesitzes gegen den Besitz, werden auch in Holstein hervortreten, sobald die neue Organisation anfängt.

Du wirst nun an Ort und Stelle sehen, ob sich für Dich eine Deinen Grundsätzen entsprechende Stellung findet, in welcher Du zur Wiederherstellung eines rechtlichen Zustandes wirken kannst. Sehr erfreulich wird die Wirksamkeit im Staatsdienste wohl nicht sein, und ich begreife Deinen Widerwillen gegen den Wiedereintritt sehr wohl. Auch ich zöge das bescheidenste Privatleben vor. Wenn wir nicht zuvor Krieg bekommen, wodurch die ganze Sachlage geändert wird, und man uns mit einem neuen Eid auf eine neue Verfassung kommt, so werde ich wohl auch abgehen. Freilich kann ich dann nach dreißigjähriger Dienstzeit eine Pension nicht beanspruchen. Mein Lieblingsgedanke ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbesitz sammeln, wo Jeder an Kapital und Arbeitskräften mitbrächte, was er besitzt. Am liebsten wünsche ich das Besitzthum auf dem lieben deutschen Boden. Gestalten sich aber die Verhältnisse in der Heimath immer schlechter, so habe ich nichts gegen eine andere Hemisphäre, was meine Person betrifft. Aber ich verhehle mir nicht, daß die Realisirung der Kapitalien in diesem Augenblick einen Verlust von vielleicht 30 Prozent nach sich zieht und daß die Frauen, die überhaupt so konservativ sind, sich schwer mit den Zuständen einer neuen Welt vertraut machen würden. Ihre Neigungen fesseln sie stärker noch als uns an den heimathlichen Boden; sie dem zu entreißen, ist eine große Verantwortlichkeit. Jedenfalls scheint es mir glücklich, wenn Deine jetzige Lage Dir schon gegenwärtig gestattet, Dir landwirthschaftliche Kenntniß zu verschaffen. — Die Rückwirkung unserer unseligen Wirren auf den bisherigen hohen Güterpreis kann nicht ausbleiben, und vielleicht trifft in nicht zu ferner Zukunft der Augenblick ein, wo man ohne späteren Verlust ein Besitzthum kaufen kann. Bei uns werden in der Beamtenwelt die größten Reformen beabsichtigt. Die Gerichte und Regierungskollegien werden dem Personal nach reduzirt. Die Landräthe und Oberpräsidien gehen ganz ein, mehrere Provinzen zusammen sollen durch Civilgouverneure wie in Belgien verwaltet werden. Preußen hatte bisher einen vielleicht theueren, langsam wirkenden, aber intelligenten und r e d l i c h e n Beamtenstand. Möge das neue Experiment besser ausfallen als das **gouvernement à bon marché** (wohlfeile Regierungsform) bei unseren Nachbarn. Die rückwirkende Kraft der Pensionsverminderung ist eine Härte, da die f r ü h e r e Finanzlage eine solche Maßregel nicht bedingte. Am Militäretat hat man noch nicht zu rütteln gewagt, weil die aus-

wärtigen Verhältnisse gar zu drohend sind; es wird aber auch kommen. Was man sich eigentlich unter Volksbewaffnung denkt, verstehe ich nicht; ich glaubte, wir hätten sie im ausgedehntesten Sinne in unserer Landwehr. Wie gesagt, ohne Krieg wird der Militärstand künftig ein trauriger sein. Da ich mir ohnehin sagen muß, daß ich zu einer größeren Wirksamkeit als der bisherigen die nöthigen Fähigkeiten nicht besitze, so reift der Gedanke, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, immer mehr bei mir heran.

Berlin, den 3. August 1848.

110 An den Bruder Adolf.

Mit großem Interesse habe ich Deinen Brief vom 30. v. M. gelesen. Ich glaube, daß Du ebenso recht gehandelt hast, in den Kampf der sozialen Frage einzutreten, wie Dich von dem bisherigen politischen fern zu halten. Allein wird man denn auch den Herzogthümern die Freiheit verschaffen, sich selbst eine Konstitution zu geben und auszuführen? Wenn man die provisorische Regierung auflösen, die holsteinschen Truppen auseinandergehen lassen will, so dürfte wohl die Konstitution von Kopenhagen aus dekretirt werden. Ein solcher Friede wäre freilich ein trauriger; aber wie soll, bei dem jetzigen Zustand Deutschlands, ein besserer erzielt werden? — Nie waren wir weiter von der Einigkeit als jetzt. Preußen will man nicht an die Spitze stellen, und ohne Preußen kann man nichts zu Stande bringen. Der heutige Tag soll eine Demonstration im preußischen Sinne bringen. Ich hoffe, es wird nicht viel daraus, denn alle diese Demonstrationen beweisen nichts oder wenig. Nur eine geringe Zahl, und zwar immer dieselben Leute betheiligen sich dabei. Aber die Stimmung im Volke ist sehr gereizt; die Gegensätze treten scharf hervor, und die schon halb eingeschlafenen Straßentumulte heben wieder an. Schade, daß an der dreifarbigen Fahne so viel Schmutz klebt und daß sie uns durch die Hand der Demagogen gereicht wird. Ich kann Dir eben jetzt ein Bild unserer Zustände nicht geben; wir sind mitten in einer Krisis. Aber ich glaube, daß die Frankfurter der auch hier aufrichtig gewünschten Einheit durch Einigkeit einen schweren Stoß gegeben haben. Jedenfalls ist das schlimm für die schleswig-holsteinsche Sache. Denn den dortigen Kampf führt Preußen nur im deutschen und ganz und gar gegen sein eigenes Interesse.

Dein Verhältniß bei der konstituirenden Versammlung wird weder ein sehr angenehmes noch ein lukratives sein; aber ich glaube, daß Du außer dem negativen Nutzen, den Raum eines Wühlers einzunehmen, auch sehr positiv schaffen wirst. Ein Land mit fast ganz grundbesitzender und meist wohlhabender Bevölkerung ist immer noch ein Terrain, auf welchem sich etwas bauen läßt. Aus einigen Korrespondenzartikeln aus Kiel sehe ich zwar, daß unsere Volksbeglücker ihre Filiale dort haben.

Heute lasen wir in der Zeitung, daß auch Oesterreich ein Kontingent zur Fortführung des dänischen Krieges stellen soll. Gegen die Zeit,

wo es ankommt, wird der Belt wohl zugefroren sein. Lieber wäre es Deutschland, wenn Oesterreich die 94 000 Mann im Fall eines Krieges mit Rußland aufbringen möchte, die es bundesgemäß stellen soll und von denen es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einen Mann zu stellen im Stande sein wird. . . .

Adieu, lieber Adolf.

Durch Kabinets-Ordre vom 22. August 1848 wurde Moltke zum Chef des Generalstabs des IV. Armeekorps in Magdeburg ernannt.

Siehe Charakterbild S. 29.

Magdeburg, den 9. September 1848.

111 An den Bruder Adolf.

Wir haben lange nicht von Dir gehört, und ich adressire diesen Brief auf gut Glück nach Kiel. Ich weiß nicht, ob Du in der konstituirenden Versammlung sitzest, lese aber in der Zeitung, daß Du auch zu der provisorischen Regierung als Stellvertreter berufen bist.

Es mag sein, daß diese Regierung unter dem Grafen Moltke bei der gegenwärtigen Aufregung geradezu unmöglich ist. Allein mit Sorge erfüllt es mich, zu denken, daß Du in der, wie es scheint, so ganz revolutionären, verfassunggebenden Versammlung sein solltest. Möchte man sich doch in Holstein nicht täuschen. Ich kann natürlich die Absicht unserer Regierung nicht kennen. Aber gewiß wird sie, ich meine den König, bei dem abgeschlossenen Waffenstillstand stehen bleiben, was auch immer in Frankfurt beschlossen wird. Wir sind an der äußersten Grenze des zu Duldenden angelangt. Beide Ministerien in Frankfurt und Berlin haben abgedankt. Ich zweifle, ob der König die Abdankung des letzteren annimmt. Ein neues Ministerium kann nur aus dem linken Centrum gewählt werden, es wird diese elenden Zustände nur um einige Wochen verlängern. Die Zeit ist ernst, ein Bruch fast unvermeidlich, ein Bruch mit der Revolution in Preußen und mit Deutschland, soweit es in Frankfurt repräsentirt ist. Ich glaube, daß der König die Kammern auflöst und daß es in Berlin da anfängt, wo es am 19. März (leider) aufgehört hat. Das Volk muß sich überzeugt haben, daß es kein Heil von der Bande in der Singakademie zu erwarten hat. Kräftige Maßregeln sind getroffen. Der Groll der Armee wird absichtlich durch die Republikaner angefacht. Sie glauben zu siegen. Nun gut, wir glauben es auch. Aber, daß man in Holstein glauben kann bei einer so ernsten Lage ganz Europa gegenüber, daß ihrer untergeordneten Interessen wegen ein allgemeiner Krieg gemacht werden soll, das ist stark. Und was ist denn so Verwerfliches in dem Waffenstillstand? Wenn die Gesetze der provisorischen Regierung aufgehoben werden, so sind es die der dänischen Regierung, mithin die Einverleibung Schleswigs, ja auch. Wie dem auch sei, die preußischen Truppen werden zurückgehen. An Frei-

scharen wird es Euch nicht fehlen, mögt Ihr dann aber sehen, wie Ihr zurecht mit ihnen kommt. Le remède est pire que le mal! (Das Heilmittel ist schlimmer als das Uebel!) Es wird schwer sein, die Stimmen der Vernunft durch das Geschrei der Leidenschaft hören zu lassen, und ich wollte mich freuen, wenn Du nicht dabei wärst. — Armes Vaterland! Die Besseren im Volke schweigen, die Hefe ist obenauf und regiert. Sie drängen zu einer Reaktion, die Niemand will und wünscht. Die nächste Zukunft wird zeigen, ob wir in diesem schmachvollen Zustande verharren sollen.

Ich bin seit vierzehn Tagen in einer neuen Stellung und habe viel zu thun. Das ist noch ein Glück; in Berlin war es fast unerträglich. Marie grüßt herzlich und ist gottlob wohlauf. Ich muß schließen und weiß auch nichts mehr zu schreiben. Alles ist ungewiß, selbst die nächste Zukunft. —

Vom 1. nächsten Monats beziehen wir eine sehr hübsche Wohnung auf dem Domplatz, der besten Gegend der Stadt. Wird es Dir in Holstein zu bunt, so komm zu uns mit Frau und Kindern, wir haben Raum für Alle. Die Stimmung ist hier sehr gut, man blickt mit Verachtung auf Berlin. Zum Kriege wird es endlich doch wohl kommen, und da ist der Trost, daß bei dem ersten Kanonenschuß die Rolle aller dieser Schwätzer zu Ende ist. Gott vergebe ihnen, was sie dem armen, unglücklichen Lande bereitet haben. Dann wird Preußen entweder zu Grunde gehen oder an Deutschlands Spitze treten, wohin es gehört.

Interessant ist es, zu vergleichen, wie in der Republik zu Paris die Theatercensur, Polizeiministerium, Unterdrückung von Zeitungen, Verbot von Maueranschlägen, Martialgesetz votirt und angenommen wird, während in der Monarchie zu Berlin die frechste Zügellosigkeit in allen Richtungen noch nicht genügt. — Doch genug von der verdammten Politik. Mein lieber Adolf, mein Zweck war eigentlich nur, Dich zu warnen. In der Mitte der aufgeregten Zustände, in denen Du lebst, wird man fortgerissen. Schleswig-Holstein hat bei dem größten Theil denkender Männer in Preußen gar keine Sympathien mehr.

Magdeburg den 21. September 1848.

112 An den Bruder Adolf.

Aus Deinem Schreiben vom 16. dieses Monats ist mir klar geworden, unter welchen schwierigen Verhältnissen Ihr in Kiel zu arbeiten habt, um aus dem Schiffbruch der Zeit zu retten, was für Ordnung und Bestand noch zu retten ist. Ich begreife, daß man dort die anfängliche Unterstützung Preußens und die scheinbar schließliche Preisgebung schwerlich gutheißen kann. Aber welche Ereignisse liegen nicht zwischen diesem Anfang und Ende! Man übersah im März nicht die Konsequenzen, zu welchen die Barrikadensiege führten. Die heimischen Zustände wurden mit jedem Tage drohender. Die Macht und die Frechheit der Demo-

kraten stieg mit jedem Wechsel von Ministern, die Zeitungen dienten und dienen noch jetzt fast allein dieser Partei. Ich erinnere nur an die Schweidnitzer Ereignisse. Die gerichtliche Untersuchung der kompetenten Behörde (nicht die ungesetzliche der Deputirten) hat jetzt herausgestellt, daß das Militär in seinem vollen Recht war. Wer hätte das wohl aus den Zeitungsberichten herausgelesen? Dennoch bildeten diese Ereignisse die Basis der Steinschen Interpellation und der Schultzeschen Amendements,*) durch welche die Majorität einer einzigen Stimme einen Tadel über das Heer aussprechen ließ, welches allein fleckenlos und rein, die letzte, einzige Stütze der Ordnung, dasteht. Jetzt war in der That die Republik fertig. Die Versammlung war zum Konvent geworden. Sie regierte und gouvernirte, sie gab die Gesetze und führte sie aus. Der König war faktisch beseitigt. Die Berliner Bürgerwehr sagte gut für die Beschlüsse der Kammer. So in Berlin. Am Tage, wo Du mir schriebst, brach der Aufstand in Frankfurt aus. Dort sind Jordan, Jahn, Gagern u. s. w. längst schon Reaktionäre, selbst Blum und Konsorten schon nicht mehr auf der Höhe ihrer Zeit. Konnte wohl irgend ein vernünftiger Mensch glauben, Preußen werde seine Truppen umkehren lassen, die Stettiner Schiffe wieder in das Kopenhagener Embargo schicken, Krieg mit Schweden und Rußland anfangen, weil Professor Dahlmann den Waffenstillstand verworfen hat? Er fand die Männer nicht einmal, welche die Maßregeln zur Ausführung seiner Pläne übernehmen möchten. Gewiß war so viel, daß die Verwerfung des Waffenstillstandes der Bruch Preußens mit Deutschland war, die vollständige Vernichtung des Einzigen, was mit all dem Unheil versöhnen konnte, welches wir seit einem halben Jahre erlitten, die Vernichtung jeder deutschen Einheit. Und eben darum wollte die Linke diese Verwerfung. Erbärmlich genug ist es, wenn die Versammlung endlich zu dem entgegengesetzten Resultat ihrer Berathung kam und Männer wie Waitz für die Verwerfung redeten und für die Annahme stimmten — die weite Kluft zwischen dem Wort und der That. — Die Polen waren seit Sonnabend in Frankfurt, am Sonntag brach die Straßenemeute los. Sie ist besiegt durch das schnelle und kräftige Einschreiten der Mainzer Garnison. Ich zweifle aber nicht, daß dennoch in den nächsten Tagen die Republik in Baden und in Thüringen proklamirt werden wird. Sie wird auch dort besiegt werden. Welch ein Glück aber, daß unter diesen Umständen unser Heer nicht an der Schley, sondern an der Spree steht. Wir haben jetzt 40 000 Mann in und um Berlin; dort liegt der Schwerpunkt der ganzen deutschen Frage. Ordnung in Berlin, und wir werden

*) Der Antrag Stein lautete: „Der Kriegsminister möge in einem Erlasse an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Offiziere allen reaktionären Bestrebungen fernzubleiben, nicht nur Konflikte jeder Art mit dem Civil zu vermeiden, sondern auch durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denselben zu zeigen hätten, daß sie aufrichtig und mit Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollten." Das Amendement Schultze fügte hinzu, „es sei denjenigen Offizieren, mit deren politischer Ueberzeugung dies nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht zu machen, aus der Armee auszutreten."

Ordnung im Lande haben. Eine kräftige preußische Regierung, und Deutschlands Einigung kann durch Preußen bewirkt werden. Mit all diesem will ich nur so viel sagen, daß das Verfahren unserer Regierung hart, ungerecht, selbst treulos in Holstein aussehen kann, aber durch überwiegende, höhere Interessen geboten ist. Jetzt hat man in Berlin die Macht in der Hand und das volle Recht, sie zu brauchen. Thäte man es diesmal nicht, so bin ich bereit, mit Dir nach Adelaide auszuwandern. — Die nächsten Tage müssen Großes bringen.

Von ganzem Herzen wünsche ich übrigens, daß Euer Verfassungswerk dem Lande Ruhe und Segen bringe. Die Dänen werden auch wohl zur Besinnung kommen; wahrlich nicht ein zweites Mal werden sie Deutschland trotzen, wenn Deutschland erst seine inneren Angelegenheiten geordnet hat. Aber auf dem bisherigen Wege würde das nimmermehr geschehen sein. Ich möchte glauben, daß gerade Männer Deiner Farbe und Reventlow die Einzigen sind, welche zwischen den dänischen Ansprüchen und den holsteinschen die Wage halten können. Bleibst Du aber zum Winter ohne amtliche Thätigkeit, so weißt Du, daß Du uns mit Frau und Kindern hier willkommen bist. Wir haben eine große, schöne Wohnung im besten Theil der Stadt, und Marie hat schon Alles ausgedacht, wie Ihr am besten unterzubringen seid.

Was meine dienstliche Stellung hier betrifft, so bin ich Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps (Provinz Sachsen). Ich habe vollauf zu thun, denn auch bei uns rührt sich die Demokratie. Unsere Altenburger, Reuß-Schleiz-Greizer, Meininger und Schwarzburger Nachbarn sorgen dafür. Wir schreiten aber mit unseren prächtigen Soldaten kräftig ein. Die aufrührerischen Städte werden durch mobile Kolonnen in Zucht gehalten, ganze bewaffnete Bürgerschaften und Schützengilden entwaffnet, die Rädelsführer verhaftet und den Wühlern kräftig gezeigt, daß das Gesetz noch waltet. Hier in Magdeburg ist die Bürgerschaft gut. Freilich giebt es auch hier viel Gesindel, und man kann in diesen Tagen überall Ausbrüche erwarten. Aber das ist Alles Nebensache, Berlin, da liegt die Entscheidung.

Seit fast drei Monaten leben wir in der Cholera, erst in Berlin, jetzt hier. Jeder leidet mit, es ist eine der Zugaben des Jahres achtundvierzig, welches wohl in unserer Erinnerung bleiben wird. Marie ist aber, Gott sei dafür gedankt, wohl und munter wie je. Es ist zum Verwundern; ohne Wirthschaft, da wir noch im Gasthof wohnen, fast den ganzen Tag allein, umgeben von lauter düsteren Bildern und drohenden Nachrichten, bleibt sie gleich heiter und ruhig. Wenn ich noch so müde und verstimmt nach Haus komme, so finde ich dort ein fröhliches Gesicht. Gott segne sie dafür.

Unser Hauptvergnügen ist das Reiten. Marie reitet den Schimmel, ich den Rappen; Fuchs und Brauner sind eingespannt. In acht Tagen ziehen wir in unsere hübsche Wohnung am Domplatz, gerade nach Süden gerichtet. Wir freuen uns recht darauf. Alle Möbel sind schon im Hause untergebracht.

Adieu, lieber Adolf, ich schließe mein hastiges Geschreibsel. Möchten wir uns bald und froh wiedersehen. Tausend herzliche Grüße Deiner lieben Frau. Herzlichst der Deinige.

Magdeburg, den 17. November 1848.

113 An den Bruder Adolf.

Wir stehen hier jetzt auf einem Wendepunkt, wo es interessant ist, seine Gedanken auf dem Papier zu fixiren, um vielleicht in wenig Tagen für einen Propheten zu gelten oder über die eigene Täuschung zu erstaunen. Wenn es so im Lande aussähe wie in den Zeitungen, so wäre jetzt Alles verloren. Ein Schrei des Unwillens, um ja die französische Redensart nicht zu vergessen, geht durch alle Städte und Gaue, keine Wahl als Reaktion oder Anarchie.

Wahr ist es, wir sind in einer ernsten Krisis. Bis zur Steuerverweigerung sind wir gekommen. Der nächste Schritt ist die rothe Republik. Und alles dies unter dem vollen Beifall der Presse, begleitet von Adressen aus allen Theilen der Monarchie, unterstützt von den Bajonetten der bewaffneten Bürgerschaft. Mitten in diesem Sturm rufen wir die Landwehr ein, die Landwehr, die nichts Anderes ist, als das Volk selbst. Präziser kann man die Frage nicht stellen. Die Antwort wird das großartigste Dementi der einen oder der anderen Partei sein.

Es ist eine Zeit, wo Jeder auf seinem Posten selbständig handelt. Instruktionen von oben darf Niemand mehr erwarten, und wir haben sämmtliche zwölf Landwehr-Bataillone der Provinz einbeordert. Noch gestern haben Städte sich mit gewaffneter Hand dem Abmarsch von Truppen widersetzt, die Eisenbahnen verweigern den Transport. Die Telegraphen sind zerstört, und Bürgerkompagnien bieten den Rekruten ihren Schutz, wenn sie der Einberufung keine Folge leisten wollen. In Thüringen ist die Republik proklamirt, Dr. Stockmann zahlt regelmäßigen Lohn an Sensenmänner. Die Landwehrzeughäuser sind bedroht, zum Theil von Bürgern besetzt, einzelne Vorräthe sogar schon genommen. Treue, Zucht und Gehorsam sind anscheinend nur noch im Heer und im Beamtenthum vorhanden, über welche denn auch die Presse die ganze Schale ihres Zornes ausgießt. In diesen Tumult hinein werden nun die wenigen Worte gesprochen: Zur Fahne! Tausende sollen Hof und Herd verlassen, um die Bewegung zu bekämpfen, für welche sie eben petitionirt, geredet oder Beifall gespendet, vielleicht die Waffen ergriffen. Das scheint allerdings etwas außerordentlich.

Bei alledem hoffe ich jetzt mehr als seit sechs Monaten. Der bisherige Zustand war unerträglich, die Entscheidung ist ersehnt. Eine solche muß nun erfolgen, so oder anders. Ich hoffe zu Gott, daß Vernunft und Recht siegen. Das Ministerium Brandenburg mag eine unpolitische Maßregel sein, aber die Energie, mit der es auftritt, versöhnt mit allem Uebrigen. Zum ersten Mal seit dem 18. März sehen wir einen festen Entschluß, und der zündet in Millionen Herzen. Und fest entschlossen ist

man diesmal, entschlossen zu allen Konsequenzen. Es ist keine Frage, daß Berlin, wenn der Widerstand stattfindet, das Schicksal Wiens theilt. Und diesen Widerstand kann jede Stunde, jeder zufällige Zank hervorrufen. Alle Maßregeln sind getroffen, und auch hier in Magdeburg, wo unermeßliche Vorräthe angehäuft, die Besatzung auf zwei Fünftel der Friedensstärke reduzirt ist, sind wir auf Alles gefaßt. Unsere prächtigen Sachsen stehen von Worms bis Berlin. Allen Nachbarn müssen wir helfen, so daß wir für uns selbst fast nichts mehr übrig haben. Aber das Wenige, was uns bleibt, haben wir gehörig in Thätigkeit gesetzt. Wo unsere Truppen erscheinen, ist die Ordnung hergestellt. Die Gutgesinnten erheben sich, und die lautesten Schreier sind verschwunden. Die drei Kugeln im Prater haben nicht allein Robert Blum, sondern noch manchen andern — in Deutschland getroffen. Indeß wir sind wenig gegen Viele, und Niemand kann den Ausgang verbürgen. Die nächsten Tage sind für uns entscheidend; gebe Gott, daß ich bald Gutes melden kann.

Die schleswig-holsteinschen Angelegenheiten sind bei dem Sturm am eigenen Herd nothwendig mehr in den Hintergrund gerückt. Auch erfahren wir durch unsere Zeitungen fast nichts mehr von dort. Um so lieber hörte ich einmal wieder von Dir, wie es geht. Ich sprach heute Abend einen Offizier, der bei Fritz in Apenrade in Quartier gelegen und ihm bei aller seiner dänischen Gesinnung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Das hat mich recht gefreut.

Ich vermuthe, daß Du Deine Frau und Kinder nach Schleswig hast kommen lassen. Ich hatte die Hoffnung, zu Weihnachten etwa auf acht oder vierzehn Tage nach Itzehoe zu kommen und daß wir uns da wieder einmal vereinigen könnten aus allen Gegenden; aber jetzt kann man ja keine acht Tage vorausdenken. — Sonst geht es uns gut. Einen Feind sind wir los, die Cholera, die mir scheußlich war, weil ich fortwährend krank gewesen bin, bis sie abzog. Es wäre schrecklich, jetzt krank zu werden. Marie ist immer munter und stürmte gleich eine Barrikade, wenn es sein müßte. — Wenn Du Deine Regentschaft niederlegst, so laden wir Dich hierher ein. Nun Adieu, lieber Adolf. Ich muß die Zeit zu Rathe halten, vorzüglich zum Schlafen, denn alle Nacht werde ich zweimal aufgeklopft. Indeß man gewöhnt sich an Alles, nur nicht an die Errungenschaften.

Magdeburg, den 13. Juli 1849.

114 An den Bruder Adolf.

Das Ereigniß von Fridericia ist, abgesehen von dem Kummer, welchen es in den durch so viel Unglück betroffenen Familien erweckt, ein höchst schmerzlicher Vorgang. In militärischer Hinsicht wird der Stand der Dinge durch dasselbe fast gar nicht alterirt. Die Dänen werden selbst kaum glauben, um ihres Sieges willen auch nur acht Tage das Feld außerhalb ihrer Wälle behaupten zu können; sie würden ohnfehlbar einer doppelten Streitmacht gegenüber, deren Gereiztheit durch kein

Zögerungssystem mehr zu gebieten ist, eine entschiedene Niederlage erleiden. Wenn das schleswig-holsteinische Truppenkorps schwer gelitten, so ist der Verlust der Dänen nicht minder groß gewesen, und ohne Zweifel haben sie sich heute schon in die Festung und nach Fühnen zurückgezogen.

Es ist schwer für die vom Unglück Betroffenen, ganz gerecht zu sein. Von meinem ganz unparteiischen Standpunkt aus, glaube ich, kann man nur einräumen, daß allerdings die Kriegführung der Bundestruppen in Jütland eine klägliche gewesen, daß man den General Rye seit vielen Wochen hätte vernichten können. Wie weit höhere politische Rücksichten das verhindern durften, wage ich nicht zu entscheiden; aber gewiß verwünschten diese Politik Niemand herzlicher als Prittwitz, Hirschfeld und ihre Truppen. Daß diese Generale dem Bonin absichtlich keine Unterstützung gewährt hätten, kann ernstlich Niemand Glauben schenken. Prittwitz stand vier Märsche von Fridericia, und es ist bitter genug getadelt worden, daß er nicht noch weiter hinauf in Jütland stand. Ob Bonin früher vor der Einschiffung Ryes gewarnt werden konnte, weiß ich nicht. Es stand in allen Zeitungen und hätte ihn schwerlich zu anderen Maßregeln veranlassen können, als auf die er ohnehin angewiesen war: auf eine enge Einschließung der Festung und sorgsame Aufmerksamkeit.

Der dänische Ausfall ist strategisch genommen eine gut eingeleitete Operation und taktisch eine glänzende Waffenthat. Es standen 14000 Mann verschanzt gegen 20000 Mann, welche im freien Felde vorgingen. Wenn die Holsteiner sich tapfer vertheidigt, so haben die Dänen noch tapferer angegriffen. Sie haben gesiegt. Daß dies trotz der nicht allzu großen Ueberlegenheit an Bajonetten gegen Verschanzungen und eine an Zahl und Kaliber sehr überlegene Artillerie gelang, kann nur der Ueberrumpelung beigemessen werden: wie es aber geschehen konnte, daß eine so bedeutende Truppenmacht während einer kurzen Sommernacht bei hellem Mondenscheine unbemerkt landen konnte, ist schwer zu erklären.

Wenn sonach die militärische Seite der feindlichen Unternehmung eine glänzende ist, so erscheint sie in jeder anderen als ein ganz verwerflicher Akt der Rache, als ein nutzloses Hinschlachten von Freund und Feind und als ein politischer Fehler, der sich an den Urhebern selbst rächen dürfte.

Das Traurige an der ganzen Sache ist die schlimme Waffe, welche sie der Bosheit in die Hand giebt, der Bosheit, welche Preußen des Verraths zeiht, und der Einfalt, die daran glaubt. Wenn jetzt der Waffenstillstand abgeschlossen wird, so sieht es allerdings ganz so aus, als ob die Kabinetspolitik absichtlich die schleswig-holsteinischen Waffen geopfert hätte, um jeder Friedensbedingung Eingang zu schaffen. Die eigenen Truppen werden empört sein, die Demokratie gewinnt neues Terrain, die süddeutschen Kontingente werden, wenn nicht offen, so doch versteckt den extravagantesten Plänen der holsteinschen Umsturzpartei die Hand bieten, neue Freischaren entstehen und der Kredit der Regierungen ungeheuer sinken; eine Demüthigung wird die erste Trophäe der versuchten Einigung Deutschlands sein.

So sehr ich den Abschluß eines Friedens mit Dänemark gewünscht, so hoffe ich noch, daß er jetzt nicht zu Stande kommt. Die plötzliche Abreise des dänischen Unterhändlers aus Berlin läßt beinahe darauf schließen, daß auch in Kopenhagen die Demagogie alles Maß überschreiten wird und daß man neue Ansprüche auf einen Sieg gründet, der ohne alle wirkliche Entscheidung geblieben ist. Die Gönner in London und Petersburg werden sehen, daß Dänemark keinen annehmbaren Frieden will, und die öffentliche Stimme wird zu einer vollständigen Besetzung Jütlands und zu kräftigem Angriff auf Fridericia zwingen (denn auch dieser war bisher äußerst matt). Ich möchte diese Hoffnung festhalten und wünsche herzlich, daß die Friedensvorschläge von Dänemark nicht acceptirt sind.

Magdeburg, den 27. September 1849.

115 An den Bruder Ludwig.

Im Allgemeinen habe ich das Gefühl, daß die Dinge sich bessern werden. Die Pendelschwingung der demokratischen Revolution ist, wie mir scheint, vollbracht, sie sinkt zur Stabilität zurück — ob sie etwa nach der entgegengesetzten Seite abschweifen wird, ist nach dem natürlichen Gravitationsgesetz nicht unmöglich. Die Rolle der Demokratie ist vorerst ausgespielt, wenn vielleicht auch andere große Kämpfe bevorstehen:

> Es wird eine Zeit der Helden sein
> nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

Das Wahre in der großen Bewegung Deutschlands ist der unleugbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu diesem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen nennen oder anders, nicht einschlagen, so kann allerdings in einer späteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen. Aber zunächst wird gewiß die Ordnung zurückkehren, und das ist nur zu wünschen; denn wie richtig bemerkt worden, ist aus der Ordnung zuweilen die Freiheit, noch nie aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen. Schläft man freilich bei der Ordnung wieder ein, dann wird sie auch nicht von langer Dauer sein.

Die Verhandlungen unserer Kammern tragen den Stempel des wieder erwachten besseren Bewußtseins des Volks. Gott erhalte uns das viel geschmähte Ministerium Brandenburg-Manteuffel; sie haben uns Alle gerettet.

Magdeburg, den 15. Januar 1850.

116 An den Bruder Ludwig.

Ich habe meine Frau zu Weihnachten zu ihren Eltern gebracht, wo wir das Fest fröhlich verlebten. Am 4. d. Mts. mußte ich aber schon wieder hier sein, so daß es leider unmöglich war, meine Reise weiter als bis Neumünster, Rantzau und Uetersen auszudehnen.

Rantzau interessirte mich auf meiner Reise doppelt. Es klebte eine früheste Jugenderinnerung an dem spitzen Thurm von Barmstedt, an der Zugbrücke über den Schloßgraben und an einem großen Garten, wo wir verbündet mit den ungezogenen Kostgängern des Pastors Wilke (freilich sind es 40 Jahre her) Pflaumen gestohlen hatten. Es war schon dunkel, als ich mit der Eisenbahn in Elmshorn ankam, und da ich ohne alles Gepäck, so stürzte ich gleich zu Fuß weiter. Nachdem ich mich im tiefen Schnee tüchtig verirrt, gelangte ich endlich durch einen prachtvollen Buchenwald an eine Zugbrücke. Im Schloßhof traten mir zwei riesenhafte weiße Gestalten entgegen, die sich erst nachher als Schneemänner auswiesen, und ich fuhr ordentlich zusammen, als die Thurmuhr gerade über mir 8 Uhr schlug. Etwas beklommen trat ich in das Haus, fand aber Adolf und Auguste beim Thee und ihn doch weit besser, als ich befürchtet hatte. Leider fällt seine Rekonvalescenz in den Winter; er darf daher gar nicht ausgehen, was einen gesunden Menschen krank machen kann.

Was wird in Holstein werden? Daß es wieder zum Schlagen dort kommt, glaube ich nicht recht, obwohl General Bonin mit 30000 Mann und 80 Geschützen große Lust hat, noch einmal mit den Dänen zu sprechen. Die Schweden wünschen durchaus nicht länger zu verweilen, es fragt sich aber, wie der General Hahn die Hand zwischen Hammer und Amboß legen soll. Räumt er den Parteien das Feld, so mag es sehr zweifelhaft sein, wer siegt. Sind es die Holsteiner, so rücken sie in Jütland ein; aber damit ist die Sache durchaus nicht zu Ende. Werden die Holsteiner geschlagen, so gehen sie über die Eider, haben eine starke Stütze in Rendsburg und eine noch stärkere an der Bevölkerung des Landes, welches am Ende doch deutsches Bundesgebiet ist, das nicht so ohne Weiteres von den Dänen überzogen werden kann. Also in keinem Fall eine Entscheidung. Diese muß auf diplomatischem Wege gefunden und dann, trotz allen bestimmt vorherzusehenden Widerspruchs, durch überlegene Macht gehandhabt werden. Diese Macht muß dann aber auch stärker sein als die Landesverwaltung. Ueberhaupt viel schlimmer als eine tyrannische ist eine schwache Regierung.

Das neue Jahr dämmert noch, und Niemand kann sehen, was der nächste Frühjahrsmorgen bringt. Ein starkes österreichisches Heer steht an unserer Grenze und wir — haben freundschaftliche Versicherungen. Dem Drei-Königs-Bündniß fehlen mindestens zwei Könige. Hohenzollern ist ein Erwerb in partibus infidelium*), und in Baden weiß man das Unkraut der Demokratie nicht anders auszurotten, als indem man es auf die eigenen Aecker wirft, wo es theilweise einen gut vorgepflügten Boden findet. In Berlin Ministerkrisis wegen der Proposition, und wenn diese glücklich angenommen worden, eine Konstitution, von der man noch nicht weiß, ob man damit regieren kann und die vorläufig 50 Mil-

*) „Im Gebiet der Ungläubigen", wird von katholischen Bischöfen gebraucht, die dem Namen nach für nichtkatholische Gebiete vom Papste ernannt werden.

lionen (nach Beckerath hingegen den Spottpreis von nur 49 Millionen) kostet. Rechnet man aber beiläufig, daß alle Staatspapiere und Dokumente um etwa 25 pCt. gesunken sind, so kommen die Errungenschaften leicht auf ein paar hundert Millionen zu stehen. Die Eisenbahnen zahlen gar nicht, und es ist wirklich den Aktionärs nicht zu verdenken, wenn sie Reaktionärs werden.

Ein Trost ist's, wenn innerhalb des Hauses der alte Polizeistaat, das väterliche Regiment, die angefeindete Beglückungstheorie trotz aller äußeren Bestrebungen der erleuchteten Fortschrittsmänner stehen geblieben ist. Und das wird Mie wohl so halten, die ich aufs Allerfreundlichste grüße und deren Andenken ich mich recht bestens empfehle. Wie gern sähe ich auch einmal Deine kleine Töchterschar (kleine eigentlich nur im Vergleich mit der des Danaos, Beherrschers von Argos), denn „Hannemusse“ ist wohl schon stattlich herangewachsen, seitdem sie sich mit Buh! von meinem Bart abwendete und im Traum „Hazenbraten!“ rief. Doch mir geht das Papier, Dir die Geduld zu Ende. Herzliches Lebewohl.

Magdeburg, den 21. März 1850.

117 An den Bruder Adolf.

Unsere Reisepläne können freilich durch die Ereignisse leicht gekreuzt werden, welche das Jahr in seinen nicht sehr rosenfarbigen Falten birgt. Es ist aber immer schon sehr viel gewonnen, daß man nur noch an den auswärtigen Krieg denkt. Wie hochfahrend auch die Sprache des Wiener Kabinets klingt, so dürfte doch Oesterreich kaum in der Lage sein, die Waffen gegen das deutsche Einigungswerk zu erheben. Die Armee in Böhmen befindet sich im kläglichsten Zustande, Italien und Ungarn wollen durch zahlreiche Heere niedergehalten sein, und die Finanzen des Kaiserthums verursachen die ernstesten Bedenken. Ernster sieht es mit Rußland aus, welches uns namentlich in Kopenhagen alles mögliche Herzeleid anthut. Aber wenn irgend etwas, so würde ein Angriff der Russen die deutschen Stämme zur Einigung treiben. Die eigentliche Pandora-Büchse bleibt aber doch la belle France mit ihren neuesten Wahlen. Frankreich hat das unabsehbare Unglück, drei Dynastien zu besitzen. Es scheint, daß Louis Napoleon sich aufrichtig der Majorität anschließen will gegen den Sozialismus; aber wohl nur die allerdringendste Gefahr von dieser Seite kann die Majorität zusammenhalten. Sobald es sich um Begründung eines dauernden Zustandes handelt, wird die legitimistische und die orleanistische Partei sich von der napoleonischen trennen. Von dort kann ein Raubanfall über Nacht kommen und leider Sympathien im südlichen Deutschland finden. Bayern hat gerüstet, ohne daß man recht absieht, wofür. Gewiß ist nur, daß es seine Finanzen zerrüttet. Was dagegen von Zusammenziehung preußischer Truppen bei Erfurt immer in den Zeitungen wiederholt wird, entbehrt alles und jedes Grundes. Nur 30 Gendarmen und einige Schutzmänner sind abgesandt,

und auch durchaus keine Truppenzusammenziehung beabsichtigt. Selbst das erste Landwehr-Regiment, welches zur Disposition des Generals Döring in Hamburg stand, ist nach der mecklenburgischen Grenze zurückverlegt, woraus man schließen muß, daß unsere Regierung jedes fernere Eingreifen mit Waffenmacht in die dänische Angelegenheit aufgiebt. Es scheint wirklich, als ob man nur Holstein besetzen will. Wenn nun auch die Schweden abziehen, was entsteht dann in dem Vacuum Schleswig? Gehen die Dänen vor, so werden die Holsteiner nicht zu halten sein, und es ist sehr die Frage, wer dann der Stärkere ist. Die Abberufung der preußischen Offiziere wird erfolgen; aber angesichts eines Feldzuges werden gewiß viele hier ihren Abschied nehmen, um dort zu bleiben. Am meisten dabei zu verlieren hat offenbar Bonin, aber er ist auch am lebhaftesten bei der Sache betheiligt. Führt er einen glücklichen Feldzug, so wird man ihm verzeihen. Mit Rendsburg und der nicht zu überschreitenden Eider im Rücken kann er schon operiren und jedenfalls das Land bis Flensburg hin behaupten. Darüber hinaus wird die Flankenstellung von Alsen gefährlich, aber bis dahin kann er sich frei bewegen. Die Landungen der Dänen weiter südlich können zur Verwüstung der Küstenstädte führen, setzen aber die Existenz des gelandeten jedesmal nothwendig nur kleinen Korps in Frage. Zersplittern sich die Holsteiner nicht, so können sie die Entscheidung in offener Schlacht suchen. Eine wirkliche Entscheidung wird dadurch kaum gegeben werden. Die Eiderlinie gewährt den Holsteinern Schutz, denn ihre Ueberschreitung würde das ernstlichste Vorgehen deutscher Armeen rechtfertigen. Die Dänen finden Schutz auf Alsen oder in Jütland. Dorthin nachzufolgen, würde für ein schwaches Heer sehr bedenklich sein. Aber allerdings würde es von unschätzbarem, moralischem Werth sein, wenn die Herzogthümer wie den Willen so die Kraft zeigten, sich der Dänen zu erwehren. — Es hat etwas Widerwärtiges, so den Holsteinern zu sagen: seht selbst, wie ihr fertig werdet. Aber weder Holstein noch Dänemark will die Ausgleichung annehmen, die ihm geboten wird. Auch durch Theilnahme preußischer Truppen ist eine endliche Erledigung nicht zu erzwingen, solange wir ohne Flotte sind. Endlich befindet sich Preußen in der Entwickelung seiner eigenen Zustände, in einer Krisis, in welcher es auf einen europäischen Krieg stündlich gerüstet sein muß.

Das Parlament in Erfurt ist heute eröffnet. Man wird redlich versuchen, eine Einigung zu erzielen. Gelingt es, so muß die magnetische Kraft eines einigen, gewaltigen deutschen Staatenkomplexes in wenig Jahren fast von selbst bewirken, was man in zwei Feldzügen nicht hat erreichen können: einen intellektuellen Anschluß der deutschen Bevölkerung Schleswigs, gegen den keine politische Form einen Damm zu bilden vermag.

Aber diesem Einigungswerke steht nicht nur die Demokratie, sondern auch die Oligarchie der kleinen Dynastien entgegen. Wäre die Volksrepräsentation wirklich der Ausdruck des Volkswillens, so müßten beide Hindernisse fallen. Giebt es etwas Wahres in den Bestrebungen der

letzten Jahre, so ist es der Drang nach deutscher Einigung; aber dieser Drang findet keine Worte gegen den Partikularismus auf der einen, die Negation jeder gesellschaftlichen Ordnung auf der andern Seite. Ich hoffe, daß Preußen sein Wort lösen und den Versuch bis zur Darlegung der evidenten Unmöglichkeit durchführen, dann sich aber darauf beschränken wird, Preußen zu sein. Materielle Vortheile werden für Preußen durch den jetzt angebahnten Anschluß kaum erzielt. Für die kleinen Staaten aber dürfte die nächste Erschütterung wohl entweder den Untergang des monarchischen Prinzips überhaupt oder die vollständigste Mediatisirung bringen. Lebt dann Preußen noch, so ist es der Erbe.

Herzlich der Deinige.

Magdeburg, den 18. Juli 1850.

118 An den Bruder Adolf.

... Ein seltsamer Friede*) ist es, der den sofortigen Ausbruch des Krieges zur unmittelbaren Folge hat. Man kann sich leider nicht verhehlen, daß er das Geständniß ablegt, eine Sache angefangen zu haben, die man nicht zu Ende zu führen vermag. Wahr ist es, daß das nur deshalb unmöglich wurde, weil ein Theil des gemeinsamen Vaterlandes keinen Antheil, ein anderer ganz notorisch dagegen Partei nahm, wahr, daß Preußen Holstein in einem Feldzug rettete, im zweiten es schirmte und zu einem dritten das Heer schuf; aber betrübend ist immer die Stellung, die wir jetzt einnehmen, nachdem wir uns einmal zum Vorkämpfer Deutschlands aufgeworfen. Mit bitteren Gefühlen mögen unsere Truppen abziehen! Bei der leidenschaftlichen Aufregung der Parteien ist ein blutiger Zusammenstoß der gegenseitigen Vortruppen gar nicht zu vermeiden, und an diesem wird der allgemeine Kampf sich entzünden. Die nächsten Tage müssen Entscheidung bringen. Ich hoffe, daß Willisen sich auf keine Detachirung einläßt und nicht über Flensburg hinaus geht, sondern dort in guter Defensivstellung mit versammelten Kräften den Angriff erwartet. Der Ausgang dürfte dann sehr zweifelhaft sein. Siegen die Holsteiner, so ist zwar damit keine Erledigung erreicht, aber ein bedeutendes moralisches Gewicht gewonnen, welches selbst bei den fremden Großmächten in die Wagschale fällt. Kann das unglückliche Deutschland sich irgendwie zu aufrichtig gemeinsamem Handeln einigen, so wird Preußen nicht der Letzte sein. Unsere Truppen bleiben hart an der lauenburgischen Grenze und an der Eisenbahn. Das projektirte Londoner Protokoll muß zu einer Einigung hindrängen, wenn überhaupt eine möglich ist. — Es ist eine schmerzliche Zeit.

Den 26. Juli. Wenn es wahr ist, daß die Dänen jetzt von Fehmarn bis Tönningen sich ausdehnen und dies mit mehr als bloßen Vorposten geschieht, während Willisen mit Allem bei Schleswig steht, so

*) Der Friede von Berlin zwischen Preußen und Dänemark (2. Juli 1850).

dürfte der Augenblick für ein Offensivunternehmen gekommen sein. Weichen die Dänen dem Angriff aus, so kann er bis Bau folgen, und wenigstens der moralische Eindruck ist günstig. — Vielleicht aber beschränkt er sich auf die Defensive, da die Dänen, um die Sache zu Ende zu bringen, ihn nothwendig angreifen müßten. Denn ihre Flankenstellung auf Alsen nützt ihnen nichts, solange die Holsteiner nicht über Bau vordringen. Willisens rechte Flanke ist wohl gesichert; um seine linke anzugreifen oder ihn wegzumanövriren, müßte der Däne alle Kommunikationen aufgeben. Die Sache steht bis jetzt ganz gut, und die Unterhaltung der Heere in ihrer gegenwärtigen Stellung muß den Dänen mindestens ebenso große Opfer kosten als den Holsteinern. Schade, daß die Eisenbahn von Rendsburg nicht bis Flensburg fortgesetzt ist. — Alles, was die Statthalterschaft in diesen Tagen gethan und erlassen hat, gefällt mir sehr gut.

In Deutschland sieht es jammervoll aus. Daß wir der Reaktion entgegengehen, ist bis zu einem gewissen Punkt wohl nicht zu beklagen. — Ich kann mir nicht versagen, Dir die beifolgende Schrift zu übersenden, welche trefflich die beiden Hauptrichtungen Preußens in seiner deutschen Politik darstellt: das Streben nach Suprematie und Ausschließung Oesterreichs in Deutschland, wenn es stark war, das Arrangement und Theilung, wenn es schwach war. In welchem Fall wir uns jetzt befinden, magst Du selbst beurtheilen.

Magdeburg, den 6. August 1850.

119 An den Bruder Adolf.

Seit meinem letzten Brief sind die ersten Würfel gefallen und zum Nachtheil der Holsteiner. Daß Deutschland theilnahmlos zusieht, ist schmerzlich und demüthigend. Ich begreife dies Verhalten, wenn man dadurch einen großen, welthistorischen Zweck erzielt. Wenn man diesen Zweck aber nicht erreicht, ihn, wie es scheint, nicht erreichen will, so trifft dafür der Haß Preußen, die Verachtung diejenigen Staaten, welche zur Hülfe nur bettelhafte Geldsammlungen veranstalten, wo allein Soldaten helfen können. Die Dänen sind nun so weit, daß sie das Einschreiten des Deutschen Bundes anrufen müssen. Aber wo sollen sie ihn suchen, in Frankfurt, Wien oder Berlin? Vielleicht, daß das Londoner Protokoll noch in Deutschland wach rüttelt, aber der alte Rothbart schläft fest auf dem Kyffhäuser.

Es ist so erstaunlich viel leichter, urtheilen als machen, daß man nur schüchtern seine Meinung aussprechen mag. Soweit bis jetzt die nur mangelhaften Berichte vorliegen, scheint die Schlacht bei Idstedt aus Mangel an ein paar Bataillonen in der Reserve des Centrums verloren gegangen zu sein. Die Stellung war sehr ausgedehnt; die Massen hinter dem rechten Flügel, welcher der stärkste Theil der Aufstellung war, angehäuft. Die Absicht war die dort vorzunehmende Offensive; es ver-

blieb sonach nichts zur Abwehr gegen den Angriff, den der Feind voraussichtlich gegen den schwachen linken Flügel unternehmen mußte.

Wie wenig aber die holsteinsche Armee im Ganzen geschlagen, beweist nicht allein der große Verlust der Dänen, sondern hauptsächlich, daß sie keinen Schritt verfolgt haben.

Daß General Willisen jetzt sich mit Allem bei Rendsburg verschanzt, will mir nicht scheinen. Bleibt er da, so bleiben auch die Dänen beisammen, und er kann weder Friedrichsort unterstützen noch Kiel schützen. Ich glaubte, er würde etwa nach Flemhude und Kl. Nordsee gehen, die Uebergänge über Eider und Kanal besetzt haltend. Die Dänen müßten Besatzung in Schleswig, Eckernförde 2c. lassen, Rendsburg maskiren, sich also erheblich schwächen. Es würde sehr gewagt sein, Friedrichsort zu belagern oder auf Kiel zu gehen, solange ein nicht geschlagenes Heer mit einem kurzen Marsch Gottorp erreichen kann. Es bliebe nichts übrig, als das Heer selbst anzugreifen, welches am genannten Ort eine starke Defensivstellung findet, Front gegen Ost und West, je nachdem der Gegner ober- oder unterhalb über die Eider ginge. Die Eisenbahnen fahren die Zufuhr bis fast an die Stellung heran.

Uebrigens muß es jetzt oder nie zu Unterhandlungen kommen. Bleiben die Dänen bei dem thörichten Standpunkt, die Deutschen als Insurgenten zu bezeichnen, so bleibt ihnen auch die Aufgabe, diese Insurgenten zu vernichten, was ihnen mit jedem Schritt in Holstein hinein schwerer werden möchte.

Meine Abreise war wie die des Rappen auf gestern festgesetzt. Man hat mir aber so viele Offiziere genommen, daß ich meinen Stab erst wieder neu organisiren muß. Dabei möchte ich doch abwarten, was denn eigentlich jetzt im Werke ist; denn es scheint, daß man einen Entschluß gefaßt hat. Die Spannung mit Oesterreich nimmt immer zu. Sie vergelten uns, was wir im Jahre 1848 ihnen *nicht* gethan haben. An einen Krieg mit Oesterreich glaube ich immer noch nicht. Für zwei Mächtige giebt es immer noch ein Mittel, sich zu versöhnen: auf Kosten der Schwachen, Anmaßenden. Der wahre Kampf wird dadurch freilich nur gestundet. Uebrigens hat Oesterreich bis jetzt alle Vortheile des negativen Verhaltens. Die Schwierigkeiten werden sich riesenhaft entwickeln, sobald es handeln, sobald es nur überhaupt ein wirkliches Programm aufstellen muß.

Trouville sur Mer, Departement Calvados,
den 30. September 1850.

120 An die Schwester Auguste.

Damit Ihr uns nicht für ganz verschollen erklärt, will ich Dir von hier aus nur melden, daß es uns gut geht und daß wir schon ein halbes Dutzend Seebäder mit gutem Erfolg genommen haben.

Die letzten Nachrichten hat *Marie* Dir von Rehme aus gegeben. Es war dort schon recht winterlich geworden, als wir am 7. d. M.

abreisten. Wir blieben ein paar Tage in dem lieben Koblenz, wo wir so viele gute Freunde fanden, und empfanden recht den Unterschied zwischen diesem Aufenthalt und Magdeburg. Die schöne Rheinfahrt brachte uns nach Frankfurt am Main, von wo wir auf der landschaftlich sehr schönen Eisenbahn durch die Pfalz nach Metz gingen, einer wundervollen alten deutschen Stadt mit einem prachtvollen gothischen Dom und französischen Festungswerken. Von hier fängt das einförmige französische Kalkplateau an mit der langweiligen Champagne. Erst bei Soissons wird die Gegend angenehm, und man fährt auf der Eisenbahn immer längs der Marne in wenig Stunden nach Paris.

Wir blieben dort, vom schönsten Wetter begünstigt, acht Tage, um diese gewaltige Hauptstadt nur einigermaßen besichtigen zu können. Unser Hotel lag am Boulevard, in der interessantesten Gegend der Stadt. Nach eingenommenem Kaffee ging es fort, und erst spät Abends kam man müde vom Vergnügen nach Hause. Der Vormittag war der Besichtigung der Stadt gewidmet, den Tuilerien, Champs Elysées, Notre Dame, dem Jardin des Plantes, vor Allem den Butiken, die, eine prachtvoller als die andere, durch alle Straßen das Erdgeschoß einnehmen. Man muß wirklich staunen, was hier Alles ausgeboten wird, und wie geschmackvoll nicht nur Seidenstoffe und Hauben und Hüte, sondern auch Eßwaaren, Fische, Wild, Käse und Obst ausgestellt werden. Man wundert sich nur, wo die Käufer für alle diese Herrlichkeiten herkommen, um so mehr, da Alles recht theuer ist.

Bei den großen Entfernungen kann man sich nicht darauf einlassen, zu Hause zu essen. Aber der Tisch ist auch überall gedeckt. Man speist fast nur à la carte und ganz vortrefflich; aber die Preise sind auch danach. Deinen Geburtstag haben wir bei dem berühmten Very im Palais Royal (jetzt National) mit einem Dejeuner und gutem Champagner gefeiert.

Nachmittags ging es meist bei schönstem Wetter in die Umgegend, mit der Eisenbahn nach Versailles, St. Cloud, Meudon, St. Dénis u. s. w. Abends 6 Uhr wird dinirt, und um 8 Uhr geht man ins Theater. Wir besuchten die Variétés, wo man fünf Stücke nacheinander gab, Théâtre français und die große Oper.

Bei der vorgerückten Jahreszeit war es nun nöthig, ernstlich an die Seebäder zu denken. Von Paris führt eine ganz prachtvolle Eisenbahn immer das schöne Seine-Thal entlang über Rouen nach Havre. Die großen Krümmen des Flusses werden auf vielen Brücken überschritten, die Thäler auf Viadukten von hundert Fuß Höhe übersetzt. Gleich hinter einem solchen Riesenwerk stürzt der Zug mit Pfeilesschnelle auf eine steile Kalkgebirgswand los. Man denkt, Alles muß zerschellen, aber ein zweitausend Schritt langer Tunnel durchsetzt den Berg, und wenn das Tageslicht wieder dämmert, so sieht man sich plötzlich in eine ganz neue Gegend versetzt. Eine der schönsten Städte, die man sehen kann, ist Rouen, die alte Hauptstadt der Normannen, dieser kühnen norwegischen Seeräuber, die von hier aus England, Sizilien und Neapel eroberten

und ihre Banner bis vor Jerusalem trugen. Die Kathedrale und der Justizpalast sind die schönsten Bauwerke, die man sich denken kann, und lassen Notre Dame und St. Dénis weit hinter sich.

In Havre fanden wir die Seebäder sehr wenig einladend und fuhren mit dem Dampfer über die etwa zwei Meilen breite Seine-Mündung hierher nach Trouville, einem kleinen, allerliebsten Städtchen, wo ein trefflicher Badestrand ist. Zu beiden Seiten erheben sich die Kalkufer, die überall die Küste der Normandie bilden, von schönen Waldungen bedeckt und mit herrlichen Schlössern gekrönt. Ein kleiner Fluß mit breiten grünen Wiesen bildet den Hafen, aus dem täglich die Austernfischer auslaufen und die trefflichsten Schollen, Steinbutten, große Plattfische mit langen Schwänzen und allerlei wohlschmeckende Seeungeheuer heimbringen, deren deutsche Namen ich nicht weiß.

Unser Zimmer gewährt den Anblick des unbegrenzten Meeres, nur rechts erhebt sich das Vorgebirge von Havre mit seinen Leuchtthürmen. Große Dampfschiffe ziehen am Horizont entlang, und die Fischerkähne durchschneiden in allen Richtungen die Fluth, die eben jetzt mit gewaltigem Brausen ihre Wogen, welche ein frischer Nordwestwind vor sich hertreibt, an das Ufer rollt. Schnellziehende Wolken entladen sich dann und wann in heftigen Güssen, und es gehört ein kleiner Entschluß dazu, sein Bad zu nehmen, besonders nach den warmen Wannen von Rehme. Aber man fühlt sich auch ganz anders gestärkt. Solange die Fluth es erlaubt, wird um 10 Uhr gebadet, um 10½ Uhr dejeunirt, d. h. eine komplete, ganz vortreffliche Mahlzeit, der nur die Suppe fehlt, eingenommen. Wir haben Pferde gefunden, um Ausflüge ins Land zu machen. Um 5½ Uhr ist die Stunde des Diners; eine ganze Reihe von Schüsseln in verschiedenen Gängen, eine schöner als die andere, dazu ein musterhafter Appetit, um sie zu würdigen. Dabei ist das Leben hier durchaus nicht theuer. Wir haben unter diesen Umständen beschlossen, solange es die Witterung irgend erlaubt, die Seebäder hier abzumachen und dann über Dieppe, Boulogne, wo man noch immer badet, einen kurzen Ausflug nach England zu machen.

Möchte es Euch Allen gut gehen.

Magdeburg, den 4. November 1850.

121 An den Bruder Adolf.

Seit gestern Mittag hängt der Friede Europas nicht mehr allein von den Ministerkonferenzen, sondern von dem Verhalten einer Husarenpatrouille ab. Die Preußen und Bayern müssen in der Gegend von Saalmünster aufeinander gestoßen sein. Ein paar Karabinerschüsse können leicht in die Pulvertonne Deutschland fallen und alle feinen Distinktionen der Politik in die Luft sprengen. Unsere Diplomatie muß doch wohl eine verkehrte sein, da jeder Schritt vorwärts uns weiter ins Verderben führt. Schon bleibt fast nur die Wahl zwischen Demüthigung oder einem

Krieg unter den schwierigsten Umständen, einem Kriege, in welchem gegen Osten, Norden und Süden Front gemacht werden soll, und wo in der Welt kein Verbündeter mehr ist. Glücklich, wer hier nicht zu entscheiden, sondern nur zu gehorchen hat. Vor zwei Tagen glaubte man den Krieg gewiß. Heute zweifelt man, und jede Stunde, die den Mobilmachungsbefehl nicht bringt, macht den Krieg unwahrscheinlicher. Aber wie man aus all den angefangenen Händeln nur einigermaßen mit Ehren herauskommen wird, sehe ich nicht ein. Der Kampf, den man von allen Seiten fürchtet und vertagt, wird wohl zum Frühjahr doch zum Ausbruch kommen. — Griesheim ist zur Zeit Kommandant von Coblenz; man wird schon noch von ihm hören.

Mein General*) erinnert sich Deiner mit wahrer Theilnahme; er freut sich jedesmal, von Dir zu hören. Es giebt hier viel zu ordnen und vorzubereiten; denn durch all die einzelnen Entsendungen, Aufstellung von Truppenkorps, aus allen Provinzen zusammengewürfelt, ist das verwickelte Geschäft einer Mobilmachung der Armee unendlich komplizirt. Möchte sie nicht eher befohlen werden, als bis man entschlossen ist, auch wirklich zu schlagen. Die Demonstrationen kosten Preußen Millionen und ziehen doch nicht. Es sind der Worte zu viel gemacht. Alles fordert Thaten. Der schlimmste Handel bleibt die holsteinische Sache. Aber genug davon. Die Dinge sind nun so verwirrt, daß eine Entscheidung nicht mehr lange ausbleiben kann.

Der Deinige.

Merseburg, den 8. Januar 1851.

122 An die Gattin.

— so nun schnell noch ein paar Worte an mein gutes, liebes Weibchen.

Mit der Exekution ist es Ernst. Was werden die armen Holsteiner thun? Ich verdenke es Keinem von ihnen, wenn sie anders urtheilen; aber will man gerecht sein, so muß man einräumen, daß die Sache irgendwie zu Ende gebracht werden muß. Preußen hatte in seiner Politik seit dem unseligen März gewiß eine falsche Richtung eingeschlagen. Die Umkehr geschieht nicht ohne große Opfer und schmerzliche Kränkungen, die wir hier Alle recht sehr lebhaft empfinden. Daß die Holsteiner die Waffen niederlegen, ist unabweislich; daß aber dann Preußen und Oesterreich auch für sie die Waffen nöthigenfalls gebrauchen, um ihr wirkliches Recht zu wahren, muß man annehmen. Die Bedingungen vom September 1846, welche durchgesetzt werden sollen, wahren, soweit ich sie kenne, dem Herzog von Augustenburg seine Successionsrechte, und mehr hat das berüchtigte Schreiben des Königs auch wohl nicht verheißen. Die administrative Union der Herzogthümer soll aufrecht erhalten werden; sind sie aber erst unter einem Fürsten vereint, so hindert ja nichts, daß

*) Der interimistische kommandirende General des IV. Armeekorps, Generalleutnant v. Hedemann.

sie dann auch die politische Union ins Werk richten. Jetzt, wo der Mannesstamm der älteren Linie noch nicht erloschen, geht das natürlich noch nicht an.

General v. Wussow wird die Exekution der preußischen Truppen kommandiren.

Mein Zimmer ist nun endlich durchheizt. Heute in der Stille des Abends ertönten wunderbare Klänge durch den weiten Raum, so leise, daß ich lange zweifelte, ob ich Musik hörte, oder mir es nur einbildete, und doch so tief, daß das Gewölbe zu erzittern schien. Aus meiner Schlafstube konnte ich freilich deutlich vernehmen, daß es die Orgel war, welche mit feierlichen Tönen die Kirche durchbrauste. Aber alle Fenster waren dunkel. Gewiß war es der Bischof Trotha, welcher dem armen Edelknaben sein Unrecht abbat, dessen Bild unter meinem Fenster in Stein gehauen, ohne Haupt die Hände gen Himmel erhebt, als ob er noch im Sterben seine Unschuld betheuerte. Gute Nacht, liebes gutes Herz. Grüß mir Alle, Papa, Mama und die Kinder. Herzlichst der Deinige.

12. Januar, Sonntag Abend.

123 An die Gattin.

Es muß Dir gut gehen in Holstein, lieb' Herz, denn Du bist ziemlich schreibfaul. Es war heute wundervoller Sonnenschein, und ich machte Nachmittags noch einen Ritt längs der Saale. Abends hörte ich den Ritter Trotha Orgel spielen; es war nämlich unser Hausgenosse, der Herr Professor Ritter, Wohlgeboren, welcher letzt den Spuk gemacht hat. Als ich in die alterthümliche Kirche trat, glomm das Abendroth mit verlöschendem Strahl durch die runden Glasscheibchen, und bald senkte sich ein Dämmerlicht herab, welches die einzelnen Personen unkenntlich machte und Jedem das Gefühl der Einsamkeit gab. Denn nichts zerstreut mehr, als wenn man sich beobachtet glaubt. Ich setzte mich in einen alten Chorstuhl, wickelte mich behaglich in meinen Pelz und blickte auf das versammelte Publikum, welches ebenso regungslos dasaß wie die Heiligenbilder, Wappenschilder, Apostelstatuen an den Wänden und Pfeilern. Ein Ton, so tief, wie ihn das menschliche Ohr eben noch erkennen kann, summte leise, aber gewaltig durch die Stille. Ihm schloß sich ein zweiter, ein dritter an, und bald brauste es durch die hohen Gewölbe, als wenn eine Schar wilder Geister in den mächtigen Pfeifen der viertgrößten Orgel der Welt gebannt gewesen wären, die, einmal befreit, unaufhaltsam dahinzubrausen schienen. Aber ein Fingerdruck des Zauber-Ritters bannte sie in ihre langen Zinkfutterale und gab den leisen, aus Rom wohlbekannten Tönen: „O sanctissima, mater amata, ora pro nobis (O allerheiligste geliebte Mutter, bitte für uns), freien Raum. Es waren nicht Variationen, die mir verhaßt sind, dieses schönen Themas, aber es wiederholte sich bald in leisem Piano, bald mit der donnernden Voll-

tönigkeit dieses Rieseninstrumentes in den wunderbarsten kontrapunktischen Wendungen und Verschlingungen und machte in der feierlichen Umgebung und der Stille des Abends einen wirklich ergreifenden Eindruck. Ich habe noch im Mondschein einen einsamen Gang rings um die Stadt gemacht.

Den 13./1. 51. — Eben kommt Dein Brief vom 11. d. Mts., liebe Marie. Der General wünscht sehr, in Merseburg zu bleiben, und ist im Stande, Schritte dafür zu thun; aber ich glaube nicht, daß man darauf eingeht. Ich bin sehr ermüdet von einem Diner und langweiligen Klavierkonzert. Gute Nacht, liebes, gutes Herz.

Merseburg, den 23. Januar 1851.

124 An die Gattin.

Liebes, gutes Weibchen. Dein letzter Brief vom 17., unmittelbar vor Deiner Abreise nach Neumünster, ist eingegangen und seitdem auch ein sehr hübsches Schreiben von Mama, in welchem sie mir ein Bild Deines Bildes giebt, schwarzes Atlaskleid, Lehnstuhl, Pelzpelerine, Alles! Ich hoffe, daß es recht hübsch wird. Aber täglich mehrstündige Sitzungen, das ist schrecklich langweilig. Ich hoffe, daß die Kinder Dich dabei erheitern und Deinen Zügen Lebhaftigkeit verleihen. Henry müßte im Hintergrund angebracht sein. Aber was soll der arme Junge in Eppendorf? Wie hast Du nur widerstehen können, wenn er Dich bat, nach Magdeburg zu kommen. Ich finde, er hat ganz Recht. Schulen sind dort für jedes Alter, wilde Jungens genug, und das ist gut; aber ein Zu-Hause bei Verwandten gewiß besser als die Pension, wo doch nie die Aufsicht und Pflege so ist und die Kinder immer schlechtes Zeug lernen. Die Komödie unseres Feldzuges geht bald zu Ende, und zum Frühjahr sind wir in Magdeburg, oder es müßte ganz was Besonderes noch in der Politik passiren.

Der 18. Januar hat für die Armee nur eine Oberstenbeförderung gebracht. Man spart wohl Alles auf, um der Armee die Demobilmachung zu versüßen. — Ich freue mich, daß Adolph doch auch der gemäßigten Ansicht ist und auf eine endliche Erledigung der holsteinschen Wirren hofft. Ich kann von unserer Politik so schlecht nicht denken, daß man die Holsteiner jetzt im Stich lassen sollte, und werde in meiner guten Meinung von Manteuffel nicht irre, wie sehr auch die Kölnerin gegen ihn wüthet.

In der Zeitung lese ich heute, daß der Zug, mit welchem Prinz Friedrich Wilhelm nach dem Rhein fuhr, ein Unglück gehabt, das mehreren Menschen das Leben gekostet hat; der Prinz und sein Gefolge sind unversehrt.

Heute schreibt mir Brose aus Berlin, ich möchte ihm doch endlich das Korretturblatt der römischen Karte wieder schicken, sonst müßte er andere Arbeit anfangen. Ich habe gar keine Korretturblätter gekriegt und

vermuthe, daß es am Ende bei Seiner Majestät liegt. Humboldt schrieb mir einmal in der Zeit der schlimmsten Kriegsaussichten, der König habe beim Empfang des Prinzen von Preußen emsig an dem wunderschönen, römischen Plan studirt. Die Sache wird sich wohl aufklären, und ich bin begierig, den Stich zu sehen. Grüße an Cai und Jeannette. Gute Nacht, Du gutes, liebes Herz. Gott segne Dich.

Merseburg, den 29. Januar 1851.

125 An die Gattin.

Liebe, gute Marie! Ich trage Deinen letzten Brief aus Neumünster schon mehrere Tage in der Tasche herum, ohne ihn zu beantworten, weil ich von der hier epidemisch grassirenden Grippe eine kleine Anwandlung gehabt habe. Voigts, Drygalski und Graevenitz haben sich gelegt, Excellenz reiten mit Brose spazieren, und ich stand nur auf, um die Geschäfte abzumachen, spazieren zu gehen und mich dann wieder zu legen. Ich bekam das gewisse Frostschütteln beim Zubettegehen und habe nur drei Tage lang gefroren, bin aber heute schon spazieren geritten, habe den Rest des trefflichen Punschextraktes heute Abend zu mir genommen und werde morgen wohl wieder ganz zu Gange sein. Baumann tritt soeben mit sehr niedergeschlagenem Gesicht herein und präsentirt die letzten Bestände. Für den diesjährigen Feldzug wird es gerade ausreichen. Man schickt uns nun wieder auf die Festung Magdeburg, und Mitte nächsten Monats ziehen wir glorreich wieder heim, vielleicht gar früher.

Daß unsere ganze Politik eine so verkehrte gewesen ist, daß wir jetzt manche Demüthigung hinnehmen müssen, daß wir alles seit drei Jahren Beanspruchte und Versuchte aufgeben, das begreife ich; daß wir aber 500 000 Mann aufstellen, um in allen Dingen nachzugeben, um den Oesterreichern am Geburtstage Friedrichs des Großen über die Elbe zu helfen, das ist schwer zu begreifen. Und brächen wir nun auch wirklich mit der Revolution und gäben allen Firlefanz auf! Aber da ist der Eid! Welch Unheil hat ein einziger Tag über uns gebracht!

Die Oesterreicher werden die Holsteiner fürs Erste nicht wieder los. Dennoch halte ich die Wendung der Dinge dort für kein Unglück. Was zu erreichen ist, wird vielleicht auf diese Art am besten erreicht. Aber unser armes Preußen mag seiner Diplomatie ein Denkmal setzen.

Dem General habe ich nach Magdeburg geschrieben, daß das Kriegsministerium uns einladet, hübsch wieder nach Haus zu gehen. Brose hat mir seitdem noch nicht geschrieben und den Abdruck nicht geschickt.

Das Oberkommando ist aufgelöst worden; Prinz von Preußen wurde Gouverneur von Westfalen und Rheinland. Ich kann nicht mehr. Gute Nacht, liebes Herz.

Magdeburg, den 4. Februar, Abends.

126 An die Gattin.

Seit gestern, liebes Herz, biwakire ich in meiner eigenen Behausung. Ich kam halb neun Uhr an, fand die Wohnstube erträglich geheizt, und die gute Stadträthin schickte mir Thee, vortreffliche Butter und eine Elle Wurst. Ich fand einen enormen Stoß Briefe, darunter die vollständige Demobilmachung der Armee mit Ausnahme der eventuell gegen Dänemark bestimmten vierten und fünften Division unter General v. Grabow. In vierzehn Tagen werden 400 000 Mann verschwunden sein. Nachdem ich gut geschlafen und es mit der Grippe heute besser geht, habe ich meine Meldungen heute abgemacht und die Geschäfte begonnen. Der General kommt heute Abend und wird mich wohl noch citiren lassen.

Ich bin sehr begierig auf Dein Bild; fällt es gut aus, so soll es auch den schönsten Rahmen erhalten und mag gern nach Berlin zur Ausstellung gehen. Wenn meine neue Karte fertig ist, so wollen wir auch einmal auf acht Tage nach Berlin gehen. Bis jetzt habe ich von dem Korrekturblatt nichts erfahren.

So, liebe, gute Herzens-Marie, ich bin ganz knocked up (zerschlagen). Schreib mir bald.

---

127 Magdeburg, den 13. Februar 1851.

... Aus Ihrem trefflichen, launigen Briefe, lieber Glisczinski,*) habe ich das Angemessene Sr. Excellenz und unseren Offizieren mitgetheilt und Alle sehr ergötzt.

Daß wir mit unserer Politik auf einer falschen Fährte waren, scheint mir unzweifelhaft, da jeder Schritt vorwärts uns tiefer in den Sumpf führte. Ich glaube, daß wir umkehren mußten, und das geschieht nicht ohne Verlust und Kränkung. Aber das fühlt auch ein Uneingeweihter, daß wir nicht die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Ich kann mich nicht von der Ueberzeugung trennen, daß die Mobilmachung am 2. November beabsichtigt wurde als Demonstration, am 6. November befohlen wurde aus plötzlicher Besorgniß, daß nun doch Ernst werde, ein Ernst, an den man vorher gar nicht gedacht zu haben scheint. Dann allerdings konnten 20 000 Oesterreicher und 15 000 Bayern die Mobilmachung des IV., III. und Gardekorps vollständig unmöglich machen. Unsere Heeresorganisation erlaubt uns durch 35 Jahre nur Kadres bei den Waffen zu haben; ist aber die Möglichkeit eines Konflikts, dann dürfen wir die Mobilmachung nicht verschieben. Man bewilligte uns aber die kostbare Frist von vier Wochen, und nachdem wir 400 000 Mann beisammen

*) Major v. Glisczinski, Chef des Generalstabes des Gardekorps, war Generalstabsoffizier beim IV. Korps gewesen. Siehe Charakterbild Seite 29.

hatten, räumen wir Baden und Hessen, geben Holstein Preis und lassen uns alle und jede Bedingung gefallen.

Vorgestern hatten wir in Magdeburg Kaiserlich Königlich Oesterreichische Einquartierung, nur 20 Mann, das nächste Mal 200 u. s. w. Eine hohe Behörde, wie ein Generalkommando, sollte am Abend vor Ausbruch eines Krieges wohl einigen politischen Ueberblick haben. Wir wußten offiziell nicht, ob wir gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich oder Dänemark rüsteten. Wir konzentrirten uns ganz fröhlich bei Merseburg in der sicheren Erwartung, unsere Winterquartiere in Leipzig zu nehmen. Da überraschte uns denn sehr, vom Oberkommando zu hören, daß wir uns eiligst zwischen Mulde und Elbe zu versammeln hätten, um möglicherweise mit dem II., III. und Gardekorps uns noch konzentriren zu können. Wie später verlautete, sollte eine Defensivstellung hinter der Nuthe genommen werden. Kaum rückten wir ab, so kam eine neue Dislokation. Die kombinirten Landwehr-Kavallerie-Regimenter waren noch nicht formirt, als die Landwehr-Kavallerie entlassen wurde. Die vierten Bataillone waren noch nicht formirt (aus den jüngsten Mannschaften), als deren Zusammensetzung aus den ältesten Mannschaften bestimmt wurde, und demnächst wird diese neue Schöpfung wohl wieder verschwinden. Es war von oben her eine fortwährende Unruhe, die uns in fortdauerndem Wechsel erhalten hat. — Ich fürchte, daß selbst die Eroberung von Neuenburg-Vallendis uns nicht ganz wieder auf die Beine bringen wird.

Roons Versetzung, während das Armeekorps noch mobil war, ist eine große Härte. Daß die Befehle des Kriegsministers nicht alle ohne Weiteres auszuführen waren, lag nicht in den Personen, sondern in den Befehlen selbst. Der Schlag sollte den Kommandirenden treffen und traf den Chef des Generalstabs. Ich glaube, daß man in den Versetzungen aus der Linie unmittelbar zu Chefs doch einige Haare gefunden hat, und zweifle gar nicht, daß Sie bestätigt werden.

Die letzte Zeit war eine gute Probe für die Brauchbarkeit der Chefs. Die Mobilmachung erfolgte fast überall unter sehr schwierigen Umständen. Wir hatten vom ganzen Armeekorps nicht einen Mann Linientruppen, weder Infanterie noch Kavallerie, im Korpsbezirk; keinen Intendanten, keinen Generalarzt und keinen Generalstabsoffizier. Die ganze Mobilmachungs-Instruktion war illusorisch und mußte durch lauter Spezialbestimmungen ersetzt werden. Wenn wir für die 40 Millionen nur etwas gelernt haben! Eine Erfahrung, die wir hier gemacht haben, ist, daß der jetzige Geschäftsgang sich auf mobile Verhältnisse gar nicht übertragen läßt, namentlich das Rechnungswesen. Wir haben beim Generalkommando monatlich über 1000 Nummern gehabt. Da das Generalkommando bei der Kriegsformation mit 5 Divisionen, 1 Ponton-Train, 1 Reserve-Artillerie, 1 Intendantur und verschiedenen Civilbehörden direkt zu korrespondiren hat, so erforderten diese 1000 Eingänge 15 000 Erwiderungen. Sechs Schreiber mundirten Sonn- und Werkeltag vom Morgen bis in die Nacht. Das geht, wenn das Generalkommando vier Wochen in Dessau und vier Wochen in Merseburg steht. Sollen aber

die Schreiber marschiren, die Offiziere operiren, so fällt das ganze Gebäude zusammen, und die unwichtigen werden mit den wirklich wichtigen Eingaben von selbst ausbleiben. Am schlimmsten ist es bei der Intendantur. Der alte Lehmann*) hat in den zwei Monaten unserer Abwesenheit bloß 1700 Nummern zurückgelassen. Die Landwehr-Bataillone haben eine halbe Million Vorschuß, zum Theil noch aus dem Herbst 1848, zu verrechnen. Die Landwehr-Kavallerie ist eine bei der Mobilmachung plötzlich ganz neu ins Leben tretende Schöpfung, ohne Adjutanten, ohne Rechnungsführer, ohne Bureau, ohne Bestimmung oder Reglement. Was soll man aber gar über die neu erfundene Garde-Landwehr zweiten Aufgebots sagen! — doch genug der Tinte und der Galle.

Se. Excellenz, welcher Ihnen herzlich zugethan ist, empfiehlt sich, ebenso die Herren vom Generalkommando. Es ist ein treffliches Korps Offiziere, nur jammerschade, daß ein Theil nun wieder nach Hause geschickt wird.

Meine Frau wartet noch die Oesterreichische Exekution in Holstein ab. Bei ihrer intensiv schwarz-weißen Färbung wird es ihr sehr schwer, unsere Politik zu vertheidigen. Sie fordert von mir Beistand! ich wüßte nicht, wie ich es anfangen soll.

Meine angelegentlichste Empfehlung an Frau v. Gliscczinski. Wir vermissen sie hier sehr. Steinmetz ist nun auch fort und Magdeburg miserabler als je.

Magdeburg, 22. Februar 1851.

128 An die Gattin.

Ich freue mich sehr darauf, daß Du nun endlich kommst; es ist auch gar zu langweilig, hier so allein zu sein. Ich bin jetzt nirgends hingegangen, da ich immer Deine Ankunft nahe glaubte. Der General war am siebzehnten nach Braunschweig und zwar ganz allein. Er hat den Braunschweigschen Hausorden und eine tüchtige Grippe mitgebracht, an welcher letzteren er bis heute zu Bette gelegen hat. Während er zu Bette lag, wurde der Prinz von Preußen angekündigt, welcher die Nacht im Generalkommando zubringen wollte. Ich empfing ihn daher am Bahnhof achteinviertel Uhr Abends und brachte ihn in seine Wohnung. Im großen Saal war das Offizierkorps versammelt, und der Prinz wahrhaft erfreut, seine Badener wiederzusehen. Die Musikkorps beider Regimenter machten großen Zapfenstreich. Der Prinz besuchte den General an seinem Bette; dann wurde soupirt, wobei Ihre Excellenz erschien. Am folgenden Tage dreiviertel elf versammelten die Stabsoffiziere sich auf der Eisenbahn, und dann fuhr der Prinz, sichtlich zufrieden mit der Art seines Empfanges, nach Braunschweig. Gegen mich war er sehr freundlich. Die Reise nach Olmütz hat er durch den Herzog von Coburg,

*) Intendantur-Rath beim IV. Armeekorps von 1836 bis 1851.

die Demobilmachung durch Prinz Carl erfahren. Es ist noch ein Trost, daß man ihn bei allen diesen Dingen so wenig fragt. Von Politik schreibe ich nichts, wir spielen eine zu scheußliche Figur in der Welt. Uebrigens glaube ich, daß die Welt untergeht, denn es sind heute Nachmittag keine Briefe eingegangen. Richtig, da sind sie! Ich bin nur neugierig, wie Du Deine Wirthschaft einrichten wirst, ob Du eine Köchin mitbringst oder ob wir von Manna leben werden. Das Wirthshausessen habe ich recht satt, es bekommt mir nicht. Adieu, liebes, gutes Weib.

Magdeburg, den 25. Februar 1851.

129 An den Bruder Adolf.

Ueber Politik mag ich nichts schreiben. Die unwürdige Rolle, die man uns spielen läßt, kann nicht lange dauern. Ich habe immer noch nicht an Krieg geglaubt, aber jetzt glaube ich, daß wir in Jahresfrist den Krieg haben werden. Ein schimpflicher Friede hat noch nie Bestand gehabt. Was für eine Streitmacht haben wir beisammen gehabt! 24 Wochen war das IV. Armeekorps mobil und aus allen Garnisonen abgerückt. Was für eine Truppe! Hatte Friedrich der Große je solch ein Material gehabt? 30 Millionen sind verausgabt für eine Demonstration und um alle und jede Bedingung anzunehmen. Aber die schlechteste Regierung kann dies Volk nicht zu Grunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutschland kommen. Eine Einigung des Zollverbandes (nach Ausscheiden der Süddeutschen) mit dem Steuerverein ist meine Hoffnung. In Holstein ist für den Augenblick Alles verloren, aber der Prozeß wird wohl noch einmal aufgenommen. Aber das muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die deutsche giebt es nicht auf Erden.

Mobilmachung und Demobilmachung haben mir viel zu thun gemacht, aber das Resultat war befriedigend; es fehlte nur an dem Willen, davon Gebrauch zu machen, wenn auch nicht zu einem Kriege gegen ganz Europa (denn in diese Lage hatte uns unsere Diplomatie gebracht), so doch, um bewaffnet zu unterhandeln. Aber es ist, als ob man mit Aufbietung aller Kräfte des Staates sich den demüthigsten Bedingungen unterwerfen wollte. Die Mißstimmung ist furchtbar und allgemein. Wenn der Sieg über die Demokratie solche Früchte trägt, so möchte man sie fast wieder heraufbeschwören. Doch dies wird nicht nöthig sein.

Magdeburg, den 14. Dezember 1851.

130 An den Bruder Ludwig.

Beifolgend übersende ich Dir einen Abdruck meiner römischen Karte, soweit sie bis jetzt vollendet ist, in zwei Blättern und zugleich das

Material zu einem Wegweiser*) durch den darin enthaltenen Theil der Campagna. Letzteres sind freilich nur einige Bruchstücke, aber das tägliche Joch, in welches ich gespannt bin, macht mir unmöglich, diese Arbeit weiter fortzuführen. Reumont ist Geschäftsträger in Florenz geworden, verläßt Rom und kann die Theilnahme an der Arbeit daher jetzt nicht übernehmen. Ich stelle anheim, von dem Vorhandenen Kenntniß zu nehmen, und überlasse es Deiner Entscheidung, ob Du, freilich in der Ungewißheit, ob die Sache je zu Stande kommt, die geschichtliche Forschung weiterführen willst. Leider ist der Rahmen der Karte nur ein sehr enger geworden, und die Annalen des Alterthums und des Mittelalters durchzustudiren, um als Resultat nur das festzuhalten, was sich auf diese wenn auch merkwürdigste Scholle bezieht, ist eine Mühe, die nur durch das Interesse gelohnt werden kann, welches die Arbeit selbst hat. Für den Fall, daß Du Deine jetzige Muße dazu benutzen willst, habe ich die zum Westphalschen Wegweiser gehörigen beiden Uebersichtsblätter beigelegt. Die dortige Domschule wird Dir wohl alle Klassiker gewähren. Durchaus nöthig scheint mir dabei Niebuhrs römische Geschichte, welche erst das rechte Verständniß der in jenen enthaltenen Thatsachen aufschließt. Möchtest Du Dich aber lieber der Melpomene als der Klio zuwenden, so wird es Dich doch, da Du in Rom warst, interessiren, die Karte zu sehen. Der Stich ist nach dem Urtheil der Kenner so schön, daß nicht leicht etwas Vollendeteres in diesem Fache erschienen ist. Ich hoffe, daß die Karte schon im Anfang nächsten Jahres erscheinen kann, und werde dann Sr. Majestät dem König ein Exemplar selbst vorlegen, dessen Munifizenz die sehr kostspielige Herausgabe möglich gemacht hat. Jedes Blatt kostet der Kartenhandlung 1500 Thlr. zu stechen. Die Maßstäbe sind noch nicht aufgetragen. Du findest aber auf der Hauptstraße die Meilensteine bemerkt M 1, M 2 u. s. w. Dies sind jedesmal 2000 Schritt oder 1/5 geographische Meile (15 auf den Grad). Das südliche Blatt ist auch bei Weitem noch nicht fertig, namentlich wird die Bergzeichnung in den Gärten westlich und südlich von Rom noch verstärkt werden, auch sind noch viel Korrekturen zu machen.

Rehme, den 3. Juni 1852.

131 An die Gattin.

Elf Uhr Vormittags und schon zwei Bäder genommen. Ich kam um halb vier Uhr in Minden an, wo man meinen Paß forderte, den ich nicht hatte. Da ich unterwegs nichts genossen, so schmeckte mir ein junges Huhn in dem hübschen Bahnhofssaal sehr gut. Ich war übrigens in very low spirits (sehr niedergeschlagen). Ich nahm mir einen Ein-

*) Daß dieser Wegweiser nicht beendet wurde, ist aus den von G. v. Bunsen veröffentlichten „Wanderungen um Rom. Aus Graf Moltkes handschriftlichen Aufzeichnungen" zu ersehen.

spänner nach Rehme. Als mein Koffer auf dem Rücksitz vor mir stand, duftete es äußerst lieblich nach Fusel. Ich schloß auf und, indem ich meinen Riechorganen folgte, fand ich die Champagnerflasche in hundert Stücke zertrümmert. Die vielen Zeitungsblätter hatten den größten Theil des Fluidums aufgesogen, so daß der Schaden an Wäsche u. s. w. nicht sehr groß ist. — Ich fuhr durch die schöne Porta und kam um sieben Uhr hier an, stieg im Gasthof ab und ins Bad hinein. Nachdem ich bis neun Uhr noch in der schönen Luft und Vollmondschein promenirt, ließ ich mir Spargel und westfälischen Schinken reichen, die ganz gebliebene Flasche entstöpseln, schenkte ein und stürzte rasch ein Glas — Spiritus — glücklicherweise nicht hinunter. Frage: Was war in der Champagnerflasche? Doch wohl Wein gewesen; dann muß der starke Geruch aus dem Untersatz der Maschine gekommen sein. Nachdem ich trefflich geschlafen, ging ich durch den Park. Das neue Kurgebäude ist recht hübsch im Schweizerstil erbaut und hat einen prächtigen Saal, hoch, hübsch gemalt, ohne Pracht wie Ems und Wiesbaden, aber sehr geschmackvoll. Der Garten ist ein wenig erweitert. Um sieben nahm ich das zweite Bad, zwanzig Minuten lang. Ich dämmerte dann den hübschen, schattigen Weg nach dem Siehl und stellte mich um elf auf den Bahnhof. Ich schreibe Dir jetzt aus meiner Wohnung im „Haus Westfalen", das beste Haus im ganzen Ort. Ich wohne allerdings im Giebelzimmer, zwei Treppen hoch, habe aber eine prachtvolle Aussicht, nicht gerade nach der Porta, aber nach Südwest von Bergkirchen nach Herford, das Weser-Thal und die Berge dahinter. Das Zimmer ist äußerst nett, mit gutem Sofa und Bette, kühl und luftig. Das schöne Westfalenland mit seinen hellgrünen Flächen und dunkelgrünen Bergen, Baumgruppen und Gehöften liegt vor mir ausgebreitet, die Luft ist prächtig kühl und belebend. Für jetzt wünschte ich nur zwei Sachen, erstens daß mein liebes Weibchen auch hier wäre, zweitens noch einige Flaschen Wein.

Rehme, den 4. Juni (1852).

132 An die Gattin.

Senke freundlich, o Baum, die schattigen Zweige zur Erde.
Jedem, der sich dir naht, säus'le Kühlung herab;
Gieb dem Zweifelnden Muth, dem Müden ruhige Stille,
Und dem Liebenden gieb, daß ihm begegne sein Glück.

Gestern Nachmittag um vier Uhr fuhr ich zur Porta. Ich ließ mich übersetzen und stieg langsam nach dem Wittekindsthurm. Ich saß wohl eine halbe Stunde auf der Warte, das schöne Land überschauend, was sich über die Buchenwipfel hinaus gegen Süden durch das Bielefelder Gebirge begrenzt, im Norden unabsehbar sich zur Ebene verflacht. Wie eine gewaltige Schlange, durch die Porta festgehalten, windet sich die Weser durch die grünen Saaten und an den schönen Dörfern vorüber. Von der Wittekindskapelle stieg ich den kleinen, steilen Fußpfad nach Weddigenstein hinab, ging dann längs des Flusses einen Fußweg,

der 1300 Schritt kürzer ist als die Chaussee, und war Abends halb neun Uhr zurück. Nach dem Bade ging ich heute nach dem Siehl. Jetzt werde ich, „da es sehr warm ist", den grau leinenen Anzug anlegen, diesen Brief nach der Post tragen und dann sachte herumdämmern. Morgen ist eine Partie nach der Porta. Adieu, liebes, gutes Weibchen.

Magdeburg, den 27. September (1852).

133 An die Gattin.

Statt hier allein zu sitzen, spräche ich gern ein Stündchen bei Euch ein, liebe Marie, und sähe, wie Ihr am Theetisch versammelt seid, die Lichter schon auf dem Klavier angezündet, die Kinder zu Bett geschickt sind, so daß nun Ruhe ist, und Gespräch und Musik beginnen. Wie schade, daß Ludwig nicht mit den beiden ältesten Elfen gekommen ist. Sähest Du sie nur, so würdest Du Dich nicht von ihnen trennen können, so lieblich sind sie. Ich möchte sie so gerne hier einmal haben. Der König, welcher heut Mittag durchpassirte, fragte wieder nach meiner Karte, von der ich noch immer nichts hörte. Ich hoffe, daß Alles im Oktober fertig wird.

Am Vierundzwanzigsten war der König hier und wohnte dem Schluß der Belagerungsübung bei. Es wurde ein Bastion erstürmt, was ein schönes Schauspiel gewährte. Herzlichst der Deinige.

Berlin, den 9. (Oktober 1852).

134 An die Gattin.

Heute Vormittag studirte ich die Akten der letzten Uebungsreise, was mich sehr interessirte. Prinz Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl gehen dies Jahr mit. Von Letzterem habe ich ganz gute Arbeiten gesehen. Er hat eine wahre Passion für die Sache und hat Reyher gesagt, daß er, ungeachtet er General sei, sich gern unter mein Kommando stellen wolle. Ich soll die Reise leiten. Reyher macht die Kritik des Ganzen. Vorläufig hat er mich morgen zu Mittag gebeten.

Um elf Uhr ging ich aufs Bureau des Generalkommandos des Gardekorps, fand Gliszczinski aber nicht, dann blieb ich zwei Stunden im neuen Museum. Es ist wirklich prachtvoll. Mich interessiren vorzüglich die Kartons von Kaulbach, die mit ebenso viel Geist als Humor behandelt sind. Die ganze geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts ist durch eine Reihe von Arabesken von Kindern dargestellt. Ein Knabe mit der Bischofsmütze balgt sich mit einem anderen mit der Kaiserkrone. Einer mit der Tonsur studirt Naturwissenschaft und einer mit der Perrücke und Kants unverkennbarem Gesicht beleuchtet die Heilige Schrift mit der Kritik der reinen Vernunft. Dann sind wunderhübsche Freskogemälde, welche alle die Tempel darstellen, wie sie einst gewesen sind, von denen

die Säulen und Bildwerke vor Dir stehen, unter anderen das Forum romanum, das Grab der Claudier, von denen Du die Trümmer kennst. Es macht aber schrecklich müde. Abends mit Wilhelm und Eduard in das Friedrich-Wilhelmstädtische Sommertheater. Eine sehr hübsche Bühne im Freien, mit Springbrunnen à la Kroll. Schrecklich dummes Stück. Kranzler, dann nach Haus. Die großen Manöver des fünften und sechsten Korps sind abbestellt. Mit dem König geht es besser. Bis Sonnabend bleibe ich noch hier und werde Dir von Mittenwalde aus schreiben, wo ein Brief von Dir aus Holstein mich gewiß treffen kann. Adieu, Du liebes, trautes Herzblatt. Halte Dich gesund, genieße den Aufenthalt und behalte mich lieb.

Magdeburg, den 23. Januar 1853.

135 An den Bruder Adolf.

Die äußerliche Aussöhnung Oesterreichs und Preußens dürfte vielleicht der Kopenhagener Regierung auch einige Rücksicht gegen die Herzogthümer auferlegen; wenn sie zwar ihre Rachsucht gegen den Einzelnen nicht beengen wird, wie das ihr Verfahren gegen den armen Krohn nur zu deutlich zeigt. Ein wirklicher Beistand ist freilich nur von der Erhebung deutscher Nation zu erwarten, und dazu gehört ein allgemeiner Krieg, für den jedoch Louis Napoleon vielleicht in wenig Jahren sorgen wird. Sein Kaiserthum nimmt immer mehr den Charakter eines großartigen Schwindels an. Seine Vermählung mit der Spanierin schließt ihn von dem Eintritt in die legitime Monarchenfamilie vollends aus, und die Londoner Börse kann durch einfache Erhöhung des Agios sein ganzes Finanzsystem erschüttern. Die Franzosen werden des Abenteurers bald müde sein, der es schwieriger finden wird, Kaiser zu bleiben, als zu werden. Ohne Siege kann er sich wohl kaum behaupten, und ob er selbst Feldherr ist und zwar im Stil des Onkels, das muß sich erst zeigen. Selbst muß er aber Schlachten schlagen, denn sein Feldherr würde Kaiser sein.

Herzlich der Deinige.

Magdeburg, den 4. März 1853.

136 An den Bruder Adolf.

Im Allgemeinen sehen die Dinge jetzt friedlicher aus als lange. Die orientalische Krisis ist zwar keineswegs beendet, aber vertagt. Das Wichtigste dabei ist das Verhalten Napoleons. Läge Krieg in seinen Absichten, so war hier die für ihn günstigste Chance geboten, mit England vereint aufzutreten. Er scheint aber wirklich den Frieden zu wollen. Fragt sich nur, wie lange er das dem Inland und der Armee gegenüber kann. Auch die nun abgeschlossene Handelseinigung zwischen Oesterreich

und Preußen ist von großer politischer Wichtigkeit. Da sich von den beiden deutschen Großmächten keine zur alleinigen Hegemonie in Deutschland hat aufschwingen können, so haben sie sich einstweilen zu einer gemeinsamen verständigt. Dies hat nach außen doch den großen Vortheil, daß nicht mehr die eine Hälfte Deutschlands die andere paralysirt, wie es während der schleswig-holsteinschen Händel geschah, und es steht zu hoffen, daß nun der Bund den dänischen Prätensionen gegenüber etwas kräftiger auftreten wird. Freilich ist das Verdorbene kaum mehr gut zu machen und Holstein wohl kaum noch für den Steuerverein zu gewinnen. Die Elbe wird dies schöne Land auch wohl in dieser Beziehung von Deutschland trennen. Nur eine allgemeine Erhebung deutscher Nation kann es zurücknehmen, aber noch kreisen die Raben um den Kyffhäuser, und der alte Rothbart schläft noch.

Magdeburg, den 23. Dezember 1853.

137 An den Bruder Ludwig.

... Ich bin auch gerade jetzt so beschäftigt, daß ich nicht einmal alle Tage meine Zeitung lesen kann, obwohl die russisch-türkische Geschichte für mich ein nahes Interesse hat. Ich glaube, der allerfrömmste Kaiser has got in a scrape (hat sich auf ein bedenkliches Unternehmen eingelassen), aus dem er gern zurück wäre. Wenn er nicht Herr des Schwarzen Meeres ist, so wird er nicht so leicht über den Balkan gehen. Der Feldzug kostet ihm ein Jahr und 100 000 Mann, die er nicht wieder zurückbringt. Erobern kann er auch nichts; denn den Besitz von Konstantinopel kann Europa bei der leidenschaftlichsten Friedensliebe nicht gestatten, und alles Uebrige ist nicht der Kosten werth. Um so mehr kann aber die Entscheidung der Frage leicht von der Donau an den Rhein und nach Italien verlegt werden, wo es dann zu kuriosen Verwickelungen kommen dürfte. Bei einem allgemeinen Konflikt würde dann die dänische Sache auch gleich nebenher zur Sprache und Entscheidung kommen; denn dieser übermüthige Hohn und diese Rachsucht des kleinen Nachbarn kann wohl nicht auf die Dauer bestehen, außer wenn Deutschland zu Grunde geht. Glücklich, daß Du aus den nächsten Reibungen heraus bist.

Golßen, den 19. August 1854.

138 An die Gattin.

Liebes, gutes Weibchen! Heute Morgen, als ich eben aufsitzen wollte, um von Baruth hierher zu reiten, kam der Briefträger und erfreute mich mit Deinem Brief aus Rehme, welcher mir von Mittenwalde aus nachgeschickt worden ist. Ich freue mich, daß es Euch so gut gegangen ist, daß Ihr den freundlichen Ort mit Bedauern verlaßt.

Ja, zu thun giebt es tüchtig bei so einer Reise, und die Arbeit will immer in kürzester Frist gemacht sein; denn ehe ich nicht fertig bin, können die anderen Offiziere nicht anfangen. Alles wartet also, die Pferde stehen gesattelt und sowie der Befehl erlassen, jagt Alles fort. Dann kommen die Berichte, die sämmtlich genau durchzusehen und zu kritisiren sind. Zur Hülfe kann ich da Niemand heranziehen, außerdem muß ich das Terrain selbst sehen. Dann kommen lange Besprechungen beim Chef und in neuester Zeit lange Diners und Thees, so daß die Nacht zu Hülfe genommen werden muß. Ich bin daher auch etwas abgespannt, aber die Sache ist sehr interessant, selbst sehr aufregend. Das Zusammenleben mit den Kameraden erfrischt. — Gerwien ist ein sehr verständiger Mann, er kommandirt unter mir das eine, Prinz Friedrich Karl das andere Korps. Letzterer hat eine wahre Passion für die Sache, was seiner Einsicht alle Ehre macht. Seine Arbeiten sind sehr gut. Ich glaube, er ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer wieder herstellen wird. Im Verkehr mit den Generalstabsoffizieren ist er in hohem Grade kameradschaftlich, so wenig er sonst bei den Offizieren beliebt ist, welche er durch seine strenge Moralität und ein etwas schroffes Wesen abstößt. Prinz Friedrich Wilhelm ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch. Natürlich finden wir, wo wir hinkommen, Ehrenpforten, Laubgewinde, Illumination und sonstige Zeichen offizieller Begeisterung. Der König hat auch einen seiner Flügeladjutanten, den Major v. Schlegell, geschickt, welcher an der Reise theilnimmt.

Muskau, den 31. August 1854.

139 An die Gattin.

Zu meiner großen Freude erhielt ich heute Deinen lieben Brief vom 26. d. Mts. Zunächst will ich Dir Nachricht von dem Verlauf meiner Reise geben.

In Lübbenau wurden wir vom Grafen Lynar vortrefflich aufgenommen. Ich wohnte im Schloß in einem reizenden Thurmzimmer sehr behaglich. Das Gebäude ist prachtvoll und groß, aber nicht schön. Man hat aber das alte Schloß abgetragen, weil zu schreckliche Erinnerungen aus der Familiengeschichte daran hafteten. Die Diners waren vortrefflich, und Abends unterhielt man sich sehr gut. Prinz Friedrich Karl ging von Lübbenau zurück nach Potsdam. Er hatte Fieber, und ich rieth ihm auch sehr ab, die beabsichtigte Partie nach dem Spreewald zu machen. Alles steht dort unter Wasser, und ich begreife nicht, wo die Pferde diesen Winter Heu her bekommen sollen, da selbst die Nachmahd überall verloren ist. Es herrschen in dortiger Gegend viel gastrische und nervöse Fieber, und da ich seit Luckau etwas unpäßlich war, so wollte ich Anfangs auch nicht mit. Ein vortreffliches déjeuner dînatoire ist aber eine prophylaktische Kur. Wir fuhren auf Kähnen etwa zwei Meilen in das eigenthümliche Land hinein, wenn man es ein Land nennen kann. Denn

selbst in den wenigen Dörfern kann man ohne Kahn kaum von einem Haus zum andern kommen. Die vielen Arme der Spree ziehen unter hohen Erlen und Eichen hin, und nur ortskundige Führer können, ohne sich zu verirren, durchfinden. In einer Mühle mitten im Walde wurde Kaffee eingenommen. Die Einwohner sprechen wendisch und nur durch Schulen und die allgemeine Wehrpflicht hat die deutsche Sprache jetzt so weit Eingang gefunden, daß Alle sie wenigstens verstehen. Wie bei uns die Schuljungen jeder eine Riesentafel mitnehmen, so kommt dort jeder mit einem Kahn zur Schule. Prinz Friedrich Wilhelm hat eine sehr hübsche Art, die versammelten Bewohner anzusprechen. Von Lübbenau ging es nach Vetschau. Ich machte einen Umweg von ein paar Meilen und ritt über Zinnitz zu Patow. Ich traf dort eine Gräfin Nostitz-Jänkendorf, verwittwete Professor Helfert, geborene des Granges, welche den Beinamen „die Königin von Saba" hat. Du erinnerst Dich ihrer vielleicht aus der Hofgesellschaft, eine sehr schöne, aber etwas auffallende Erscheinung. Helfert war von der englischen Regierung zur Erforschung des Birmanen-Reiches abgeschickt, wurde ermordet und hinterließ ihr 200 000 Acres wüsten Landes. Sie pflanzte eine halbe Million Kaffeebohnen, steckte 180 000 Franken hinein und war dann fertig, ging nach Europa, bot ihr Königreich Louis Philipp, der englischen Regierung und unserm Könige an, der auch richtig darauf einging. Die Sache zerschlug sich aber an Minister Rother, der solche phantastische Pläne nicht liebte. Jetzt hat sie eine Herrschaft in Ungarn. Da sie den Euphrat mit der Chesnayschen Expedition herabgefahren war, so fanden wir interessante Berührungspunkte zum Gespräch. Nach dem Diner mußte ich aber fort. In Cottbus hatte ich ein vortreffliches Quartier bei einem Kommerzienrath Krüger. Die Stadt war sehr hübsch illuminirt. Ich ging in eine Kirche, wo wendisch gepredigt wurde und die ganz voll hübscher Mädchen mit sehr kleidsamer Nationaltracht war. Natürlich blieb ich nur kurz. Gestern ging es nach Forst, wohin ich mit der Post fuhr, und heute zu Wagen hierher, wo die Reise endet.

Dies ist nun ein schöner Endpunkt. Fürst Pückler hat Wunder geleistet. Er fand zwar als Material ein schönes altes Schloß mit Thürmen, einen 80 Schritt breiten Strom, die Neiße, ein stark hügeliges Terrain und wundervolle alte Eichen vor. Er fügte einen sammetartigen Rasen hinzu, grub Teiche und Flüsse, verpflanzte fünfzig Jahr alte Bäume. Das Ganze sieht nicht aus wie ein Park, sondern wie eine wunderschöne Gegend, von wenig Wegen und schönen Bächen durchzogen; nirgends diese ohne Grund geschlängelten Wege, Alles wie es die Natur und das Bedürfniß erheischen. Um sieben machte ich einen Gang durch den Park. Ein feiner Nebel bedeckte die Wiesen und gab der Landschaft den bläulichen Anstrich, der in Italien so schön ist. Das erste Viertel des Mondes schien durch die dunklen Blätterkronen der Eichen. Die Neiße brausete über die hineingeworfenen Granitblöcke, und ich bin ganz entzückt über diese Anlage. Der Fürst hat, seit er Muskau verkauft, keinen Fuß in seine Schöpfung gesetzt. Er war nicht reich genug für solch einen Park.

Derselbe hat die Ausdehnung eines Ritterguts und trägt nur einige Fuhren Heu ein. Der Prinz Friedrich kann das eher ertragen. — Wir werden bis zum Dritten hier bleiben. Dann will ich über Görlitz nach Dresden gehen, dort und in der sächsischen Schweiz drei oder vier Tage verweilen und mich dann zu den versammelten Truppen und dem Fürsten nach Eisleben und Sangershausen begeben. Der Prinz hat den Fürsten in Magdeburg gesehen. Ich fürchte sehr, liebe Marie, daß von einer Reise nach Holstein nicht die Rede sein wird, wie gerne ich es auch thäte. Den Siebzehnten werden wir wohl in Magdeburg eintreffen, und ich freue mich unbeschreiblich, Dich dort wiederzusehen. Du gutes, liebes Herz, es rührt mich, Dich so dankbar äußern zu hören, da Dir doch der größte Segen des Himmels, die Kinder, fehlen, Dir so viel mehr fehlen als mir. Wir müssen uns darein finden und dankbar anerkennen, daß wir doch sonst so gut zu einander passen, was selbst bei vortrefflichen Menschen so selten der Fall ist. Und das ist Dein Verdienst. Bei meinem empfindlichen und verdrießlichen Charakter wäre ich mit tausend Frauen sehr übel daran gewesen. Aber glaube mir, daß ich es auch wohl zu schätzen weiß.

Magdeburg, den 5. März 1855.

140 An den Bruder Adolf.

Der Tod des Kaisers*) ist eins von den Ereignissen, wo man das Walten der Vorsehung mit Augen zu sehen glaubt. Welche Folge das Ereigniß haben wird, liegt aber noch ganz im Dunkeln, möglicherweise einen totalen Umschlag der jetzigen Politik. Seine letzten noch vernehmbaren Worte waren zur Kaiserin: „Dites à Fritz, que je compte sur lui pour la Russie et que je lui rappelle les dernières paroles de papa!“ (Sage Fritz — König Friedrich Wilhelm IV. —, daß ich für Rußland auf ihn rechne und ihn an des Vaters letzte Worte erinnere!) Der König hat in Erwiderung auf diesen Anruf an Alexander II. telegraphirt und eine entsprechende Antwort erhalten. Die Gesundheit der Kaiserin hat sich erhalten, und die Aufgabe, unter ihren beiden ältesten Söhnen Einigkeit zu erhalten, wird sie länger bewahren. Der Kaiser gehört der gemäßigten deutschen Partei, Nesselrode, Orlow, der Großfürst Constantin der extremen russischen Kriegspartei an. Es ist aber die Frage, ob der verstorbene Kaiser, der Mann wie Keiner in Europa, von dieser Partei nicht schon weiter gedrängt wurde, als er selbst wollte, und ob der neue Monarch ihr wird widerstehen können. Die unwahrscheinliche, doch zur Ausführung gelangende Reise Napoleons nach der Krim deutet auf eine für den Krieg definitiv entschlossene Politik Frankreichs. Die Sachen stehen schlecht in Sewastopol. An einen Sturm glaube ich nicht. Mit aller Bravour kann man nicht eine Wand hinauflaufen. Die Entscheidung im freien Felde ist, aus Mangel an Kavallerie der Alliirten, sehr zweifelhaft, die Folgen einer Niederlage unberechenbar.

*) Nikolaus I. starb am 2. März 1855.

Berlin, den 3. Juni 1855.

141 An die Gattin.

Ich will Dir vom gestrigen Tage gleich berichten: In Potsdam ging ich um zehn Uhr nach Sanssouci, wo Major v. Leën den Dienst hatte. Ich sagte ihm, ich wisse, daß der König Sonntags keine Meldung annehme, daß ich aber keinen andern Tag disponibel hätte, um noch vor Antritt der Reise Seiner Majestät zu danken. Hierauf ging ich in den Garten, wo ich Friedrich mit der Mütze nach der großen Fontaine bestellt hatte, und wanderte in den Anlagen herum. Es ist wieder sehr viel Neues und Schönes geschaffen, namentlich die Friedenskirche in Verbindung mit Häusern gesetzt, die wie ein großes Kloster angelegt sind, ein hoher Campanile, ein Campo santo mit Säulengängen, ein kolossaler Erzabguß des Thorwaldsenschen Christus in der Frauenkirche, prächtige Freskogemälde, Alles mit vielem Geschmack. In dem Hauptgebäude wohnen, statt der Mönche, die Kinder des Prinzen Albrecht. Auch die Stadt Potsdam hat vor dem Brandenburger Thore eine prächtige Vase mit Bronzefiguren aufstellen lassen, aus welcher das Wasser durch die Rinnsteine der Stadt fließt. Der schöne blaue Himmel belebte mich recht, da ich eigentlich unpäßlich abgereist war. Die Bäume sind prächtig, und ein unbeschreiblicher Reichthum an Flieder steht in Blüthe. Ich hätte recht gewünscht, daß Du mit gewesen wärest. Um zwölf stiegen die großen Fontainen eine nach der andren und warfen mächtige Brillanten in die blaue Luft. Als ich bei dem Obelisk aus dem Garten trat, begegnete ich dem Hoffourier, welcher aus dem Einsiedler zurückkam, um zu bestellen, daß der König mich sogleich sprechen wollte. Er war so freundlich, zu Fuß zurückzugehen und mir den Wagen zu überlassen. Ich fuhr nun rasch nach dem Gasthof und ließ den Wagen halten, um mich schnell wieder in Staat zu werfen. Da war aber weder Friedrich noch Schlüssel, noch Helm, noch Schärpe. Ich schickte Lohnbediente nach allen Richtungen ab, und Du kannst denken, daß ich in keiner pfirsichblüthenen Laune war. Glücklicherweise sah ich den Lieutenant v. Brauchitsch vom ersten Garderegiment vorübergehen, der mir dann bald seinen Helm und Schärpe schickte, ersteren zwar mit gelben Schuppen. — Der König empfing mich im Schlafgemach Friedrichs II. Ein Alkoven mit rothen Damastgardinen enthält das Bette; die Uhr, welche beim Sterben des großen Königs stehen blieb, stand auf einem Konsol an der Wand. Der König saß vor dem Arbeitstisch am Fenster, ziemlich zusammengebückt in einem niedrigen Lehnstuhl. Er ließ mich neben sich niedersitzen, er wolle ganz offen mit mir über die gegenwärtigen Verhältnisse sprechen. Er sagte mir Sachen, die mich ebenso mit Dankbarkeit als mit Beschämung erfüllten. Er wünsche dringend, daß ich die erste Adjutantenstelle bei seinem Neffen annehmen möge, er sehe wohl ein, daß ich eine gute und wirksame Stellung deshalb aufgeben müsse, daß hierdurch Alles für mich etwas wankend werde, auch könne er noch nichts bestimmt zusagen. So sprach der König eine volle Viertelstunde mit großer Lebendigkeit, Manches mit großer Offenheit

berührend, bis ich erwidern konnte, daß ich mich bestens bemühen werde, dem jungen Prinzen nützlich und bequem zu werden. Ich solle dem König nach Beendigung der Reise persönlich Bericht abstatten. Dann ging Seine Majestät auf die Reise selbst ein, die Eigenthümlichkeit von Königsberg und Danzig führte auf Baulichkeiten in Rom und so weiter, auch Stolzenfels und Erdmannsdorf, wohin der König, um sein Fieber los zu werden, gehen will, aber noch nicht entschieden ist, ob nach dem einen oder dem andern Orte. Es war gerade die Stunde, wo er den Anfall erwartete, der sich aber nicht einstellte. So saß ich über eine halbe Stunde, als der Herr mich entließ und mir die Hand reichte. Ich hatte den linken Handschuh ab, in der rechten den Helm. „Nein, die rechte", sagte der König freundlich, „und gehen Sie auch zu Elise: sie wird sich freuen, Sie zu sehen."

Die Königin, bei welcher eben der Prinz von Baden war, empfing mich gnädig wie immer. Sie trat auf die Terrasse hinaus, von wo man einen prächtigen Blick auf die sonnige Landschaft und die rauschenden Wasserkünste hat. Mein Rückweg führte mich bei Tümpling vorbei, der mich sehr herzlich aufnahm und bei dem ich zu Mittag essen mußte. Sie bedauerten so, daß Du nicht mit seiest, und baten sehr, sie zu besuchen. Ueber alles dies war die Zeit verlaufen, in einer wahren Backofengluth stürzte ich nach dem Bahnhof um fünf Uhr und traf richtig um eine Minute zu spät ein. Ich mußte nun bis sieben Uhr warten. Ein gewaltiges Gewitter zog herauf, aber auf dem schönen, bedeckten Perron läßt es sich bei strömendem Regen ganz angenehm umherschlendern. Halb Berlin kam mit einem Extrazug aus dem Wildpark. Ich hatte mich vorsichtig in die erste Klasse retirirt, und bei untergehender Sonne breitete sich Berlin, das alte, gute Berlin, mit seinen Kuppeln und Thürmen vor uns aus. An Droschke war nicht zu denken. Ich wanderte daher langsam zu Fuß und bestellte bei Herrn Franzen einen Ueberrock bis heute Abend. In Begleitung des Prinzen kann ich denselben nicht entbehren. Ueberraschend schön war der Leipziger Platz, die Frische des Rasens, die Ueppigkeit der Baum- und Fliedergruppen. Der Apfelbaum unter unserm Fenster war sehr gewachsen, aber abgeblüht.

Das Resultat des gestrigen Tages ist im Ganzen ein sehr gutes. Es mag aus der Sache überhaupt etwas werden oder nicht, so habe ich den Beweis so gnädiger Gesinnung des Königs über mich, daß ich davon wahrhaft erfreut bin; wir werden nun sehen, was der heutige Tag bringt. — Sieben Uhr früh.

Den 4. — Der Prinz hat mich freundlich empfangen. Mit Graf Dohna habe ich eine lange Unterredung gehabt. Er war sehr freundlich und bat mich, nachdem wir lange gesprochen, um Mittheilung meiner politischen Ansichten. Ich erwiderte nun, wie ich es für meine Schuldigkeit halte, ihm auszusprechen, daß ich nicht auf dem Standpunkt der Kreuzzeitung stehe, daß ich Bündniß aller deutschen Mächte, Neutralität für wünschenswerth halte, um die Front sowohl gegen Osten als Westen machen zu können. Er schien damit zufrieden. Adieu, liebes, gutes Herz.

Königsberg, den 7. Juni 1855.

142 An die Gattin.

Du wirst hoffentlich meinen Brief aus Berlin, den ich am 4. Abends abschickte, richtig erhalten haben, liebe Marie. Ich will versuchen, einige Reiseerinnerungen in den wenigen Augenblicken für Dich zu Papier zu bringen, welche mir dazu bleiben. Der Prinz ist nur von mir, Heinz und unseren drei Dienern begleitet. Er hat ein Coupé für uns bei der Eisenbahnfahrt, einen Wagen und ein Fourgon für die Landfahrt. Beim ersten Morgengrauen passirten wir Stettin. Ich erinnere davon nur die hohen Masten der Seeschiffe, welche sich vom blaßrothen Horizonte abhoben. Bei Tagesanbruch passirten wir die weite Netze-Niederung und langten um zehn Uhr in Dirschau an, wo der Brückenbau über die Weichsel besichtigt wurde. Der Oberbaurath Lenze führte uns herum, auch der Präsident v. Blumenthal aus Danzig, und mehrere Räthe hatten sich eingestellt. Die Brücke wird außer den Uferpfeilern aus fünf Strompfeilern bestehen, die wohl 40 Fuß hoch und 75 Fuß lang sind, jeder also von der Größe einer Dorfkirche. Es entstehen so fünf Zwischenräume von mehr als 400 Fuß Weite, welche durch ein 40 Fuß hohes, riesenhaftes Gitterwerk überspannt werden. Die ganze Länge des Baues beträgt sonach eine halbe Viertelmeile mit nur fünf Unterstützungspunkten. Das Gitter und die eiserne Fahrbahn wurden gerade über den beiden Mittelöffnungen aufgestellt. Die Pfeiler sind, soweit der Eisgang sie berührt, aus dem unverwüstlichen Cementstein, übrigens aus Bornholmer Granit erbaut und im Innern mit dem Stein der Porta Westfalica ausgefüllt. Das aufgestellte Gitter mit dem Gerüst sah aus wie ein in die Luft gehobenes Salinen-Dornhaus. Eine große, durch Dampf getriebene Maschinenfabrik war am Ufer errichtet, in der das zolldicke Schmiedeeisen gebohrt, geschnitten, gehobelt wurde, wie weiches Holz. In zwei Jahren soll das ganze Werk vollendet sein. Die Brücke ist bedeutend länger als die Wittenberger. Die weiteste Spannung zwischen zwei Unterstützungen hat indeß die Freiburger in der Schweiz.

Nach eingenommenem Diner ging es über die Fähre per Extrapost weiter. Schon von Dirschau aus erblickt man am Horizont die hohe Ordensburg, von einem schlanken Thurm überragt; das weite, fruchtbare Delta zwischen Weichsel und Nogat ist leider infolge der Durchbrüche an der Montauer Spitze, wo beide Flüsse sich trennen, noch heute, nach zwei Monaten, großentheils unter Wasser. Wir schifften uns daher auf Segelbooten ein, als ob wir nach Venedig führen. Die ganze Niederung war, bis der Herrenmeister Meinhardt von Querfurt sie 1300 eindeichte, eine von der Weichsel jährlich überströmte Wiese mit den prachtvollsten Eichenwaldungen. Dieser Wald ist bis auf einige Reste an der Spitze verschwunden und Alles mit fruchtbaren Ackerfeldern, schönen Dörfern und einzelnen Gehöften bedeckt. Die Ritter wollten mehr Wasser zur Bewässerung ihrer Gräben haben, machten an der Montauer Spitze einen Durchstich, welcher die Weichsel theilweise in das damals ganz unbedeutende

Flüßchen Nogat leitete. Bald bahnte sich eine gewaltige Wassermasse den Weg bis in das frische Haff, und die erschrockenen Ritter suchten vergebens, den Zauberbesen, der ihnen allzu viel Wasser zuführte, wieder zu bannen. Die damalige Wasserbaukunst vermochte dies nicht zu bewerkstelligen, und erst jetzt ist eine kostbare Coupirung zu diesem Zweck an der Spitze erbaut, welche die Hauptwassermasse wieder in die Weichsel nach Danzig leiten soll. Der Strom hat sich aber in diesem Jahr nicht so fügsam gezeigt, freilich bei einer Höhe von 5 Fuß über dem höchsten, seit Jahrhunderten stattgehabten Wasserstand.

Magdeburg, den 4. Juli 1855.

143 An den Bruder Adolf.

In der Krim dauert die Menschenschlächterei fort, ohne daß man begreift, welches Resultat dadurch erzielt werden kann. Oesterreich tritt durch seine umfassende Reduktion faktisch auf den Standpunkt der preußischen Neutralität. Gebe Gott ein aufrichtiges Zusammenhalten aller deutschen Mächte. 500 000 Mann, welche bereit sind, Front sowohl gegen Osten als Westen zu machen, sind ein Gewicht, welches vielleicht das Umschlagen in einen allgemeinen europäischen Krieg verhüten wird, dessen erster Akt die Herstellung Polens, die Revolution in Ungarn, Italien und Deutschland sein dürfte.

Ich habe soeben in Begleitung des künftigen Thronerben eine sehr interessante Reise durch die Provinz Preußen gemacht. Das Riesenwerk der Weichselbrücke erregt Erstaunen. Fünf Pfeiler von der Größe einer Dorfkirche tragen ein 40 Fuß hohes Gitterwerk, welches von fern aussieht wie ein Gradierwerk. Die Entfernung der Pfeiler, über welchen die Fahrbahn schwebt, beträgt im Lichten 360 Fuß. Aehnlich ist die Nogat überbrückt. Ueberall findet man noch wohlerhaltene Reste der gewaltigen Herrschaft des deutschen Ritterordens. Ein Schloß wie die wiederhergestellte Marienburg, den Sitz der Hochmeister, giebt es wohl nirgends in der Welt. Fast in allen Städten stehen noch die Ordensschlösser der Landpfleger und Komthure. Dagegen ist die ursprüngliche preußische Bevölkerung vollständig vertilgt oder in der Einwanderung untergegangen. Die Einführung des Christenthums durch die polnischen Herzöge dauerte vom Martyrium des heiligen Adalbert bis zur Herbeirufung des deutschen Ordens zweihundert Jahre. Der Orden kämpfte um den Besitz des Landes fünfzig Jahre, und so ist der ursprüngliche Stamm, seine Sprache und seine Denkmäler bis auf einige Aschenkrüge und Waffen vollständig vertilgt. Die Besitznahme eines Landstriches wurde durch Anlegung einer Burg bezeichnet, unter deren Schutz deutsche Ansiedelungen sich bildeten. Nur zwei Familien, die Kalnein und Perbandt, sind nachweislich preußischen Ursprungs, die Dohna, Lehndorff, Dönhoff, Waldburg u. s. w. sind die Angehörigen der Ritter. In seiner Blüthe war der Orden eine souveräne Macht, seit Siegfried von Feucht-

wangen den Sitz der Hochmeister von Venedig nach Marienburg verlegte und die Kniprode, Jungingen, Aldenburg und Reuß mit gewaltiger Hand, aber auch unter beständigen Kämpfen, die Herrschaft führten. Die Städte, welche nachmals vom Orden abfielen, tragen den Stempel ihres hanseatischen Ursprunges. Danzig ist eine der schönsten Städte, die ich kenne. Es erinnert sehr an Lübeck, aber übertrifft es an Größe, Schönheit und Reichthum. Die Gegend ist reizend, drei- bis fünfhundert Fuß hohe Berge mit dichtem Laubwald, der gewaltige Strom, die üppige Niederung und das Meer vereinen sich zu einer prachtvollen Umgebung. Sehr interessant war auch die Besichtigung des prachtvollen Hauptgestüts Trakehnen und der Remonte-Depots von Jurgaitschen, Neuhof u. s. w. Selten sieht man wohl so viel treffliche Pferde beisammen; in Trakehnen allein über tausend Zuchtstuten und Fohlen.

Magdeburg, den 25. August 1855.

144 An die Gattin.

Soeben geht ein Brief ein von Heinz, in welchem er mich unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses benachrichtigt, daß der Prinz Friedrich Wilhelm, unter dem Vorwande einer Badereise nach Ostende, sich auf einige Wochen nach England begiebt, und daß in der Absicht liegt, mich zu dieser Reise zu kommandiren. Abreise in den ersten Tagen des September. Hiernach ist unser Wiedersehen auf einige Wochen hinausgerückt, mein gutes Weibchen, aber Du freust Dich wohl für mich auf die schöne Reise. England so zu sehen, ist beneidenswerth. Ich brauche Dir nicht das strengste Geheimniß anzuempfehlen und hoffe, daß wir die Reise auch noch einmal zusammen machen. Ich werde wohl auf einen Tag nach Berlin müssen, da mir kompletter Zivilanzug, pantalon collant (anschließendes Beinkleid) mit Schuh und Strümpfen nöthig ist.

Magdeburg, den 1. September 1855.

145 An die Gattin.

Gute, liebe Marie. Ich hoffte immer, ich würde Dir bald etwas Bestimmtes über die nächste Zukunft schreiben können, aber bis jetzt ist nichts da. Der König hat dem Fürsten gesagt, zum 1. Oktober wünsche er, daß ich zum Prinzen käme, und gefragt, ob ich wohl schon zum 14. September abkömmlich wäre. Der Fürst hat natürlich erwidert, daß dies zu jeder Stunde der Fall sei. Daß die Reise nach England sich so lange verzögern sollte, glaube ich nicht, denn gewiß wird der Prinz zu dem Fest am 30. September wieder zurück sein wollen, und vierzehn Tage sind doch eine zu kurze Frist; ich erwarte daher eigentlich stündlich den blauen Brief. Der Fürst hat allen Adjutanten erzählt, daß vor dem

Manöver anderweit über mich disponirt werde, was mir gar nicht lieb ist. Das Ziel der Reise soll natürlich durchaus geheim bleiben. Aus den Zeitungen sehe ich, daß die Königin von England am 8. nach Schottland geht.

Da es sich um eine vollständige Zivilgarderobe für mich handelt, so bin ich auf einen Tag nach Berlin gewesen. Leider traf ich Heinz nicht: er war mit dem Prinzen zum Manöver der Garde. Ich ermittelte aber seinen Schneider und bestellte bei dem dasselbe wie er, wodurch ich ziemlich sicher bin, zur rechten Zeit alles Nöthige zu haben. Die Garden kehren heute zurück, und so wird sich Alles hoffentlich bald entscheiden.

Den 3. — Gestern las ich in der Zeitung die Beförderung des Prinzen Friedrich Wilhelm zum Obersten. Noch immer ist nichts Näheres über die Reise eingegangen, und ich habe eben an Heinz geschrieben und ihn um einige Mittheilung gebeten. Diese Ungewißheit ist recht lästig, zumal ich hier gar nichts zu thun habe.

Abends. — Eben erfahre ich, daß der Prinz Friedrich Wilhelm gestern Abend acht Uhr durch Magdeburg nach dem Rhein passirt ist und zwar nach Ostende.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW, Kochstraße 68—71.

Zweiter Theil
1855 bis 1891.

Marie Burt,
als Braut.

Digitized by Google

Durch Kabinets-Ordre vom 1. September 1855 wurde Moltke zum ersten persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt.
Siehe Charakterbild Band I, Seite 31 ff.

Berlin, den 9. September 1855.

1 An die Gattin.

Vorgestern Abend fuhr ich nach Potsdam und meldete mich gestern bei Seiner Majestät und beim Grafen Dohna. Ich wurde zur Tafel befohlen und fuhr Abends hierher, Hotel de France. So viel habe ich nun mit Sicherheit erfahren, daß der Prinz auf ausdrückliche Veranlassung des Königs den Winter in Berlin zubringt, um sich wissenschaftlich auszubilden. Zum Sommer soll er dann Bataillon, Regiment und Brigade führen, letzteres vielleicht in der Provinz. Von der Reise nach England wußte Graf Dohna nichts, Schöler zweifelte daran, und doch bin ich überzeugt, daß der Prinz jetzt drüben ist. Da dies nicht ohne Vorwissen des Königs möglich, so folgt daraus, daß Seine Majestät dem Hausminister, dem Militärkabinet und dem ersten Adjutanten ein Geheimniß daraus macht.

Morgen gehe ich in einem Zug bis Gotha und vielleicht gleich bis Mühlhausen, wenn eine Post noch Abends geht. Der König wird am 18. und 19. den Manövern in der Gegend von Nordhausen beiwohnen und trifft dann mit der Königin in Eisenach zusammen. Von dort gehen sie nach Speyer, Trier, Saarlouis, Köln und vom 30. bis 5. bleiben die Majestäten in Stolzenfels. Der Prinz von Preußen wird daher wohl seinen Aufenthalt in Ostende am 20. d. Mts. beenden. Wo ich ihn aufzusuchen habe, weiß ich noch nicht. Jedenfalls gehe ich am 30. d. Mts. nach Koblenz zur Prinzeß von Preußen, wo ich dann meinen Herrn treffe.

Es wird sich wohl noch Alles zum Guten entwickeln, wenn ich nur erst näher mit meinem jungen Prinzen bekannt werde. Sobald ich Näheres erfahre, schreibe ich Dir wieder. Bleibe mir gut, liebes Weibchen, und laß uns froh wieder zusammentreffen und nicht öfter uns trennen, als durchaus nothwendig ist.

Gutes, liebes Herz, gute Nacht. Dein für immer.

Nordhausen, den 16. September 1855.

2 An die Gattin.

Es ist sehr angenehm, daß Du Dich gleich selbst muthig und umsichtig in Thätigkeit setzen willst. Der Prinz von Preußen wird übermorgen hier bei uns erwartet, er ist indeß vor einiger Zeit unpäßlich gewesen; auch werde ich wohl jedenfalls nach Koblenz zur Prinzeß müssen. Sobald ich diese Herrschaft und Prinz Friedrich Wilhelm selbst gesehen, gebe ich Dir sogleich Nachricht. In den Zeitungen habe ich bis jetzt nicht gelesen, daß er wirklich schon nach England gereist wäre; so ist es möglich, daß es erst nach dem 30. d. Mts. geschieht.

Den 17. früh. — Gestern ging ein Schreiben des Feldmarschalls Grafen Dohna an mich ein:

„Seine Majestät wünschen, daß Euer pp. sobald als irgend thunlich dem Prinzen Friedrich Wilhelm nach England folgen, zuvor aber sich bei Prinz und Prinzeß von Preußen melden. Zu dem Ende wollen Seine Majestät, daß Ew. pp. am 19. sich nach beendigtem Manöver dem Gefolge Seiner Majestät anschließen und mit demselben an diesem Tage bis Eisenach und am 20. bis Mainz oder Speyer reisen, um sich beim Prinzen von Preußen zu melden, welcher an einem dieser beiden Punkte mit Seiner Majestät zusammentreffen wird. Gleich nach dieser Meldung werden Sie nach dem Wunsche Seiner Majestät sogleich nach Koblenz reisen, um sich der Frau Prinzeß vorzustellen, und sodann ohne Aufenthalt dem Prinzen Friedrich Wilhelm nach England (eigentlich Schottland) folgen. Vom Manöverterrain bis Eisenach würden Sie mit dem Generalarzt Dr. Grimm fahren, dann per Eisenbahn. In Eisenach und Speyer ist ein Nachtquartier für Sie besorgt. General v. Schöler wird Ihnen einen Reisepaß mitbringen. Die vorstehenden Bestimmungen Seiner Majestät habe ich soeben erst erhalten, sonst würde ich sie Ihnen früher mitgetheilt haben."

Es freut mich, daß der König doch Werth darauf legt, daß ich den Prinzen begleite, und daß ich a glimpse of England catch (daß ich England flüchtig sehe). Am 30. wird der Prinz jedenfalls nach Koblenz zurück sein wollen. Es scheint, daß die Verlobung der Prinzeß vor sich gehen wird, wo dann auch der König zugegen sein würde. Ich werde wohl Zeit haben, von Köln ein paar Zeilen zu schreiben, gutes Herz. Die nächsten Anordnungen muß ich nun Deiner verständigen Thätigkeit überlassen. Adieu.

Koblenz, im Riesen, den 22. September (1855).

3 An die Gattin.

Hier kann ich nicht sein, ohne wenigstens einige Worte an Dich zu richten, liebes, gutes Herz, wenn es zwar heute nicht viel werden wird. Ich sitze mit der Aussicht nach dem schönen Ehrenbreitenstein und dem grünen Rhein mit seinem regen Leben und Treiben, und Alles er-

innert mich an die schöne Zeit, die ich mit Dir hier zugebracht. Mit Wehmuth schaute ich heute von außen in die schönen, hohen Zimmer unsrer alten Wohnung, die jetzt ein Engländer innehat. — Doch ich habe Dir von den letzten Tagen zu berichten. Die Manöver gingen bei gutem Wetter zur vollen Zufriedenheit vor sich. Am Schluß des letzten fuhr ich mit Schöler ab. In Wülfingerode wohnte ich parterre in einem Zimmer, welches im Frühjahr unter Wasser gestanden hat. Als wir Abends um acht Uhr in Eisenach ankamen, war ich recht unwohl. Wie gerne hätte ich mich gelegt, aber die Königin wurde erwartet. Ein langes Souper, welches ich nicht anrührte, dann noch das Eintreffen des Großherzogs. Tags darauf ging es nach Mainz, wo der Prinz von Preußen eintraf. Dann nach Speyer, um den wundervollen Dom zu sehen. Der Prinz sprach mit mir eine halbe Stunde lang sehr offen, und ich bin völlig befriedigt von ihm geschieden und fuhr Abends, aber recht unwohl, nach Mainz. Heute in Koblenz. Es war ein wundervoller Tag, und die herrliche Gegend erfreute mich, obwohl ich mich krank fühle. Es ist aber auch theils Erschöpfung; heute ist die Fatigue gering, und heute Nachmittag geht es besser. Ich machte meine Besuche am Hofe. Die Prinzeß erzählte mir ungefähr dasselbe wie der Prinz. Ich dinirte dort um vier Uhr und soll heute Abend zum Thee bei ihr sein. Morgen gehe ich hoffentlich nach Köln, wo ich mit einiger Spannung erwarte, ob meine Zivilgarderobe eingetroffen sein wird. Der Prinz wird, wie es scheint, zum 30. doch noch nicht zurückkehren, sondern erst zum Geburtstag des Königs, wo die Armee ihm einen Degen überreicht zu seinem 50jährigen Eintritt in die Armee.

Sonntag. — Ich habe mich ganz zurecht geschlafen, und es geht mir wieder wohl; der Thee bei der Prinzeß dauerte zwar bis nach elf Uhr. Der Herzog Bernhard von Weimar war da. Ich gehe heute Nachmittag nach Köln. Morgen Mittag von da nach Gent, wo ich Abends neun Uhr eintreffe, Dienstag um neun Uhr weiter und bin Abends um fünf Uhr in Dover. So viel habe ich schon bemerkt, daß das Terrain, auf dem ich künftig mich zu bewegen habe, ein sehr schwieriges ist. Die beste Politik wird sein, ganz gerade und offen zu verfahren und, wenn das nicht ausreicht, zurückzutreten. Die junge Prinzeß ist ein Engel.

Edinburgh, den 28. September 1855.

4 An die Gattin.

Wie oft habe ich alle diese Tage gedacht, wenn Du doch mit wärest, um Alles das auch zu sehen. Ich habe mich wie ein Schwamm vollgesogen und muß nun nothwendig wieder etwas von mir geben. Meinen Brief aus dem Koblenzer Riesen und den Koffer wirst Du erhalten haben. Bei wundervollem, warmem Sonnenschein glitten wir auf der Concordia an Andernach, Nonnenwerth und allen den schönen, Dir

bekannten Orten hinab nach Köln. Ich stieg im Mainzer Hof neben der Post, mitten in der garstigen Stadt ab und war sehr erfreut, meine Zivilgarderobe glücklich beisammen zu haben. Alles und ein kompletter Militäranzug ging in den neuen Koffer. Helmschachtel und ein Mantelsack für Friedrich bilden das ganze Handgepäck. Da ich Montag erst um elf Uhr fort konnte, so mußte ich die Nacht in Gent bleiben, da man sonst um sieben Uhr früh abfährt und in 24 Stunden London erreicht. Eine andere Noth war immer, die rechten Wagen zu finden. In Mecheln saß Friedrich schon im unrechten und wäre ruhig nach Paris gefahren. Der arme Kerl kann mit Niemand sprechen. Montag Mittag um drei Uhr kamen wir nach Calais. Ich dachte, der Ort wäre so hübsch wie Boulogne; es ist aber die garstigste Stadt, die ich je gesehen habe. Wegen niedrigen Wassers konnte der Dampfer „Prinzeß Maud" nicht über die Barre und mußte die Fluth bis Abends neun Uhr abwarten. Ich ging auf dem fast eine Viertelmeile langen Molo auf und ab. Man sah sehr deutlich die sieben Meilen entfernte englische Küste und erkannte die Hügel mit dem Kastell von Dover mit bloßem Auge. Den Tag über hatte ein scharfer Ostwind geweht, und das Meer war ziemlich bewegt. Das Schiff war nicht groß, aber mit enorm hohen Rädern, zur Eilfahrt eingerichtet. Kein Rheindampfer läuft stromabwärts so schnell. Es war eine milde Vollmondnacht, und prächtig sah es aus, wie die hohen Wellen schäumend durchschnitten wurden. Vorsorglich legte ich mich bald platt auf das sauber gewaschene Verdeck, denn alle Plätze waren besetzt. Ein Matrose deckte mich freundlich mit seiner Theerjacke zu. Das Schiff hatte eine starke Seitenbewegung, da die Wellen von der Seite kamen. Ich merkte aber bald, daß es keine Noth hatte, und stand wieder auf. Die hohen Kreidefelsen, vom hellsten Mondlicht beschienen, sahen so nahe aus, daß man hätte wetten mögen, wir wären nur eine Viertelmeile entfernt, und doch fuhren wir noch eine halbe Stunde, also wohl zwei Meilen. Friedrich war regulär seekrank und ist wohl geheilt von der Vorliebe für Nautik, die ihn auf der Gefion anwandelte, welche freilich still auf der Rhede lag. Nach anderthalb Stunden Ueberfahrt brauste der Dampfer in die Molen von Dover hinein. Nun ging's in das custom-house (Zollhaus), was über eine Stunde dauerte, da man mit der größten Strenge alle Koffer untersucht. Prinzeß hatte mir nicht nur Briefe, sondern auch versiegelte Packete mitgegeben, was mich recht in Verlegenheit setzen konnte. Die Uniformsachen, die obenauf lagen, schützten mich aber, und man ließ meinen Koffer undurchsucht. Das beste Wirthshaus, welches ich je gefunden, ist Lord Wardens Hotel in Dover, ein wirklicher Palast aus Sandstein mit Säulen, Balkon, Spiegelscheiben, Teppichen, Himmelbetten, Damastgardinen ꝛc., unmittelbar am Meer. In dem fürstlich schönen, blendend hellen parlour (Empfangzimmer) mit einem cheerful coal-fire (munteren Kohlenfeuer) stand der Thee servirt, den ich mir gut schmecken ließ. Lange ging ich noch in meinem Zimmer umher, hörte das Meer brausen und schaute in die warme Mondnacht hinaus. Die Seeluft hatte meine Nerven gestärkt, und ich befand mich endlich wieder wohl.

Gern wäre ich am Mittwoch früh auf das Kastell gestiegen, aber um acht Uhr ging der Zug ab. Es war wieder der schönste, milde Sonnenschein. Das Land erhält einen eigenthümlichen Charakter dadurch, daß die größte Hälfte nicht beackert ist, sondern für Viehzucht benutzt wird. Die Koppeln erinnern sehr an den östlichen, hügeligen Theil von Holstein. Alles ist grün und mit Laubwald abwechselnd. Die Häuser sind mehr wie in Ostfriesland gebaut, die Feueressen an der Giebelseite, so daß der Kamin zwischen den Fenstern liegt. Hin und wieder treten die Felsen zu Tage. Jetzt erblickten wir Greenwich und Woolwich, aber nun war es vorbei mit der Schönheit der Gegend. Alles war trotz des heiteren Tages in einen dichten Nebel und Kohlendunst gehüllt, über welchem nur die ungeheure Kuppel von St. Paul hervorragte. Die Eisenbahn führt über die Dächer der Häuser durch ganz Southwark bis an Londonbridge, die letzte, unterste Themse=Brücke, von wo man den Tower erblickt. Ich nahm Mittags halb zwölf Uhr gleich ein Cab und fuhr quer durch die ganze Stadt nach Kings Croß, von wo der nächste Zug um fünf Uhr Nachmittags abging, und deponirte zunächst Friedrich in einem Speisehaus, wo ich sein Diner für ihn bestellte und mit a pint of porter (ein Seidel Porterbier) würzte. Dann überließ ich ihn seinem Schicksal und irrte nun umher durch Temple Bar nach St. James Park in die Westminsterabtei, eine prächtige, alte, gothische Kirche. Von den vielen Denkmälern zog mich eigentlich nur William Shakespeare an. Dann sah ich den neuen Parlamentspalast; das ist wirklich eine Pracht. Solche altgothischen Hallen und Gänge habe ich bis jetzt nur in Zeichnungen gesehen. Bei den ungeheuren Dimensionen überraschte mich schließlich die Kleinheit des eigentlichen Sitzungssaales des House of Commons (Unterhaus = Haus der Abgeordneten). Ein boisirtes (getäfeltes) Gemach, sehr einfach, in welchem 600 Mitglieder sitzen. Aber um die Redner zu verstehen, ist es eben wünschenswerth, daß es nicht zu groß sei. Der Speaker (Sprecher, Vorsitzende), der nie spricht, aber an den alle Reden mit der Anrede Sir gehalten werden, sitzt auf einer Art Thron. Die Pairskammer oder vielmehr House of Lords mit dem königlichen Thron, dem Wollsack, in reicher Vergoldung war leider nicht geöffnet. Ueber Westminster, Waterloobridge und Strand nach St. Pauls. Hübsch ist, wie die kleinen Dampfschiffe, eine Art Wasseromnibus, auf und ab eilen. Die Straßen sind voll cabs, flys (Fliegen, d. h. besondere Arten leichter Wagen) und Omnibus. Die Pracht der Läden ist sehr groß. St. Pauls erinnert lebhaft an die Peterskirche. Die Kuppel ist ziemlich ebenso hoch, 400′, und nächst der Pyramide des Cheops eines der höchsten Bauwerke der Welt. Die Spannung des Gewölbes 100′, also 30′ weniger als St. Peter. Die Höhe bis an die Kuppel ist enorm. Die ganze Anordnung, die Laterne in der Kuppel, die viereckigen Pfeiler, die Länge des Schiffes sind gerade wie in St. Peter. Nur ist die Kuppel sehr häßlich gemalt. Aber es fehlt durchaus das Leben, welches zu allen Zeiten die römische Basilika erfüllt, die Kapellen, die Altäre, die Beichtstühle, welche die Gläubigen in allen Theilen des großen Baues versammeln. Die Wände

sind in St. Paul kahl, die Heiligen verbannt, und die Bildnerei beschränkt sich auf die Apostel, welche sich in befremdlicher Gemeinschaft mit einigen Staatsmännern und Kriegshelden der englischen Nation befinden. Es war gerade Gottesdienst, und zu meiner Ueberraschung hörte ich einen ergreifend schönen Chorgesang von Männern und Knaben in schwarzem Talar mit weißen Chorhemden, eine Fuge mit Orgelbegleitung, vortrefflich ausgeführt. Alles war indeß im hohen Chor versammelt, und der ganze weite Raum der Kirche bildete eine trostlose Leere. Protestantische Kirchen sollten nie groß sein. Gepredigt kann nur für Hunderte, die Messe kann für Tausende gelesen werden. Quite knocked up (völlig zerschlagen) kam ich nach Kings Croß zurück. Ich hatte in einem Oystershop (Austernladen) gefrühstückt. Solange ich in England bin, habe ich noch keinen Wein getrunken. Der Sherry kostet 6 Sh. oder 2 Thlr. die Flasche, Moselwein 11 Sh. = 3 Thlr. 20, Rheinwein 14—21, also über eine Guinee die Flasche. Das Bier ist so vortrefflich, daß ich mir diese Ausgabe nicht machen mag. Für Friedrichs Kaffee zahlte ich des Morgens 1½ Sh. oder 15 Sgr. Da ich die Expreßtrains benutzen muß, so kann nur die zweite Klasse für ihn gelöst werden. Die erste, in welcher ich fahre, ist übrigens nicht so gut wie bei uns die zweite. Da der arme Kerl, wie Papageno, seit dem Rhein ein Schloß vor dem Munde hat, so habe ich nur Kosten und Mühe von seiner Begleitung, da ich überall Noth habe, daß er mir nicht rettungslos abhanden kommt. Die Mitnahme war aber unerläßlich. Die englischen Züge fahren kaum viel schneller als bei uns, aber die Expreßtrains halten nur sehr selten und dann nur eine bis drei Minuten an. Dadurch wird außerordentlich an Zeit gewonnen. Nach York sind über 200 miles (englische Meilen, d. h. 322 Kilometer) und vor elf Uhr Abends waren wir da.

In York hatte ich Donnerstag früh nur so viel Zeit, daß ich die berühmte Kathedrale sah. Sie hat eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit dem Kölner Dom, nur nicht dessen ungeheure Dimensionen, namentlich der Höhe. Ich bin erstaunt gewesen, was in Köln wieder fertig geworden ist. Das ganze Südportal steht in voller Pracht fertig. Die Rippen der Gewölbe unter dem Nothdach sind auch schon fertig. Sobald der nördliche Thurm so hoch ist, daß er die nöthige Widerlage bildet, kann das ganze Mittelschiff überwölbt werden, und dann fällt die Mauer im Innern, welche bis jetzt das hohe Chor abschließt, das Nothdach wird abgenommen, und erst dann bekommt man einen richtigen Begriff von dieser unbedingt schönsten aller Kirchen der Christenheit. Die Kathedrale von York, obwohl in diesem Jahrhundert zweimal abgebrannt, hat indeß vor ihrer rheinischen Schwester den Vorzug, daß sie fertig ist.

Von York ging es um neun Uhr ab, durch eine ziemlich uninteressante Gegend nach Newcastle upon Tyne, der Metropole aller Kohlenschachte. Dieser Ort liegt sehr schön. Wir hielten neben der wunderlichen, alten, hohen Burg des Robert Courthose, eines Sohnes des Eroberers, an. Sein älterer Bruder hieß William Longmantle. Ein hoher Viadukt führt über den schiffbaren Fluß, und das Meer tritt nahe heran. Aber ganz

Northumberland und Durham sind in einen Rauch gehüllt, der alle Gegend verdirbt. Das Meer sieht aus wie ein grauer Brei. Dennoch bilden die hohen Felsenklippen am Gestade, durch welches von jetzt an die Eisenbahn zieht, viele überraschende Ansichten. Das Land ist ziemlich flach, und sehr auffällig erscheinen die hohen Basaltkegel, sobald man bei Berwick auf schottisches Gebiet tritt. Um halb vier Uhr hatten wir 250 miles oder 50 deutsche Meilen zurückgelegt und fuhren durch lange Tunnel in Edinburgh ein.

Das Hotel Royal, in welchem ich hier wohne, ist lange nicht so schön und komfortabel wie die englischen Gasthöfe, aber doch recht gut. Es war dichter Nebel, und ich sah die gewaltigen Häusermassen nur als Silhouette auf dem grauen Himmel. Abends ging ich auf der prachtvollen Princes street (Fürstenstraße) umher und sah mir die glänzend erleuchteten Läden an. Ich kaufte vor Allem einen Hut und bestellte Visitenkarten.

Heute, Freitag, bin ich von acht bis vier Uhr ununterbrochen herumgegangen, um Edinburgh anzusehen. Ich nahm Friedrich mit. Es ist wahr, daß die schottische Hauptstadt unbedingt an Schönheit mit Neapel wetteifern kann; eine solche Mannigfaltigkeit von Meer und Land, Bergen und Thälern bietet die Umgegend dar. Aber wie schön auch die Erde, es fehlt der Himmel des Südens, die klare, durchsichtige Luft, die warme Beleuchtung und mit ihr die Poesie der Landschaft. Es war Sonnenschein und doch Alles grau. Ich breche hier meinen Bericht ab, denn soeben, halb elf Uhr Abends, geht ein immediate telegraphic despatch (Depesche) ein, mit Bleistift geschrieben: „The queen and prince wish you to come on to Balmoral immediately. Colonel Phelps." (Die Königin und der Prinz wünschen, daß Sie sofort nach Balmoral kommen. Oberst Phelps.) Morgen früh acht Uhr reise ich ab, 150 miles to Aberdeen, dann posthorses (Postpferde) 28 miles to Balmoral.

Balmoral, den 30. (September 1855.)

5 An die Gattin.

Sonntag. — Beim schönsten Sonnenschein und durch die herrliche Gegend fuhr ich gestern mit der Eisenbahn weiter. Ganz besonders schön wird das Land bei Stirling, bis wohin der Firth of Forth einschneidet. Hinter demselben erheben sich hoch die Berge des Grampian, und der Allanfluß bildet mit seinen waldigen Ufern einen Abschnitt, der in den Kriegen der Grenze eine wichtige Rolle spielte. Das wohl erhaltene, wunderschöne Kastell von Stirling, in welchem die unglückliche Königin Marie so lange gefangen saß, liegt überaus malerisch. Die Eisenbahn steigt nun recht steil durch das prächtige Thal des Allan auf die Höhe hinauf, wo sich die Scene gänzlich ändert. Die Vegetation wird immer dürftiger, und der Wald hört auf. Es wächst nur noch Roggen, dann Hafer, Gerste und turnips (Runkelrüben). Der Hafer

steht zum Theil noch auf dem Halm. Weite Haidestrecken mit zahllosen Granittrümmern und hin und wieder eine Hütte mit Strohdach und engen Fenstern erinnern an die Walter Scottschen Beschreibungen. Doch kommen oftmals auch wieder schöne Schlösser und Waldpartien vor. Schließlich tritt die Eisenbahn bei Aberdeen wieder an das Meeresufer heran, wo sich höchst malerische Klippen und tiefe Felseinschnitte zeigen, in welche die Wogen hineinschäumen, und in die man ein Schmugglerschiff sich hineindenken kann. Von Aberdeen, 100 deutsche Meilen nördlich London, lenkt die Bahn wieder ganz westlich landeinwärts, immer dem Laufe des schönen Dee river (Dee-Fluß) folgend. Es war schon sieben Uhr Abends, als ich mit Extrapost von Aboyne abfuhr, und bei hellem Mondschein, aber bitterlicher Kälte traf ich Abends elf Uhr hier ein.

Es ist sehr überraschend, daß die königliche Gewalt von England sich in diesem menschenleeren, kahlen, kalten Gebirgsrücken befinden soll, und fast unglaublich, daß die mächtigste Monarchie allen Hofstaat so abstreifen kann. Es ist ein reines Familienleben hier, zwei Kavaliere, zwei Damen und freilich nur sechs Kinder, die ältesten. Nur ein Minister ist stets anwesend, jetzt der Herzog von Argyle, ein ganz junger Mann, ein echter Schotte mit rothen Haaren. Kein Portier, kein Heer von Lakaien, nicht ein Mann Wache war zu sehen. Ich fuhr unmittelbar vor der Thür Ihrer Majestät vor, und als ich in die mit Hirschgeweihen geschmückte Halle trat, schallten mir die Töne eines Dudelsacks entgegen. Man tanzte in einem anderen Saal nach den nationalen Klängen der bag-pipe (Dudelsack).

Das Schloß von Balmoral, in welchem die Königin wohnt, ist neu und nicht einmal fertig, ganz aus schönem Granit erbaut. Für mich sind Zimmer in dem dicht daneben liegenden, alten Schloß eingerichtet. Der gute Roth, Garderobier des Prinzen, installirte mich, ein cheerful fire (munteres Feuer) wurde bald im Kamin angezündet, eine turtle Suppe, Coteletts rc. und a pint of cherry (Schoppen Kirschwein) wuchsen an, und bald erschien Heinz mit der Aufforderung, mich vorerst auszuruhen. Heute halb neun Uhr habe ich mich dann endlich beim Prinzen gemeldet, welcher mich sehr freundlich und herzlich empfing. Dann ging es zum Frühstück, die königlichen Herrschaften unter sich, das ganze Gefolge für sich. Dabei herrschte die völligste Zwanglosigkeit; ich bin im braunen Reiserock und schwarzer Binde, auch bleibt man so zum luncheon (Frühstück) zwei Uhr, und erst Abends acht Uhr zum Diner wird der schwarze Frack, pantalon collant (anliegendes Beinkleid), Schuhe und Strümpfe angelegt. Ob für mich schon früher eine Präsentation stattfinden wird, weiß ich nicht. Um zwölf Uhr ist Kirche und zwar eine Meile von hier, nach dem strengsten John Knoxschen Ritus, sehr lang. Ich werde mich davon dispensiren und mit Heinz etwas in der Gegend umherstreifen. Nach dem Frühstück fahre ich mit dem Prinzen zur Herzogin von Kent, für die ich ein Packet habe. Ich kann mir denken, daß das Leben, ein rechtes Familienleben, hier höchst angenehm sein muß, und bedauere, daß wir morgen Vormittag schon wieder abreisen. Doch ist es mir lieb, auch

nur einen Blick hineinzuthun. Sehr gespannt bin ich auf die Bekanntschaft der Allerhöchsten Persönlichkeiten.

Die Gegend ist rauh, aber sehr romantisch. Zunächst um das im Stil der Elisabethzeit erbaute Schloß etwas Wald und grüner Rasen, dahinter aber gleich kahle Hügel, welche in ihrer Form, und mit Steintrümmern bedeckt, an den oberen Brocken erinnern. Der Dee in einem steinigen, breiten Bette bildet das Thal und rauscht unter einer schönen Drahtbrücke fort. Charakteristisch ist aber, wie gesagt, die tiefe Ruhe. Kein Getümmel von Dienerschaft oder Fremden, keine Equipagen, und Niemand kann ahnen, daß hier der Hof eines der mächtigsten Staaten residirt, und daß aus diesen Bergen die Weltschicksale wesentlich mitbestimmt werden. Am Auberge, nahe hinter dem Schloß, stehen mitten im Haidekraut solche Hütten, wie Sir Walter sie beschreibt. Ich wurde beim Frühstück einer Dame vorgestellt von großer Schönheit, aber nicht mehr jung. Wegen ihres einfachen, bescheidenen Wesens hielt ich sie für eine Erzieherin der königlichen Kinder. Nachher erfuhr ich, daß es die Herzogin von Wellington sei. Mir fiel ein, wie viel exklusiver in der Regel unsere Damen auftreten, die doch keine peeresses, also wirkliche Reichsfürstinnen, sind. Die andere Dame ist Miß Byng; der equerry in waiting (Hofstallmeister vom Dienst) ist General Gray, der master of the house (Hofmarschall) des Prinzen Albert Colonel Phelps.

Die Kirchfahrt geschah in zwei zweispännigen Wagen mit einem outrider (Vorreiter), alle Livreen schwarz, bloß mit Kokarde am Hut. Die Pferde derbe Grauschimmel. Die Lakaien im Schloß in Scharlach.

Abends. — Ich fange schon jetzt an, zu bedauern, daß es morgen fortgeht. Was sind das für prächtige Menschen. Nach dem luncheon wurde ein walk (Spaziergang) beschlossen. An der Dee-Brücke war das Rendezvous mit den Damen der Herzogin von Kent, deren Palais eine Viertelmeile entfernt liegt. Denke Dir die jungen Damen mit dicken Nägelschuhen, braunen Strümpfen, hochaufgeschürztem Bauernrock und runden Hüten, einen derben Stock in der Hand. So ging es über Hecken und Mauern mit kräftiger Unterstützung der Herren, die vor und hinterher blieben, dann einen steilen Berg hinauf mit großen Steinblöcken. Lady Bruce, die etwas stark ist, konnte nicht folgen; ich brachte sie unten um den Berg und stieß erst nach einer halben Stunde wieder zur übrigen Gesellschaft. Mit Lady Seymour kroch ich in eine Erdhütte, aus der Rauch durchs Dach drang. Sie wollte nicht glauben, daß Menschen drin wären. Da war kein Tisch, kein Stuhl, kein Fenster, kein Rauchfang, wohl aber drei Weiber, eins blind, eins krank. Ich gab einen Shilling, und als wir ein Stück fort waren, sagte meine schöne Begleiterin: »I should like, to have a shilling from you« (Ich möchte gern einen Schilling von Ihnen haben) und ging zurück, um ihn zu geben. Dann wateten wir durch einen Bach, kletterten über eine Mauer und holten die Anderen ein. An der Brücke trennte man sich mit einem shake-hands (Händeschütteln), der von den Damen ausging. Ziererei ist hier nicht Mode. Sie lachen über ihr schauderhaftes

Französisch. »Ce serait une impertinence de vous parler Anglais.« »Do, never mind!« »You know nobody?« »No, but I do not feel a stranger here.« („Es wäre ungebührlich, mit Ihnen Englisch zu sprechen.“ — „Durchaus nicht!“ — „Sie kennen doch Niemand?“ — „Nein, aber ich fühle mich hier nicht fremd.“).

Montag früh. — Meine Vorstellung gestern ging sehr einfach von statten. Der Hof war im Drawing-room (Empfangssaal) versammelt, und um halb neun Uhr erschien die königliche Familie. Prinz Friedrich Wilhelm führte die Königin, welche ein weißes Spitzenkleid und Brillanten trug, dann folgten Prinz Albert mit der Herzogin von Kent und die Prinzeß Royal. Der Royal husband (Prinz-Gemahl der Königin, Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha) war in hochschottischer Tracht, einer schwarzen Jacke, den Cordon des Schwarzen Adlerordens über die weiße Weste, den Kilt und die Gamaschen, die Beine nicht etwa in Tricot, sondern ganz korrekt bloß. Die Präsentation erfolgte durch den Prinzen im Vorübergehen. Ich war angewiesen, die Herzogin von Wellington in den Speisesaal zu führen, sie dort ihrem Schicksale zu überlassen und mich neben der Herzogin von Kent zu setzen, gegenüber der Königin. Die Konversation mit den königlichen Herrschaften erfolgte auf deutsch, was Alle fließend sprechen. Nur die Herzogin von Kent sprach mit ihrer Tochter englisch. Mit den Uebrigen half man sich mit englisch und französisch. Das Diner war sehr gut, die Speisen wurden ebenso angekündigt, wie bei uns die feinen Weine. Von letzteren gab es erst Sherry und Madeira, dann gleich Champagne doux ou froid (non mousseux) (Champagner süß oder kalt — nicht schäumend) zum Dessert Claret und Bordeaux. Dann erhob sich die Königin und zog sich mit den Damen ins Drawing-room zurück. Die Herren setzten sich wieder, aber eigentlich nur der Sitte wegen und auf kurze Zeit, es wurde alter Sherry gereicht, aber sehr bald aufgestanden. Dann gingen die Prinzen zu den Damen, während der Hof den Kaffee im Speisezimmer nahm und schließlich ebenfalls sich im Drawing-room etablirte. Eine andere Etikette ist, daß man ohne Hut und Handschuh erscheint. Man spielte Domino, sah Bilder; Thee wurde gar nicht servirt, und um elf Uhr zogen die Herrschaften sich zurück.

Die Prinzeß Royal ist etwas klein, hat ein rundes, freundliches Gesicht, sehr schöne, kluge Augen und einen gutmüthig freundlichen Ausdruck. Sie spricht fließend deutsch und soll ihren Pony mit großer Keckheit reiten. Den Prinzen von Wales, der noch nicht bei Tafel erscheint, hoffe ich heute zu sehen. Wir fuhren um zehn Uhr auf einem Gebirgswege nach Perth und werden die Nacht in Edinburgh bleiben.

Der Prinz will einen Tag in London und zwei Tage in Brüssel bleiben, dann nach Koblenz gehen und zu Königs Geburtstag in Berlin sein.

London, den 4. Oktober 1855, Abends.

6 An die Gattin.

Du wirst hoffentlich heute schon meinen drei Bogen langen Brief aus Balmoral erhalten haben, den ich vorgestern früh aus Edinburgh abschickte. Ich habe seitdem die drei schönsten Schlösser in England gesehen, Kenilworth, eine Ruine, Warwick, den Sitz der Earls, und Windsor, die Residenz der britischen Majestät. Alle drei waren schon zur sächsischen Herrschaft feste Plätze; aber die Bauten, die man jetzt sieht, stammen aus der Eroberung durch Wilhelm, wo es darauf ankam, die häßlich mißvergnügte Bevölkerung des Landes im Zaum zu halten. Obwohl daher diese Bauten 800 Jahre allem Wetter getrotzt haben, sind sie doch über alle Erwartung wohl erhalten, so sorgfältig wurden sie aus dem besten Material aufgeführt.

Kenilworth ist ganz unbewohnt, und doch sind selbst die äußerst schönen Verzierungen der hohen Bogenfenster des Bankefsaals noch erhalten. Da ich gerade Walter Scotts Roman kürzlich gelesen, so konnte ich mich leicht orientiren und mir den Einzug der Maiden Queen (Königin Elisabeth, die jungfräuliche Königin) vorstellen. Nichts Romantischeres giebt es als das Schloß Warwick. Durch einen Felseinschnitt von einigen 100 Schritt Länge und dicht überwölbt von hohen Bäumen gelangt man an den prächtigen Thorzwinger mit zwei hohen Thürmen, einer hinter dem andern. Ueber das Fallgitter fort tritt man in den Schloßhof, rechts der gewaltige Cavarsthurm, links der Thurm des Riesen Guy. An diesen stößt das zweistöckige Schloß. Der übrige Theil des Hofes ist mit hohen Mauern umgeben, die von den prachtvollsten Bäumen im Innern überragt sind. Eine fürstliche Pracht empfängt den Eintretenden in der Bankethalle, an welche eine Reihe von Prachtgemächern stößt. Der Blick aus den Fenstern ist unbeschreiblich schön. Der Avon fließt 100 Fuß tief unter den Mauern, und auf dem schmalen Raum zwischen dem Strom und Schloß stehen zwei oder drei Gruppen von Cedern, die jede ebenso groß sind als die im Jardin des plantes (botanischer Garten) in Paris, die uns Beiden so sehr imponirte. Jenseits dehnt sich der Park mit grünem Rasen und prächtigen Bäumen aus. — Vom größten Interesse waren mir die geschichtlichen Bilder, welche das Schloß enthält. Da waren der stolze Dudley, Graf von Leicester, der um die kalte, harte Elisabeth freite und seine arme Amy Robsart umkommen ließ. Er muß wohl in späterer Zeit gemalt worden sein. Er sieht sehr finster aus und nicht wie der galante Kavalier, welcher der Tochter Heinrichs VIII. gefährlich werden konnte. Von diesem Tyrannen hing ebenfalls ein Bild da, und nicht weit das der Anna Boleyn. An einer Wand befanden sich Elisabeth und Maria Stuart. Die Elisabeth ist doch sehr schön gewesen. Die Maria scheint kurz vor ihrem Tode gemalt zu sein. Das feine Gesicht ist blaß und abgemagert, aber von tadelloser Schönheit: es drückt die edle Seele aus, die sich nach den Verirrungen der Jugend selbst wiedergefunden hat. Ein schönes Bild Karls I. und viele andere berühmte

Männer fesseln die Aufmerksamkeit; aber man müßte Zeit haben, sie zu studiren und ihre Geschichte nachzuschlagen.

Windsor ist viel weniger romantisch; aber weit größer und prachtvoller. Es ist die eigentliche, offizielle Residenz; denn St. James und Buckingham Palace verdienen kaum den Namen von königlichen Schlössern. Hier finden sich noch viel mehr und schönere Porträts vom höchsten Interesse. Ueber alle Beschreibung prachtvoll ist die St. Georgekapelle. Im hohen Chor hängen die Wappen und Fahnen aller Ritter des Hosenbands, also auch unseres Königs. Der Blick von der Terrasse nach dem Park und auf Eaton college ist unvergleichlich.

Endlich haben wir heute noch ein Schloß gesehen, welches älter und geschichtlich merkwürdiger ist als alle übrigen, nämlich den Tower, dessen Keep (Thurm) wirklich von den Römern herrührt, der lange die Residenz der englischen Könige war, und wo unter Andern der unglückliche Heinrich VI. im Kerker schmachtete, während Eduard IV. über ihm bankettirte, bis Warwick, der kingmaker (Königmacher), ihn absetzte. Man zeigte uns den blutigen Thurm, wo Richard III. die Kinder Eduards ermorden ließ, und den Kerker, in welchem die Inschriften der Gefangenen noch an den Wänden zu lesen sind. Wir besichtigten die Krone und Kronjuwelen, unter andern den Kohi-noor oder Lichtberg, den größten existirenden Diamanten. Dann führte man uns in eine Halle, wo sämmtliche englischen Könige zu Pferde in ihren wirklichen Rüstungen halten. Auch Elisabeth sitzt auf ihrem Schimmel, von einem Pagen geführt. Ich habe also viel, aber freilich nur im Fluge gesehen.

Wir trafen gestern Abend acht Uhr ein und wurden, da Graf Bernstorff in Ems, durch Graf Brandenburg empfangen. Wir fuhren durch die ungeheure Stadt von zweieinhalb Millionen Einwohnern nach Howards Hotel, wo das Diner eingenommen wurde. Heute früh ging's nach Windsor. Abends liefen wir in den Läden umher. Ich besichtigte eine Abbildung in relief von der Belagerung von Sewastopol und einen Erdglobus von 100 Fuß im Durchmesser, den man vom Mittelpunkt aus betrachtet. Eben komme ich vom Thee herauf und will morgen früh nach Sydenham in den Krystallpalast. Um vier Uhr Nachmittags wird der luncheon (Gabelfrühstück) in Richmond bei unserm Konsul eingenommen, und Abends geht's über Dover nach Brüssel, wo der Prinz am 6. bleibt. Am 7. oder 8. will er nach Koblenz. Dort hoffe ich Nachricht von Dir zu finden. Ich werde Dir viel zu erzählen haben. Mein Prinz ist äußerst liebenswürdig und freundlich, und das ist die Hauptsache.

Schloß Brühl. — Gestern Nachmittag trafen wir hier ein, und der Prinz wurde von König und Königin sowie seinen Eltern freundlichst empfangen. Ich erhielt Deinen lieben Brief vom 30. v. Mts., geschlossen am 4. d. Mts. durch Graf Pückler. Du bist wirklich eine Soldatenfrau und weißt Dir zu helfen. Wie verständig Du Alles angestellt hast. Es ist wahrlich eine große Annehmlichkeit für mich, wenn ich nach Berlin komme, gleich eine vollständig eingerichtete Wirthschaft zu finden. Den ganzen Freitag brachte ich im Krystallpalast von Sydenham zu. Der

Hauptsaal ist über 1000 Fuß lang und 100 Fuß hoch, ganz aus Eisen und Glas erbaut. Er enthält im Allgemeinen Sehenswürdigkeiten. Um zum Beispiel einen Begriff von der Entwicklung der Baukunst zu geben, hat man in ihren wirklichen Dimensionen aufgestellt: einen ägyptischen Tempel, ein pompejanisches Haus, einen griechischen Hof, eine byzantinische Halle, gothische Säulenhalle, die Alhambra, einen Saal im Renaissancestil und so weiter. Alles aufs Treueste nachgebildet und in wirklicher Größe. Zwei sitzende Bildsäulen des Ramses, die in Aethiopien aufgefunden sind, 65 Fuß hoch. Außerdem sind wohl 1000 berühmte Statuen, antike und moderne, darunter Reiterstatuen von 40 Fuß Höhe, aufgestellt. Ein Teich in der Mitte ist bedeckt mit Lotos und Viktoria regia in Blüthe, längs allen Wänden stehen seltene Bäume von der Zeder und Orange bis zur Fichte. Unter ihrem Laube schreien und singen die Papageien und Nachtigallen. Ausgestopfte Kameele, Löwen und Giraffen werden von Indern und Mohren gezeigt, alle in ihrer wirklichen Pracht. Vor dem Palast sind die Wasserkünste von Versailles im Bau begriffen. Ein prachtvolles Orchester füllt die ungeheuren Räume mit der schönsten Musik. Ein köstlicher Park umgiebt das Ganze. Aus einem Teich kriechen die 40 Fuß langen Ichthyosauren, die Mammuth und die riesenhaften Fledermäuse der vorsintfluthlichen Welt, in Zink gegossen und so weiter.

Der schönste Punkt bei London ist Richmond. Von der Terrasse hat man wirklich eine entzückende Aussicht.

Abends neun Uhr fuhren wir aus London ab. Um halb zwölf schoß der Dampfer aus dem Hafen. Der Hafenkapitän hatte schon gemeint, daß es ein schweres Wetter sei. Ich kroch unter das Langboot, welches auf dem Verdecke stand, aber ein paar Sturzwellen überschwemmten das ganze Deck und ich flüchtete in das Boot. Die Fahrt dauerte über sechs Stunden. Abgesehen von dem Unbehagen und dem Frost, blieb ich gesund. Aber schlafen konnte ich nicht. Sehr unerfreulich waren die ersten Morgenstunden im Hotel d'Allemagne nächst der Eisenbahn. Es war heller Tag, und um halb acht ging es nach Brüssel, Hotel de Flandres. König Leopold kam aus Laeken sogleich zur Stadt, wir kamen ihm am Schloß zuvor. Dann unmittelbar erwiderte Seine Majestät den Besuch in Gala mit zwei rothen Vorreitern und sechs Pferden. Hierauf Besuch bei den Prinzen in Laeken, die unterdeß zum Prinzen gefahren waren. Abends großes Diner in Laeken. Die Erzherzogin, Herzogin von Brabant, ist sehr schön. Der Herzog und sein Bruder schrecklich lang aufgeschossen, aber Beide sehr freundliche, aufgeweckte Herren mit klugen Gesichtern. Der Hof unbeschreiblich steif und traurig, aber von größter Zuvorkommenheit.

Heute geht nun der König nach Berlin, wir mit der ganzen Familie nach Mainz, wo der Prinz von Preußen das Gouvernement übernimmt. Ich vermuthe, daß wir sehr bald nach Berlin kommen, jedenfalls bis zum 14. d. Mts.

Berlin, den 4. November 1855.

7 An den General Fischer.

... Die Geschichte meiner Kommandirung liegt ganz offen und ist auch dem prinzlichen Hof bekannt. Die Sache ging ganz auf dem offiziellen Wege durch den Oberstkämmerer an das Militärkabinet, welches mich, ohne daß ich etwas wußte, als geeignet bezeichnete. Ich habe auch Ursache, anzunehmen, daß weder der Prinz von Preußen noch die Prinzeß gegenwärtig etwas gegen mich einzuwenden haben. Welche Stellung ich aber dem jungen Prinzen gegenüber werde gewinnen können; das vermag ich trotz großer Freundlichkeit des letzteren noch nicht zu übersehen. Alle seine Sympathien ziehen ihn nach Potsdam zu seinen jungen Spielkameraden und Dutzbrüdern und am Ende auch zu seinem bisherigen, erprobten Adjutanten. Zur Zeit exerzirt er im Bataillon in Potsdam, und ich sehe ihn fast nur bei den Parforcejagden, oder wenn er mich speziell hinüber bestellt. Die eigentliche Uebersiedlung nach Berlin wird so lange wie möglich verschoben. Es ist indeß in die Wege geleitet, daß der Prinz einzelnen Plenarsitzungen in den verschiedenen Ministerien beiwohnt. Dadurch lernt er meiner Ansicht nach nur Spezialfälle kennen; es wird sich aber anknüpfen lassen, daß geeignete Mitglieder der Kollegien ihm Vortrag über den ganzen Gang der Administration halten. Ich habe um die Erlaubniß gebeten, den Sitzungen beizuwohnen, um erst selbst zu lernen, was zu lernen ist.

Außerdem hat der Prinz mich gebeten, ihm einen Feldzug vorzutragen. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm lieber über militärisch wichtige Tagesfragen Vorträge halten werde, zu welchen der große Generalstab ein interessantes Material gewährt. Gegenwärtig bin ich beschäftigt, den Krim-Feldzug und den gegenwärtigen Stand dieser Frage zusammenzustellen, wobei mir das wirklich sehr gute Buch von Rüstow und die gesammelten Notizen des Generalstabes vorliegen. Alles kommt darauf an, den jungen Herrn nicht zu langweilen, sondern ihm ein Interesse abzugewinnen.

In alter Freundschaft der Deinige.

Aachen, Dienstag Morgens den 20. Mai 1856.
(Auf der Reise nach England in Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm.)

8 An die Gattin.

Der Prinz nimmt nur einen Adjutanten nach Osbornhouse, der ganze Schwarm geht nach London, wo ebenfalls ein Theil nur in Hampton Court, der Rest in Carltonhouse untergebracht wird. Ich werde daher das schöne Wight nicht, sondern nur London zu sehen bekommen. Die Rückkehr wird sich bis zum 25. k. Mts. verzögern, ein Tag wird in Brüssel, einer in Hannover zugebracht. Bis jetzt kann ich Dir von der Reise wenig Interessantes melden. Die Tour nach Köln war hübsch,

Alles schon grün, das Wetter frisch und windig. Die Vegetation war gegen Berlin eher zurück. General Schreckenstein war im Holländischen Hof bereits angekommen. Wir fuhren gestern mit dem liebenswürdigen alten Herrn hierher und stiegen in dem Dir bekannten Grand Monarque bei Dremmel ab, wo wir an der Table dhôte ein vortreffliches Diner einnahmen. Abends acht Uhr kamen Prinzeß von Preußen, Prinzeß Luise, Prinz Friedrich Wilhelm, Heinz und Bose. Die junge Prinzeß logirt für die Zeit ihrer Kur beim Regierungspräsidenten Kühlwetter. Dort war Vorstellung der Sommitäten von Aachen, dann Thee bei Prinzeß.

Ich besah den Dom, das wunderbarste Bauwerk, bestehend aus einer Rotunde aus dem neunten, einem Chor aus dem vierzehnten Jahrhundert und verschiedenen Thürmen, aber gar keinem Langschiff. In dem Bau Karls des Großen, zu welchem er die Säulen aus Ravenna hergeschafft, war er selbst beigesetzt. Kaiser Otto III. ließ das Gewölbe öffnen und fand den ersten Deutschen Kaiser auf einem steinernen Stuhl sitzend, die Krone auf dem Haupt, den Reichsapfel in der Hand. Er ließ ihn dem Volke zeigen, bei der Berührung mit der Luft zerfiel der Leichnam in Staub. Die Gebeine wurden in einen silbernen Schrein gethan, der noch vorgezeigt wird, der Stuhl auf den ersten Umgang der Rotunde gestellt und auf demselben nachmals sechzehn Kaiser gekrönt. Da steht er noch heute. Das Chor ist ganz neu konstruirt und mit außerordentlich schöner, neuer Glasmalerei geschmückt.

Prächtig wiederhergestellt wird auch jetzt der Banketsaal Karls des Großen im Rathhaus. Große Freskogemälde an den Wänden zeigen die Taufe Wittekinds, des Sachsenherzogs, die Zerstörung der Irmensäule im Teutoburger Walde, die Schlacht gegen die Araber in Spanien, endlich wie Otto III. den Kaiser im Grabgewölbe gesehen. Die ganze Halle ist gewölbt, ganz kleine Kapelle am Ende. In einigen Tagen, liebe Marie, hoffe ich Dir aus old England gute Nachricht geben zu können.

Dienstag, den 20. Mai 1856.

9 An die Gattin.

Mittags verließen wir Aachen mit dem Courierzuge. Es mußten sämmtliche sieben Diener erster Klasse fahren, da keine Wagen zweiter Klasse gegeben werden. Es kann sich daher wohl fügen, daß man in einem Courierzuge in Belgien für höhere Bezahlung mit lauter Domestiken zu sitzen kommt. Ich fuhr mit Prinz Friedrich Wilhelm, General Schreckenstein und Fürst Löwenstein-Wertheim, der auch nach England, aber über Calais geht. Die Gegend im frischesten Grün, die zierlichen, reinlichen Wohnungen, das Vieh auf den Weiden nahmen sich hübsch aus. Um sechs Uhr Abends langten wir in Ostende an und schifften uns auf einem Kahn zum Dampfschiff ein, welches wegen der Ebbe in

ziemlich weiter Entfernung vor Anker schaukelte. Ich hatte absichtlich und weil mir nicht recht wohl war, den ganzen Tag nur den Kaffee und ein paar Schnitten Butterbrot zu mir genommen, an Bord nur eine Tasse Thee. Da es sehr kalt war, legte ich mich in der dumpfigen Kajüte schlafen. Die Bewegung des Fahrzeuges war sehr gering. Gegen elf Uhr wachte ich auf und ging aufs Deck, wo die Uebrigen biwakirten. Es war sehr milde geworden, die See ruhig. Das Schiff lief zwölf englische Meilen in der Stunde. Links sah man die Leuchtfeuer von Calais und Grisnez, rechts die der englischen Küste. Bald erkannte man die steilen weißen Kalkfelsen im Vollmondschein. Nach kaum fünfstündiger Fahrt liefen wir in den engen Hafen von Dover ein. Colonel Seymour, in der Krim verwundet, war abgeschickt, den Prinzen zu empfangen. Ein mächtiges Souper stand in Ship Hotel servirt, aber ich mochte doch meinem Magen nach Mitternacht keine Hummer, Wildpasteten und dergleichen bieten, um so mehr, als er doch über die eben bestandene Seereise etwas bestürzt schien. So war dies ein rechter Fasttag für mich geworden.

Schon um sieben Uhr früh einundzwanzig Kanonenschüsse aus ungewöhnlicher Nähe, dann Ehrenwache mit schlechter Hornmusik unter den Fenstern. Seltsam genug, daß gerade der Prinz hier die englische Fremdenlegion sehen mußte, in der gar mancher Ausreißer des siebenten und achten Armeekorps stecken mochte. Sie wurden indeß censirt, Schweizer zu sein. Der Prinz begnügte sich, einmal die Reihen entlang zu gehen. Der Prinz allein mit Schreckenstein nach Osborne. Wir machten in zwei Wagen, vom Sattel durch Kutscher in rothen Jacken gefahren, eine hübsche Ausfahrt nach den neuen Befestigungen. Dover liegt zwischen zwei Kalksteinhöhenrücken, die beide senkrecht etwa zwei- bis dreihundert Fuß zum Meer abstürzen. Auf dem östlichen liegt die mittelalterliche Burg, ein schönes, altes Schloß. Schon die Römer fingen an, daran zu bauen und die sächsischen Könige sowie die normannischen setzten den Bau fort. Nach der Seeseite hat man Galerien mit Schießscharten hinter der senkrechten Felswand fortgeführt wie bei Gibraltar. Aus der Höhe von etwa hundert Fuß kann man natürlich mit schwerem Kaliber herannahende Schiffe in sehr großer Entfernung schon erreichen. Der westliche Höhenzug ist durch zwei Werke gekrönt, die durch ein Glacis verbunden sind. Das Hauptwerk liegt nächst der Küste, hat schönen Hohlbau, bombensichere Kaserne, gemauerte Traversen. Einige Terrainfalten mangelhaft oder gar nicht eingesehen. Diese Höhe würde sehr schwer zu ersteigen sein, ist aber nicht sturmfrei.

Ich ging dann mit Heinz und Schreckenstein, dem Sohn, nach dem prächtigen Lord Wardens Hotel am Meere. Es war eine köstliche, frische Seeluft dort, die wir in London entbehren werden. Wir besuchten den Bau der neuen Jettee (Damm). Er erstreckt sich bereits über zweihundert Schritt ins Meer und soll nun links weiter geführt werden, um einen neuen geräumigen Hafen zu bilden. Dieser Damm wird aufgeführt durch lauter ganz gleich große Quadern, etwa sechs Fuß lang,

vier Fuß breit, drei Fuß hoch; nach der Seeseite Granit, nach der Hafenseite Kalkstein, im Innern ein künstlicher Stein aus Cement und Kies, der vollkommen steinhart ist. Die Meerestiefe an der Stelle, wo jetzt gebaut wird, beträgt etwa sechsunddreißig Fuß. Um das Fundament zu legen, arbeiten zehn Mann, je zwei in einer Taucherglocke, am Meeresboden. Diese Glocken sind von Eisen, sehr schwer, damit die Strömung sie nicht fortreißt, oben mit Klumpglas versehen, um sehen zu können. Eine Dampfmaschine treibt durch Spritzenschläuche frische Luft hinein. Die Leute bleiben sechs Stunden unter dem Wasser und werden dann abgelöst.

Um zwölf Uhr fuhren wir mit Graf Bernstorff nach London. Ein langer Tunnel führt unter der berühmten Shakespeareklippe hindurch, dem steil zum Meer abfallenden Felsen, von welchem der blinde König Lear ins Meer hinabzuspringen glaubt und betäubt zu Boden fällt. Noch ein zweiter Tunnel, und man ist in Folkestone, dem hübschen Ueberfahrtsort nach Boulogne. Dann geht es durch die freundliche Grafschaft Kent und die englischen Weinberge, nämlich Felder mit zahllosen Pfählen, an welchen der Hopfen gezogen wird. Alle Häuser haben spitze, kleine Thürmchen, in welchen die Hopfenstangen des Winters aufbewahrt werden. Das Wetter muß in England das Jahr sehr schlecht gewesen sein, denn die Vegetation ist außerordentlich weit zurück. Die Eichen haben eben erst die ersten Blätter, die Apfelbäume stehen noch in Blüthe.

Beim Herabfahren von Croydon sieht man die dicke Rauch- und Dampfwolke über der Themse lagern und nimmt Abschied von der Sonne. Nachdem man links den ungeheuren Krystallpalast passirt, zeigt sich rechts Greenwich, dann der Tower mit seinen vier Eckthürmen, die hohe Säule, welche an den großen Brand von London erinnert, ein Wald von Masten und ganz dunkel im Nebel die gewaltige Kuppel von St. Pauls. Die Eisenbahn führt nun in gewölbten Bogen über die ganze Vorstadt Southwark fort. Man fährt über die Dächer der freilich meist niedrigen und unansehnlichen Häuser mit ihren zahllosen Rauchfängen fort bis nahe an London Bridge.

In Dover waren wir die Gäste der Königin (doch gab der Prinz für die eine Nacht 10 Liv. Trinkgeld). Equipagen wurden gestellt, das Coupé auf der Eisenbahn war genommen. Auf dem Bahnhof erwarteten uns zwei königliche Equipagen (schwarze Livree) und zwei Fourgons, welche uns nach Buckingham Palace fuhren. Dort war nichts von unserer Ankunft bekannt. Ich ließ nach Howards Hotel fahren, fand es besetzt, von da nach Regents-Street Nr. 1, wo wir drei bed-rooms (Schlafzimmer) und einen saloon (Saal) erhielten. (Der Doktor wohnt beim Gesandten.) Bald darauf kam ein dicker Gentleman vom Hofmarschallamt, er hatte eine telegraphische Depesche aus Osborne, sollte für Alles sorgen und so weiter. Wir sind also ausgemiethet.

Das Wetter war für London schön, wir machten einen Gang durch die fashionable Regents-Street, Pallmall und so weiter. Man wird ganz schwindelig von diesem Gedränge. Nach Tische um sieben Uhr

fuhren wir nach Hyde Park, um die Menge der zu Pferde und zu Wagen passirenden Spazierenden zu mustern. Sehr viel Damen ritten ganz unabhängig, nur von einem Groom gefolgt. Man sah gute Pferde, doch nichts Außerordentliches. Die Pferde werden ganz anders wie bei uns geritten, lang weg, auf den Blättern, bohren gegen die Zügel. Keiner wäre im Stande gewesen, eine kurze Volte zu machen. Hyde Park ist eigentlich eine große grüne Hutung mit einzeln stehenden, zu Theil sehr schönen Eichen, rings umgeben von hohen Häusern, darunter mehrere schöne, wie man sie sonst in London sehr selten findet. Mitten unter den eleganten Equipagen und Reitern, die sich jedoch wie auf eingezäunten Wegen bewegen, grasen friedlich die Kühe und Schafe. Da es anfing, zu regnen, so fuhren wir heim, ließen ein cheerful fire (munteres Feuer) im Kamin anzünden und tranken unsern Thee. In meinem acht Fuß breiten Bette habe ich vortrefflich geschlafen. Heute, den zweiundzwanzigsten, ist es so trübe, daß man Licht anstecken möchte; es regnet, und nachdem der Kaffee mit Eiern, Toasts und Muffins verzehrt, rauche ich bei verriegelter Thür und zwischen offenem Fenster und Kamin im bed-room die verpönte Cigarre, ungewiß, was man an einem solchen Tage in London anfängt.

Als die Normannen England eroberten, fanden sie etwa eine Million Einwohner. Jetzt enthält London 2 200 000 Menschen, weit mehr als die Königreiche Sachsen, Hannover oder Dänemark. Alle Woche sterben hier mehr als 1000 Menschen. In der großen Feuersbrunst 1666 (Karl II.) brannten 13 000 Lehmhäuser ab. Man baute dann erst aus Ziegeln. Die letzte Pest, ein Jahr früher, 1665, hatte 68 000 Menschen weggerafft. — Oxford-Street ist über eine halbe Meile lang. — Zur Zeit Jakobs I. hatte London 150 000 Einwohner, jetzt stehen ungefähr so viel Menschen unter polizeilicher Aufsicht.

Bei dichtem Regen nach Buckingham Palace, nicht groß, aber sehr schön, dann nach St. James, dem einzigen Schlosse der Königin in London von Wilhelm III. (wo Whitehall abbrannte) bis in neueste Zeit, wo Buckingham House für Königin Viktoria eingerichtet wurde.

St. James ist wohl das unansehnlichste Schloß in der Welt, ein langes, unregelmäßiges, zweistöckiges Haus, ungefähr wie Monbijou, aber aus rothen Ziegeln, mit Zinnen und einigen Thürmen und Höfen.

Colonel Seymour aus Osborne bringt die Einladung, dorthin zu kommen.

23. Mai. — The South Eastern Railroad (Südost-Eisenbahn) führt von Waterloo Bridge eine Station weit über die Dächer der Häuser fort, und noch innerhalb der Stadt liegt der zweite Halteplatz Vauxhall. Wir hielten aber nur an zwei Orten bis Southampton an. Die Sonne schien, aber die Gegend ist nicht sehr interessant; es kommen Haidestrecken vor, dann aber auch sehr hübsche Punkte, namentlich Claremont, der Sitz der vertriebenen Orléans. Höchst unansehnlich ist Southampton; aber die gewaltigen Dampfer, die nach Westindien laufen, geben dem Hafen ein Ansehen. Wir wurden um halb drei Uhr durch ein äußerst kleines und

leichtes Dampfschiff der Königin abgeholt. Es war stürmisch, aber das Wasser doch in der Bucht wenig bewegt. Bei starkem Regen näherten wir uns Osborne. Neben diesem Besitzthum liegt Norris Castle, ein prachtvolles Schloß, ganz und gar von Epheu überkleidet, prächtige Bäume, grüne Grashänge bis zur Mauer am See. Die Hofequipagen führten uns nach Osborne. Das Schloß besteht aus einem Pavillon, den die Herrschaften bewohnen, und aus einem Gebäude für den Hof, Alles im Renaissancestil, der für die freundliche Gegend gut paßt, wie der Baustil der Elisabeth für die ernste Umgebung von Balmoral. Durch ein Wiesenthal, auf beiden Seiten von Bäumen eingefaßt, hat man den Blick aufs Meer, und im Hintergrund erkennt man Portsmouth und die Hügel von Portsdown. Ein Theil der Flotte liegt im Angesicht von Osborne vor Anker. Leider haben wir noch keinen klaren Himmel gehabt, um die Schönheit dieses Blickes zu würdigen. Meine Fenster gehen nach der Südseite auf den Park, eine weite, grüne Fläche mit einzeln stehenden schönen Eichen und seltenen Bäumen, unter anderen einem Paar schöner Zedern. Hinter dem Park erheben sich in der Entfernung von etwa einer Meile die kahlen, langgestreckten Hügel, welche diese Insel in zwei Hälften theilen. Ich schlenderte allein nach Cowes, dem eine Viertelmeile entfernten Hafenplatz, und auf einem sehr hübschen Wege über Elm-Cottage zurück.

Die Königin, lila Kleid mit gelbem Besatz, ohne Brillanten. Prinz Albert, schwarzer Frack, Cordon des schwarzen Adler-Ordens unter der Weste, goldenes Vlies um den Hals, den garter (Hosenbandorden) ums Knie. Prinz von Leiningen links der Königin. Prinzeß Royal erschien heute nicht. Nach dem Diner ladies retire (Zurückziehen der Damen). Bald darauf folgten die Prinzen, nach dem Kaffee der Hof. Jetzt erst macht die Königin Konversation. Thee. Die kleinen Prinzen haben ein Feuerwerk, welches draußen abgebrannt wird. Um elf Uhr Alles zur Ruhe.

Den 24. Regenwetter, nach dem Frühstück wurde es schön. Ich traf mit dem Doktor und Schreckenstein am Strande zusammen, wo wir uns außerhalb der precincts of the park (der Grenzen des Parks) auf einen Baumstamm setzten und eine Cigarre rauchten. Die Herrschaften kamen desselben Weges, und wir geriethen zwischen die Fluth und das hohe, felsige Ufer. Zum luncheon (Frühstück) nahm ich nur köstliche Trauben und Ananas. Dann mit Captain du Plat an Bord der prachtvollen Dampf-Jacht Victoria and Albert. Das Schiff ist 237 Fuß lang, also noch länger als das größte Linienschiff. Die Räume unter dem Deck sind so hoch und hell, daß man gar nicht glaubt, auf einem Schiff zu sein. Die Königin hat außer Schlafzimmer und Kabinet einen großen Salon mit Spiegelfenstern auf dem Deck und einen unter demselben. Captain Duman und Captain Christby waren in fünf Tagen nach Madeira gedampft. Wir wurden herüber gerufen, die Geschenke zu sehen. Ein Diadem und Schmuck in Gold und Perlen von Prinz Albert, eine Brosche vom Prinzen, ein Fächer, den die Prinzeß Royal gemalt, Zeichnungen

von den Kindern und so weiter. Gratulation eine bloße Verbeugung. Promenade nach West-Cowes.

Zum Diner saß ich zwischen Prinzeß Royal und Miß Seymour. Das wäre bei uns unmöglich, wo die königlichen Prinzessinnen stets durch Hofdamen eingefaßt werden. Die Prinzeß ist höchst liebenswürdig. Sie spricht deutsch ohne allen Accent, ist schlicht, freundlich und sehr gescheit. Mit der Prinzeß Luise schreibt sie sich fast täglich.

Nach dem Diner Ball, das heißt mit Aushülfe einiger Damen und Kavaliere, die Familie unter sich. Die Königin tanzte alle Tänze mit, ebenso Prinz Albert. Zu Tische waren schon Prinz Arthur und Leopold, die jüngsten, ausnahmsweise, aber nur als Zuschauer zugelassen. Sie liefen zwischen den Lakaien herum und amüsirten sich köstlich. Dann wurden sie zu Bette gebracht. Die übrigen Kinder tanzten mit. Der Prinz von Wales ist ein lebhafter und hübscher Knabe, aber wie mir scheint, dem kleinen Matrosenbilde gar nicht mehr ähnlich. Prächtig sind Prinz Alfred und Prinz Arthur, Beide in schottischer Tracht. Prinzeß Royal in Weiß mit rosa Bändern. Reizend ist die kleine Prinzeß Luise: sie nahm das Tanzen au sérieux (ernsthaft), begleitete die Musik mit kleinen Taktbewegungen, paßte genau auf und half nach, wo Einer vergaß. Um zwölf Uhr zu Ende.

Den 25., Sonntag. — Um elf Uhr nach Cowes mit Doktor Becker. Wagen genommen nach Newport und von da nach dem alten Schloß Carisbrooke, in welchem Karl I. gefangen gehalten wurde und seine Tochter, Lady Elisabeth Stuart, starb. Sehr malerische Ruine einer Burg, umgeben von neueren, aber ebenfalls verfallenen Befestigungsanlagen. Schönes Thorhaus mit flankirenden Thürmen und Machiculis. Bei prächtigem Sonnenschein und auf guten Straßen nach den Undercliffs und in Sandrock-Cottage gefrühstückt, mutton and lobsters (Hammel und Hummer). Sehr schöne Vegetation, aber außerordentlich zurück. An vielen Stellen sind die Bäume fast noch ganz kahl. Der Sandstein weicht und stürzt ins Meer hinab. An mehreren Stellen neue Bergschlüpfe. Der schöne Teich von Bonchurch, Schlucht in Shanglay. Zum Diner zurück nach Osborne. Die Uniformsachen glücklich angekommen.

Den 26. — Nach dem luncheon Abreise auf dem Schraubendampfer Fairy nach Portsmouth. Prinz Alfred erklärte mir den Mechanismus sehr verständig. Die Flotte salutirte, die Mannschaft auf den Raaen. Besichtigung von zwei Kavallerie-Regimentern ohne Pferde. Sie sind eben aus der Krim angekommen. Die Königin geht die Front entlang durch beide Glieder. Zum Theil sehr schöne Leute, aber auch viele Rekruten, sehr wenig militärische Haltung, abgerissen, meist ohne Halsbinde, zum Theil ohne Säbel. Um sechs Uhr Vauxhall, Station in London, wo acht königliche Equipagen uns nach Buckingham Palace bringen. Acht light dragoons (leichte Dragoner) vor und ebenso viel hinter dem königlichen Wagen, im scharfen Trab, mit aufgenommenem Karabiner. Eine ziemlich große Menschenmenge empfängt die Königin auf dem weiten Wege mit cheers (Hochs).

Den 27. — Um fünf Uhr **a ride** (Ritt) nach Hydepark: Prinz Albert, Prinz Friedrich Wilhelm und der Regent, du Plat, Gemmingen und ich. Die Königin mit der Prinzeß Royal und ihren Damen im vierspännigen Wagen und zwei Vorreiter. Es waren allein an Damen wohl über tausend. Sehr schöne Equipagen. Die Pferde alle schlecht geritten, kaum daß sie im Galopp anspringen, von Versammeln, Kopfstellung, kurz, Reiterei keine Rede, aber lang weg im Trabe hat man das Gefühl, daß man wohl zehn Meilen so fortreiten würde. Auch die Pferde des Prinzen Albert sind sehr groß, kräftig, aber schwer. Ein alter Trakehner Schimmel war noch das eleganteste Thier.

Nach dem Diner (**household dinner**, das heißt Marschallstafel) war großer Ball beim türkischen Botschafter. Eine Menge Menschen empfing die Königin mit **cheers** beim Wegfahren und Aussteigen. Sehr enge Treppe und sehr beschränkter Raum, obwohl zwei neue Salons angebaut waren. Bald wurde es eine furchtbare Hitze; wenn ein Feuer ausbrach, konnte **royalty, peerage** und **gentry** (Königshaus, Pairschaft und Adel) von England geröstet werden. Sehr viel schöne Damen, viel Brillanten, sonst aber in den Stoffen viel Einfachheit, weit weniger Luxus als in Berlin. Die Königin tanzte drei oder vier Tänze, dann machte sie einen Durchzug durch die übrigen Zimmer unter »**God save the Queen**« („Gott erhalte die Königin"), endlich in den reich und geschmackvoll arrangirten Saal, wo ein Souper aufgestellt war, welches ich jedoch nur aus der Ferne ansah. Als der Hof fortging, stand ich ganz hinten, hoffnungslos, durchzukommen, denn Korridor, Treppe, Flur, Alles stand Kopf an Kopf. Ich faßte mir ein Herz: „**Beg a thousand pardons!**" „**Oh, this gentleman wants to part with Her majesty!**" „**Lady Elizabeth, give way!**" („Bitte tausendmal um Verzeihung!" — „O, dieser Herr wünscht zu Ihrer Majestät zu gelangen!" — „Lady Elisabeth, geben Sie Raum!") — so wurde ich von einer Dame der andern überwiesen und unter tausend **excuses handed down the stairs** (unter tausend Entschuldigungen die Treppe hinabspedirt), bis ein Dutzend Kardinäle mich aufnahm. Nämlich da es regnete, hatten alle **footmen** (Lakaien) scharlachrothe, bis an die Knöchel reichende Ueberzieher an, so daß nur der rothe Hut noch fehlte. Es war ein Uhr, der Rest der Gesellschaft ging dann erst in das **banquetting room** (Festsaal) und wird wohl gegen Morgen nach Haus gekommen sein. Unter den Diplomaten nahm sich ein Schwarzer seltsam aus, im gestickten Rock, die Waden unter den Knieen. Es war der Gesandte von Hayti; ich glaubte erst, es wäre Kaiser Faustin oder Soulouque selber. Die Herren, welche keine Uniform trugen, erschienen in **habit habillé** (Frack), seidegesticktem Rock, Haarbeutel und Stahldegen. Alle Dienerschaft der Königin ist gepudert.

Den 28. — Um halb zwölf Uhr in drei vierspännigen Landaulets, zwei Fahrer vom Sattel, zwei Diener hinten auf, nach Epsom, drei Meilen von London.

Die Rennen von Epsom finden auf einer Haide statt, und an der Bahn sind mehrere Gerüste für Zuschauer errichtet, davon eins ein großes,

gemauertes, hohes Gebäude. Entree eine Guinea à Person. Die Bahn ist geschickt so an dem Rand einer sanften Thalsenkung herumgeführt, daß man die Pferde vom Abrennen bis zur Ankunft beständig im Auge behält. Man hat dabei einen weiten Blick über die grüne, baumreiche Gegend und das schöne Thal der Themse. Alle zehn Minuten gehen Züge auf der Eisenbahn nach Epsom; dennoch bedeckten die Straße zahlreiche Flys, Hansoms, Cabs und Curricles, namentlich aber Omnibus, welche innen und außen mit Passagieren bedeckt waren. Etwa 50 000 Menschen mochten auf der Haide versammelt sein und überschwemmten die ganze Rennbahn. Als aber um zwei Uhr das Signal zum ersten Rennen gegeben war, ordnete sich Alles von selbst und mit völliger Ruhe, ohne Schutzmänner und Gendarmen. Es ging um das Epsom town plate (Silberpreis der Stadt Epsom), 50 sovereigns Einsatz, und nur acht Pferde liefen.

Um drei Uhr aber folgte das berühmte Derby-Rennen, das größte in ganz England. Wir stärkten uns dazu durch ein vortreffliches Gabelfrühstück im Salon der Schaubühne und traten dann wieder auf unsern Balkon. Neben demselben befanden sich Lord Palmerston, Cardignan, Westmoreland und so weiter. Prinz Albert bezeichnete mir eine Dame, wenn ich nicht irre, Lady Chesterfield; der größte Theil ihres Vermögens stand bei dem Rennen auf dem Spiel. Der Einsatz beträgt 50 Guineas. Der Sieger erhält 5975 Guineas, also über 40 000 Thaler. Er zahlt der Bahn 100, dem judge 50. Aber dies ist eine Kleinigkeit gegen die Wetten, die lange vorher schon, noch beim Abreiten und selbst während des Rennens gemacht werden. Diese Wetten gehen in die Hunderttausende und wohl Millionen.

Das Signal mit der Glocke wurde gegeben, das Abreiten war aber unregelmäßig und mußte wiederholt werden. Die allgemeine Meinung war für Nr. 1, Lord Derbys braunen Hengst Fazzoletto von Orlando. Wirklich nahm auch Mister Platman, schwarz mit weißer Kappe, die Spitze. Die meisten Wetten waren für ihn; es erregte daher die unbeschreiblichste Aufregung, als bei der ersten Wendung der Bahn ein ganz dunkelbrauner Hengst, Nr. 12, Ellington von Flying Dutchman, Admiral Hartcourt gehörig, geritten von Aldercroft, grau mit rother Kappe, vorn erschien. Nicht bloß die zahllosen Zuschauer auf beiden Seiten, sondern Gentlemen und Ladies auf der Tribüne ließen die lebhaftesten Ausrufungen vernehmen. Zwei oder drei Pferde waren ganz ausdistanzirt, alle übrigen ritten geschlossen, wie eine Schwadron, nur der Ellington immer eine halbe Pferdelänge voraus im riesigen, langen Sprung, während nun alle übrigen die schärfsten Hülfen gaben. Es waren sechzehn gegen eins gegen ihn gewettet, er siegte unbestritten. Natürlich war eine Telegraphenstation angebracht, aber diese konnte nur nach den Hauptorten Englands und etwa Paris und Neapel melden. In raschem Fluge stieg sehr bald eine Taube, dann eine zweite, und so wohl neun oder zehn auf, welche die wichtige Kunde, für die nobility und gentry (hoher und niederer Adel) meist eine Niederlage, nach den verschiedenen manors und parks (Gütern und Parks) in England, Schottland und Irland trugen:

Letzter Sieger	2	zu	1	gegen	Wintworth.
" "	5	"	1	"	Cameotil.
" "	16	"	1	"	Ellington.
" "	30	"	1	"	Prince.
" "	50	"	1	"	Astrologue ꝛc.

Wenn also einer 100 Liv. gegen Ellington gesetzt hatte, so hat er über 10 000 Thaler verspielt.

Den 29. — Um zehn Uhr Parade vor der Kaserne der **horseguard** (Garde zu Pferde), dem alten Palast Whitehall, von welchem jedoch nur das **banquetting house** noch steht, aus dessen Fenster Karl I. aufs Schafott schritt. Je weiter wir ritten, je mehr Menschen und je lauter die **cheers**. Diese wurden meinem Gaul sehr unheimlich, er stellte sich in die Quere, wollte umdrehen — glücklicherweise war er bei den Truppen ruhiger. Es war nur eine Wachtparade: ein Zug **horseguards** und sechs Kompagnien **footguards** (Garde zu Fuß). Erstere sind prächtig, alle auf Rappen, die Infanterie mit Bärenmützen und rothen Waffenröcken. Große Ruhe, sehr viel Zeremonien, Vorbeimarsch im allerlangsamsten Schritt, was aber gut aussieht. Die Musik von drei Regimentern voraus, die Regimentstambours, mit ihren langen Stäben sich stützend, schwarze Kappen, lange, ganz mit Gold überdeckte Heroldsmäntel und Stulpstiefel. Dahinter die **bagpipers** (Dudelsackpfeifer) des schottischen Bataillons in rothen, gewürfelten Mänteln, **kilts**, den Dudelsack unter dem Arm (auch bei der Tafel gestern ging der Dudelsack um den Tisch); die ganze Parade sprach für die Vorliebe der Engländer für **pageantry** (Gepränge) und hatte etwas Mittelalterliches. Sie dauerte trotz der kleinen Truppenzahl über eine Stunde. Beim Zuhausereiten großer Zudrang von Menschen, **cheers**, aber Alles in guter Ordnung. Ich lavirte mit dem fremden Gaul glücklich durch.

Um zwei Uhr **drawing-room** (Cour) **at St. James** in größter Gala. Rothe Livreen mit Gold bedeckt. Spalier der **horseguards** von Buckingham bis St. James. Die Königin im zweispännigen Wagen mit zwei isabellefarbenen Pferden, deren Mähnen mit Kornblumen eingeflochten waren. Wir fanden im Thronsaale schon die **spiritual peers** (geistliche Pairs), sämmtliche Bischöfe, versammelt, welche der Königin in ihren **privy rooms** (Privatgemächer) zum Geburtstage Glück wünschen und dann verschwinden. An ihrer Spitze der Erzbischof von Canterbury, nächst den Herzogen von königlichem Geblüt der vornehmste Pair des Reiches und der Feind der Musik am Sonntag in den Parks. Dann waren außer den Hofchargen die sämmtlichen Minister versammelt, Lord Clarendon, ein besonders fein und klug aussehender alter Herr. Merkwürdig sieht der Lord Chancellor aus, in einer großen Perücke, schwarzem, goldgesticktem Mantel und mit einem großen, gestickten **bag** (Beutel) in der Hand, wie mein Reisesack, mit dem Siegel des Reichs darin, ähnlich der Lord Speaker, dann der Alderman von London, ein Jude, in rothem Mantel mit Zobel besetzt, ein schöner Mann.

Die sämmtlichen Hofdamen stellten sich vor den Thron, dann die Königin mit Prinz Albert vor ihnen, links die Herzogin von Kent,

Gloucester, Prinz-Regent von Baden, Prinz Friedrich Wilhelm, Herzog von Cambridge. Ich hatte einen vortrefflichen Platz zwischen einem ostindischen Halbsouverain, einem schönen Mann, klein, sehr braun, ganz mit Perlen und Juwelen bedeckt, namentlich sehr große Smaragd-Ohrringe, und auf der anderen Seite Mr. Persigny. Alles mußte dicht an mir vorüber.

Die Levers sind mehr für die Herren, die drawing-rooms für die Damen, doch kamen heute auch viele Herren vorbei. Zuerst die Herzoginnen, dann die übrigen peeresses (Gemahlinnen der Pairs) und die Damen, welche der Königin vorgestellt sind oder werden. Jede giebt bei Eintritt in den Thronsaal ihre Karte ab, welche der Zeremonienmeister, Major-General Sir Edward Cust, der Königin vorliest, wenn sie herankommt. Die Damen in großer Toilette mit Roben treten vor die Königin, machen ihre Verneigung, dann dieselbe wiederholend seitwärts, endlich ein Stück rückwärts, und damit sind sie fertig. Die Königin giebt einigen die Hand, andere grüßt sie nur, ebenso Prinz Albert und so weiter. Es ist diese Zeremonie gar nicht leicht für die Damen. Die Kammerherren, der Königin gegenüber, reichen sich einer dem andern die Schleppe der eben defilirenden Dame und händigen sie ihr am Ende jedes Manövers wieder aus. Es kamen sehr schöne, sehr graziöse Erscheinungen vor (keine übertraf Lady Somers), aber auch unglaubliche Ungeschicklichkeit und Geschmacklosigkeit im Anzuge. Violettes Kleid mit grüner Robe und rothem Kopfputz. Die Lady Westminster hatte Diamanten, wie man sie von Krystall an Kronleuchtern sieht. Es waren viele sehr schöne Gesichter und meist sehr reiche Anzüge. Im Ganzen sind gewiß zwei- bis dreitausend Personen auf diese Art vorbei gekommen, was ungefähr zwei Stunden dauerte.

Ich ging noch nach Westminster, Waterloo Bridge und Suspension Bridge, dem Strand und zurück durch St. James Park. Dort standen viele tausend Menschen, die auf das Feuerwerk warteten, welches um halb zehn Uhr hier in Hyde Park und Victoria Park abgebrannt werden soll. Der Mob vertrieb sich die Zeit damit, einzelne, ungewöhnlich große Hüte aufs Korn zu nehmen. Erst traf ein Rasenstück den Verfolgten, dann zehn, zwanzig, und bald war der Hut vom Kopf, der Mann in voller Flucht verfolgt — bis ein Anderer die Aufmerksamkeit auf sich zog und gleiches Schicksal theilte. Ich zog es doch vor, nach Buckingham Palace zurückzugehen. Um halb acht Uhr household dinner (Marschallstafel), also in langen Pantalons, doch aber stets im Frack mit weißer Binde.

Das Feuerwerk auf vier verschiedenen Plätzen von London, um die Menge von mehreren 100 000 zu theilen, war großartig; 10 000 Liv. sind dazu bewilligt, aber es war auf die Dauer von zwei Stunden berechnet. Nur die Girandole von 10 000 Raketen machte Eindruck. Die von der Engelsburg, welche man freilich aus der Nähe sieht, schien mir gewaltiger. Zum Schluß noch Thee bei Ihrer Majestät. Vorstellung. Bekanntschaft mit dem Maharadja Djulebsingh.

Buckingham Palace, Mai 29. 1856.

10 An die Gattin.

Liebe, gute Marie! Ich schicke Dir beifolgend die ersten Blätter meines Tagebuches, welches ich fortzuführen gedenke, um die ganze interessante Reise besser im Gedächtniß zu behalten. Du siehst daraus, daß ich noch nach Wight gewesen bin und die ganze Insel gesehen habe. Sie ist ungemein lieblich; aber wenn man schon viel Schönes gesehen hat, so macht sie doch keinen überraschenden Eindruck. Allerdings ist die Vegetation wie in ganz England, so auch dort ungemein verspätet. Eine eigentliche Reise, bloß um Wight zu sehen, würde ich Niemand vorschlagen. Osborne allerdings ist sehr merkwürdig, der Gegend entsprechend in einem heiteren Renaissancestil erbaut, wie Alles, was Prinz Albert unternimmt, sehr zweckmäßig und komfortabel, ohne raffinirte Pracht und Schaustellung, aber reich, wohlhäbig und bequem, ein solider Luxus. Das Leben in der Familie ist fast ebenso ungezwungen wie auf Balmoral, aber doch schon ein größerer Hof.

Hier in London natürlich ist Alles im großen Maßstabe. Buckingham Palast, oft getadelt, scheint mir doch ein sehr prachtvolles Schloß. Die marblehall (Marmorhalle) mit den weiten, von oben erleuchteten Vestibüls und Korridors ist wahrhaft königlich. Zwar ist Alles nur Stukkatur, aber so vortrefflich ausgeführt, daß man kaum glauben kann, etwas Anderes zu sehen als den schönsten Marmor. Ein großer Luxus mit Spiegeln, alle Thüren sind damit bekleidet. Zahlreiche Porträts aus der königlichen Familie in allen Zimmern. Doch das kannst Du Dir denken.

Vor Allem herzlichen Dank für die vortreffliche Besorgung aller Militärsachen. Dein Brief traf schon am 24. und die Sachen tags darauf in Osborne ein. Gestern zum Ball bei dem türkischen Botschafter habe ich Militärsachen angehabt und alles Nöthige gefunden. Auch die Visitenkarten sind nicht vergessen, in Osborne mußte ich mich mit geschriebenen behelfen.

Da dieser Brief sehr dick wird, so schicke ich ihn mit dem nächsten Courier, der, glaube ich, dieser Tage abgeht. — Vergiß mich nicht und behalte mich lieb.

Den 30. — Um ein Uhr Tournée in königlichen Wagen, sämmtliche Visiten abgemacht Um drei Uhr in Carltonhouse sämmtliche Diplomaten einzeln dem Prinzen durch Graf Bernstorff vorgestellt, was drei Stunden dauerte. Household dinner (Marschallstafel), dann halb zehn Uhr Konzert im runden Saal, der Bildergalerie und den angrenzenden Gemächern. Nur eben 600 Personen von der höchsten Gesellschaft. — Der Gesang zum Piano Jenny Lind, Viardot, Novello, Gurdoni, Formes u. s. w. Unter Anderem auch das Ständchen und die Forelle von Schubert. Prachtvolles Buffet. Mir nicht möglich, etwas zu genießen. Ende ein Uhr.

Den 31. — Regen. Um zwölf Uhr in drei vierspännigen Wagen auf dem Landwege nach Sydenham. Der Prinz bleibt zurück, um we-

möglich seine Braut zu sehen. — Wenn man erst aus der endlosen Stadt heraus ist, so ist die Gegend doch außerordentlich schön. Man sieht gar keine Kornfelder, sondern nur grüne, eingekoppelte Wiesen, sanfte, grüne Hügel, Alles mit prächtigen, einzeln stehenden Bäumen, meist Ulmen, bedeckt, zierliche Landhäuser mit Rosenspalier, Zedern u. s. w.

Von dem hochgelegenen Glaspalast, der selbst 174 Fuß hoch ist, hat man einen weiten Blick über Kent, Surrey und das Themsethal. Man konnte aber leider nur ein paar hundert Schritt weit sehen wegen des Nebels. Am Sonnabend beträgt das Entree statt einen Sch. fünf; dennoch waren wohl an 2000 Menschen dort. Doppelkonzert. Die Wasser sprangen um zwei Uhr in den drei nächsten Bassins vor dem Palast, nicht in einem Strahl wie bei Sanssouci, sondern in vielen von verschiedener Höhe, was sehr gut aussieht. Um das eine Bassin war eine förmliche Hecke von niedrigen Wassersprüngen und in der Mitte ein großes Bosket. Die mittlere Halle ist 1600 Fuß lang und durchschnittlich 300 Fuß breit, in der Mitte Bassins mit Wasserkünsten. Victoria regia und Lotos blühen auf der Oberfläche. Unter den aufgestellten Maschinen arbeitete eine Zuckerrohr-Presse. Das Rohr kam trocken wie Stroh heraus. Sie kostet 350 Liv. Auf dem Rückweg besuchten wir Dullwich College, ein reizendes Gebäude im Elisabethstil unter mächtigen Bäumen. Es enthält eine Galerie der werthvollsten Bilder, einen prächtigen Betteljungen von Murillo, ein Porträt Philipps von Spanien von Velasquez, mehrere van Dycks u. s. w.

Nach dem Diner ins Lyceum-Theater, italienische Oper: Rigoletto von Verdi. Hübsches kleines Haus und sehr gut gesungen.

Den 1. Juni. — Regen und Kälte, Kaminfeuer. Um elf Uhr Gottesdienst in Ihrer Majestät Hauskapelle. Die Kavaliere versammeln sich in der Bildergalerie (Frack, schwarze Binde) und schreiten der Königin voran, die Prinzen und die Hofdamen folgen. Die Kapelle ist sehr einfach. Der Geistliche, Mr. Wellesley, in schwarzem Gewand, weißem Ueberwurf, schwarzen Handschuhen. Zwei Chorknaben in Weiß. Die Gebete machen einen Haupttheil des Gottesdienstes aus. Sie dauern über eine Stunde, die Gemeinde dabei meist auf den Knieen; die zehn Gebote hergesagt, Vorlesung aus dem alten Testament. Dann kurzer Gesang, der sehr hübsch war. Die Predigt vom Geistlichen in schwarzem Talar abgelesen. Alles recht schwer zu verstehen, weil die Engländer wohl von allen Nationen am undeutlichsten artikuliren. Außer dem Hof in der geräumigen mit rothem Sammet gepolsterten Loge unten nur Hofgesinde. Die ganze Gemeinde spricht die Responsen. — Nun bin ich neugierig, was man am Sonntag außer Essen und Trinken vornimmt. Daß es sehr schlechtes Wetter, ist ein Glück für die policemen (Schutzleute): man erwartet in den Parks Demonstrationen wegen der aufgehobenen Erlaubniß, die Musikbanden dort spielen zu lassen. Nachmittag wurde es schönes Wetter und Sonnenschein. General Schreckenstein, Heinz und ich fuhren nach Regents Park, um den zoologischen Garten zu sehen. Der Garten ist überaus schön, und die Thiere, über 1000

an der Zahl, sind im besten Zustand. Die Löwen, Tiger und Eisbären wurden gefüttert; am merkwürdigsten war der Hippopotam, riesige Geschöpfe, die in großen Wasserbecken herumtauchten, 6 schöne Giraffen, deren 2 in England geboren.

Abends Diner bei der Königin. Lord und Lady Granville. Ersterer geht zur Krönung nach Moskau.

2. Juni. — Sonnenschein, aber doch immer trübe Luft. Um zwölf Uhr in 9 Hofequipagen, Begleitung von **light dragoons** nach Vauxhall Station. Dann 30 **miles** nach Sandhurst, wo der Grundstein zu dem neuen Wellington-College gelegt werden soll. Tribünen für Zuschauer à 1 **guinea** die Person. Lord Derby las eine sehr hübsche Anrede an die Königin ab, welche ebenso die Antwort deutlich und fest ablas. Der Erzbischof von Canterbury hielt eine kurze, aber unverständliche Rede. Es wurden einige Schriftstücke und Münzen in eine Flasche gethan, und diese in den bereitstehenden, ausgehöhlten Grundstein von polirtem Granit niedergelegt. Hierauf ergriff Ihre Majestät die Kelle, und arbeitete etwas in dem bereits aufgetragenen Mörtel herum, worauf der schon schwebende Stein, ebenfalls polirter Granit, langsam herabgelassen wurde. Großes **luncheon** in einem Zelt. Ich saß zunächst Prinz Alfred. Die drei Knaben, in schottischer Tracht, sahen reizend aus. Auch die kleinen Prinzessinnen waren anwesend, eine Menge Lords und Pairs. Nach dem Frühstück Parade. Es waren 12 000 Mann in Linie aufgestellt, 5000 Garde und Linie, der Rest **Militia** (Miliz), der dann morgen entlassen wird. Die **riflemen** (Schützen) in schwarzer Uniform kamen im Trabe vorbei, hatten gleich einen Todten und zwei Kranke, die auf dem Platze liegen blieben. Der Vorbeimarsch der übrigen Truppen war nach unserem Maßstabe sehr mangelhaft, bei Weitem das beste das deutsche Bataillon. Vor dem **Militia**-Bataillon aus Wales marschirte mit dem Tambour eine weiße Ziege. Dieselbe ist national. Schließlich Aufmarsch in Linie und Chargirung. Das Ganze war mehr ein Feuerwerk als ein Manöver.

London, den 2. Juni 1856.

11 An die Gattin.

Liebe, gute Marie. Es sind jetzt schon 14 Tage, seit ich Dich verließ, und obgleich es mir sehr gut geht, so denke ich oft an Dich und freue mich schon jetzt auf unser Wiedersehen.

Ueber unsere Rückkehr steht noch nichts fest; der Prinzregent bleibt nur noch 8 Tage, dann gehen wir nach Windsor, um den Rennen von Ascot beizuwohnen. Einen Tag will der Prinz in Brüssel, einen in Hannover zubringen.

Wenn Dich mein Tagebuch interessirt, so schicke ich Dir die nächsten Blätter. Mit meinem Befinden geht es gut; nur ißt und trinkt man zu viel, obgleich nicht den zehnten Theil von dem, was angeboten wird. Die größte Entbehrung ist, daß man schon um neun Uhr zum Kaffee

zusammenkommt und diesen nicht auf seinem Zimmer erhält. Rauchen ist streng verpönt, ich habe in London noch keine Cigarre geraucht und gewöhne es mir vielleicht ab. Eine wohlthätige Einrichtung ist dagegen, daß am Schlusse des Diners **ladies having retired** (wenn die Damen sich zurückgezogen haben), eine große von Royal George aus Holz geschnitzte Dose herum präsentirt wird.

Adieu, liebe, gute Marie. Herzlichst der Deinige.

Den 3. — Mit dem Prinzen nach British Museum: **Elgin marbles** (die vom Giebel des Parthenontempels in Athen entnommenen Marmorbildsäulen). Vor Allem interessant die assyrischen Denkmäler, sie sind aus dem Jahre 650 v. Chr., also älter als alle griechische Kunst. — Löwenjagd. Euphrat-Uebergang auf Schläuchen. Darstellung eines Tempels mit Pilastern und ionischen Säulen.

Nach dem Frühstück allein nach Hungerford Bridge, mit dem Dampfschiff für 6 Sh. nach Greenwich. Kolossales Dampfschiff auf der Werft, das größte in der Welt. Greenwich, wo Königin Elisabeth residirte, ist ein prachtvolles Gebäude von weißem Portlandstein, eigentlich zwei schöne Flügel eines nicht vorhandenen Schlosses. Ueber 2000 invalide Seeleute aufs Beste untergebracht. Schöner Park, prächtige Ulmen, echte Kastanien, Fichten, Feigenbäume, zwischen den Schafen weideten Rehe. Vom Observatorium schöne, weite Aussicht; aber es war so trübe, daß man selbst St. Pauls nur als schwachen Schatten erkannte. Zurück mit der Eisenbahn nach Londonbridge und oben auf dem Dache eines Omnibus durch die **city**, maskirt durch eine blaue Brille, um die Stadt besser zu sehen. St. Pauls in einer Art Renaissancestil und in ungeheuren Dimensionen erbaut, 400 Fuß hoch. Die Kuppel mit 32 Säulen, die Lanterne viereckig. Der Stein ist oben weiß, unten vollständig kohlschwarz vom Rauch. Die Läden sehr brillant. Das Erdgeschoß aller Häuser ist durch Läden angefüllt und zeigt fast nur große Spiegelscheiben. Eisen, die oberen Stockwerke Ziegel, glatt und ohne Verzierung, holländische Schiebefenster, sehr viele kleine Schornsteine. Die neueren Theile der Stadt haben gerade Straßen und bessere Bauart, aber ohne Geschmack. Oft sieht man zwanzig Balkons dicht nebeneinander, ganz nach derselben Schablone, es sind aber zwanzig Häuser mit zwei oder drei Fenstern Front. Die Squares sind mit schönen Bäumen bepflanzt. Abends Adelphi-Theater. Strand, ein Fenster Front. Gute Komiker. „Guten Morgen, Herr Fischer.“

4. Juni. — Das war ein sehr interessanter Tag. Um halb neun Uhr nach Oxford, prachtvolle Station der Great Western-Eisenbahn, Alles mit Glas überdeckt. Hotel einer der schönsten Paläste mit großen Spiegelscheiben. Breite Geleise, daher sehr geräumige Wagen. Es war köstliches Wetter und leidlich klar, wie bei uns, wenn Höhenrauch ist. Die Gegend ganz wundervoll, die prachtvollsten Bäume, zierliche Häuser und **cottages** (kleine Landhäuser), Alles im frischesten Grün. Hier fangen jetzt erst die Kastanienbäume an zu blühen. Besonders schön hinter Reading, wo man längs der Themse fährt und das üppige Thal

durch Buchen und Zedern erblickt. Dann tritt man auf ein freieres Plateau, bis die vielen schönen Thürme von Oxford aus den mächtigen Baumgipfeln hervortreten.

Oxford, 24 000 Einwohner, ist eine der schönsten Städte, die ich je gesehen habe, durch ihre alterthümlichen Bauten. Sie hat 20 verschiedene Colleges, jedes in altenglischem Stil, jedes mit seiner chapel und einer gewaltigen Halle. Wie fanden Hofequipagen auf dem Bahnhof und fuhren zum Vicechancellor. Reizender Hof mit Wohnungen der Studenten.

Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz von Baden, Mussurus, der türkische Botschafter, Graf Bernstorff, Sir Edw. Lyons, Lord Clarendon und Lord Abercourt waren zu Doktoren vorgeschlagen; sie wurden mit rothen Mänteln bekleidet, und nun fuhr man zum sogenannten Theater, einer großen Aula im Senatsgebäude. Auf der Galerie befanden sich an 2000 Studenten, unten war eine Tribüne für die ladies. Der übrige Raum für Zuschauer. Die Prinzen, durch Acclamation gewählt, nehmen ihre Plätze hinter dem Chancellor, Lord Derby (Führer der Torypartei), ein, der im schwarzen, goldgestickten Talar in schwarzer, viereckiger Mütze mit Goldquast auf dem Präsidentenstuhl saß. Dann wurden die übrigen Doktoren einzeln aufgeführt und in lateinischer Rede mit englischer Aussprache ihre Verdienste erwähnt. Die Studenten hatten volle Freiheit zu cheers, groans (Hochs, Grunzen), lauten, lustigen Bemerkungen, Gelächter und Lärm. Natürlich wurden schließlich Alle erwählt. Der Chancellor erhob sich, entblößte das Haupt und erklärte, kraft seines Amtes, die Bezeichneten zu Doktoren honoris juris civilis (Ehrendoktoren des Rechtes), worauf der Gewählte seinen Stuhl einnimmt. Die noblemen (Edelleute von hohem Adel), welche die Schule besucht, sind doctores by birth (Doktoren von Geburt) und saßen neben den Prinzen. Ich stand hinter Prinz Albert, der den ersten Platz, ebenfalls in Doktortracht, einnahm. Jetzt folgten einige englische und lateinische Reden von der Rednertribüne zu beiden Seiten durch die jungen Leute, welche die Preisaufgaben gewonnen. Einer wurde schrecklich mitgenommen. Genug, rief man ihm zu, go and be hanged (geh und laß Dich hängen). Sein Pathos wurde nachgemacht, getrommelt und gepfiffen, andere wurden applaudirt. — Nach dem luncheon wurden die einzelnen Colleges besucht, wobei die doctors trotz der großen Hitze in rothen Mänteln blieben. Viele Zuschauer und hübsche Damen. Am schönsten ist Christ College, durch Kardinal Wolsey gegründet, mit einer wahrhaft prachtvollen Halle. Die Decke aus Stein mit herabgesenkten Verzierungen, wundervoll mit Wappenschildern gearbeitet. Die Bilder aller derer, welche, im College erzogen, später große Männer geworden sind, hängen an den Wänden. Sehr viel älter ist die Kathedrale aus Edward III. Zeit, im ältesten Rundbogenstil. Der Hof durch üppigen Rasen ausgefüllt, wunderschöner Park, Alleen von riesenhaften Ulmen. — Museum mit Handzeichnungen von Raphael, Michel Angelo, Statuen Jedes College ist ein Prachtstück alten Baues.

Um sechs Uhr zurück, 15 deutsche Meilen, ohne anzuhalten, in einer Stunde und fünf Minuten, also fast eine englische Meile in der Minute. Großes Diner bei der Königin, Lady Clarendon und Lady Woodhouse vorgestellt. Lord Woodhouse geht nach Moskau. Den Ball bei der Marchioneß Breadalbane schenkte ich mir.

Den 5. — Um zehn Uhr die Königin, Prinz Albert, Prinzeß Royal, Prinz von Wales, Prinz Friedrich Wilhelm, Miß Bultheel, de Roß, Stallmeister Meyer und ich Ritt durch Kensington Garden über den prächtigen Rasen und unter gewaltigen Ulmen. Das Schloß, wo die Königin erzogen, sehr garstig. Mein Schimmel ging nie Galopp, und so hart im Maul, daß ich ganz müde bin. Mittags drei Uhr empfing die Königin eine Adresse der Universität. Man konnte glauben, im Mittelalter zu leben. Die Halle war angefüllt mit Hellebardieren, auf der Treppe die gentlemen at arms. Ueber den Hof ging ein Zug von mehreren hundert Mann in langen, schwarzen, rothen und weißen Mänteln. — United service club, Waterloo Place, Admiral Courtenay. Ich fand bei Murray die Uebersetzung meines Feldzuges von 1828—29. In der Vorrede war gesagt, daß diese Darstellung von Major Moltke sei, who now is dead (der jetzt todt ist).

Den 6. — Wanderung auf eigene Hand. Um halb zwölf Uhr mit der Eisenbahn nach Hampton Court, vom mächtigen Kardinal Wolsey zu Heinrichs VIII. Zeiten erbaut, liegt sehr schön an der Themse unter prächtigen Bäumen. Besonders die Vorhöfe schön. Das Gebäude aus rothen Ziegeln und weißem Sandstein. Da es Freitag, konnten die Bilder nicht besehen werden. Ich schlenderte durch Bushy Park, Twickenham nach Richmond, eine reizende Tour. Die Zedern staunte ich an. Richmond Terrace mit köstlicher Aussicht. Ueber Kew zurück, um sieben Uhr Abends zu Haus.

Um ein viertel elf Uhr Fancy-Ball in einem Saal in Hannover Square. Der Hof sah sich die Sache aus einer Loge an und ging nur eine Zeit lang in das furchtbare Gedränge hinunter. Viel Diamanten und Puder und schöne Gesichter. Um ein Uhr nach Haus.

Den 7. — Mit dem Prinzen die Kaserne des 2. Bataillons Scottish Fusiliers besehen. Der Mann hat wöchentlich 8 Sh. 2 P., also monatlich etwa 13 Thlr., statt daß unsere Leute 3 Thlr. erhalten. Abzug für Menage täglich circa 5 Sgr. Dafür früh Kaffee, mittags dreiviertel Pfund Fleisch, Nachmittags fünf Uhr Thee, eineinhalb Pfund Brot.

Den 8. — Zweistündiger Gottesdienst in der Schloßkapelle. Die common prayers dauern über eine Stunde, meist auf den Knieen, die Gemeinde immer abwechselnd mit dem Geistlichen.

Nach dem Frühstück mit Dr. Becker und Schreckenstein, dem Sohn, Landpartie nach Hampstead. Man fährt volle 5 miles durch die Stadt, die dann in nördlicher Richtung wirklich ein Ende hat, während sie östlich und westlich nirgends abschließt. Die Gegend ist dann gleich ganz wunderschön. Kornfelder sieht man nirgends, aber lauter grüne Koppeln, Wald, Cottages und prachtvolle Bäume. Von Parliaments Hill prächtige

Aussicht auf London, Sydenham und die Bergzüge von Kent und Surrey. Highgate ebenfalls wunderschön. Abends Diner bei der Königin, aber, weil Sonntag, ohne Musik.

Den 9. — Um neun Uhr mit Prinz Albert, Friedrich Wilhelm, General Schreckenstein nach Woolwich. Vier Stunden lang die Artilleriedepots und Werkstätten besehen. Alles durch Dampf besorgt, das Holz und die Metalle zerschnitten, zersägt und gebohrt, die fertigen Stücke durch Dampfkraft weiter befördert, mit Dampfkrahnen in Dampfschiffe geladen. Maschine, welche Naben, Felgen und Speichen zusammenfaßt und ein Rad daraus macht, durch hydraulische Presse. Dampfmaschine, welche ihre Schienen selbst legt und wieder mitnimmt. Nachmittags Promenade nach St. James Park, in den wunderhübschen botanischen Garten. Unter großen Zeltdächern war eine Ausstellung von Rhododendron in allen möglichen Farben, eine unbeschreibliche Pracht. Das Auge wird förmlich geblendet von diesem Anblick, es giebt 8—10 Fuß hohe Stämme, ganz mit Blüthen überdeckt, so daß man kein Blatt sieht. Abends nach Princess theatre: A winter's tale (Ein Wintermärchen) von Shakespeare, mit großer Pracht in Scene gesetzt.

Windsor Castle, den 11. Juni 1856.

12 An die Gattin.

Liebe, gute Marie! Wie oft habe ich heute schon an Dich gedacht und gewünscht, daß Du alle diese schönen Gegenden sehen könntest. Leider ist noch immer keine Nachricht von Dir eingegangen. Gewiß hat die Dienerschaft eine Konfusion gemacht. Der Koffer war so schnell und pünktlich gekommen und seitdem gar kein Brief mehr. Ich hoffe indeß, daß Ihr Alle wohlauf seid, und daß doch nun bald eine Nachricht eingehen muß.

Windsor ist das schönste Stück England, welches ich kenne. Seit acht Jahrhunderten ist nicht London, sondern Windsor der eigentliche Sitz der royalty (das Königthum) in England. Schon Wilhelm der Eroberer gründete hier seine Burg, die Tudors bauten sie um, und seitdem haben fast alle Herrscher dieser schönen Insel etwas hinzugefügt. Ein isolirter Kalkfelsen erhebt sich am rechten Themse-Ufer, fünf Meilen oberhalb London aus der sanft gewölbten Fläche, er ist von der Umwallung des Schlosses gekrönt. In der Mitte auf einem Hügel überragt der gewaltige Keep den ganzen Bau. Die Mauern dieses ungeheuren, runden Thurmes mögen unten wohl zwanzig Fuß dick sein. Er trennt den äußeren von den inneren Hof, the quadrangle (Viereck), welcher auf drei Seiten von dem eigentlichen Schlosse umgeben ist. Am Ende des unteren Hofes steht die prachtvolle St. Georges Chapel.

Man kann sich nichts Reizenderes denken als mein Zimmer hier. Es hat eine ganz unregelmäßige Form und zerfällt in zwei Hälften. Das bed-room (Schlafzimmer) mit einem vortrefflichen Himmelbett, Toilette,

Waschtisch und so weiter und das **sitting-room** (Wohnzimmer), ein paar Stufen höher in einen Eckthurm hinein gebaut, mit Schreibtisch, Marmorkamin, Fauteuil und so weiter. Der Fußboden mit schönem Parket belegt. Es ist nach Norden gewendet, tief unter mir liegt die Terrasse, von da fällt es senkrecht zur Themse ab. Die Felswand ist mit blühendem Weiß- und Rothdorn, mit echten Kastanien und Buchen bedeckt. Jenseits des Flusses liegt das Städtchen und das prachtvolle **Eaton college** (hohe Schule von Eaton), rechts der Park mit riesenhaften Ulmen und Eichen, dahinter sanfte Hügel mit Wald und Weide. Ein Ackerfeld ist auf meilenweite Entfernung nicht zu entdecken. Dabei ist das Wetter prachtvoll und die Luft, wenn auch nicht klar, so doch auf weite Entfernung durchsichtig.

Wir langten gestern mit der Great Western um zwei Uhr an. Ueberall Menschen, um die Königin zu sehen. **She looks well, God save her!** (Sie sieht wohl aus, Gott segne sie!) Ehrenwache mit **God save the queen.** Auffahrt zum Schloß vom nahen Bahnhof. Luncheon. Gang durch die Halle, Säle. Abends ein dreistündiger Ritt durch den unbeschreiblich schönen Park: die Königin, Prinz Albert, Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz von Wales, Prinz Alfred, General Schreckenstein, Lady Macdonald, Miß Bultheel, Lord Fitzroy, de Roß und ich. Nach Lord Lionards, Cumberlandhouse und Queen's Lodge. Hunderte von Hirschen und Rehen lagen im Schatten der gewaltigen Bäume oder liefen um uns herum. Es ging meist über weichen Rasen. Eine große Allee war aus zwanzig Fuß hohem Rhododendron (vom Himalaya) in vollster Blüthe. Da mein Pferd ziemlich schwierig war, kam ich ganz müde nach Haus. Allein und auf weiten Touren muß mein Pferd prächtig gehen. Im Gefolge arbeitet man sich die Arme ab. Abends halb neun Uhr Diner im kleinen Banketsaal bei der Königin. Schöne Tafelmusik. Abends nach Tische Konzert der königlichen Kapelle und einiger Sänger, auch Gebrüder Gans, sehr angenehm.

Heute nach dem Frühstück Promenade nach Frogmore, dem Sitz der Herzogin von Kent, mit prächtigen Bäumen, Rasen und Blumen, dann nach der Farm, dem Hundezwinger und dem **pleasant ground** (Lustgarten). Große Gala-Tafel von achtzig Couverts in St. Georges Hall. Die Wappen aller Hosenband-Ritter an den Wänden. Louis Philipp **vis-à-vis** Napoleon III. Prachtvolle **cup-boards** (Schenktische). Das Pathengeschenk des Königs an den Prinz of Wales, ein prächtiges Schild mit der Geschichte Christi. In der Mitte ein großer Tempel von Silber und Gold mit Pferden. Ich führte Miß Grey. Der Engländer wird mit seinem künftigen Rang, oder doch dem Anspruch darauf, gleich geboren. Der Staatsdienst, Aemter und so weiter können nichts hinzuthun. Der Premier Palmerston sitzt als Viscount unter irgend einem ganz jungen Earl of Abercorn oder Duke of Buccleagh.

Nach der Tafel Ball im Waterloo-Saal, der nicht mehr so genannt werden darf. Ich mußte mit der Gräfin Bernstorff Contredanse tanzen: gegenüber Gr. Persigny und Herzogin von Montrose. Die Königin tanzt

alle Tänze, auch Scottish reel (Schottischer Nationaltanz) nach einem einzigen Dudelsack. Das Fest dauerte bis ein Uhr, dann reiches Buffet.

Den 12. — Um zwölf Uhr zu dem Rennen von Ascot, eineinhalb Meile von Windsor. In zwölf vierspännigen Wagen, jeder mit seinem Outrider, rothe Livree. Der lange Zug sah prächtig aus, wie er unter den hohen Ulmen und über grünen Rasen fortging. Eine große Menge Menschen, um die Königin zu sehen. Das Wetter war trübe, kalt und etwas regnerisch, nicht so viele Menschen wie bei Epsom, aber mehr gentry und mehr Pferde. Um fünf Uhr nach Hause. Abends großes Banket in St. Georges Hall, achtzig Gedecke. Die nobility und gentry aus der Umgegend. Dann Ball, 250 Personen. Contredanse mit Lady Mac Donald, gegenüber der Herzogin von Wellington.

Adieu, liebe Marie, herzliche Grüße. Gott beschütze Euch.

Buckingham Palace, den 15. Juni 1856.

13 An die Gattin.

Ich eile, Dir zu schreiben, liebe, gute Marie, daß ich Deinen Brief vom vierten dieses Monats gestern Abend erhalten habe; er war also zehn Tage alt. Gottlob, daß Alles gut steht, ich fing an, recht beunruhigt zu werden. — Ich leide infolge des Nachtlebens und der vielen Mahlzeiten, trotz aller Enthaltsamkeit, an Appetitlosigkeit, sonst geht es recht gut. Ich bin an so einfache Lebensweise gewöhnt, daß dies Treiben auf die Dauer mir nicht wohl thut. Vor dem sechsundzwanzigsten dieses Monats werden wir von hier nicht abreisen. Dann sind wir aber auch bald in Berlin, und ich werde wenigstens den Juli dort oder in Potsdam mit Dir zubringen. Ich fuhr mit General Schreckenstein nach der Kaserne der Life horse guards (Leibgarde zu Pferde) und nach Eaton College, brachte dann eine ganze Stunde allein und ungestört in den Prachtsälen des Schlosses zu, wo ich mir mit Muße die schönen geschichtlichen Porträts von van Dyck, Rubens und so weiter besah. Abends klärte es sich etwas auf, und wir machten mit der Königin einen hübschen Ritt von zwei Stunden durch den Park. Rehe und Rothwild standen zu Hunderten auf den Grasfeldern. Gestern ging's nach London zurück. Ich ging durch die große Hauptstraße Oxfordstreet, dreiviertel Meilen lang, High Holborn nach St. Pauls in der City und dann auf dem Themse-Dampfer über Westminster zurück. Nach dem Diner in die Oper, wo Mario im Troubadour sang. Um halb zwölf Uhr ging's noch in eine rout (Abendgesellschaft) zu Bernstorffs, von wo wir nach ein Uhr zurück kamen. Heute Sonntag ist Ruhe, und ich muß gleich in die Schloßkapelle. Der Stallmeister des Prinzen Albert will durchaus meinen Rappen für die Königin kaufen. Rappen sind sehr schwer in England zu schaffen. Der Preis kann beliebig gestellt werden, darauf kommt es gar nicht an. Ich habe gesagt, daß er jedenfalls das Pferd erst selbst reiten muß, er kommt wahrscheinlich nach Berlin.

Prinz Friedrich Wilhelm ist sehr wohl und scheint sehr glücklich. Er hat sich heute nach Dir erkundigt. Die junge Braut ist wirklich ganz allerliebst, so einfach, freundlich und verständig.

Adieu, liebes Herz, ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen. Bleib gesund und guten Muthes. Gott erhalte und beschütze Dich.

Buckingham Palace, den 18. Juni 1856.

14 An die Gattin.

Mein liebes, gutes Herz! Soeben erhalte ich Deinen Brief vom dreizehnten dieses Monats mit lauter guten Nachrichten von Dir und den Unsrigen. Gottlob, daß es Euch wohl geht. Prinz und Prinzeß von Preußen werden wir nicht abwarten, aber freilich bis zum achtundzwanzigsten dieses Monats hier bleiben, und sonach wohl erst mit Ablauf des Monats zurückkommen.

Heute kamen wir aus Aldershot zurück, wohin wir gestern früh abgingen. Es ist dies ein neu entstehendes Militär-Etablissement für 20 000 Mann auf einer Haide von 1000 Acres, die à 10 Liv. pro Morgen erstanden sind. Einstweilen hat man dort hölzerne Baracken erbaut, es werden aber gewaltige, steinerne Gebäude errichtet, unter anderen Stallungen für 2000 Pferde. Jede Baracke für sechzehn Mann kostet 800 Thaler. Wir fuhren mit der Eisenbahn hinaus und stiegen zu Pferde, um alle Einrichtungen genau zu besehen. Da man in England nicht ohne Weiteres Soldaten beim Bürger ins Quartier legen kann, andererseits doch der letzte Krieg und die neuen Verwicklungen mit Amerika die Ueberzeugung begründet haben, daß das Land nicht ganz ohne eine gewisse Militärmacht sein kann, so ist das eine Art Militärkolonie, die ganz zweckmäßig eingerichtet wird. Das Terrain ist gut gewählt, es gestattet größere Uebungen, die sonst wegen des großen Anbaues fast ganz unmöglich sind. Eisenbahn und Kanal führen bis zur Stelle. Nachdem die militia eben entlassen ist, waren für den Augenblick nur wenig Truppen anwesend. Wir besuchten die Baracken, die Speisestuben der Leute, der Korporale, die Offizierswohnungen, die Küche, Vorrathsspeicher und das Theater. Dann ritten wir nach the Queen's pavillon (Pavillon der Königin), welcher für 12 000 Liv. nebenher auf einer Anhöhe erbaut ist. Nach dem Luncheon ritten wir zum Scheibenschießen. Es wurde mit Miniégewehren auf 500 und 700 Schritt geschossen, und mehr als die Hälfte der Kugeln traf die sechs Fuß hohe und ebenso breite Scheibe. Dann ritten wir auf einen Berg, the Roman camp, von wo wir bei dem ungewöhnlich klaren Tage eine weite Aussicht hatten. Um fünf Uhr Nachmittags setzte Ihre Majestät sich zu Pferde. Sie trug eine rothe Uniform, goldene Schärpe, blaues Band und einen Hut mit rothen und weißen Federn. Die Parade bestand aus etwa 6000 Mann und 1200 Pferden. Es war ein Regiment Garde-dragoons (roth mit Helmen, sehr schöne, bärtige Leute, alle Pferde in der Krim gewesen, 250 auf einem Dampfschiff in 13 Tagen trans-

portirt), zwei Regimenter Husaren mit 400 Pferden (blau), die Mannschaft alle Deutsche. Von der Infanterie war ein Bataillon militia, ein Schweizer, zwei englische und fünf deutsche Regimenter. Die deutsche Legion ist 5000 Mann stark und steht unter Befehl eines Generals Stutterheim, eines sehr artigen und gebildeten Offiziers, den Guste aus Itzehoe kennt. Er hat die Feldzüge in Holstein mitgemacht. Die Königin ritt mit glänzendem Gefolge die Front entlang. Lady Mac Donald adjutantirte und kam ganz braun von der Sonne zurück. Die Prinzeß Royal war ebenfalls zu Pferde, die jüngeren Prinzessinnen im Wagen folgten. Das dann folgende Manöver war allerdings höchst wunderbar, es ließ sich gar kein militärischer Gedanke hinein bringen. Ich ritt drei verschiedene Pferde, die Alle sehr gut gingen. So ein englisches Pferd ist prächtig, wenn man es über die unebene Haide in langen Sprüngen laufen lassen kann. Um acht Uhr Diner im Pavillon. Wir logirten in einer Baracke dicht bei. Es war ein etwas ermüdender, aber sehr interessanter Tag gewesen.

Den 18. — Abends großer Ball mit zweitausend Einladungen. Ehrenwache im Hof, die Yeomen of the Guard (Leibgardisten) in der Treppenhalle. Die schöne Treppe mit Blumen besetzt. Die Galerie, mit Glas überdacht, war von außen her durch Gas erleuchtet, ähnlich die großen Säle zu beiden Seiten. Der eigentliche, erst neu erbaute Banketsaal ist von ungeheurer Größe und sehr hoch. Seltsam ist eine mächtige Orgel mit vergoldeten Pfeifen am Ende. Zwei Spiegel, vierzehn Fuß breit und vierundzwanzig Fuß hoch aus einem Stück. Es brannten über tausend Kerzen und zwanzig Krystallkronleuchter. Außerdem waren die Fenster von außen her mit Gas erhellt, überhaupt brennt im Innern des Palastes nirgends Gas. Um zehn Uhr traten wir mit der Königin den Zug an durch die prachtvollen Galerien und Säle und stellten uns hinter ihr auf einer erhöhten Estrade auf, von wo wir Alles gemächlich übersahen. Die Königin trug ein weißes Kleid von indischem Musselin mit Gold durchwirkt, große Bouquets von Kaktusblüthen, die Blätter mit Diamanten besetzt, der Kopfputz ebenso, reichen Brillantschmuck und das blaue Band; Prinzeß Royal weißes Kleid über hellblau glacé, sehr einfach. Alles war in Uniform. Prinzeß Royal tanzte den reel (Schleifer) mit dem Herzog von Buccleugh sehr hübsch. Prachtvolles Buffet. Ende halb drei Uhr.

Den 19. — Vormittags mit dem Prinzen in die Gemäldeausstellung. Eine Anzahl Besitzer haben höchst werthvolle, alte Bilder dazu hergegeben. Dann in die Ausstellung von Aquarellen, in welcher Kunst die Engländer sehr Ausgezeichnetes leisten. Abends in die Sitzung des Unterhauses. Diner bei der Königin.

Den 20. — In die Bibliothek des Prinzen. Sehr schöne Sammlung von Photographien, Diner bei der Königin.

Den 21. — Sonniger Morgen. Spaziergang schon um halb acht Uhr durch St. James Park, Green Park, Kensington Garden. Nach dem Frühstück Ritt mit der Königin. Dann mit dem Prinzen nach der Ka-

serne der Horseguards in Knights Bridge. Nach dem Luncheon Investitur von vierzehn Bath-Rittern, darunter General Williams, Ehrenwache mit Musik im Schloßhof, gentlemen at arms (Wappenherolde) auf den Treppen. Die Königin im Thronsaal auf einem Sessel vor dem Thron trug den karmoisinrothen Mantel von Atlas, weiß gefüttert, und einen tellergroßen Stern. Alle Bath-Ritter in demselben Kostüme zu beiden Seiten. Der Hof hinter der Königin. Die zu ernennenden Ritter werden von zwei Herolden einzeln vorgeführt und der Königin genannt. Sie lassen sich auf einem Sammetkissen vor der Königin aufs Knie. Die, welche das Großkreuz erhalten, werden, wenn sie noch nicht knight (Ritter) waren, vorher zum Ritter geschlagen. Unter Beistand des Prinzen Albert hängt ihnen die Königin das Band um und reicht ihnen die Hand zum Kuß. Dann rückwärts zum Thronsaal hinaus, was bei den langen Mänteln seine Schwierigkeit hat. Captain Gordon R. N. mit einem Bein konnte nicht knieen. Die Königin erhob sich, um das Band umzuhängen, und befahl ihm, sich umzudrehen und so hinauszustelzen. Anreden sind keine. Nach Beendigung der Feier werden die Ritter, welche als Zeugen anwesend, einzeln verlesen und treten vor, um dann rückwärts abzugehen. Das ganze Kapitel dauert eine halbe Stunde.

Den 23. — Um zehn Uhr Ritt mit der Königin, Prinzeß Royal, dem Prinzen, Fitzroy im High Park, Kensington nach Paddington, Queenstreet, dem neuen Museum, Belgrave Square. Mitten durch alle Wagen und Omnibus durch die Straßen der Stadt. Dieser neue Theil derselben ist sehr schön gebaut. Die Häuser stehen einzeln, von Gärten umgeben, schöne Architektur, Alles mit großen Krystallscheiben.

Den 24. — Liebe Marie. Gestern erhielt ich Dein Schreiben vom zwanzigsten dieses Monats mit guten Nachrichten. Soweit bis jetzt festgestellt, reisen wir Freitag Abend ab, bleiben wahrscheinlich Sonnabend in Aachen, wo Prinzeß Luise noch badet, und gehen in der Nacht weiter. Ich vermuthe, daß wir Sonntag früh in Potsdam eintreffen und daß ich noch an diesem Tage nach Berlin kommen kann.

Die Damen in Berlin werden Reitstunde nehmen müssen, wenn die zukünftige Königin kommt. Sie reitet mit Passion, sehr dreist und gut. Man trägt hier allgemein einen niedrigen Stroh- oder Filzhut mit einer Straußenfeder und breitem Schirm.

Ich schließe für heute, liebe Marie, und freue mich wahrhaft, Dich endlich wieder zu sehen. Mein mageres Tagebuch werde ich mündlich ergänzen. Von Herzen der Deinige.

Den 25. — Vormittags Spaziergang nach Drury Lane und Covent Garden. Lever der Königin, zu welchem nur Herren erscheinen. Die, welche noch nicht vorgestellt oder seitdem eine Gnade empfangen haben, knieen, um der Königin die Hand zu küssen. Vorne lauter Krüppel aus der Krim. Der amerikanische Gesandte Dallas in schwarzer Binde und Stiefeln abgewiesen. Abends Spazierritt im Schritt durch Hydepark mit dem Prinzen. Großes Diner bei der Königin, Prinz von Schweden, Herzoge von Kent und Cambridge mit Prinzeß Mary. Herzog und

Herzogin Somerset. Nach der Tafel, bei welcher der Dudelsack wieder herumging, Konzert, Frl. Wagner und Ney sangen unter Anderem das Duett von Mendelssohn: „Ich wollt', meine Lieb'."

Den 26. — Nach dem Tower. Höchst interessante Waffensammlung, die ganze Rüstung historischer Personen. Der blutige Thurm, the traitors gate (Verrätherweg), der Thurm, in welchem Clarence in Malvasierwein ertränkt wurde, das Gefängniß Anna Boleyns, Jane Grays, welche auf Tower Hill hingerichtet wurden, Maulbeerbaum, unter welchem Richard III. die Kinder Edwards verscharren ließ, Gefängniß Henrys VI., schreckliche Zelle Walter Raleighs, in den Stein der Spruch eingeritzt: „Sei getreu bis in den Tod", der Block und das Richtbeil, die Folter ꝛc. Höchst interessante Manuskripte.

Liebe Marie, ich eile, Dir zu schreiben, daß nun doch wieder eine Aenderung eingetreten ist. Wir reisen nicht morgen, sondern übermorgen, Sonnabend Abend, den 28., und treffen muthmaßlich erst am 1. Juli früh in Potsdam ein. Aber ob sich das nicht nochmals ändert, ist nicht mit Sicherheit zu wissen, und etwas Bestimmtes kann ich Dir nicht schreiben.

Peterhof, Montag, den 18. August 1856, Abends.

15 An die Gattin.

Soeben, liebe, gute Marie, erhalte ich Deinen Brief mit der traurigen Nachricht von dem Tode Deines guten, alten Papa.*) Wie hart, daß er so kurz vor dem Wiedersehen, auf welches er sich gewiß so sehr gefreut hatte, dahinscheiden mußte! Ich hätte ihn auch so gerne wiedergesehen. Denn trotz so mancher Fehler, für die ihm Gott ein milder Richter sein möge, hatte er so viel herzliche Gemüthlichkeit, daß man ihn doch lieb haben mußte. Friede seinem Andenken. Bei uns soll er in guter Erinnerung bleiben. Sage der armen Mama, wie herzlichen Antheil ich an ihrem Unglück nehme. Gut, daß sie jetzt bei Dir ist und wenigstens theilnehmende Herzen findet. — Ich bedaure, daß ich nicht zur Stelle bin, Du wirst Mama daher alle unangenehmen Verhandlungen einstweilen abnehmen müssen.

Wenn Guste das Quartier in Altona noch nicht hat, so ist es recht gut; sie kann ruhig bei uns bleiben, bis sie ihre Lage erst übersieht. Gewiß soll sie eine Stütze an uns finden — Gott erhalte Euch nur gesund. Thue, was Du kannst, um alle die Deinigen zu erheitern, und halte Dich nur selbst aufrecht. Gott weiß am besten, warum es so und nicht anders hat kommen müssen.

Der arme Papa! Er wäre gewiß gleich nach Berlin gekommen, und wie hätten wir uns darüber gefreut. Wie traurig, so allein zu enden,

*) Nachdem Burt seine Angelegenheiten in Westindien geordnet und die Rückreise angetreten hatte, starb er unterwegs auf dem Schiffe, und seine Leiche wurde ins Meer versenkt. Statt seiner langte die Nachricht seines Todes in Berlin bei seiner dort versammelten Familie an.

da er hoffen konnte, in wenig Tagen alle die Seinigen wiederzusehen. Wahrscheinlich ist es aber eine hitzige Krankheit gewesen, die ihn wenig zur Besinnung hat kommen lassen.

Adieu, liebes, gutes Herz, mit herzlichster Liebe und tausend Grüßen.

Briefe aus Rußland.*)

Moltke begleitete den Prinzen Friedrich Wilhelm auf einer Reise nach Rußland. Siehe Charakterbild Band I, Seite 32.

16 Peterhof, Freitag, den 15. August 1856.

... Gewiß mußten wir bei dem Wetter, in welchem wir aus Berlin abgingen, auf eine recht schlimme Ueberfahrt rechnen, und wir haben eine vortreffliche gemacht. Meine Bleistift-Depesche von Swinemünde wirst Du hoffentlich schon am Mittwoch früh erhalten haben. Schon dort hatte sich der heftige Wind etwas gelegt, und als ich die beiden großen Kriegsdampfer sah, konnte ich wohl denken, daß schon sehr bedeutende Wellen dazu gehören werden, um sie aus ihrer Ruhe zu bringen.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Kaiserin Abschied von ihren Geschwistern genommen hatte; wir richteten uns unterdeß auf der Korvette „Gremäschtschik" (le tonnant, der Donnerer) ein. Gegen sieben Uhr bestieg der König den „Nagler" und schoß pfeilschnell an uns vorüber, die russische Mannschaft paradirte auf den Raaen, die Bande spielte auf, und nun ging es an die Abreise. Vor Allem kam es darauf an, die beiden Leviathane mit dem Schnabel nach Rußland zu wenden. Bei der geringen Breite des Fahrwassers konnten sie das mit ihren eigenen Schaufeln nicht bewerkstelligen, und das kleine Schleppdampfschiff mußte ein paar Mal ansetzen, um diese Massen herum zu bringen. Sobald sie aber nur einmal die Richtung hatten, so schaufelten sie los zwischen den mehr als tausend Fuß langen Molen hindurch, hinaus in die offene See.

Ich mußte mich nun einmal in mein Schicksal ergeben und beschloß denn noch, ein sehr gutes Souper in den Kauf zu nehmen, worauf ich mich in meine Cabine zurückzog, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

„Faites un peu amarrer vos effets" („Machen Sie Ihre Sachen ein Bißchen fest"), war der tröstliche Rathschlag, den ich miterhielt. Mein Hotel hatte ein Fenster Front, das Fenster bestand aber nur aus einem handgroßen Klumpglas, welches mein Elend beleuchtete. Das Mobiliar

*) Die „Briefe aus Rußland" sind mit Zustimmung der Verlagsbuchhandlung entnommen aus: Feldmarschall Graf Moltke's Briefe aus Rußland. Vierte Auflage. Berlin 1893. Gebrüder Paetel. (Zuerst erschienen 1877.)

war recht einfach und bestand im Wesentlichen aus der Kette, welche das Steuerruder dirigirt und sich ohne Unterlaß mit fürchterlichem Schnarchen bewegte.

Da an Bettüberzüge nicht zu denken war, so wickelte ich mich felddienstmäßig in meinen Mantel, legte mich auf die couchette, seufzte und schlief fest und ununterbrochen bis zum Morgen.

Das Erwachen des kalten, grauen Tages, war wenig erfreulich. „Je suis fâché de vous dire, qu'il y ait de moutons!" „Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß es »Moutons« [eigentlich Hammel] giebt", rief mir General Philosophof herunter, welcher auf die liebenswürdigste Weise die Honneurs auf dem „Donnerer" machte. Diese moutons sind nämlich die weißen Schaumwellen, welche jedesmal einer scharfen Brise vorangehen.

Ich gab mich trüben Betrachtungen hin, und in dreimal vierundzwanzig Stunden kann man deren recht viele anstellen. Von beiden Seiten klangen klagende Töne durch die dünnen Bretterwände, welche meine Leidensgefährten von mir trennten. Ich war außer Stande, auch nur eine Tasse Kaffee zu mir zu nehmen, und schleppte mich, um dem heillosen Kajütengeruch zu entgehen, aufs Verdeck.

Friedrich lag schon seit gestern in den letzten Zügen, und ich bestrebte mich, mit Aufbietung aller meiner Sprachkenntnisse und durch Pantomimen Murawief, den Schiffsjungen, für meine hülflose Lage zu interessiren. Eine Matratze wurde heraufgeschafft und das einzige Mittel gegen Seekrankheit in Anwendung gebracht: Liegen und Herhalten.

Mit jeder Stunde aber wurde es besser. Der Wind nahm ab, das Schiff war sehr breit und der roulis (Schlingern) daher gering. Um Mittag begriff ich schon zur Hälfte einen französischen Roman, den ein hülfreicher Fürst Trubetzkoi mir aus Paris mitgebracht hatte. Gegen Abend stellte ich einige schwankende Versuche im Gehen an, und nachdem dieser Tag unter strengem Fasten abgelaufen, schlief ich eine zweite Nacht trotz Talggeruch und Schaukeln ganz vortrefflich.

Schüchtern versuchte ich meinen Kaffee, mit einigen Gewissensbissen um elf Uhr etwas Hering, kaltes Fleisch und Rothwein, dann mit mehr Vertrauen ein vortreffliches Diner. Ein alter Malaga, guter Lafitte und Champagne frappé halfen über die cotelettes truffées und Artischocken hinweg, welche sonst leicht hätten verderblich werden können.

Der unübertreffliche Karawanenthee aus Kiachta war am Abend nicht auszulassen, und da Alles so gut ging, so riskirte ich noch ein Souper, bei welchem ich herzlich Deine Gesundheit in Champagner trank, indem ich mir dachte, wie Du wohl in eben dem Augenblicke um mich sorgtest, wo ich so elegant mein Glas ausschlürfte. Die Zufriedenheit wohnt so oft, wo man sie nicht sucht, auf dem schwankenden Brett eines Schiffes, während Gram und bitter Herzeleid unter dem strahlenden Kronleuchter eines Ballsaals walzen.

Dieser vendredi gras („fette Freitag" — im Gegensatz zum Charfreitag) war außerdem reich an manchem Interessanten. Vormittags waren wir dem

„Olaf“ so nahe gekommen, daß man sich mit den übrigen Herren vom Gefolge begrüßte.

Die Kaiserin ließ fragen, wie es uns ginge; wir antworteten natürlich, daß wir in offiziellem Wohlsein verharrten, und erkundigten uns nach der Gesundheit Ihrer Majestät. Die Antwort war: „Heute, Gott Lob, sehr gut“, woraus wir schlossen, daß es gestern schlecht war.

Diese kleine Korrespondenz wurde durch dreißig oder vierzig bunte Flaggen geführt, die nach und nach am Hauptmast aufgehißt wurden. Dann kam ein großes russisches Kriegsschiff von der finnländischen Küste her, welches die Kaiserflagge aus seinen beiden Decken durch ein rollendes Geschützfeuer begrüßte. Der „Donnerer“ sprach im Namen des „Olaf“ seinen Dank aus ehernem Mund in einunddreißig kräftigen Worten aus. Das Ganze gab ein sehr hübsches Bild.

Sobald die Sonne untergegangen, hörte der Wind ganz auf. Der Vollmond blickte durch die Wolkenstreifen, die Luft war mild und lind und das Wellenplätschern sanft.

Alle halbe Stunden ließ der „Olaf“ eine bengalische Flamme leuchten, was von uns erwidert wurde. Es geschah, um sich zu vergewissern, daß der kleine „Gremäschtschik“ weder abhanden gekommen, noch etwa zu dicht aufruderte. Ich trieb mich bis zwei Uhr auf dem Deck umher.

Heute vollends war es ein wunderschöner, sonnenheller Tag. Zu beiden Seiten traten erst Inseln mit Leuchtthürmen, dann die zusammenhängenden Küsten hervor. Je weiter wir in den finnischen Meerbusen eindrangen, je glätter wurde die See. Da wir befürchten mußten, früher, als der Kaiser uns erwartete, einzutreffen, so fuhren wir meist nur mit halber Kraft.

Um Mittag zählte ich über zweihundert Segel, welche den eben eintretenden, sanften Nordwind benutzten, um aus Kronstadt auszulaufen. Bald tauchte denn auch das nordische Venedig aus dem Meere empor. Gewaltige Festungswerke aus Quadersteinen, mit drei Reihen Kasematten und armirten Plattformen umgeben, auf allerlei kleinen Inseln gelegen, ein wahrer Wald von Masten im Kauffahrteihafen. Dahinter liegen im Kriegshafen die Riesen der Kriegsmarine, welche selbst fighting Charley (der „schlagfertige Charley“) nicht aus ihrer unbeweglichen Ruhe herauszulocken vermochte, als er sich ihnen auf etwas mehr als Schußweite gegenüber legte.

Welcher Empfang aber seinen eichenherzigen Theerjacken zu Theil geworden, wenn er etwas näher getreten wäre, davon konnten wir uns die lebhafteste Vorstellung machen. Denn sobald der „Olaf“ etwa zweitausend Fuß an die Festung heran war, quollen aus den Scharten der Kasematten aller dieser Thürme, Linien und Batterien dichte, weiße Wolken hervor, und alsbald erscholl ein Donnergebrüll, welches fast unser eigenes Kanonadekonzert übertäubte, obgleich das Schiff darunter erbebte. Ein englisches achtzig-Kanonenschiff, welches hier vor Anker lag, stimmte übrigens fröhlich mit ein. Es hatte den Sonnenschein benutzt, um zu waschen, und pavoisirte (bewimpelte sich) mit unzähligen Hosen und Hemden seiner Equipage in allen Farbenschattirungen. Da die Ankunft der Kaiserin unzweifelhaft bekannt war, so sprach dies für John Bulls Unbefangenheit.

Jetzt schoß ein äußerst schmaler Dampfer mit zwei Essen an uns vorüber, es war der Großadmiral Großfürst Constantin; dann folgte der Kaiser, welcher seiner Mutter entgegeneilte.

Man hatte es kaum für möglich gehalten, daß die hohe Frau bei ihrer zarten Gesundheit aus Wildbad in den Alpen noch nach der Newa zurückkehren werde. Sie hat sich aber vorgenommen, ihrem Sohne bei der Krönung den Segen zu spenden, wie dies des Landes schöne, alte Sitte ist, und sollte sie dabei sterben. Und was diese Frau einmal will, das will sie sehr ernstlich.

Wir waren natürlich Alle in Gala auf dem Verdeck und begaben uns nun in diesem accoutrement (Aufputz) an Bord des schmächtigen Großadmiralschiffes „St. Petersburg".

Denke Dir alle diese Vorgänge anders in Scene gesetzt, etwa an einem Regentage, bei hoher See, mit Anwandelungen von Uebelkeit, so wirst Du einräumen, daß unsere Lage schrecklich hätte sein können. Schnell glitten wir indeß in der schönen Wirklichkeit über den glatten Spiegel nach der nahen Küste. Zur Linken glänzte am nebligen Horizonte Etwas, was man, wenn es nicht heller Tag gewesen wäre, für einen großen leuchtenden Stern gehalten hätte. Es war die vergoldete Kuppel der Isaaks-Kirche in Petersburg.

Sehr bald landeten wir an der schönen, breiten Treppe von Peterhof. Die Kaiserin war schon durch die Truppenspaliere hindurch, und es war noch ein unglaubliches Gedränge von Militär und Hofchargen mit Epauletten und Sternen. Wir wurden aber alsbald von einem betreßten Diener eingefangen und in ein cab gesperrt, welches uns durch ein Spalier von Springbrunnen zum Schloß und von da in unsere Wohnungen führte, wo ein Schwarm von Dienern und Equipagen zu unserer Verfügung steht.

---

17 Sonnabend, den 16. August 1856.

Das ausgedehnte Schloß Peterhof, von Peter I. erbaut und von seiner Tochter Elisabeth erweitert, dient, wie St. James Palast, eigentlich nur zur Repräsentation. In ausgedehnten Parkanlagen liegen rings umher die Villen und Landhäuser, welche die Kaiserliche Familie und ihre Gäste bewohnen. In einem dieser Häuser logiren für jetzt Prinz Hohenzollern, Heinz, Katte und ich.

Ich habe ein hübsches, geräumiges Zimmer mit freundlicher grüner Aussicht, was hier in der kalten, feuchten Gegend unschätzbar, nach der Sonnenseite. Dennoch habe ich heute Nacht meinen Mantel zu Hülfe genommen.

Gleich nach dem Eintreffen besuchte mich Graf Münster und der zum Prinzen kommandirte Kaiserliche Flügel-Adjutant v. Mirbach. Es war Marschallstafel (Ueberrock ohne Degen), ich fand dort unsern Gesandten Werther, den jungen Grafen Werther-Beichlingen, den Du kennst, und nach Tische gab es Vorstellung.

Den Kaffee nahmen wir auf dem Balkon vor dem Schlosse, von wo man die wirklich sehr reichen Wasserkünste übersieht, die vor der ganzen, bedeutenden Front aufbrausen und das Angenehme haben, daß sie nicht künstlich durch Dampf getrieben werden, sondern aus einem natürlichen reichen Wasserschatz entspringen.

Nach aufgehobener Tafel erhob ich den Finger, und herbei stürzte der Iswoschtschik, faßte die einzelnen Zügel in den weit ausgestreckten Händen, setzte sich auf die Enden, legte den Körper zurück, und nun ging's im scharfen Trabe in der offenen Droschke durch die weitläufigen Anlagen von Peterhof.

Archimedes suchte einen Stützpunkt außerhalb der Erde, um die Erde aus ihrer Bahn zu heben. Peter der Große fand ihn für seine Reformen außerhalb des Reiches in den erst von ihm eroberten, schwedischen Provinzen. Dort baute er seine europäische Stadt und, als sie fertig war, Peterhof, um zu sehen, wie sie sich ausnehme.

Das Schloß ist ein ziemlich ausgedehntes, dreistöckiges Gebäude im französischen Stil. Es hängt durch Galerien mit zwei Pavillons zusammen. Die Farbe, gelb und weiß, korrespondirt mit dem Eisenblech des Daches und der überaus reichen Vergoldung der Kuppeln. Das Gebäude steht auf einer etwa vierzig Fuß hohen Terrasse, welche durch den natürlichen Abfall des Festlandes zum finnischen Meerbusen gebildet wird. Den etwa tausend Fuß breiten Raum bis zum eigentlichen Meeresstrand füllen die Parkanlagen aus. Senkrecht von der Mitte des Schlosses führt ein breites, gemauertes Bassin bis zur Landungstreppe am Meere, zu beiden Seiten von einer Reihe von Springbrunnen eingefaßt, die so eine höchst eigenthümliche Allee von Wasserstrahlen bilden. Daneben führen die Straßen, und das Ganze ist von hohen, schwarzen Tannen umgeben, zwischen denen man über diesen Vordergrund weg die See und am Horizont die finnische Küste erblickt. Das Ganze macht einen überraschenden Eindruck.

Auch der Park ist recht schön und erhält seinen eigenthümlichen Charakter durch die zahllosen Wasserkünste. Die größten Strahlen, auch der vor der Grotte unter der Mitte des Schlosses, mögen nur etwa fünfzig bis sechzig Fuß hoch und armdick springen, sind also weder mit Wilhelmshöhe noch Sanssouci zu vergleichen. Aber ihre Zahl ist endlos. Ueberall im Schatten der Bäume plätschert und rauscht es aus Tempeln und Statuen, in Kaskaden und Bassins.

Der Rasen ist freilich nicht der natürliche Sammet von Windsor oder der künstliche von Glienicke, aber er ist doch frisch und grün. Den Baumschlag repräsentirt die Erle, Weide, Fichte und vor Allem die Birke mit ihrem weißen Stamm; die Eiche ist selten, die Linde und Ulme gepflanzt und gehegt. Die scharlachrothe Vogelbeere vertritt das blühende Gesträuch. Malven, Stockrosen, Georginen, die melancholischen Vorboten des Herbstes, ehe noch es Sommer war, sprengen einige Farbenfunken in das vorherrschende Grün. Alles Uebrige ist exotisch. Der Vegetation merkt man es freilich an, daß wir hier gerade doppelt so nahe am Pol

als am Aequator wohnen. Was mir an diesem Park am besten gefallen und zugleich mich am meisten überrascht hat, war ein Bach, ein wirklicher deutscher Bach mit krystallhellem Wasser, der über große Granitblöcke dahinrauscht. So viel Gefälle hätte ich im ebenen Rußland vom Waldai bis zum Meeresspiegel nicht gesucht. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie die Gartenkünstler des Flachlandes Wasserfälle anlegen mögen, anstatt das mühsam erstrebte Gefälle zu nutzen, um wenigstens auf eine kurze Strecke einen plätschernden und murmelnden Bach herzustellen. Da springt so ein künstlich gemartertes Wasser über ein Brett in einen sechs Fuß tiefen Abgrund, um dann beschämt weiter zu schleichen, nicht mehr wissend wohin, wenn es nicht bergauf laufen soll. Es fehlt nur noch, daß der Katarakt erst losgelassen wird, wenn der Zuschauer mit hochgezogenen Brauen dasteht, um zu erstaunen. Der Bach in Peterhof ist Natur, und wenn die Forelle sich mit sechzig Grad nördlicher Breite befreunden kann, so muß sie hier wohnen. Weiter oberhalb hat man den reichen Wasserschatz zu weiten Seeflächen angestaut, welche mit Bäumen und zum Theil sehr hübschen Landhäusern eingefaßt sind. Jeder hat dabei seinen eigenen Geschmack zur Regel genommen. Da sind italienische Villen mit den charakteristischen viereckigen Thürmen, flachen Dächern, Freitreppen, Veranden und Statuen; dann kommt ein manor (Herrenhaus) in sächsisch-normannischem Stile, mit schweren Giebeln, vorspringenden Erkern und breiten Fenstern; aus einem Birkenwalde lugt das Schweizerhaus mit seinem weißen Giebel und geschnitzten Balkon. Die meisten Häuser sind indeß aus Holz mit Eisenblech gedeckt, welches letztere roth und besonders grün angemalt ist. Alle sind mehr oder weniger auf einen Sommer berechnet, der nicht immer eintritt und welcher dieses Jahr ganz auszubleiben gesonnen scheint. Der Tag unserer Landung war fast der einzige ganz schöne, den wir hier gehabt haben. Man fährt in Rußland überhaupt nie ohne Mantel, und auch unser Klima ist der Art, daß man sich diese Regel aneignen muß. Denn das Wetter mag schön sein oder schlecht, so schützt der Mantel entweder gegen Staub oder Regen. Ganz behaglich eingewickelt, kehrte ich zurück, nachdem ich mein „domoi" („Halt") gerufen, denn sonst wäre mein Iswoschtschik bis Petersburg gejagt. Heute, Sonnabend, den 16. August, also noch in den Hundstagen, werden wir kaum zehn Grad Wärme haben. Ueberall hat man bis jetzt gerne ein Kaminfeuer angezündet; aber da ich mich doch nicht entschließen kann, den Ofen zu heizen, so habe ich meine Winterkleider angelegt. General Schreckenstein, der parterre wohnt, hat einheizen lassen. Es regnet vom grauen Himmel, und der Wind gratulirt uns, daß wir auf festem Boden sind. Der Tag wurde ausgefüllt mit Besuchen bei der kaiserlichen Familie. Wir reisten Visiten. Denn Strelna, wo Großfürst Constantin wohnt, liegt anderthalb deutsche Meilen von Peterhof, in der Richtung nach Petersburg, während das Palais der Großfürstin Marie einige Werst in entgegengesetzter Richtung nach Oranienbaum zu liegt. Nachdem das ganze Gefolge des Prinzen und die zu seiner Begleitung kommandirten General Mansurof und Oberst Mirbach sich versammelt, ging es zuerst zum Kaiser, der in

einer kleinen, sehr einfachen Cottage hauset. Die Minister Dolgoruki, Perofski, Graf Schuwalof kamen mit ihren Portefeuilles eine kleine Treppe herab, dann erschien der Kaiser selbst.

Er machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Er hat nicht die Statuen-Schönheit, noch die marmorne Strenge seines Vaters, aber er ist ein auffallend wohlgebildeter Mann von majestätischer Haltung. Er sieht etwas angegriffen aus, und man möchte glauben, daß die Begebenheiten seinen edlen Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt haben, der gegen den wohlwollenden Ausdruck seiner großen Augen kontrastirt. Bei keiner Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von größerem Gewicht, als in Rußland, weil nirgends eine uneingeschränktere Macht in seine Hände gelegt, als hier. Alexander hat bei seiner Thronbesteigung Europa gegen sich in Waffen gefunden, und er hat im Innern seines eigenen, unermeßlichen Reiches Verbesserungen durchzuführen, die wohl einer festen Hand bedürfen; wie sollte er nicht seiner großen Aufgabe mit Ernst entgegengehen? Der Prinz stellte uns einzeln vor, und der Kaiser wußte mit vollendeter Leichtigkeit Jedem etwas Passendes zu sagen. Er spricht vollkommen fließend und geläufig Deutsch und Französisch und hat eine ungemein würdevolle und doch verbindliche Manier. Nun ging's nach Alexandra, einem geschmackvollen, aber sehr kleinen Landhause, in welchem doch Kaiser Nicolaus einst mit seiner ganzen zahlreichen Familie gewohnt hat. Seitdem haben die Kinder ihren eigenen Hausstand gegründet, nur die Wittwe und ihr jüngster Sohn sind noch geblieben. Zur Zeit wohnt auch Prinz Friedrich Wilhelm hier bei seiner Tante. Die Kaiserin war ganz prächtig. „Laß sie mal alle einzeln herankommen, denn so weit sehe ich nicht," sagte sie und setzte sich in einem Stuhle zurecht. Jedem von uns gab sie die Hand zum Kuß, und Allen hatte sie etwas Freundliches zu sagen. Waren es doch ihre lieben Landsleute. Schließlich wollte sie wissen, wer von uns noch tanze. Sie sieht gern fröhliche Menschen um sich. Sie scherzte, lachte und schien ganz vergnügt.

---

18 Sonntag, den 17. August.

Heute war Messe im Pavillon von Peterhof, welcher der ganze Hof beiwohnte. Im Versammlungslokal fand ich Severin. „J'ai vu Madame de Moltke à Berlin, plus belle et plus gracieuse que jamais, et sa belle mère, qui avait l'air d'être sa sœur." („Ich habe Frau v. Moltke in Berlin gesehen, schöner und anmuthiger als jemals, und ihre schöne Mutter, die aussah, als wäre sie ihre Schwester.") Um zwölf Uhr kam der Hof. Der Kaiser in der Generalsuniform, grün, mit goldgesticktem rothem Kragen, führte seine Tante, die Großherzogin von Mecklenburg, welche ein weißes Spitzenkleid und sehr schöne Diamanten trug. Rechts von ihr schritt die Kaiserin Marie, hellblau mit breiten Points. Dann folgten die vier Söhne des Kaisers, die beiden ältesten in Uniform der Chevalier-Garde, der dritte in Infanterie-Uniform und

der jüngste im blauen Kittel der Marine. Diesen schlossen sich die Großfürstin Michael-Nicolaus und der Prinz Peter von Oldenburg mit seinen beiden Söhnen an. Alles stand während der ganzen Messe, die über eine Stunde dauerte, selbst die hochbetagte Großherzogin, nur die regierende Kaiserin setzte sich zuweilen. Die Kapelle ist weiß mit reicher Vergoldung, das Allerheiligste mit dem Altar ist in allen griechischen Kirchen durch die Ikonostase, die Bilderwand, von dem Hauptraum geschieden. Diese Wand hat drei Thüren, von denen die mittelste, die Kaiserthür, weil nur der Czar durch sie eintreten darf, meist geschlossen bleibt; jedoch gestattet eine Art Gitterwerk, etwas von dem zu bemerken, was dahinter vorgeht. Der griechische Ritus gestattet die Abbildung der Heiligen in Farben und den Gesang beim Gottesdienst, schließt aber alle Skulptur und Instrumentalmusik aus. Man hat nun die wundervollsten, alten Kirchengesänge. Sie sind großentheils aus dem Abendland geholt, dort aber vergessen. Rom hat viele geliefert. Natürlich sind diese Sachen ohne Begleitung von Instrumenten sehr schwer zu singen und erfordern unendliche Uebung. Der Kaiserliche Sängerchor ist nun weltberühmt, und ich war sehr gespannt, ihn zu hören. Er bestand aus etwa dreißig Stimmen, vom Baß, der die Fensterscheiben vibriren machte, bis zum Sopran der Kinderstimmen. Diese Sänger standen an beiden Seiten der Ikonostase, übrigens in karmoisin-rothem Frack und goldbedeckten Hosen, den Degen an der Seite. Der erste Theil des Gottesdienstes besteht aus Gebeten, und dabei wiederholt sich in den verschiedensten Weisen das mehrstimmig gesungene „Gospodi pomilui", („Herr erbarme Dich!") Die Priester in grünem, seidenem Talare mit darauf gestickten Kreuzen tragen ein ungeheuer großes Evangelium heraus, welches mit Gold und Edelsteinen bedeckt ist. Der Beichtvater des verstorbenen Kaisers, Baratof, administrirte die Messe. Er hat einen unglaublichen Baß, trägt das Haar vorne geschoren, hinten hängt es schlicht bis auf den halben Rücken. Er kommt und geht, räuchert und kreuzt und spricht Gebete. Beim zweiten Theil der Messe wird das Brot und der Wein hoch über dem Haupt hinausgetragen, dann ziehen sich die Geistlichen hinter die Mittelthür zurück, wo nun die Transsubstantiation, die Umwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut vor sich geht, und dabei sang der Chor ein wahrhaft ergreifendes Gesangstück mit unübertrefflicher Meisterschaft. Etwas Schöneres ist nie komponirt, aber auch nie schöner vorgetragen worden. Zu meiner hellen Verzweiflung sang eine alte Excellenz hinter mir und natürlich immer falsch mit, zwar ganz sotto voce (mit leiser Stimme), aber laut genug für mich. Den dritten Theil des Gottesdienstes bildet nun die Austheilung des geweihten Brotes, zu welcher nur die Kaiserliche Familie blieb.

Nach der Messe wurden wir der regierenden Kaiserin vorgestellt. Sie hat eine hohe, schlanke Figur und freundlichen Ausdruck. Dann machten wir der Großherzogin von Weimar die Aufwartung, und nun ging es ans Visitenmachen. Um das zu bewerkstelligen, gab ich dem Feldjäger die Liste, ließ ihn in seiner Droschke vorausfahren, wir alle hinterdrein jagend, und so wurden in Zeit von einer Stunde sechsundzwanzig

Visiten abgethan. Um vier Uhr war große Tafel beim Kaiser zu Ehren des französischen Botschafters Grafen Morny, welcher das große Band der Ehrenlegion überbrachte. Auch die Kaiserin Mutter erschien bei Tische. Sie trug ein weißes Mousselinkleid und eine Jacke von demselben Stoff mit einem zollbreiten Band von Kornblau besetzt, ohne allen weiteren Schmuck, ein weißes Barett mit weißen Federn, was außerordentlich gut aussah. Die schlanke, hohe Gestalt der Kaiserin läßt sie von Ferne wie ein junges Fräulein erscheinen. Ich setzte mich mit Severin zusammen. Nach der Tafel wurden wir noch den übrigen Großfürstinnen vorgestellt. Die Großfürstin Marie sieht immer noch sehr gut aus, sie trug ein rosa Moirékleid und einen grünen Aufsatz mit lang herabhängenden Grashalmen. Aber blendend schön ist die Gemahlin des Großfürsten Constantin, geb. Prinzeß von Altenburg, eine hohe, prachtvolle Gestalt, bildschönes Gesicht, dunkelbraunes Haar, sie trug dunkelblau und weiß. Nach Tische machte ich eine Spazierfahrt durch den englischen Garten nach Monplaisir, einem Lusthause hart am Meere, welches Peter der Große noch erbaut. Die Lage ist sehr schön, viele große, schattige Bäume und mit der Aussicht auf Petersburg. Aber ohne Sonne und Wärme fehlt jeder Landschaft die Poesie. Es sollte dort Thee getrunken werden, ich machte mich aber stille fort, um mit Ruhe meinen Brief zu schreiben.

---

19 Montag, den 18. August.

Wir machten heute Vormittag eine Ausflucht zu Wagen in die Umgegend. Kaiser Nicolaus hat außerordentlich viel für Peterhof gethan. Zunächst hat er hier vierzig Meilen Chausseen in allen Richtungen erbaut, sodann durch Ausgrabung großer und schöner Wasserbassins die Gegend einigermaßen trocken gelegt, endlich an den schönsten Punkten sehr geschmackvolle Villen geschaffen. Eine solche ist Oserki, welches ungemein an Charlottenhof bei Potsdam erinnert.

Ein ganz bedeutender Bau ist Babigon auf einem Hügel, von wo man eine weite Aussicht über Land und Meer bis Petersburg und Kronstadt hat. Aber freilich die weiten Aussichten sollte man hier nicht aufsuchen. Das Land, sobald man aus den Anlagen herauskommt, ist meist sumpfiges Bruchland mit niedrigem Gebüsch, das Meer grau und eintönig, wenigstens bei dem trüben Himmel, den wir heute hatten.

Der Pavillon selbst ist prachtvoll, ganz aus Granit, Marmor und Sandstein erbaut. Auf einem etwas ägyptischen Unterbau von geschnittenen Granitquadern erheben sich zwei Stockwerke, jede von Säulen rings umgeben, die Monolithen aus prachtvollem schwärzlichem Granit gehauen und schön polirt. Die Kapitäle aus weißem Marmor sind im unteren Geschoß korinthisch, oben dorisch, was freilich ungewöhnlich, ebenso wie überhaupt ein zweistöckiger, attischer Tempel. Vor demselben stehen die beiden Rossebändiger des Baron Klodt, die wir auch in Berlin haben, und die der Volkswitz den gehemmten Fortschritt und den beför-

derten Rückschritt getauft hat. Das Ganze ist mit einer für Rußland ganz ungewöhnlichen Solidität und wie für die Ewigkeit gebaut. Es macht einen sehr angenehmen Eindruck.

Nachmittags holte uns der Prinz zu einer Spazierfahrt in entgegengesetzter Richtung nach Oranienbaum ab. Der Weg dahin ist außerordentlich hübsch. Zur Linken hat man fortwährend einen niedrigen Höhenzug mit ununterbrochener Reihe von Landhäusern und Gärten, ähnlich etwa wie auf dem Wege von Altona nach Blankenese. Ganz besonders zeichnet sich die Datsche der Großfürstin Marie aus, welche Sergiewsk heißt.

Oranienbaum war ursprünglich der Landsitz des bekannten Admirals Grafen Mentschikoff und gehört gegenwärtig der Großfürstin Helene, welche aber nicht anwesend ist. Das Schloß hat in der Anlage sehr viel Aehnlichkeit mit Peterhof, das weiß und gelbe Hauptgebäude ist von einer Art Kuppel überragt, welche eine wohl zwanzig Fuß große Grafenkrone trägt. Zwei Pavillons stehen durch Galerien mit dem Corps de logis (Mittelbau) in Verbindung. Vor der Front befindet sich die Terrasse, von welcher man auf breiten Granittreppen hinabsteigt; dann zieht sich auch hier ein Kanal zum Meere, doch fehlen die Wasserkünste. Dafür ist aber die Aussicht viel reicher als in Peterhof; denn das gerade gegenüberliegende Kronstadt mit seinen Kuppeln, die dasselbe umgebenden Befestigungen und der Wald von Masten bilden hier einen sehr malerischen Hintergrund. Der hier glatte Meeresspiegel erinnert mich immer an die Lagunen, und wenn man einen sehr hohen, dicken Fabrikschornstein für den Markusthurm nehmen will, so kann man sich einbilden, die stolze Venetia zu sehen. Das Schloß ist übrigens sehr wohnlich und komfortable eingerichtet. Mit niedrigen Zimmern und engen Fenstern hat man sich zu jener Zeit überall begnügt, und das entspricht auch dem Klima. Ein schöner Luxus sind die großen Spiegelscheiben, man glaubt in der Landschaft zu stehen.

---

20 Petersburg, Mittwoch, den 20. August.

Es war ein kalter, windiger Regentag, und unser Dampfschiff brauchte zwei Stunden, um zwischen den unzähligen schwarzen und weißen Tonnen hindurch, welche das gewundene, enge Fahrwasser bezeichnen, bis zur Mündung der Newa zu gelangen. Da der starke Ostwind das Wasser aus dem finnischen Meerbusen hinaustreibt, so sah man links und rechts große Sandbänke und Schlammflächen. Auch das Einlaufen in den gewaltigen Strom bietet nichts Schönes dar, bis man sich der Isaak-Brücke nähert, wo das Dampfschiff anlegte, und von wo uns die dort aufgestellten Equipagen durch den prachtvollsten Theil der Stadt über den Admiralitätsplatz, am Winterpalast vorüber, längs des englischen Quais nach dem sogenannten Franzuski Dwor brachten, welches zur Aufnahme des Prinzen und seines Gefolges eingerichtet ist. Es ist

dieses das frühere französische Botschafterhotel, welches aber seit 1830 eingezogen und mit der Eremitage dem ungeheuren Winterpalast als Kaiserliche Wohnung hinzugefügt ist.

Das üble Wetter mag wohl viel dazu beigetragen haben, daß Petersburg auf den ersten Anblick weit hinter meinen, allerdings hochgespannten Erwartungen zurückgeblieben ist. Man fand bei Gründung der Stadt einen solchen Ueberfluß an Raum vor, daß man mit der größten Verschwendung dabei zu Werke ging. Man mochte froh sein, wenn sich nur Menschen fanden, welche sich auf diesen traurigen Sümpfen anbauten, die später erst, namentlich in den Gegenden des Hauptverkehrs oder des Hofes einen ungeheuren Werth erlangten. Plätze und Straßen sind in riesenhaften Dimensionen abgesteckt, die Stadt sollte sich in diese hineinwachsen. Die Straßen sind fast doppelt so breit, als in Berlin; sie erscheinen daher öde, und die Häuser, obwohl meist dreistöckig, doch niedrig. Dies wird sich nie ausgleichen, wenn auch überall noch ein Stockwerk aufgesetzt würde, was kaum geschehen dürfte, da man sich überall noch in Länge und Breite ausdehnen kann. Eine andere Konsequenz dieser weiten Straßen ist, daß sie schlecht erleuchtet und besonders schlecht gepflastert sind. Was gehört nicht dazu, allein die Fläche des Admiralitätsplatzes zu pflastern! Dazu kommt die sumpfige Beschaffenheit des Untergrundes, welche der Pflasterung keinen festen Halt giebt, und dieselbe ist denn auch in der That selbst in den vornehmsten Theilen der Residenz so schlecht wie in irgend einer ganz kleinen Provinzialstadt. Das giebt ein unglaublich wüstes Aussehen; man kümmert sich aber weniger darum, weil mehr als die Hälfte des Jahres der Winter die Straßen aufs Beste chaussirt. Endlich fährt hier Alles. Man sieht auf den Straßen fast so viel Droschken als Menschen. In Petersburg kommt, statistischen Angaben zufolge, auf acht Menschen ein Pferd, was wohl in keiner anderen großen Stadt der Welt wieder vorkommt. Spazieren geht man nur auf den breiten Trottoirs des Newski-Prospekts und an den Quais, welche mit Granit aufgemauert sind.

Endlich stört mich das Material, aus welchem man baut, nicht sowohl, daß doch in den entfernteren Theilen der Stadt noch manches Haus aus Holz gefügt ist, sondern daß durchgehends der Ziegelbau angewendet werden muß. Die Russen haben eine Vorliebe für Balkons und besonders für Säulen, die beide in diesem abscheulichen Klima geradezu widersinnig sind. Eine runde Säule aus Ziegelstein mit Kalk abgeputzt, ist an sich ein unglücklicher Gedanke. Auch an den Häusern erkennt man bei der beständigen Feuchtigkeit die stete Reparaturbedürftigkeit des Materials. Die Fenster sind eng, und neben den attischen Peristyls und flachen Giebeln herrscht der reine Kasernenstil.

Auf diese graue Leinwand meines Gemäldes will ich nun die lichten Farben auftragen, wozu hier Anlaß genug ist.

Noch ehe der Prinz in seinem Hotel abstieg, war er zur kaiserlichen Begräbnißhalle in der Paulsfestung gefahren, um das Grab seines Oheims, des Kaisers Nicolaus, zu besuchen. Ich richtete mich in meiner

Wohnung ein, welche, hoch gelegen, einen prachtvollen Anblick über die Newa und ihre Inseln gewährt. Es fehlt hier nur ein Hintergrund und Sonne. Nach dem Frühstück fuhren wir sogleich zur Isaaks-Kirche, deren reich vergoldete Kuppeln wir schon von Peterhof und Kronstadt erblickt hatten. Dies ist in der That ein prachtvoller Bau. In Widerspruch mit Allem, was ich vorher gesagt, ist dieser Gottestempel aus dem solidesten, kostbarsten Material errichtet, welches man, Rom und Aegypten nicht ausgenommen, nur finden kann, nämlich aus Granit, Marmor und Erz.

Die Isaaks-Kirche liegt auf dem schönsten, freien Platz der Stadt. Ganze Wälder von Masten sind in die Erde gerammt, um ihr eine feste Unterlage zu gewähren. Breite Granitstufen führen zu der Plattform empor, auf welcher sie sich erhebt. Die Figur im Grundriß ist ein Kreuz, dessen Arme von Ost nach West doppelt so lang sind als von Süd nach Nord, wo die Haupteingänge sich befinden. Der Altar steht in dem langen östlichen Arm, er ist durch die Ikonostase (den Altarraum abschließende Wand mit Heiligenbildern) von dem übrigen Theil der Kirche abgetrennt.

Die Eingänge von Nord und Süd werden gebildet durch zwei von Säulen getragene Peristyle, welche genau denen des Pantheons nachgebildet sind und gewiß auch keine kleineren Dimensionen haben. Denn diese Säulen sind sechsundfünfzig Fuß hoch, sieben Fuß dick, jede aus einem einzigen Granitblock. Sie haben genau die Maße der berühmten Säulen von Baalbek in Syrien, nur daß diese aus drei Stücken bestehen, während die finnischen Sümpfe solche zusammenhängende Felsmassen geliefert haben, wie man sie nur noch in Oberägypten gefunden. Etwas Aehnlichen erinnere ich mich nur in Maria degli Angeli (Kirche in Rom), wo die vier Säulen, Monolithe von Granit, aus den diokletianischen Bädern stammen. Das Feld des Frontispice ist ausgefüllt mit Altireliefs von Bronze, es mögen Hunderte von französischen Geschützen darin stecken. Mächtige Thüren von demselben Material mit wunderbar schöner Skulptur führen in das Innere der Kirche. Dort nun erinnert die ganze Anordnung an St. Peter. Es sind dieselben gewaltigen, viereckigen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, aber diese hat nur sechzig Fuß Durchmesser, während das Pantheon, St. Peter, die Kuppel des Doms zu Florenz, St. Sophia und selbst St. Paul in London eine mehr als doppelt so große Spannung haben. Das Innere der Isaaks-Kirche macht daher lange nicht den überraschend schönen Eindruck, wie wenn man in das Pantheon tritt, wo man auf einen Blick zweitausend Quadratfuß Raum überblickt, welcher von einer einzigen Wölbung überdacht ist. Die byzantinischen Kuppeln sind alle eng und hoch, oft thurmartig, wie im Mainzer Dom; die der Isaaks-Kirche zeigt äußerlich vierundzwanzig Säulen wie die Kuppel der Nicolai-Kirche in Potsdam. Auch diese sind sämmtlich von Granit mit Bronzekapitälen, und darüber wölbt sich das reichvergoldete Dach in Form nicht eines Segments sondern einer Halbkugel. Das Ganze überragt die ebenfalls vergoldete Laterne, eine Wiederholung der ganzen Kuppel im Kleinen, und das

Kreuz darüber. Durch die allerdings hohen Fenster der Kuppel kommt nun alles Licht in das Innere, welches daher ein mystisches Halbdunkel zeigt, wie man es in russischen Kirchen liebt, was aber hindert, die ganze Pracht des verwendeten Materials zu bewundern. In der Ikonostase stehen zunächst der Kaiserpforte zwei kolossale Säulen ganz von lapis lazuli, dann sechs solche von Malachit. Natürlich sind dieselben nur inkrustirt, da man von diesen kostbaren Steinen nie große Stücke findet. Dazwischen sind die Gemälde der Heiligen, einige wenigstens wie in Rom aus Mosaik, angebracht. Der Fußboden und alle Wände sind in den schönsten Dessins mit dem kostbarsten, zum Theil antiken Marmor und Porphyr ausgelegt. Es ist eine unglaubliche Pracht, und der ganze Bau bewundernswerth. Die Höhe der Kuppel beträgt über dreihundert Fuß, bis zur Spitze des Kreuzes dreihundertundvierzig Fuß, etwa die Höhe der Magdeburger Thürme.

Mit der russisch-griechischen Kirchenform dürfte etwas Großartigeres nicht zu erreichen sein. Sie schließt die heitere Pracht der römisch-katholischen Kirche, wie sie vom heidnischen Alterthum überkommen, eben so aus, wie das himmelanstrebende, lange Schiff und den Thurmbau des germanischen Stils. Die unerläßliche Nothwendigkeit, das Allerheiligste durch die Bilderwand abzuschließen, gestattet ohnehin nicht den freien Ueberblick über das Ganze. Die schweren Pfeiler nehmen einen sehr großen Raum ein und sind durch die wenig Seitendruck ausübenden, engen Kuppeln kaum motivirt. Was unter solchen Bedingungen zu leisten ist, hat die Isaaks-Kirche gelöset, und Niemand wird sie ohne Bewunderung verlassen. Mich haben zwei Anordnungen gestört. Die Skulptur ist von der russischen Kirche streng ausgeschlossen, und selbst das Bildwerk der riesenhaften Bronzethüren ist schon eine Ausnahme. Man hat hier aber kolossale Engelsfiguren, von Erz und vergoldet, zwischen die Fenster der Kuppel gestellt, welche nach meinem Gefühl das Ganze drücken und kleiner erscheinen lassen, als es wirklich ist. Dann erblickt man durch die Kaiserthür der Ikonostase das dahinter liegende Fenster durch einen Christus in Glasmalerei ausgefüllt. Dies Kunstwerk ist in München ausgeführt und an sich außerordentlich schön; aber die Farben der Glasmalerei sind so intensiv, daß sie mit der übrigen ohnehin aus der Kuppel nur schwach beleuchteten Ausschmückung in Mißklang stehen und diese tödten. Empfinge die Kirche überhaupt ihr Licht durch Seitenfenster, so möchte es gehen. Aber in dem matten Dämmerschein der Kuppel scheint das Glasgemälde herein, daß da, wo man es sieht, selbst lapis lazuli und Malachit erbleichen.

Der ganze riesenhafte Prachtbau ist durch Kaiser Nicolaus ausgeführt, der überhaupt für Petersburgs Verschönerung mehr als irgend einer seiner Vorgänger gethan hat. Fertig hat er sein Werk nicht gesehen, man arbeitet noch im Innern.

Ich fuhr mit dem Prinzen nach Kamennoi Ostrow, der Steininsel, zum Besuch bei der Großfürstin Helene, einer schönen lebhaften Frau, und dann zum Diner bei der Großherzogin von Weimar auf der Insel

Jelagin. Das ist ein sehr schönes Kaiserliches Schloß auf einer anderen Insel mit prächtigen Eichen und dem schönsten Rasen, den ich hier noch gefunden. Leider regnete es unaufhörlich. Nach Tische kehrten wir nach unserem Hotel zurück und fuhren dann mit den übrigen Herren eine Tour nach dem Newski Prospekt. Peter der Große setzte nicht das Schloß, sondern die hohe vergoldete Spitze des Admiralitätsthurmes zum Mittelpunkt seiner Stadt, die vor Allem durch die Schifffahrt die Verbindung mit Europa werden sollte. Von diesem Punkte aus ziehen sich radienförmig die drei Hauptstraßen, der Newski Prospekt, die Erbsenstraße und die Wosnesensk oder Himmelfahrtsstraße gegen Süden und Südost. Die übrigen Straßen werden danach regulirt.

Der Prospekt ist nun die Straße des eleganten Verkehrs. Der Rinnstein ist hier meist in der Mitte, zu beiden Seiten befinden sich eigentlich zwei Straßendämme für die stets rechts fahrenden zahllosen Wagen, hier mit Holzklötzen gepflastert, dann folgen breite Trottoirs längs der Läden, deren Pracht zwar sehr gerühmt wird, die ich in der That aber recht unbedeutend finde. Mit Paris, London und Berlin können sie gar nicht verglichen werden, weder in der äußeren Ausstattung mit großen Scheiben u. s. w., noch besonders in Betreff des Inhalts. Wir besuchten den Anitschkoffschen Palast, den der Kaiser Nicolaus vor seiner Thronbesteigung bewohnt hat. Es ist eine reich ausgestattete Kaserne, weiße Wände mit Vergoldung und Kronleuchtern, nichts weiter.

---

21 Donnerstag, den 21. August.

Heute früh stürmte der Ostwind, es war kalt, aber die Sonne schien klar und hell, was einen belebenden Eindruck und den Blick aus meinem Fenster sehr schön macht. Die Newa ist ein prachtvoller, majestätisch langsam dahin fließender Strom. Seine Wasser lagern in dem hundert Quadratmeilen großen Bassin des Onega-Sees alle schmutzigen Theile ab und sind völlig klar; aber daß sie grün wie der Rhein wären, habe ich bis jetzt nicht entdecken können. Das findet, so weit ich gefunden habe, auch nur bei Flüssen statt, die Kalkgebirgen entströmen. Das Wasser der Granitformation ist ganz farblos und das der Schiefergebirge grau. Da es hier nirgends an Raum fehlt, so ankern auch die Kauffahrteischiffe nicht dicht nebeneinander, sondern vertheilen sich auf weite Entfernungen, sehr selten nur streift ein kleines Dampfschiff oberhalb der Isaaks-Brücke noch vorbei. Da sieht freilich die schmutzige, bald bergab, bald bergauf fließende Themse anders aus, auf welcher sich fast soviel Dampfschiffe bewegen, wie hier Droschken in den Straßen. Die Newa ist ungefähr so breit, wie der Rhein bei Köln, theilt sich aber in der Stadt in verschiedene Arme. Man hat lange bezweifelt, daß es möglich sei, eine stehende Brücke über den Fluß zu schlagen. Wiederum ist es der vorige Kaiser, welcher das Werk ausgeführt hat. Die Nicolaus- oder Isaaks-Brücke führt auf sechzehn steinernen Pfeilern mit eisernen Bögen vom Platz vor der Isaakskirche

nach den Wasilewskoj Inseln. Es muß sich noch zeigen, ob sie dem gewaltigen Eisgang standhalten wird. Am einen Ende dieser prächtigen, etwa siebenhundert Fuß langen Brücke hält Czar Peter zu Pferde auf dem großen Granitblock, welcher fünfunddreißig Fuß lang, zwanzig Fuß breit und vierzehn Fuß hoch ist. Er ist eben im vollen Galopp hinaufgesprengt und parirt sein Roß, beide Vorderfüße in der Luft. Der Schweif des Thieres wird gestreift durch eine zertretene Schlange. Sie ist wichtig als dritter Stützpunkt für diesen Koloß, dessen Vordertheil nur dünn geformt, hinten aber mit Blei ausgegossen ist, um das Gleichgewicht herzustellen. Der Kaiser streckt die Hand über das von ihm neu eroberte Land und Meer aus. Die Inschrift: „Peter dem Ersten Katharina die Zweite“ enthält ein stolzes Selbstlob der Letzteren. Am anderen Ende, aber noch auf der Brücke selbst, erhebt sich eine Kapelle des heiligen Nicolaus, auf drei Seiten von mächtigen Spiegelscheiben umgeben und sehr zierlich erbaut.

Vor zweihundert Jahren wußte kein Mensch in Europa etwas von der Newa. Der Fluß hatte Jahrtausende durch unbetretene Wälder geströmt. Er trug kein Fahrzeug auf seinem Rücken, nur die finnischen Jäger streiften zuweilen an seinen Ufern. Jetzt ist die Newa weltberühmt, ist eine der Lebensadern des russischen Reiches, trägt Kauffahrteiflotten und tränkt täglich fünfhunderttausend Menschen. Sie allein giebt klares Wasser, während alle Brunnen braunes, untrinkbares fördern. Freilich bedroht sie aber auch die Stadt mit steter Gefahr. Der finnische Meerbusen verengt sich trichterförmig nach Petersburg zu. Ein starker Westwind treibt die Fluthen mit großer Gewalt in diesen Schwalg (Gewoge) hinein, sie drängen die des Stromes zurück, und die Newa fließt dann rückwärts. Trifft das nun gerade mit dem Eisgang zusammen, so wächst die Gefahr. Die Inseln werden zuerst überschwemmt, dann ergießt sich das Wasser über die Balustrade der gemauerten Quais, und da die höchsten Punkte der Stadt nur fünfzehn Fuß über den gewöhnlichen Meeresspiegel sich erheben, wird Alles überschwemmt. An vielen Stellen der Stadt ist noch die Wasserhöhe von 1824 bezeichnet. Sie drang in manchen Orten bis in das zweite Stockwerk. Viele Menschen kamen um, und lange dauerten die Seuchen, welche die nicht zu vertilgende Feuchtigkeit hinterließ. Eine Stadt von geschichtlicher Entwickelung würde nie an dieser schutzlosen Stelle erwachsen sein. Aber der eiserne Czar wollte es, und so mußten alle späteren Generationen die Konsequenzen hinnehmen.

Schon um neun Uhr setzten wir uns heute in Bewegung, um den Winterpalast in Augenschein zu nehmen. Das Schloß bildet ein Viereck mit mehreren Höfen, ungefähr in der Größe des Berliner Schlosses, doch ist das Aeußere des letzteren viel imposanter; es hat eine Etage mehr und dann die gewaltige Kuppel. Der Winterpalast mit allen seinen halb aus der Mauer hervortretenden Säulen ist ganz mit Kalk abgeputzt und mit einer garstigen braungelben Farbe übermalt. Neben demselben liegt aber, durch Schwibbögen verbunden, das fast ebenso große Schloß der Kaiserin Katharina, welchem sie den seltsamen Namen Eremitage gab.

Mit diesem Schloß und dem französischen Hause, welches wir bewohnen, hat die Kaiserliche Residenz längs der Newa eine Front von achthundert Fuß. Man behauptet, daß in derselben sechstausend Menschen leben, und fabelt sogar von Schafen und selbst Kühen, die auf ihren Dächern gehalten werden.

Bekanntlich brannte der Winterpalast mit allen Kunstschätzen, die er enthielt, ab und wurde von Kaiser Nicolaus in Zeit von einem Jahre wieder erbaut. Die Räume mußten den ganzen Winter hindurch geheizt werden, um den Mörtel beim Bau in fließendem Zustande zu erhalten. Ein großer Saal stürzte denn auch ein, nachdem ihn der Kaiser eben verlassen. Auch hier entschied der Wille des Kaisers, der Palast steht fertig. Er hat eine sehr schöne Treppe und ist insofern prachtvoll, als er eine unglaubliche Reihe großer Säle enthält. Einer hat zweihundert Fuß Länge. Die innere Ausschmückung läßt freilich viel zu wünschen übrig. Fast Alles ist weiß mit Gold, oft nur angetünchte Wände, denen aber die kolossalen, zum Theil sehr schönen Gemälde russischer Siege Schmuck verleihen.

Sehr schön und prachtvoll sind dagegen die Gemächer, welche die Kaiserliche Familie nach der Newa und dem Admiralitätsplatz zu selbst bewohnt, namentlich die der Kaiserin Mutter. Es scheint, daß der Sohn Alles hervorgesucht hat, um ihr hier im Norden einen gemüthlichen, reizenden Aufenthalt zu verschaffen. Die Gemälde und Skulpturen sind die kostbarsten Meisterwerke aller Länder. Die Aussicht durch die wohlverwahrten Fenster mit großen Spiegelscheiben ist die prachtvollste, die man hier haben kann. Ein Wintergarten mit rauschenden Fontainen schließt die schöne Zimmerreihe ab.

Darüber im zweiten Stockwerk liegen die Gemächer des Kaisers, ebenfalls sehr logeable, aber ohne große Pracht ausgestattet. Man sieht hier viele Erinnerungen an Berlin und den hochseligen König, den der Kaiser besonders hoch hielt. Hier hängen die großen Krügerschen Bilder der Parade von Berlin, Kalisch und eine Menge interessanter Porträts. Hier war auch der Telegraph, durch welchen des Selbstherrschers Befehle mit Blitzesschnelle die weiten Räume seines Reiches durcheilten. Eine Wendeltreppe führt in die Gemächer der Kaiserin hinab.

Außerdem aber befindet sich im Hochparterre des Schlosses, ebenfalls an der nordwestlichen Ecke, ein einfenstriges, gewölbtes Zimmer, in welchem eigentlich der gewaltige Imperator hauste, welcher über den zehnten Theil aller Erdbewohner herrscht, für dessen Heil griechische, katholische und protestantische Christen, Mohammedaner, Juden und Heiden in vier Welttheilen beten, und in dessen Lande die Sonne nie unter-, an einigen Orten aber auch ein halbes Jahr nicht aufgeht. Hier lebte der Mann, den sein Volk liebte, den Europa haßte, weil es ihn fürchtete, den es aber wider Willen achten mußte, dessen persönliches Auftreten die wildesten Volksaufstände dämpfte, vor dessen Gebot in der ersten Cholera-Epidemie die rasende Menge auf die Knie sank, Gott um Verzeihung anflehte und seine Rädelsführer auslieferte, dessen Wille schließlich Europa in einen Krieg verwickelte, der ihm selbst das Herz brach. Hier starb er.

Man hat dies Zimmer so gelassen, wie der Kaiser es zuletzt gesehen. Das eiserne Feldbett mit denselben Betttüchern, dem groben, persischen Shawl und dem Mantel, mit welchem er sich zudeckte, die vielen kleinen Toilettengeräthe, die Bücher und Karten von Sewastopol und Kronstadt, Alles liegt unverändert da, selbst die ganz und gar zerrissenen Pantoffeln, die er, glaube ich, achtundzwanzig Jahre getragen und immer wieder flicken ließ. Der Wandkalender, welcher täglich gestellt wurde, zeigt auf seinen Todestag. Das Bett steht quer in der Mitte der Stube, und der letzte Blick des Monarchen fiel vielleicht noch durch die großen Spiegelscheiben auf die breite, stolze Newa, der er die Fessel seiner Brücke angelegt hatte, auf die goldene Kuppel seiner Isaakskirche und auf die Sonne, die hinter dem festen Bollwerk von Kronstadt ins Meer taucht. Der Gram über den Gang der Kriegsereignisse ist die Krankheit, an welcher Kaiser Nicolaus endete. Dieser antike Charakter konnte seinen Willen nicht beugen. Er mußte sterben.

Wir gingen zur Eremitage, welche ganz neu zu einem wahren Kunsttempel restaurirt wird. Die größten Kunstschätze, die berühmtesten Meisterwerke der Malerei und Skulptur aller Lande, zwanzigtausend geschnittene Steine, eine Menge Manuskripte, Antiken, Mosaiken und Juwelen sind hier nicht wie in anderen Museen aufgestellt, sondern in einer unermeßlichen Menge von Zimmern und Sälen vertheilt, deren jeder selbst ein Kunstwerk an Schönheit und Geschmack ist. Es giebt keinen berühmten Maler, der hier nicht durch eine seiner vorzüglichsten Schöpfungen vertreten wäre. Raphael, Correggio, Ruysdael und Claude Lorrain füllen ganze Säle aus, und besonders von Titian schienen mir die Bilder bewundernswerth.

Sehr merkwürdig sind die Ausgrabungen von Kertsch in der Krim, wo vierhundert Jahre v. Chr. griechische Kultur blühte, bis die skythischen Völker sie vertilgten, und die goldne Horde der Tartaren nachmals lagerte. Es sind Sarkophage und goldene Schmucksachen von der feinsten Arbeit. Man fand unter Anderem ein männliches Skelett mit goldener Krone. Das Gebiß war bis auf einen Zahn komplet. Die Gemahlin des Mannes, die sich wahrscheinlich hatte erdrosseln lassen, war neben ihm gebettet. Unter ihren Schmucksachen befindet sich eine zierliche goldene Urne, auf welcher sehr schön, in Relief gearbeitet, der Gemahl abgebildet ist, wie ihm ein kolchischer Dentist einen Zahn ausbricht.

Ich erlasse Dir die Beschreibung sonstiger Herrlichkeiten. Man hätte Wochen nöthig, um Alles zu besichtigen.

Nach dem Frühstück besuchten wir noch die große Artillerie-Werkstätte, und gegen Abend fuhr der Prinz nach Peterhof zurück.

Ich werde bis zur Abreise nach Moskau hier bleiben.

Bei Sonnenuntergang bestieg ich mit dem Erbprinzen von Hohenzollern noch den Admiralitätsthurm, von wo man einen prachtvollen Blick über die ganze Stadt, die Inseln und die Newa-Arme hat. Es fehlt nur überall der Hintergrund, da die Gegend so vollkommen flach ist. Man erblickt jenseits der gewaltigen Häusermasse nur einen schwarzen

Streifen Meer, aus welchem die hohen Rauchsäulen zahlreicher Dampfschiffe emporsteigen. Der Vordergrund aber ist glänzend genug. Nach dem Thee schrieb ich noch bis gegen ein Uhr.

---

22 Freitag, den 22. August.

Es ist Gottlob wieder klare Luft, nur kalt und windig.

Mir gerade gegenüber, jenseits des Stromes, erhebt sich auf einer abgesonderten, kleinen Insel die Paulsfestung mit ihren hohen Mauern und Zinnen aus Granit. Sie ist ein bastionirtes Fünfeck mit verschiedenen Außenwerken. Diese Festung kann im Mittelpunkte der Stadt zur Vertheidigung von Petersburg nichts beitragen. Sie spielt aber dem Winterpalast gegenüber dieselbe Rolle wie die Engelsburg beim Vatikan, nur daß die Verbindung hier zu Wasser, dort durch den gewölbten Bogengang hergestellt ist. In der Mitte der Festung liegt die Kirche, in welcher seit Peter dem Großen alle Kaiser von Rußland beigesetzt sind, wie in Moskau alle Czaren bis auf ihn. Dreihundert Fuß hoch erhebt sich über dieser Kirche die mastbaumartig dünne Spitze des Thurmes. Sie soll zehntausend Dukaten Gold tragen, ist aber so schief geworden, daß sie jetzt mit einem gewaltigen Baugerüst umgeben ist. Alles bedarf auf diesem sumpfigen Boden und in dem abscheulichen Klima fortwährender Reparatur.

In der Festung sollen auch die ungeheuren Baarvorräthe untergebracht sein, welche die Sicherheit für das cirkulirende Papiergeld gewähren. Ich habe sie aber nicht gezählt. Im Verkehr sieht man nur Scheine, selten Silber. Platina wird gar nicht mehr gemünzt, die Produktion hat sehr abgenommen, und der Werth dieses Metalles ist zu unsicher, um als standard (Norm) gelten zu können. Das Platina ist in diesem Augenblick viermal so theuer als vor zwanzig Jahren. Dagegen steigt die Goldproduktion immer noch und gewährt der Regierung und einzelnen Privaten, zum Beispiel den Demidoffs, ungeheure Einnahmen.

---

23 Sonnabend, den 23. August.

Regentag. Vormittags geschrieben und dann nach Gostinoj-Dwor, einer großen, zweistöckigen Karawanserai, mit überwölbten Gängen und lauter einzelnen Gewölben, in denen die Kaufleute ihre Waaren niederlegen und feilbieten. Nachts wohnt Niemand hier. Kein Feuer darf angezündet werden, nur eine der Lampen unter dem Heiligenbild in jeder Zelle. Auf diese passen dann die Heiligen selbst auf, daß kein Schaden geschieht.

Ich kaufte etwas goldgesticktes Leder und Thee, welcher über Kiachta zu Lande durch Sibirien nach Rußland geht. Dieser sogenannte Karawanenthee bewahrt den feinen Geschmack, welcher bei jeder längeren Seereise verloren geht. Die Preise sind von zwei, drei und vier Rubel Silber

bis zu dreißig und fünfzig pro Pfund. Wie ein Thee fünfundzwanzigmal so kostbar sein kann, als ein schon sehr guter, weiß ich nicht. Bei Hofe wird er nur bis zu fünf Rubel bezahlt und dann mit grünem Thee zu vier gemischt.

Sodann sah ich mir noch das neue Michaelowskische Palais an, äußerlich wohl das geschmackvollste und schönste Gebäude in Petersburg. Es gehört jetzt der Großfürstin Katharina. Im Innern wurden neue Parquets gelegt, man konnte daher nichts sehen.

Dann fuhr ich nach dem alten Michaelowskischen Samok, welchen Kaiser Paul festungsartig erbaute, als er seine Unterthanen zu fürchten angefangen. Er bewohnte es nur noch drei Monate. Jetzt ist die Ingenieurakademie dort untergebracht, und man zeigte mir die sehr schönen Festungsmodelle, von welchen Sewastopol, Kronstadt, Sweaborg und Bomarsund interessant geworden sind. Das Modell von Sewastopol zeigt das Projekt, wie man diesen Ort befestigen wollte. Man versicherte mich, daß beim Anrücken der Engländer und Franzosen mit vierzigtausend Mann nach der Schlacht an der Alma die Schiffervorstadt ohne alle Befestigung war. Da die Garnison damals nur sechzehntausend Mann zählte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß, wenn die Alliirten von diesem Zustand Kenntniß hatten, sie sich leicht in Besitz hätten setzen können. Auch das große Werk an der Nordseite war keineswegs sturmfrei.

Im Vorbeifahren besuchte ich die Kirche der Kasanschen Mutter Gottes, bekannt wegen ihres ungeheuren Reichthums an gediegenem Silber. Die Vorliebe der Russen für Säulen hat sich hier recht ein Genüge gethan. Nicht nur hat man die große Kolonnade von St. Peter in Rom nachgeahmt, sondern auch im Innern einige vierzig Granitsäulen aus einem Stück aufgestellt. Da hierfür durchaus kein Platz war, und obgleich für die Säulen nichts zu tragen ist, als ihre eigenen Kapitäler, so hat man sie in doppelter Reihe gesetzt, ein rechter embarras de richesse (verschwenderische Häufung).

Abends besahen wir mit dem Prinzen die Kaiserliche Bibliothek.

Es war heute ein Tag, wie wir ihn im November haben, man wird ganz melancholisch dabei.

24

Sonntag, den 24. August.

Unsere Ausflucht ging heute nach der Bergakademie, wo man uns die in schönen Sälen aufgestellten Bergwerksmodelle, sehr schöne Mineralien, Edelsteine und Perlen zeigte, unter anderen den größten Goldklumpen, der bisher gefunden und hundertfünfzigtausend Rubel werth ist, dann ein Stück Aquamarin, fast einen Fuß lang und drei Zoll dick, von noch höherem Werthe.

Von dort fuhr ich nach dem Hause, welches Peter der Große zuerst erbaute, als er Petersburg gründete, und lange bewohnte. Es ist ein

ganz kleines Haus aus Balken, roth angestrichen und mit Schindeln gedeckt. Die Fenster sind mit Blei gefaßt. Ein Lehnstuhl und verschiedene Utensilien, besonders aber der erste Kahn wird gezeigt, mit welchem der Kaiser den Ladoga-See befuhr und welcher der Großvater der russischen Flotte genannt wird. Das Ganze ist durch ein Haus überbaut, um es für alle Zeit zu schützen.

Dann fuhren wir nach der schönen Smolnoikirche, die heller und geräumiger ist als alle übrigen. Die Heiligenbilder sind mit Diamanten und Juwelen von großem Werthe geschmückt. Mehrere palastartige Gebäude sind zur Aufnahme von adligen Fräulein bestimmt; da die jüngste aber vierzig Jahre alt ist und sein muß, so verweilten wir nicht allzu lange, sondern besuchten noch den Sommergarten, in welchem am Mai-Tag die heirathsfähigen Russinnen erscheinen, um dort von Ehestandskandidaten geschaut und vielfach heimgeführt zu werden. Das Schönste an diesem Garten ist das prachtvolle Eisengitter, welches ihn nach dem Quai zu abschließt, und eine Statue des berühmten Fabeldichters Krylow, auf deren Piedestal alle Thiere in launigster Weise in Bronze dargestellt sind.

Um das Gehen nicht ganz zu verlernen, machten wir noch eine Promenade nach der Reiterstatue Peters des Großen durch das Morskoi und den Newa-Prospekt. Es war zum Gehen sehr schön, aber kaum mehr als neun Grad Wärme, und ich habe vollständige Wintertoilette gemacht.

Morgen fahren wir hundert Meilen gen Süden, kommen aber immer noch nicht südlicher als Memel, dem nördlichsten Punkte unseres Vaterlandes. Dennoch hoffe ich auf etwas besseres Klima.

Wir fuhren Vormittags nach dem berühmten Kloster Alexander Newski, welches mit seinen vielen zugehörigen Häusern und Kapellen, von Wassergräben und Mauern umgeben, ein burgartiges Ansehen hat. Das Kloster ist eine sogenannte Lawra, deren es in Rußland nur drei giebt, dies, das Dreieinigkeitskloster in Moskau und das Höhlenkloster in Kiew. Das in Petersburg ist dem Range nach nur das dritte, aber Sitz des Metropoliten.

Ein Archimandrit (Oberabt) führte uns selbst herum. Man zeigte den Sarg des Großfürsten Alexander, der an der Newa einen Sieg über die Schweden und Schwertritter gewann. Der Sarg ist aus fünftausend Pfund Silber verfertigt. Prinz Hohenzollern und General Schreckenstein, als Katholiken, küßten die Reliquien.

Dann führte man uns in eine Kapelle, wo unglaubliche Schätze angehäuft sind. Bischofsstäbe mit Juwelen übersäet, Gewänder und Stolas von Goldstoff mit Perlen bedeckt, kurz Millionen in Geschmeiden.

Endlich besuchten wir den Kirchhof mit dichtgedrängten Leichensteinen und die Begräbnisse der Tolstoj, Samoilof, Demidoff, Bariatinski, kurz der reichsten Familien, denn die letzte Ruhe kostet hier dreitausend Rubel. In einer Ecke lag ein einfacher Stein mit der Inschrift: „Hier liegt Suworoff“, welche der Fürst Italiiski selbst angeordnet hat. Es brauchte nichts hinzugefügt zu werden.

Vom heiligen Alexander fuhren wir einen weiten Weg um die Stadt, an der ausgedehnten Kaserne der Linienkosaken vorbei, nach dem einzigen Nonnenkloster der Stadt, dessen Namen ich aber nicht weiß. Mit den Novizen sind hier hundertfünfundzwanzig Jungfrauen, welche eine strenge Clausur haben und nie aus dem Kloster herauskommen.

Die Igumena oder Aebtissin empfing uns selbst sehr artig. Der Gottesdienst wird von Männern abgehalten, aber die Nonnen singen zum Eingang. Da erschienen nun die ganz und gar schwarz gekleideten armen Geschöpfe jeden Alters, meist alle häßlich, mit tartarischer Gesichtsbildung, aber zum Theil schönen Augen. Die Novizen tragen eine spitze, die Nonnen eine cylindrische, schwarze Haube, den schwarzen Schleier und lange schwarze Gewänder. Eine derselben dirigirte den Chor mit einem kleinen, schwarzen Stabe. Es ist nicht zu sagen, was für prächtige Kirchengesänge man hier hört. Es waren sehr schöne Stimmen, darunter so tiefe Altstimmen, daß man Männer zu hören glaubte. Ich habe nie etwas Schöneres gehört als diese alten Kirchengesänge.

Die Nonnen erhalten zwanzig Papierrubel jährlich, also weniger als bei uns irgend ein Dienstmädchen. Alles Uebrige müssen sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie sticken und malen, und in der Kirche hängen recht hübsche Heiligenbilder von ihrer Hand.

Nach dem Frühstück machte ich mit General Schreckenstein Besuche bei Graf Liewen und Fürst Gortschakoff und fuhr dann nochmals nach der Isaakskirche. Je mehr man sie sieht, je prachtvoller erscheint sie. Die kolossale Größe der Bronzereliefs in den Giebelfenstern wurde mir recht deutlich. Ein Mann, der dort etwas repariren sollte, hatte dem Christuskindlein einen Strick um den Hals geworfen, an welchem er seinen schwebenden Sitz hinaufzog. Er war nur halb so groß, als dieser Säugling im Schoße seiner Mutter. Wunderbar schön sind die großen Heiligenbilder an der Ikonostase und dazu sämmtlich von Mosaik. Links eine Mutter Gottes mit dem Christuskinde, etwas Schöneres kann man gar nicht sehen. Das blonde Kind im weißen Hemdchen streckt seine Arme gegen die Beschauer aus, und in seinen dunklen Augen leuchtet der Ernst seiner großen Sendung. Daneben steht in vollem Harnisch Alexander Newski, dann die heilige Katharina, rechts ein Christus mit der Weltkugel, der heilige Isaak Dalmaticus mit dem Bauplan der Kirche in der Hand, und noch ein Heiliger. Die Zeichnungen sind wahre Meisterstücke. Zwischen jedem Bilde steht eine wohl vierzig Fuß hohe Malachitsäule, acht an der Zahl. Den Eingang zur Kaiserpforte bilden die beiden unschätzbaren Säulen von lapis lazuli mit goldenen Kapitälen. Sehr schön sind die beiden Nebenkapellen in Marmor und Malachit, weiß und grün. Die Treppenstufen sind aus rosso antico (antikem rothen Marmor). Das Getäfel des Fußbodens zeigt Giallo, Porphyr und einen genuesischen, grünen Marmor, welcher dem verde antico (grünen antiken Marmor) sehr ähnlich ist.

Nach Tische, um sieben Uhr, machten wir noch eine weite Spazierfahrt. Es halten nämlich vom Morgen bis zum Abend sechs bis acht

Wagen angespannt vor der Thür. Gegangen wird hier gar nicht, die Entfernungen sind auch zu groß.

Wir fuhren nach den Inseln nördlich der Stadt, Petroffski, Christoffski, Jelagin und Kamennoi Ostrow. Bei schon untergehender Sonne zeigte sich hier die Landschaft ungemein lieblich. Die breiten Stromarme sind am Ufer mit zierlichen, hölzernen Häusern mit Gärten eingefaßt. Dunkle Tannen und Hängebirken walten vor, aber auf Jelagin giebt es auch recht schöne Eichen. Wir besuchten ein prachtvolles Landhaus des Fürsten Bjeloserski und die Kaiserlichen Schlösser und kehrten erst beim Dunkelwerden zurück. Die Tage sind hier noch bedeutend länger als bei uns.

Sehr hübsch ist der Blick aus meinen Fenstern auch des Nachts, wo die Quais durch Gas und die beiden Brücken, die ich übersehe, mit zahlreichen Lampen erleuchtet sind. Es geht aber auf zwölf Uhr, und ich muß schließen. Morgen kommt der Prinz zur Stadt.

---

25 Montag, den 25. August.

Um ein Viertel elf Uhr Vormittags ging es mit einem Extrazug nach Moskau. Die Entfernung ist sechshundertundfünf Werst oder siebenundachtzig Meilen, und da wir zweiundzwanzig Stunden dazu brauchten, so ist die Schnelligkeit eine sehr mäßige. Der Kaiser fährt in vierzehn Stunden, also sechs Meilen die Stunde, was ebenfalls nicht viel ist; auf der Great Western sind wir zwölf Meilen in der Stunde gefahren. Man thut aber sehr wohl, hier solche Leistungen nicht zu fordern, und es ist gewiß eine schöne Sache, so an einem Tage von der einen russischen Hauptstadt zur anderen gelangen zu können; das fühlt man erst, wenn man die Gegend sieht, durch welche man fährt.

Der Betrieb scheint aber sehr gut geregelt. Auf der ganzen Strecke liegt doppeltes Geleise. Die Bahnhöfe sind solide und selbst mit Pracht ausgeführt. Mehrere derselben enthalten Absteigequartiere für den Kaiser, die dann mit großen Spiegelscheiben versehen sind. Die Wagen sind bequem, aber sehr schwer gebaut. Die Steigungen der Bahn sind, wie in diesem Lande nicht anders zu erwarten, gering, wohl nirgends mehr wie eins zu hundert, aber sehr anhaltend; denn die Höhe des Waldai-Rückens, welchen die Bahn durchschneidet, beträgt doch siebenhundertundfünf Fuß. Man hat die Bahn in möglichst gerader Richtung geführt, ohne sich darum zu bekümmern, daß außer den Endpunkten keine Stadt unmittelbar berührt wird. Selbst das alte, geschichtlich so berühmte und immer noch wichtige Nowgorod hat man ein paar Meilen weit abwärts liegen lassen. „Le chemin de fer fera naître des villes“ (die Eisenbahn wird Städte erstehen lassen). Aber warum will man die alten Städte zu Grunde gehen lassen? Au reste ils n'ont naquis que des Bahnwärterhäuser und Schlagbäume (Uebrigens sind nur Bahnwärterhäuser und Schlagbäume entstanden). Diese und die Werstpfähle sind die einzigen Verzierungen der unglaublich öden, unangebauten, flachen und

einförmigen Gegend, die man durchzieht, sobald man die letzten, schon sehr ländlichen Häuser von Petersburg hinter sich hat. Sumpf und Erlengestrüpp, soweit das Auge reicht, verkrüppelte Fichten, selten ein Ackerfeld, noch seltener ein Dorf. Die Kirche mit der hellgrünen Kuppel und den weißgetünchten Mauern giebt dem Wohnorte von Ferne immer ein gutes Ansehen. Die Häuser sind aber durchweg elende Holzschuppen ohne Gärten und ohne Bäume.

Die Dörfer haben keine geschlossene Einfriedigung; von Alleen, Vorwerken, Wirthschaftshöfen oder Schlössern sieht man nichts. Die Ortschaften erinnerten mich an den Oberharz, wo die kleinen hölzernen Häuser auch so über eine Wiese hingewürfelt sind, als ob sie aus dem Sieb gefallen wären. Das Auge hungert nach etwas Terrainbewegung, und so erscheint der Wolchow-Fluß überraschend hübsch. Man überschreitet ihn auf einer Gitterbrücke von beträchtlicher Länge in bedeutender Höhe. Große, ungeschlachte Kähne ziehen, vom Peipus-See und aus Nowgorod kommend, auf diesem Fluß, der beinahe die Breite der Elbe hat, nach dem Onega-See und so nach Petersburg, um dieser vielbedürftigen Hauptstadt einen Theil des Brennholzes zuzuführen.

Noch erstaunlicher in dieser endlosen Fläche ist der Uebergang über den unbedeutenden Bach, nur eine kurze Strecke weiter, der ein schmales, aber sehr tiefes Thal eingeschnitten hat. Dies wird auf einem Viadukt von reichlich tausend Schritt Länge und in einer Höhe von mindestens hundertundzwanzig Fuß überschritten. Die enormen Pfeiler sind zwar auf Ziegelsteinen fundamentirt, dann aber mit Eisenblech bekleidet, wahrscheinlich weil sie aus Holz gezimmert sind. Sie sehen aus wie Kirchthürme. Ich halte das für ziemlich unsicher. Man hatte uns gestattet, den Bau von unten zu betrachten. Auf fünfhundert Stufen stieg man jenseits wieder in die Höhe. Sobald man aber diese beiden Thäler hinter sich hat, ist die alte Einförmigkeit wieder da, und nur der Gedanke, daß diese kleinen, faulen Bäche schon zum Kaspischen Meere fließen, machten sie mir interessant.

Wie man auch die verschiedenen Mahlzeiten betiteln mag, so viel ist gewiß, daß wir dreimal in aller Form zu Mittag gegessen haben, das letzte Mal um neun Uhr Abends.

General Schreckenstein, Graf Redern, Barner und ich hatten zusammen ein großes Coupé und konnten uns daher bequem einrichten. Auch muß ich gestehen, daß ich zu meiner Schande weder Twer noch die Wolga gesehen habe, weil ich fest schlief.

Am folgenden, Dienstag-Morgen ging die Sonne hinter Tannengipfeln prächtig auf. Sie beleuchtete ziemlich dieselbe Scene wie gestern, doch war der Baumwuchs schon gesunder, man sah zuweilen recht hübsche Thäler, dann kamen wir an einen schönen Eichwald, und plötzlich tauchten zahllose Kuppeln und Thürme aus der Ebene auf. Wir waren in Moskau.

Den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht hat, habe ich noch nicht verdaut. Noch immer gehe ich mit stillem Erstaunen umher. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung

mit Allem, was ich früher irgendwo gesehen, zu bewältigen. Wenn ich von der hohen Terrasse des Kreml über diese ungeheure Stadt blicke, die weißen Häuser mit hellgrünen Dächern, von dunklen Bäumen umgeben, die hohen Thürme und zahllosen Kirchen mit goldenen Kuppeln, so fällt mir bald der Blick vom Hradschin auf Prag, bald der von Buda auf Pesth oder vom Monte reale auf Palermo ein. Dennoch ist hier Alles anders, und der Mittelpunkt dieser ganzen Welt, der Kreml, ist mit gar nichts zu vergleichen. Diese fünfzig bis 60 Fuß hohen, weißen Mauern mit ihren gezackten Zinnen, die riesenhaften Thorthürme, das gewaltige Schloß der alten Czaren, die Residenz des Patriarchen, der Glockenthurm des Iwan Weliki, die vielen, seltsamen Kirchen bilden ein Ganzes, welches in der Welt nicht zweimal vorkommen kann.

Wir haben die ersten Tage mit Visiten und Besichtigung der unermeßlichen Räume des Kreml zugebracht. Man hat dem Prinzen drei Häuser eingeräumt. Ich wohne aber recht eng mit ihm im Palais der Fürstin Trubetzkoj, welche selbst auf ihre Güter gezogen ist.

Mittwoch, den 27. August 1856.

26 An die Gattin.

Liebe, gute Marie. Heute kamen Briefe aus Berlin vom 21. d. Mts., aber keiner von Dir. Sie sind vorigen Donnerstag aus dem Palais des Prinzen abgefertigt. Du mußt nach meiner Rechnung Mittwoch den 20. meinen ersten Brief aus Peterhof und heute zwei andere aus Petersburg erhalten haben. Morgen, glaube ich, geht ein Courier, mit welchem ich diese Sendung abschicke. Du kannst Dir denken, daß ich sehnsüchtig auf Nachricht warte, wie es Euch geht nach dem traurigen Verlust, der Euch betroffen hat, ob nähere Nachricht über den armen Papa eingelaufen ist, ob Cai Brockdorff gekommen und Henry abgereist ist. Ich hoffe dann auf das nächste Dampfschiff. Gebe Gott, daß Du wohl bist und die arme Mama und Ernestine trösten kannst. Heute bin ich nun schon über vierzehn Tage fort und fange schon an, mich auf die Rückkehr zu freuen. Schenke uns Gott ein frohes Wiedersehen. Sorge nur recht für Deine Gesundheit, Du warst gar nicht so recht, wie ich Dich verließ. Du armes, kleines Weibchen wirst wieder die ganze Last des neuen Umzuges*) haben.

Donnerstag Abend, den 28. August 1856.

27 An die Gattin.

Heute Nachmittag, als ich von der Revue zurückkam, erhielt ich Deinen lieben Brief vom 21. d. Mts., gute Marie, und danke Dir herzlich dafür. Gottlob, daß Ihr körperlich wenigstens wohl seid. Gott tröste

*) Sie zogen nach der Linkstraße 44.

Euren Schmerz. Daß Jeannette da war, freut mich sehr. Von den Vergnügungen Berlins wird sie diesmal nichts gehabt haben, aber der Austausch der Gefühle wird gegenseitig wohlgethan haben. Burts Tod scheint doch sehr sanft gewesen zu sein. Gewiß wollen wir dafür sorgen, daß Mama in keiner Weise in Verlegenheit kommt. Vielleicht wählt sie jetzt einen ganz anderen Aufenthalt als Altona. Den nächsten Winter kann sie ja gern bei uns zubringen und sich später erst definitiv entscheiden. Henry ist also fort, was Mama auch schwer geworden sein wird. Im Ganzen ist der schwere Verlust doch weniger empfindlich für die Kinder, nachdem der Papa volle zwei Jahre abwesend ist. Gott weiß am besten, wie es sein muß. Auf glückliches Wiedersehen.

---

28 Donnerstag, den 28. August.

Die Stadt Moskau nimmt an, daß der Kaiser noch nicht da ist. Zwar behaupten einige, er halte sich seit gestern in dem eine Wegstunde von hier entlegenen Schloß Petrowskoj auf, wo er Hof halte und hunderttausend Garden mustre; aber das ist sein Inkognito, offiziell ist er noch nicht da.

Die heilige Stadt rüstet sich auf den Empfang, der morgen stattfinden soll. Da hämmert und pocht es denn in allen Straßen und auf allen Plätzen. Die meisten Häuser stehen hier einzeln, in Mitte eines Gartens oder Hofes. In diesen Zwischenräumen sind große Tribünen für Zuschauer erbaut. Bei einigen derselben zählte ich dreitausend numerirte Sitze. Auch vor den Häusern selbst werden schmale Estraden mit Stühlen errichtet, alle mit Leinwanddächern geschützt, mit bunten Tüchern, Teppichen und Blumen geschmückt. Es mögen leicht ein paarmal hunderttausend Sitzplätze vorhanden sein, bei welchen kein Gedränge entstehen kann. Nur wer die wenigen Kopeken nicht bezahlen kann, der **Tschornoi narod**, die „schwarze Brut“ des Volkes wird den beweglichen Theil der Zuschauer bilden, und die Polizei wird da zu zügeln haben.

Alle Paläste und Kirchen sind schon jetzt in ihren architektonischen Linien mit Latten benagelt, auf welchen die Lampen zur festlichen Beleuchtung angebracht werden. Der Riese Iwan, der aus fünfundzwanzig großen Glocken mitsprechen wird, trägt um seine goldene Kuppel eine aus Lampen gebildete Krone, über die das mächtige Kreuz sich strahlend erhebt, welches die Franzosen mit unendlicher Mühe und Gefahr herabgestürzt, die Russen aber siegreich wieder hergestellt haben. Zur Sühne des begangenen Frevels legten sie tausend Geschütze des gottlosen Feindes dem Iwan zu Füßen nieder, wo Graf Morny sie heute noch sehen kann.

Die halbe Bevölkerung der Stadt treibt sich auf den Straßen herum, um zu schauen, und man läßt sie auch selbst im Kreml, wo gearbeitet wird, überall zu.

Alle Tage fahren schon sechs- und achtspännige Züge, meist Dunkelschimmel und Mohrenköpfe, zwischen Petrowskoj und dem Kreml, welche die Staatskutschen der Kaiserin und Großfürstinnen ziehen werden. Sonder-

barer Weise sitzen die Fahrer auf den rechten Spitzenpferden. Neben jedem Thiere geht außerdem ein Garde-Reiter zu Fuß, der es am Zügel führt. Gestern trugen die Excellenzen einen furchtbar schweren Baldachin auf dicken, goldenen Stangen durch die Säle über die Treppen des Palastes. Die Flügeladjutanten gehen daneben und erhalten ihn an goldenen Seilen im Gleichgewicht.

Die Staatswagen, wunderbare Erscheinungen vergangener Jahrhunderte, sind aus dem Halbdunkel des Arsenals hervorgezogen, wo sie jetzt achtundzwanzig Jahre ausgeruht haben. Die ältesten sind ganz ohne Federn, hängen in klafterlangen Riemen über einem Langbaum von zwanzig Fuß Länge und entsprechender Dicke, welcher so gekrümmt ist, daß die Kutsche fast bis zur Erde hinab reicht. Die der Kaiserinnen sind mit echten Diamanten und Juwelen geschmückt. Die ganz alten werden wohl kaum noch in Bewegung gesetzt werden. Da ist unter anderen noch eine Art ambulanten Hauses aus Gold, Sammet und Krystall, welches Peter dem Großen aus England zum Geschenk gemacht wurde, und gegen welches Fahrzeug ein Sechsunddreißigpfünder Kinderspiel ist. — Kurz, Alles ist Leben und Treiben hier, in Erwartung der Kanonenschüsse, die morgen von den alten Thorthürmen der Kremlmauer den Einzug des Czaren verkündigen sollen.

Gestern wollte der Kaiser durchs Lager der Garden reiten, die er seit seiner Thronbesteigung nicht gesehen, weil sie infolge des Krieges nach Litthauen und Polen verlegt waren, und die jetzt hier eine Stunde vor der Stadt in einer weiten Ebene lagern. Eine feierliche Messe, der auch die Kaiserin beiwohnte, ging voran. Wir fuhren in voller Gala durch dichte Staubwolken hinaus. Der Kaiser kam mit seiner Suite geritten. Er sah zu Pferde sehr gut aus. In diesem Augenblicke fing es an zu regnen und goß nun ununterbrochen fort. Glücklicherweise konnten wir uns unter das an der Seite offene Zelt flüchten, unter welchem der Altar stand und die Messe gelesen oder vielmehr gesungen wurde. Alle weitere Besichtigung wurde contremandirt, und wir zogen wieder nach Haus.

Abends fuhr ich nach Petrowskoj. Es liegt mitten im Walde und bietet ebenfalls eine sehr fremdartige Erscheinung dar. Das eigentliche Schloß ist ein zweistöckiges Viereck mit grüner Kuppel. Die Eingänge sind von höchst seltsamen, flaschenförmig ausgebauschten Säulen getragen, das Ganze umgiebt eine bethürmte Mauer mit Zinnen und Schießscharten. Diese roth und weiß angestrichene Festung, welche ihr Licht durch die hohen Fenster in den dunklen Wald hinausstrahlt, gleicht einer Fabel aus tausend und einer Nacht. Befestigt sind hier alle Klöster und Schlösser. Sie waren die einzigen haltbaren Punkte, wenn die goldne Horde mit zwanzig- oder dreißigtausend Pferden heranbrausete und alles flache Land verheerte. Lange nachdem ihr Joch gebrochen, bildeten die Tartaren in ihrem Chanat in der Krim noch einen furchtbaren Feind. Unausgesetzt schauten die Wächter von den höchsten Zinnen des Kreml in die weite Ebene nach Süden, und wenn dort der Staub in die Höhe wirbelte, die große Glocke (Kolokol) des Iwan Weliki den Nothruf ertönen ließ, so

flüchtete Alles hinter die Mauern des Czarenschlosses oder der Klöster, an deren Mauern die Wuth der Reiterschwärme vergebens anprallte und zerschellte. In die Klöster rettete sich das Christenthum, die Wissenschaft und die Bildung des russischen Volkes, und von ihnen ging nachmals die Befreiung von der Herrschaft der Mongolen und der Polen aus.

Heute nun war abermals Messe im Freien, und fünf Bataillone erhielten neue Fahnen, die dazu eingesegnet wurden; dann ging der Metropolit die Front entlang und besprengte die Truppen tüchtig mit Weihwasser. Einige Leute trieften nur so. Der Kaiser und beide Kaiserinnen küßten nicht nur das Kreuz, sondern auch die Hand des Priesters. Dann sprengte der Kaiser vor die Front jedes Bataillons und sprach in militärischer Haltung einige Worte zu den Leuten, die mit unendlichem Jubel aufgenommen wurden. Er ritt ein wohlzugerittenes Pferd gut. Darnach ging es an der ganzen Front des Lagers, anderthalb deutsche Meilen, entlang. Die Mannschaften, vierundsiebzig Bataillone zu achthundert Mann, etwa sechzigtausend Mann, lauter alte, bärtige, schwarzbraune Gesichter, standen ohne Gewehr und in Mützen aufgestellt.

Auf das betäubende, zwei Stunden andauernde Hurrah gebe ich nichts, aber man sah es diesen alten Schnurrbärten an, wie sie sich freuten, ihren Czar zu sehen.

Der Kaiser sprach mit einigen, sie antworteten ohne Befangenheit ihrem Batuschka, dem Väterchen. In Rußland ist die Familie der Mikrokosmus des Staates. Alle Gewalt beruht auf der väterlichen Autorität. Alle Theorien der repräsentativen Verfassung sind in Rußland barer Unsinn. „Wie können menschliche Satzungen das göttliche Recht eines Vaters beschränken?“ sagt der Russe. Auch ist die unumschränkte Gewalt in der Hand des Kaisers eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat in einem Lande, wo nichts geschieht, wenn es nicht von oben befohlen wird.

Wer wie ich von der Höhe des Kreml zum ersten Male die Stadt Moskau an einem warmen, sonnigen Tage erblickt, der wird gewiß nicht denken, daß er sich hier noch unter demselben Breitegrade befindet, unter welchem in Sibirien die Rennthiere weiden und in Kamtschatka die Hunde den Schlitten über die Eisflächen ziehen. Moskau macht entschieden den Eindruck des Südens, aber zugleich den des fremdartigen, nie gesehenen. Man glaubt sich nach Ispahan, Bagdad oder sonst einem Ort versetzt, in welchem die Märchen der Sultanin Scheherezade spielen.

Obwohl Moskau nicht über dreihunderttausend Einwohner zählt, so bedeckt es doch mit seinen Häusern, Gärten, Kirchen und Klöstern zwei Quadratmeilen. Man sieht in dieser flachen Gegend kaum noch über die äußersten Vorstädte hinaus, und Wohnungen und Bäume erstrecken sich so weit wie der Horizont.

Keine Stadt der Welt, Rom ausgenommen, umschließt so viele Kirchen wie die heilige Stolitza Rußlands. Man behauptet, daß Moskau vierzigmal vierzig Gotteshäuser besitzt. Jedes hat mindestens fünf, einige sogar sechzehn Kuppeln, die bunt bemalt, mit farbigen, glasirten Ziegeln gedeckt

sind, oder reich versilbert und vergoldet in der blauen Luft funkeln, wie die Sonne, wenn sie halb über dem Horizont emporgestiegen ist. Selbst die schlanken Thürme, welche aus der ungeheuren Masse von Häusern und Gärten zum Theil in bedeutende Höhe emporsteigen, tragen diesen glänzenden Schmuck, und auch den größeren Palästen fehlt die Zierde einer Kuppel nicht.

Die Wohnhäuser liegen fast immer in Gärten und zeichnen sich auf dem dunklen Grunde der Bäume mit ihren weißen Mauern, hellgrün oder roth angestrichenen, flachen Eisendächern in sehr bestimmten Umrissen ab. Nur der älteste Theil dicht am Kreml, die Kitai-gorod, das Chinesenviertel, bildet eine Stadt, wie wir sie kennen, wo Haus an Haus sich lehnt, von einer prachtvoll bethürmten und hier natürlich weiß angestrichenen Mauer sorglich umschlossen. Alles Uebrige scheint eine weite Versammlung von Landhäusern zu sein, zwischen welchen die Moskwa in weiten Krümmungen hinfließt.

Auf der Höhe des Kremls erheben sich neben den Palästen des Czaren und des Patriarchen die Rüstkammer des Heeres und die Heiligthümer der Kirche. Dort thronen die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, meist an den äußersten Enden der Stadt, bilden Festungen für sich.

In der Kitai-gorod ließen sich die Kupzi nieder, der Handelsstand, der seine Schätze aus China, aus der Bucharei, aus Byzanz und Nowgorod durch Mauern zu schützen hatte. Den übrigen, bei Weitem ausgedehnteren Theil von Moskau baute sich der Adel, und lange noch, nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Grund und Boden errichtet, verschmähten diese die Großen des Reichs, welche den Sitten ihrer Väter anhingen.

Noch immer ist das ehrwürdige Moskau mit seinen alten Heiligthümern und geschichtlichen Erinnerungen für jeden Russen ein Gegenstand der Verehrung und Liebe, und sobald er, oft Hunderte von Meilen herbeiziehend, das goldene Kreuz auf dem Iwan Weliki von Ferne erblickt, wirft er sich in Andacht und Vaterlandsliebe auf die Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau steht seinem Herzen nahe.

Wirklich hat auch Moskau gar keine Aehnlichkeit mit Petersburg. Hier giebt es keine Newa, kein Meer und keine Dampfschiffe, nirgends eine gerade Straße, einen großen Platz oder eine Waldinsel. Aber ebenso wenig hat Moskau Aehnlichkeit mit irgend einer anderen Stadt. Die Kuppeln, flachen Dächer und Räume würden an den Orient erinnern; aber dort sind die Kuppeln flach gewölbt, mit grauem Blei gedeckt und von schlanken Minarets überragt, die Häuser zeigen nach der Straße keine Fenster, die Gärten sind von todten, einförmigen Mauern hoch umschlossen. Moskau hat eben seinen Charakter ganz für sich, und wenn man diesen mit Bekanntem vergleichen will, so muß man ihn einen byzantinisch-maurischen nennen.

Rußland empfing sein Christenthum und seine erste Gesittung aus Byzanz. Es blieb bis in die neueste Zeit vom Abendlande vollständig

abgeschlossen und bildete das einmal Angeeignete in völlig nationaler Weise fort. Die schwere Geißel der Mongolen- und Tartarenherrschaft, welche fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande lastete, hinderte lange jeden weiteren Fortschritt. Alle Bildung war auf die Klöster beschränkt, und von diesen ging auch nachmals die Befreiung aus. Die tartarischen Chane forderten nie den Uebertritt zum Islam, sie begnügten sich mit dem Tribut. Um ihn zu erheben, brauchten sie eine einheimische Autorität. Sie selbst stützten daher das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und die Gewaltherrschaft der goldenen Horde, wie sehr sie auch sonst alle Entwickelung hemmte, befestigte in den Unterdrückten den Glauben an ihre Religion, die Treue gegen ihre Beherrscher und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande.

Diese Züge bezeichnen noch heute das Volk, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieser Nation, die Großrussen, sechsunddreißig Millionen Menschen einer Abstammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Masse Menschen in der Welt bilden, so wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor sich hat.

Man hat gesagt, daß bei zunehmender Bevölkerung das unermeßliche Reich in sich zerfallen müßte. Aber kein Theil desselben kann ohne den anderen bestehen, der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne Beide, das Binnenland nicht ohne die Küste, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße der vierhundert Meilen schiffbaren Wolga. Mehr noch als dies hält aber das Gemeingefühl Aller auch die entferntesten Theile zusammen.

Und für dies Gefühl nun ist Moskau der Mittelpunkt nicht nur des europäischen Kaiserthums sondern des alten heiligen Czarenreiches, in welchem die geschichtlichen Erinnerungen des Volkes wurzeln, und aus welchem, trotz einer zweihundertjährigen Abschweifung, vielleicht doch noch seine Zukunft hervorgehen wird.

Die gewaltsame fremdartige Civilisation ist nirgends in die Masse des Volkes eingedrungen. Die nationale Eigenthümlichkeit hat sich vollständig erhalten, in Sprache, Sitte und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Kommunalverfassung, der freiesten, selbständigsten, die es irgendwo giebt, endlich auch im Baustil.

Von einem solchen kann freilich nur bei den Kirchen die Rede sein. In Rußland ist fast Alles neu. Was hier über hundert Jahre alt, wird als Antiquität angesehen. Das russische Wohnhaus ist von Holz und erreicht daher nie jenes Alter, es müßte denn, wie das Peters des Großen, mit einem steinernen zum Schutze überdacht werden. Auch die Schlösser des Kaisers sind neu, und nur hier steht noch ein Rest des alten Dworez, des Czaren. Kirchen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (ein für Rußland hohes Alter) sind vorhanden, und der streng konservative Geist der Priesterschaft hat bewirkt, daß alle späteren Bauten jenen ähnlich geblieben sind.

Die St. Sophia in Konstantinopel ist das Vorbild, nach welchem sämmtliche russischen Gotteshäuser erbaut sind. Sie wurde überall nach-

geahmt aber nirgends erreicht, auch nicht von St. Marco in Venedig. Es fehlte sowohl am Material, wie an Kunstfertigkeit, um einen Bogen von hundertsechsundzwanzig Fuß Spannung zu wölben. Was man in der Weite nicht erreichen konnte, suchte man in der Höhe; die Kuppeln wurden eng und thurmartig hoch. Der rohe Stein, bei kunstloser Fügung, erforderte übermäßig starke Pfeiler und dicke Mauern, in welche die Fenster wie Schießscharten schmal und tief eingeschnitten sind. Das hellste Licht fällt durch die Fenster in der dünneren Mauer, welche die Kuppeln trägt. Die meisten Kirchen sind höher, als sie lang und breit sind. Die plumpen viereckigen Pfeiler verengen den ohnehin geringen Raum. Nirgends hat man eine freie Uebersicht, und überall herrscht ein mystisches Dunkel. Die berühmtesten russischen Kirchen nehmen nur so viele Hunderte, wie ein gothischer Dom Tausende auf. Zwar sind auch jene meist von italienischen Meistern erbaut, aber sie mußten sich den einmal eingeführten, zur Regel gewordenen Formen fügen.

Wenn nun die architektonischen Verhältnisse nicht vermochten, ein großartiges Ganzes herzustellen, so suchte man die Schönheit in der Ausschmückung des Einzelnen, im Glanz und in der Pracht. Nicht zufrieden, die Kirchen von innen und außen zu vergolden, pflasterte man die Fußböden mit halbedlen Steinen und bedeckte die Bilder, welche an sich ohne künstlerischen Werth sind, mit Juwelen, Diamanten und Perlen. Nur Gesicht und Hände erscheinen gemalt, das Gewand, die Krone und alles Andere ist von vergoldeten Silberplatten mit Geschmeide beladen.

Die Skulptur ist ganz ausgeschlossen, soweit sie die menschliche Figur darstellt, dagegen scheut die Malerei sich nicht, Gott selbst abzubilden. Der Goldgrund ist an und für sich schon unvortheilhaft für die Carnation der Gemälde, und dazu kommen noch die langgezogenen Konturen der byzantinischen und altdeutschen Schule, ohne die Innigkeit des Ausdrucks der letzteren. Riesenhafte Schreckbilder schauen oft von den Kuppeln herab, welche Maria, Christus, Johannes oder Gott den Vater darstellen sollen. Der Russe kauft kein anderes Heiligenbild, als ein ganz schwarzes oder verblichenes. Eine liebliche Madonna von Rafael oder ein schöner Sebastian von Correggio scheint ihm unecht. Sein Glaube braucht eben das Dunkel seiner Kirche, die Wolken von Weihrauch, welche bei jeder Messe das geheimnißvolle Wirken der Priester verhüllen.

Das byzantinische Element in dem russischen Baustil ist also historisch leicht zu erklären, das maurische entstand aus dem Bedürfniß der Ausschmückung der einzelnen Theile und bezieht sich nur auf diese.

Die Gitter der Ikonostase sind mit Laubgewinden, Weintrauben und Thiergestalten durchwebt, die glatten Mauern, namentlich wo sie nicht vergoldet, zeigen Blätterwerk, Rosetten oder Rebengewinde. Wo dies nicht in Stein gehauen, wurde es aufgemalt, und wo auch diese Zeichnungen fehlen, hat man durch den Wechsel der grellsten Farben nachgeholfen. Freilich blieb man dabei weit hinter den geschmackvollen, künstlerischen Arabesken der Alhambra und des Alkazar zurück. —

Das Tollste, was je in der Architektur geleistet, ist der Iwan

Blashennoj, eine Kirche auf dem rothen Platze vor dem Kreml. Sie ist eigentlich gar nicht zu beschreiben. Dies Bauwerk steht schon auf einem ganz unebenen Grund, obschon der ebene, schöne Platz davor liegt. Sie kauert am Abhang und läßt ein Bein herabhängen. Von irgend welcher Symmetrie ist keine Spur. Sie hat keinen Mittelpunkt, und kein Theil ist dem andern gleich. Eine Kuppel sieht aus wie eine Zwiebel, die andere wie eine Ananas, eine Artischocke, eine Melone oder ein türkischer Turban. Sie enthält neun verschiedene Kirchen, jede mit ihrem Altar, Ikonostase und Heiligenschrein ausgestattet. In einigen derselben geht man zu ebener Erde, zu andern steigt man auf Treppen empor. Dazwischen führt ein Labyrinth von Gängen, kaum so breit, daß zwei Menschen sich ausweichen können. Natürlich sind alle diese Kirchen sehr eng. Die im Hauptthurm faßt kaum mehr als zwanzig oder dreißig Menschen, und dabei reicht ihr Gewölbe bis in die Spitze des Thurmes und hat sonach eine Höhe von über hundert Fuß. Diese Kirche ist innen und außen mit allen Farben des Regenbogens bemalt, versilbert und vergoldet. Die Kuppeln glänzen mit roth, grün und blau verglasten Ziegeln, und selbst die Arbeit des Steinmetz hat der Maler noch mit Farben illustrirt.

Das Ungeheuer entsprang aus dem Kopf des Ungeheuers Iwan Grosnoj, des schrecklichen Johann. Als er es durch die Kunst des Baumeisters in die Wirklichkeit übergetreten sah, war er entzückt, überschüttete ihn mit Lobsprüchen, umarmte ihn und befahl dann, ihm die Augen auszustechen, damit durch ihn kein ähnliches Meisterstück weiter entstehe.

Und bei allem Bizarren macht diese Kirche doch keinen unangenehmen Eindruck. Die Originalität kann man ihr nicht absprechen.

Wirklich schön ist dagegen Alles, was von dem alten Czaren-Dworez übrig blieb. Es ist ein seltsames Gebäude von vier Stockwerken, die nach oben immer enger werden und eine Terrasse rings umher freilassen. Der zweite Stock enthält außer der überaus reichen aber kleinen Hauskapelle den Bankettsaal, welcher nach Art des Remters in Marienburg gebaut ist, nur daß dort eine schlanke Säule, hier ein dicker Pfeiler das ganze Gewölbe trägt. Die Eingangsthür liegt in einer Ecke, der Thron steht diagonal gegenüber in der andern. Zur Zeit sind die Wände mit prachtvollen Tapeten, der sehr große Thron mit drap d'or (Goldstoff) behangen, der mit echtem Hermelin gefüttert ist. Diese Draperie kostet vierzigtausend Rubel. Ganz reizend sind die kleinen aber zierlichen Zimmer des dritten Stockwerks. Das vierte bildet nur einen Saal, es war das Terima, die Wohnung der Frauen, in der auch Peter I. aufwuchs.

Bei der Paroleausgabe meldeten sich die Kommandirten aller Regimenter, die der Kavallerie zu Pferde. Es war hübsch, eine Probe von allen diesen glänzenden Uniformen zu sehen. Die Kürassiere mit dem byzantinischen Doppeladler auf dem Helm, ähnlich wie unsere Gardes du corps, aber mit Lanze, die Ulanen fast ganz wie die unsern, die Husaren in weißem Dolman mit goldenen Schnüren, die Linien-Kosaken mit Pelzmütze und rothem Kaftan, die tschernamorskischen Kosaken in dunkelblauen

Röcken mit rothem Ueberwurf, die uralischen hellblau, alle mit der Lanze, auf kleinen Pferden und hohen Sätteln. Die Tartaren sind meist Heiden oder Muselmänner. Die Tscherkessen erschienen in Helmen und Schuppenpanzern. Sie führten ihre Reiterstückchen auf, schossen vom Pferde mit ihren langen Flinten, schützten sich gegen die Verfolgung durch ihren Kantschu, deckten sich, indem sie sich seitwärts warfen, so daß sie die Erde mit der Hand berührten, andere stellten sich aufrecht in den Sattel, Alles in gestreckter Carriere und unter lautem Geschrei.

Sehr gut gefiel mir ein Regiment Drushinen, eine Reichswehr, welche auf den Kaiserlichen Apanage-Gütern ausgehoben wird. Sie trugen eine Mütze mit dem Andreaskreuz, bloßen Hals, den Kaftan des Landvolks, nur kürzer und ohne Knopf, ganz weite Hosen (das Hemd darüber, wie alle gemeinen Russen), das untere Ende der Beinkleider in den halbhohen Stiefeln. Das ist der uniformirte Mushik. Diese Tracht ist ganz national, kleidsam und praktisch. Der Mann kann den Pelz (der hier unentbehrlich ist) darunter tragen, und ich möchte voraussagen, daß die ganze russische Infanterie sich eine dieser ähnliche Tracht aneignen wird. Les proverbes sont l'esprit des peuples (die Sprichwörter sind der Geist der Völker), und die Nationaltracht ist das Ergebniß hundertjähriger Erfahrung über das Zweckmäßige, zugleich Kleidsame. Die österreichische Uniform ist in Mähren weiß, im Banat braun, weil die Schafe dort diese Farbe haben; der Spanier trägt die Tabarra, wie die Ziege ihm das Material dazu liefert, der Araber ist weiß von Kopf bis zu Fuß, weil die Hitze seines Klimas es verlangt, und der Mushik trägt seinen Kaftan nicht aus Laune oder zufällig, sondern weil er ihm am besten zusagt.

Das Cortège des Kaisers ist wahrhaft imposant, wohl fünfhundert Pferde.

Wenn ich nur ein besseres Gedächtniß hätte für Personen und Namen. Ich habe eine Menge interessanter Männer kennen gelernt, das heißt, ich bin ihnen vorgestellt: Fürst Gortschakoff, Lüders, Berg und Osten-Sacken, welche im letzten Kriege kommandirt haben, Orloff, Mentschikoff, Adlerberg, Liewen, den Gouverneur von Sibirien und den Kommandirenden vom Kaukasus, dann ein Heer von Flügeladjutanten, die fremden Prinzen und ihre Begleitung.

Man kann eigentlich auf einem fremden Pferde immer froh sein, wenn man, ohne Unheil anzurichten oder zu erfahren, davon kommt. Da kommt ein schlechter Reiter von hinten aufgeritten, dort stellt sich ein Gaul in die Quere, hier schlägt eine Stute hinten, da ein Hengst vorne aus. Es ist eine kleine Sache, allein zu reiten, aber im Gewimmel eines solchen Gefolges im kurzen Trabe auf einem lebhaften Thiere, da muß man schon die Augen auf haben. Plötzlich hält der Kaiser an, und Alles stopft sich, oder er nimmt eine Wendung, und jetzt ist die Verwirrung ungeheuer, er sprengt im Galopp vorwärts, und Alles stürzt noch nach, während die Tete schon wieder ein kurzes Tempo annimmt. Dabei die flatternden Fahnen, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln und das endlose Hurrahgeschrei. Nun will man doch auch

etwas sehen. Ich ritt einen kleinen Rappen, den ich wohl besitzen möchte, er geht gerade wie ein Ostpreuße, nur sehr vehement, und immer wieder war ich ganz vorne zwischen den Großfürsten. Ich werde aber doch ganz gut mit ihm fertig werden, besonders wenn wir uns erst etwas miteinander verständigen. Er verlangt ruhigen Sitz und leichte Führung, die jedoch in der offenbaren Gefahr aufzureiten nicht immer gewährt werden kann.

Heute Abend beim Sonnenuntergang war ich noch auf dem Kreml. „Diem perdidi" („Ich habe den Tag verloren") würde ich von dem Tage sagen, wo ich diesen Wunderbau während meines Aufenthaltes hier nicht besuche.

Ich stieg dann nach der Moskwa hinab und besah mir unten vom schönen Quai die gewaltige weiße Mauer, die Thürme und Thorzwinger, welche den Czarenpalast und eine ganze Stadt von Kirchen der seltsamsten Bauart umgeben. Heute Abend giebt die Stadt ein großes Fest, von welchem ich mich entbinden werde, um zu schreiben. Man nimmt soviel Eindrücke auf, daß man sie garnicht alle verarbeiten und seine Gedanken zurecht legen kann.

Ich suche nach Verständniß für die hiesigen Bauten. In Culm in Westpreußen sah ich voriges Jahr auf dem Marktplatz ein so seltsames Rathhaus, daß es in mein Hirn gar nicht passen wollte; jetzt begreife ich, daß es moskowitischer Bauart ist. Die Schwertritter von Liefland standen mit den deutschen Rittern in Preußen in vielfacher Verbindung, und einer ihrer Baumeister mag an der Weichsel wiederholt haben, was er an der Moskwa gesehen. An den Orient erinnern hier die Fontainen, runde, überdachte Häuschen auf den Hauptplätzen, welche fortwährend von Menschen und Thieren umlagert sind, die ihren Wasserbedarf holen. Zuerst erscheinen sie roh und ungeschickt, wenn man sie mit der schönen Bauart, der reichen Skulptur, den goldenen Gittern, den durchbrochenen Marmorwänden der Tschesmen Konstantinopels vergleicht. Dann sieht man hier, ebenso wie in den Moscheen ungeheure Schwärme von Tauben, die so dreist sind, daß sie kaum den Wagen und Fußgängern Platz machen. Aus den Läden werden sie oft wie ein Volk Hühner hinausgejagt, und überall suchen sie ihre Nahrung. Niemand thut ihnen etwas zu Leide, und sie zu essen gilt den Russen eine Sünde. Ganz besonders ist das Gostinoj-Twor, die Kaufhalle, eine Wiederholung der orientalischen Tschurchi. In großer Ausdehnung steht eine Bude neben der andern. Die sie trennenden schmalen Gänge sind überdacht, daher dasselbe Halbdunkel und genau auch derselbe Geruch von Leder und Spezereien, wie auf dem Missir oder ägyptischen Markt in Konstantinopel. Meist finden sich hier jedoch nur eingeführte, europäische Waaren, die man bei uns besser und wohlfeiler bekommt, so daß man nicht sehr versucht ist, zu kaufen.

Wenn ich zu wählen hätte, ich würde doch lieber in Moskau wohnen als in Petersburg.

Peter der Große fand ein Binnenland vor, ohne alle Seeküste. Er konnte das Schwarze Meer oder die Ostsee als Verbindung mit der ge-

sitteten Welt betrachten, aber das eine oder die andere mußte erst erobert werden. Der hitzköpfige Schwedenkönig drängte ihm den Kampf nach Norden auf, und überdies war damals das südliche Meer von Barbaren umwohnt. Er soll ursprünglich die Absicht gehabt haben, seine neue Hauptstadt am Pontus zu gründen, auch den Platz dafür bestimmt haben, und die eine Küste ist nicht viel weiter vom Mittelpunkt des Reichs entfernt als die andere.

Wie, wenn er sein Petersburg an den prachtvollen, nie vom Wintereise versperrten Hafen von Sewastopol verlegt hätte, dicht an die paradiesischen Höhen des Tschadir-Dagh, wo die Weinrebe wild wuchert, und alles das im Freien gedeiht, was an der Newa im Treibhaus gezogen wird, wo keine Ueberschwemmung mit Vernichtung droht, die Flotte nicht sieben Monate eingefroren liegt, und die Dampfkraft die Verbindung mit Europas schönsten Ländern leichter herstellt als vom finnischen Meerbusen aus?!

Welche Stadt wäre Petersburg, wenn sie ihre breiten Straßen bis nach Balaklawa erstreckte und das Winterpalais über den tiefblauen Spiegel des Schwarzen Meeres blickte, wenn die Isaakskirche auf der Höhe des Malakoff stünde, wenn Aluschta und Orianda das Peterhof und Gatschina der Kaiserlichen Familie wäre?!

---

29 Moskau, den 29. August.

Die entrée joyeuse (Jubeleinzug), bei welcher Herren und Damen im höchsten Putz eine Meile in Glaskutschen und zu Pferde zurücklegen, eine halbe Million Zuschauer auf den Schaubühnen und in den Straßen warten, die Geistlichkeit im Ornat die heiligen Gefäße und Kreuze entgegentragen und hunderttausend Soldaten paradiren, setzt unbedingt schönes Wetter voraus, wie man es in den Hundstagen auch billig erwarten darf.

Heute nun brach dieser Tag der Feier regnerisch und trübe an. Nachdem aber gegen Mittag ein Stück blauen Himmels sichtbar wurde, groß genug for a pair of marine trowsers (für ein paar Matrosenbeinkleider), klärte sich das Wetter auf und hielt sich auch trotz drohender Wolken bis zu Ende des Einzugs.

Schon um ein Uhr waren wir nach Petrowskoj beschieden, denn es braucht Zeit, ehe ein solcher Zug sich in Bewegung setzt. Ich vertrieb mir die Zeit des Wartens mit Besichtigung der Kutschenungeheuer. An dreißig waren mit sechs Schimmeln, die der Kaiserinnen mit acht Falben bespannt. Die Pferde waren sämmtlich über sechs Fuß. Da die Russen mit vier bis fünf Pferden nebeneinander fahren, so hatte man eine Anzahl Postillone aus Preußen kommen lassen, die gewöhnt sind, Vier lang vom Bock zu fahren und die dafür hier fünfzig Rubel erhalten. Man hörte russisch, englisch und deutsch wettern, als die Thiere trotz allen Einübens, und obwohl jedes von einem goldbedeckten Manne zu Fuß am

Zügel geführt wurde, beim ersten Anziehen der schweren Vehikel gar nicht recht fort wollten. Endlich aber kam Alles in Fluß.

Die Geschirre sind von Gold und Seide, gepuderte Kutscher, Pagen zu Pferd, Kaiserliche Jäger, Kammerherren, Alles starrt in Goldtressen und Goldstickerei.

Weit über hundert Generale, und fast wohl eben so viele Flügeladjutanten des Kaisers, glänzten in Sternen und Bändern. Die Truppen bildeten Spalier von Petrowskoj bis an den Kreml, Mann an Mann; außerhalb der Stadt die Kavallerie in Regiments-, die Infanterie in Bataillonskolonnen innerhalb derselben en ligne (in Linie), lauter schwarzbraune, bärtige Gesichter. Das Regiment Paulowsk (in welchem alle Leute aufgestülpte Tartarennasen haben müssen, weil Kaiser Paul mit einer solchen begabt war) trug die spitze Grenadiermütze von Blech, wie unser erstes Garde-Regiment, und wohl ein Tritttheil der Mützen zeigte ein oder zwei Löcher, durch welche Kugeln gegangen waren.

Alle Fenster und Tribünen waren dicht besetzt, und da sah man die fremdartigsten Erscheinungen. Bauern mit langen Bärten, Kaufmannsfrauen, buchstäblich mit echten Perlen bedeckt, Tscherkessen in ihrer schönen Landestracht, mingrelische Fürsten, die eine Schleuder als Kopfbedeckung haben, heidnische Tartaren, buddhistische Kalmücken, europäische Diplomaten, Muselmänner, schwäbische Bauern aus Cherson und Elegants aus Paris und London.

Um drei Uhr verkündeten Kanonenschüsse, daß der Zug sich in Bewegung setze. Voraus ritten eine Abtheilung Gendarmen in hellblauer Uniform, dann die scharlachrothen Tscherkessen mit Schuppenpanzern. Hierauf folgte der Marschall im Phaëton, dann die Oberhofchargen in gläsernen, sechsspännigen Kutschen. Hinter diesen ritten zwei Eskadrons Gardekürassiere in blitzenden Kürassen, die silbernen Doppeladler auf dem Helm, das erste Glied mit Lanzen bewaffnet. Nun erschien der Kaiser in Generalsuniform auf einem prächtigen Apfelschimmel, rechts neben ihm Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, dahinter Prinz Friedrich der Niederlande, die drei ältesten Söhne des Kaisers, die sämmtlichen Großfürsten und die fremden Prinzen, dann der ganze Schwall des Gefolges von Generalen und Adjutanten. Hierauf folgten die beiden Kaiserinnen und ihre Damen in Kutschen. Eine Abtheilung Infanterie schloß den Zug.

Bei dem endlosen Hurrah der Menschenmenge, dem Wirbeln der Trommeln, dem Lärm der Musikkorps, dem Läuten der Glocken und dem Donner der Geschütze wurden viele Pferde sehr unruhig, und wenn nun der Kaiser anhielt, um Salz und Brot vom Magistrat zu empfangen oder vor der Kirche mit Weihwasser besprengt zu werden, wobei Alles die Helme abnahm, so entstand jedesmal ein unbeschreibliches Gedränge und Rückwärtstreten.

Indeß ging Alles wunderbar glücklich ab, und namentlich herrschte in den Straßen die musterhafteste Ordnung, obwohl man nirgends dem Volke gewehrt hatte, seinen Batuschka zu sehen, der nicht müde wurde,

ernst, aber freundlich nach einem Fenster, einer Tribüne, oder dem Volksgedränge zu grüßen.

Als wir uns dem Kreml näherten, krachten die Geschütze von seinen Thürmen, und der große „Johann" drückte seine Freude aus, indem er mit allen den Kolokols läutete, mit welchen er rings behangen ist. Da brummte die große Wetschewoi, welche einst die streitbare Bevölkerung der mächtigen Republik Nowgorod zu den Waffen rief, wenn die moskowitischen Großfürsten ihre Freiheit bedrohten, da summten in allen Tonarten und bimmelten im feinsten Distant Glocken und Glöckchen, mit welchen der Iwan bei großen Feierlichkeiten mitspricht.

Nur eine Glocke blieb stumm, wie sie seit ihrer Geburt bei Freud und Leid stumm geblieben ist. Sie steht auf einer Granitunterlage am Fuß des großen Thurms, ein Haus von Erz mit zwei Fuß dicken Mauern. Ein Stück, welches wohl beim Guß aussprang, liegt davor und läßt einen Eingang frei, durch welchen die zwanzig bis dreißig Menschen eintreten können, die diese Glockenruine bequem aufnehmen kann.

Vor dem äußeren Thor des Kremls steht in einer zierlichen Kapelle das besonders heilig gehaltene Bild der iberischen Boshja mater (Mutter Gottes), vor welcher kaum je der eiligste Geschäftsmann vorübergeht, ohne einen Augenblick hinein zu treten und sich zu bekreuzen.

Hier saß der Kaiser ab, um sein Gebet zu verrichten. Das ganze Gefolge aber ritt durchs Thor und marschirte, Front gegen die Kremlmauer, auf dem großen, rothen Platz Krasnoj Ploschtschad auf. Bald sprengte der Czar heran, und nun zog man durch das Erlöserthor, das heilige spass woroto, in den inneren Hof.

Durch dies Thor geht kein Russe und auch kein Fremder, ohne die Kopfbedeckung abzunehmen, der Vornehmste und der Geringste bringt diese Huldigung dem wunderthätigen Heilandsbild über dem Eingange. Wenn plötzlich die Tartaren heransprengten, so gingen von demselben allerlei Nebel aus, die verhinderten, den Eingang zu finden, und als die Franzosen mit dem Arsenal auch das Thor sprengen wollten, riß der Thurm von oben bis an die Krystallscheibe des Bildes, welches völlig unversehrt blieb und das ganze Gemäuer zusammenhielt.

Jenseits des Thores nun saß Alles ab, und man mußte froh sein, jetzt durch das Gedränge der losen Pferde sich auf die scharlachrothen Teppiche zu retten, um die Ankunft der Kaiserinnen und Großfürstinnen zu erwarten. Vorauf kam die Kaiserin-Mutter, dann die regierende Kaiserin in einem Anzug von Goldbrokat mit Hermelin. Die manteaux (Mäntel) der Großfürstinnen waren von Sammet oder Spitzen mit Gold und Perlen, alle Hofdamen waren in dem Dir bekannten Nationalkostüm von Scharlachsammet.

In feierlichem Zuge gingen nun die Majestäten zunächst nach Uspenski Sabor, der Auferstehungskirche, der eigentlichen Kathedrale, vor welcher die hohe Geistlichkeit den Kaiser erwartete. Diese Hauptkirche, in welcher auch die Krönung vollzogen wird und die Patriarchen ihre letzte Ruhestätte finden, ist wie alle russischen Kirchen äußerst reich, aber

eng und finster. Die ungeheuer dicken Pfeiler nehmen den halben Raum ein, die Fenster sind schmal und tief, die Kuppeln thurmartig hoch und eng. Alle Wände und Pfeiler sind von oben bis unten vergoldet, und auf diesem Grunde die seltsamen, langgezogenen, oft ganz verzerrten Bilder der Heiligen gemalt. Oben von den Kuppeln herab blicken schreckliche Mosaikbilder, unter anderen ein alter Mann mit greisem Bart, der Niemand anders sein soll, als unser Herrgott selbst. Die enormen Schätze von Gold, Silber und Juwelen, mit welchen die Heiligenbilder bedeckt sind, übergehe ich und erwähne nur des Evangelienbuches der Natalie Narischkin, welches die Mutter Peter des Großen geschenkt hat. Der Einband ist von Gold und soll über eine Million Rubel werth sein. Das Buch muß von zwei Priestern getragen werden, weil das Gewicht für einen zu schwer ist.

Der Kaiser bezeugte dem Hauptheiligen seine Andacht. Ganz nahe, wo ich stand, kniete er nieder, bekreuzte sich und küßte die Reliquie, dann kam die Kaiserin mit ihrer langen, von Pagen getragenen Schleppe und verfuhr ebenso.

Der durch ein schönes Eisengitter abgeschlossene Erlöserhof ist außer von einem Theil des alten Czarenpalastes ganz von Kirchen umgeben, welche die größten Heiligthümer Rußlands enthalten. Ein kurzer Zug führte die Majestäten und das ganze Gefolge noch in die Archangelski Sabor, in die Kirche des Erzengels Michael, welche die Gräber aller Czaren bis auf den ersten Kaiser umschließt, dann in die Blagoweschtschenski oder Verkündigungskirche, die noch enger, seltsamer und reicher ist als alle übrigen. Sie bildet ein förmliches Schmuckkästchen. Das Kreuz auf der Kuppel soll von gediegenem Golde sein, und der Fußboden ist mit Jaspis, Achat und Carneol aus Sibirien ausgelegt.

Ueberall wurde der Kaiser mit den wundervollen, russischen Kirchengesängen empfangen, und nun, nachdem er Gott die Ehre gegeben, setzte sich der ganze, prachtvolle Zug über die große Freitreppe Krasnoj Krylzo, die mit scharlachrothem Tuch bedeckt war, nach dem alten Czarenpalast in Bewegung, welcher mit den prachtvollen Räumen des neuen, vom Kaiser Alexander hergestellten Großen Palastes, Bolschoi Dworez, in unmittelbarer Verbindung steht. Da ging es denn durch die ungeheuere St. Georgshalle, deren Wände die Namen aller Georgsritter tragen, nach dem Andreassaal, welcher, dem Schiffe einer großen, gothischen Kathedrale ähnlich, von Gold auf weißem Grunde schimmert, in den St. Nicolassaal, an dessen Ende der Thron steht. Im Mittelfeld des Reichswappens befindet sich das Familienwappen der Romanoff und der Herzöge von Holstein, die beiden Querbalken von Oldenburg, der Löwe Norwegens, das Nesselblatt für Holstein, der Schleswigsche Löwe, der Dithmarsische Reiter und Anderes. So ging es bis in die Kaiserlichen Wohnzimmer, deren komfortable Pracht wir schon früher beschaut, und nun war endlich um sechs Uhr Abends die ganze Feier beschlossen, und wir eilten unserem heute wohlverdienten Diner im Trubetzkoischen Hause zu.

30 Sonnabend, den 30. August.

Große Wachtparade auf dem Hofe des Kremls vor dem Kaiser. Nach derselben wurden einige Reiterstückchen aufgeführt. Abends französisches Theater.

---

31 Sonntag, den 31. August.

Wir fuhren nach dem Kloster des heiligen Dimitri Donskoj, einer vollständigen Festung mit krenelirten Mauern und Thürmen. Die Kirche ist recht schön, sehr hoch und ungewöhnlich hell. Die mit getriebenem Goldblech und Bildern wohl bis zur Höhe von hundert Fuß bedeckte Ikonostase ist von blendender Pracht. Es wurde eben Messe gelesen, und wir hatten genug von dem unzählige Male wiederholten „gospodi pomilui“, als der Priester das Brot hoch über dem Haupte durch die Kaiserpforte trug, diese sich hinter ihm schloß und durch das goldene Gitter hinter einer Wolke von Weihrauch die von Edelsteinen funkelnden Tiaren der Priester sich hin und her bewegten. Da wird geklingelt und geheimnißvoll gewirkt, aber nun stimmen die Sänger einen dieser wunderbaren Gesänge an, die man in dieser Schönheit nur in Rußland zu hören bekommt. Wer hätte hier solche Stimmen, solche Ausführung gesucht! Wir blieben regungslos stehen, bis der Gesang verstummte, die Pforten sich öffneten und der Priester dem knieenden Volke das Wunder verkündete.

Es ist heute ein sonnenheller Tag, sehr ähnlich denen, wie man sie im Dezember fast ununterbrochen in Rom hat, nur etwas rauher. Alles geht in Mänteln und Pelzkragen, und wenn ein klein wenig Schnee käme, würde sich Niemand sonderlich wundern. Bei diesem schönen Wetter fuhren wir nach den Sperlings-Bergen. Die Moskwa macht hier eine schöne Krümmung um ein anderes Kloster, das Djewitschi Monastir. Es liegt auf der weiten Mädchenwiese, wo der Kaiser nach der Krönung das „schwarze Volk“ bewirthet. Jenseits lag im Sonnenschein Moskau in voller Pracht ausgebreitet. So erblickten nach unendlichen Leiden die Franzosen diese Stadt, welche ihnen Winterquartiere, Ruhe und Erholung bringen sollte. Drei Tage später war ein Flammenmeer über Alles ausgebreitet, und Napoleon entfloh aus dem Kreml nach Petrowskoj.

Nach dem Frühstück besahen wir die seltsamste Kirche Moskaus, die des Iwan Blashennoj, und dann die schönste Rußlands, die noch im Bau begriffene Erlöser-Kirche. Sie ist hell und groß, das läßt sich kaum von einer anderen sagen. Die Kuppel hat achtzig Fuß Durchmesser. Abends war ich zur Kaiserin-Mutter nach Alexandrinik befohlen. Dies Schloß liegt an der Moskwa noch in der Stadt, aber fast eine Meile von unserem Quartier entfernt. Es waren der Hof der Kaiserin, Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Hohenzollern, Adlerberg und ich geladen.

Die wenigen Personen, welche sich zur Kaiserin in ihr Zimmer setzen sollten, wurden ausdrücklich dazu aufgefordert, alles Uebrige blieb im Salon.

Ihre Majestät, in weißem Mousselin wie immer einfach, aber geschmackvoll angekleidet, saß im Fauteuil, die Füße auf einem kleinen Stuhl. Die Unterhaltung war ungezwungen. Es war allerliebst zu sehen, wie die Mama sich über ihren hochaufgeschossenen jüngsten Sohn freute, den letzten, der noch unter ihrem Dache verweilt. Bald hatte er um etwas zu bitten, bald einen Spaß zu machen, und wenn die Züge der Kaiserin stets ernst bleiben, so drücken sie doch Wohlwollen und Güte aus. Sie erinnert ganz an die Art des hochseligen Vaters.

---

32 Montag, den 1. September.

Es hat diese Nacht gefroren, und man flüchtet die Orangerien in die Treibhäuser. Ich habe meinen Riesenofen etwas heizen lassen, denn im Zimmer sind nur sieben Grad Wärme; Du weißt, wie sehr ich diese Temperatur verabscheue.

Um zwölf Uhr fuhren wir nach Petrowskoj, wo große Heerschau war. Die Truppen standen in sechs Treffen, und der Kaiser ritt mit seiner ungeheuren Suite die ganzen Fronten entlang. Es waren (beim Vorbeimarsch, Rotten und Regimenter wohl gezählt):

	63 560	Mann	Infanterie,
	9 740	=	Kavallerie,
	1 700	=	Artillerie mit 136 Geschützen,
Summa . .	75 000	Mann,	

nämlich das Gardekorps und eine Division des Grenadierkorps. Wären diese Truppen in Linie aufmarschirt gewesen, so hätten sie genau eine deutsche Meile eingenommen. Sie standen aber in Bataillons- respektive Regimentskolonne, und es war immer noch ein hübsches Stück Weges.

Die Kaiserin war in einem Zelt, vor welchem sodann vorbeimarschirt wurde, die Infanterie in Bataillonskolonne, die Kavallerie in Schwadronen, die Artillerie in Batteriefront. Dennoch dauerte das zweieinhalb Stunden. Es war ein schneidender Wind, der uns mit Staub bedeckte, was den gestickten Uniformen sehr unzuträglich gewesen sein wird. Nach beendigtem Vorbeimarsch hatten sich die Regimentskolonnen der Kavallerie nebeneinander gesetzt und bildeten dennoch eine Linie von fast zweitausend Schritt Länge, in Entfernung von achthundert Schritt den Zuschauern gegenüber. Der Kaiser ritt vor, und auf sein Kommando sprengte diese Masse von fast zehntausend Pferden vom Fleck im Galopp an und machte eine kurze Attacke, bis dicht vor uns, wo Halt geblasen wurde.

Daß nach so langen Märschen die Truppen fast zur vollen Kriegsstärke ausrücken konnten, habe ich kaum für möglich gehalten.

Es ist jetzt täglich Marschallstafel auf dem Kreml und dann Theater. Heute wurde das durch einen Brand zerstörte und neu aufgebaute Opernhaus zum ersten Male eröffnet; es hat ganz die Breite wie das Berliner, nicht völlig so viel Tiefe, ist aber viel höher und hat sechs Reihen von Logen übereinander. Der ganze Saal ist weiß mit viel Vergoldung und

rother Draperie. Die Kaiserliche Mittelloge ist geräumig und reich, dagegen der Plafond des Hauses so dürftig und arm, daß ich glaube, er ist nicht fertig geworden und nur provisorisch hergestellt. Die Bühne ist sehr geräumig, Dekorationen und Erleuchtung nur mäßig. Moskau hat noch keine Gasanstalt, es fehlt an Steinkohle, welche zwar in reichen Lagern, aber hundert Meilen von hier liegt.

Man gab die „Puritaner“ von Bellini mit Lablache und der Bosio.

33 Dienstag, den 2. September.

Der heutige Tag ist ganz mit Repräsentationen draufgegangen. Das ganze diplomatische Korps stellte sich dem Prinzen vor. Graf Morny, Fürst Esterhazy, Lord Granville, Prinz de Ligne als Botschafter, dann die Gesandten mit ihren sämmtlichen Attachees machten in Prachtequipagen und in Gala ihre Auffahrt. Die ganze Suite des Prinzen empfing sie ebenfalls in vollem Staat. Er wußte mit der ihm eigenen Leichtigkeit und unterstützt durch sein enormes Gedächtniß für Personen und Verhältnisse Jedem das Passende zu sagen. Zur Erholung stiegen wir dann noch auf den großen Hans, den Iwan Weliki, von wo aus man eine weite Umsicht hat. Indeß begnügten wir uns mit der halben Höhe, von der man alle Kirchen und Höfe des Kreml vollständig übersieht. Was über die Stadt hinausliegt, ist überdies nicht schön, meist Wald. Das Diner schlug ich über und fuhr um die schöne Mauer des Kitai-gorod spazieren. Sie ist von ungeheurer Stärke, mit sehr hohen Zinnen und außerdem mit Mâchecoulis (vorspringenden Mauerkränzen) versehen, aus welchen man den Fuß der Mauer bestreichen kann. Gewaltige Thürme springen bollwerkartig hervor. Für Tartaren allerdings ein unüberwindliches Hinderniß.

Heute Abend wird die langweilige „Gisela“ getanzt, dann nach zehn Uhr zum Ball des englischen Botschafters. Morgen, schon um sechs Uhr, geht es nach dem berühmten Troitzki-Kloster, siebzig Werst von hier.

34 Mittwoch, den 3. September.

Schon um sechs Uhr früh ging es in fünf vierspännigen Wagen fort. Es war der schönste warme Tag, den wir in Rußland noch gehabt haben.

Die Gegend ist leidlich hübsch und angebaut. Auf einigen Feldern steht noch Roggen, Hafer und Buchweizen, auf anderen ist die Wintersaat schon handhoch heraus. Hier ist keine Zeit zu verlieren, denn plötzlich kann der Winter kommen. Die Dörfer bestehen aus kleinen hölzernen Häusern, haben aber fast immer eine sehr stattliche Kirche mit grüner Kuppel, so daß sie sich von fern hübsch ausnehmen. Auch die hohen Essen von Tuch- oder Zuckerfabriken fehlen selten.

Sehr überraschte mich ein ziemlich bedeutender Aquädukt, neu erbaut, um Moskau aus der Entfernung von einigen Meilen mit Trink-

wasser zu versehen. Die ziemlich flachhügelige Gegend wird zuweilen durch kleine Flußthäler unterbrochen, die einige Abwechselung gewähren. Wir legten die Entfernung nach Troitzka in wenig mehr als viereinviertel Stunden zurück, obgleich es zehn deutsche Meilen sind.

Dieses Kloster ist von besonderer Heiligkeit und geschichtlicher Bedeutung, da von hier aus zweimal die Befreiung Rußlands vom tartarischen und polnischen Joche ausging. Keine dieser beiden Nationen, noch auch die Franzosen 1812, haben es betreten. Es lag allerdings ganz aus der Richtung der Operationen des Kaisers Napoleon, die Russen schreiben es aber dem wunderthätigen Bilde des heiligen Sergius zu, der hier begraben liegt. Das Bild ist, wie mir gesagt wurde, damals auch nach Sewastopol geführt worden, hat aber freilich den Verlust dieses Platzes nicht verhindern können. In architektonischer Hinsicht ist hier nicht viel zu sehen. Das Schönste sind die sehr dicken, hohen Mauern dieser kleinen Festung mit ihren bollwerksartigen Thürmen. Sie haben dem polnischen Geschütz bei einer Belagerung widerstanden. Der Kolokol sieht einigermaßen dem Thurm der katholischen Kirche in Dresden ähnlich und enthält sehr schöne und große Glocken. Man schleppte uns noch ein paar Werste weiter nach dem Höhlenkloster, mais l'affaire ne valait pas la chandelle (aber die Sache war keinen Lichtstumpf werth). Beim Abfahren rannte mein Wagen mit einem anderen zusammen. Die vier nebeneinander gespannten übrigens miserablen Pferdchen sind nicht so leicht zum Stehen zu bringen und gewöhnt, gleich im Galopp davon zu gehen. Beide Iswoschtschiks hatten den Ehrgeiz, zuerst eine schmale Brücke, ohne Geländer und nur mit zwei starken Spurbalken versehen, zu passiren, so trafen wir denn pünktlich in der Mitte dieser Brücke zusammen. Zwei Pferde stürzten in den Graben, einige Stränge waren zerrissen, die Achse meines Wagens verbogen. Dergleichen ist aber etwas Gewöhnliches hier. Es wurde geflickt und zusammengebunden, und im Galopp ging's weiter. Um sieben Uhr Abends kamen wir zurück, dinirten, und ich hörte noch den Schluß der „Puritaner".

---

35 Donnerstag, den 4. September.

Zur Cour beim österreichischen Botschafter, Fürsten Esterhazy, der sehr vornehm eingerichtet ist. Eine solche Wohnung kostet hier zwanzigtausend Silberrubel auf sechs Wochen. Wir trafen Fürst Schwarzenberg, Apponyi, Chotek und viele andere österreichische Herren.

Ein Ausflug nach dem Simonoffkischen Kloster zeigte uns wieder eine Festung am Rande der Stadt, von wo man eine prachtvolle Aussicht hat. Dann gab v. Werther ein sehr ausgesuchtes Diner: Lord Granville, Graf Kisseleff, Prinz Gortschakoff, Adlerberg, Berg, Tolstoj, Woodhouse, Suworoff u. s. w. Letzterer ist ein prächtiger, offener Mensch; er trägt die Annunciata erblich nach seinem Vater, dem berühmten Suworoff, welchen dieser Orden zum cousin du roi (Vetter des Königs) erhob.

Wir fahren gleich zur Großfürstin Helene und dann zum Ball bei Lord Granville.

36 Freitag, den 5. September.

Um neun Uhr nach dem rothen Platz, dem geräumigen Markt, auf der Südseite von der hohen Kremlmauer umschlossen. Er bildete ursprünglich das Glacis dieser Festung, und die Zinnen und Thürme des alten Czarenpalastes blicken drohend auf ihn nieder. Später siedelten sich die Kaufleute hier an, und man erblickt längs der ganzen Nordseite die schöne Façade des Gostinoj-Dwor und den großen Bazar in der chinesischen Stadt. Am Ostende erhebt sich die seltsame Kirche Blaschennoj mit ihren vielen Kuppeln und Thürmen, und an der Westseite führt der Eingang durch zwei Bogen unter dem bethürmten Thorgebäude, vor welchem die iberische Mutter Gottes ihre kleine vielbesuchte Kapelle hat. In der Mitte erblickt man die Statue des Bürgers Minin, der sitzend dem Fürsten Poscharski das Schwert in die Hand giebt zur Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft der Polen. So ist der Krasnoj Ploschtschad ein schöner, eigenthümlicher und an Erinnerungen reicher Platz. Nachdem der Iwan die Stunde bezeichnet, traten unter Trompetenschall zwei reichgekleidete Herolde mit goldenen Stäben, Wappenröcken und Helmen (einer hatte leider eine Brille auf der Nase) zum Erlöserthore heraus, ihnen folgten zwanzig schöne Schimmel mit Decken vom schwersten Goldstoff, den Reichsadler an Stelle des Sattels eingewirkt. Sie wurden von prachtvoll gekleideten, mit Gold bedeckten Reitknechten zu Fuß geführt und trugen Taschen mit gedruckten Proklamationen. Zwei Schwadronen Kürassiere mit schmetternden Trompeten schlossen den Zug, welcher an dem Erzbild Poscharskis aufmarschirte. Die Herolde verkündeten die bevorstehende Krönung des neuen Kaisers aller Reußen, vertheilten die Proklamation unter das Volk und zogen dann weiter durch die Stadt.

Wir ritten ins Lager der Infanterie und Fußartillerie (die Kavallerie kantonnirt). Diese Stadt aus Leinwand mit fünfzigtausend Einwohnern, mit breiten, geraden Straßen, in baumloser Ebene, ist für den Zweck sehr passend eingerichtet. Vierzehn dieser militärischen Mönche hausen in einer Zelle, sie liegen auf hölzernen Pritschen mit etwas Stroh und decken sich mit dem langen grauen Mantel zu. Der Tornister ist ihr Kopfkissen, die langen Gewehre stehen in der Mitte des von einem kleinen Erdwall umgebenen Zeltes. Bei dem anhaltenden Regen waren diese Deiche sehr nöthig, aber das Wasser tröpfelt von oben herein. Der Juli war so kalt gewesen, daß man große Feuer anzündete, die aber der Regen oft wieder auslöschte. Jetzt ist im Gegensatz Alles Staub. Jede Droschke wirbelt eine Wolke auf, als ob ein Kavallerie-Regiment vorbeigetrabt wäre, und doch wird diese trostlose Einöde noch der Kaserne vorgezogen.

Die Verpflegung ist sehr gut, der Mann erhält täglich drei Pfund eines vortrefflichen Schwarzbrotes, welches die Kompagnien selbst backen, und ein halbes Pfund Fleisch. Die säuerliche Kohlsuppe und Buchweizengrütze bilden die Lieblingsspeise. Das Diner wird kompagnieweise im Freien eingenommen, wo aus Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen sind; das Wetter kommt dabei nicht in Betracht. Wenn man fragt, so

versichern die Leute laut und auf einen Ruck, wie eine Bataillonssalve, daß es ihnen vortrefflich geht. Sonst sind sie still, man hört keinen Gesang noch Scherze, wie bei unseren Leuten. Am liebsten gehen sie hinter das Lager, wohin die Vorgesetzten nicht kommen, vor denen sie Front zu machen haben. Dort setzen sie sich in den ihnen so lieben Mänteln an die Erde und erzählen sich, bis die Kosaken sie forttreiben.

Die väterliche Gewalt ist die Basis aller Rechtszustände in Rußland. Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt sein göttliches Recht nicht auf. Der Russe muß durchaus einen Herrn haben, er sucht ihn sich, wenn er ihm fehlt. Die Gemeinde wählt sich den Starosten aus den weißen Häuptern, ohne ihn wäre sie ein Bienenschwarm ohne Königin. „Unser Land ist gut, aber wir haben Niemand über uns, komm' und beherrsche uns!" war die Botschaft der Gemeinen an Rurik. Und die Waräger kamen aus Norwegen und herrschten durch Jahrhunderte, bis Boris Godunow, der Thronräuber, den letzten Enkel Ruriks in Uglitsch durch seine Boten ermorden ließ. Der sechsjährige Knabe Dimitri, der richtige, keiner der falschen, die nachher auftraten, liegt in der Erzengel-Kirche des Kreml, festlich geschmückt, in seinem Sarg, der an Festtagen geöffnet wird. Jeder Russe, der die Kirche betritt, kniet vor dem zusammengetrockneten Körper des Kindes, welches sein Väterchen war, und obwohl er nie zur Macht gelangte, nimmt er noch heute die Huldigung ganz Rußlands hin. Boris, der gewaltige Herrscher, der Sieger über die Tartaren, der Freund der Geistlichkeit, der Kirchen und Klöster mit Gold und Juwelen füllte, konnte keinen Platz in dieser langen Reihe von Czarengräbern finden. Wir sahen seine einsame Begräbnißstätte im Troitzki-Kloster, wo die Geistlichen ihren Wohlthäter außerhalb der Kirche einsargten. Selbst sein Bild fand keinen Platz in der langen Folge von Czaren an der vergoldeten Mauer der Archangelski, wo doch selbst Iwan der Schreckliche neben dem gemordeten Sohn friedlich ruht, als wäre nichts vorgefallen. Nur die Romanoffs stammten noch von einer letzten Tochter aus Ruriks Stamm, und eine Tochter der Romanoffs gab den Fürsten des holsteinischen Hauses das Scepter Rußlands.

Und so ist es auch beim Soldaten. Er würde ohne seinen Hauptmann in der tödlichsten Verlegenheit sein. Wer sollte für ihn denken, ihn führen, ihn strafen? Er glaubt vielleicht von ihm, daß er ihm das Seinige vorenthält, er wird im Jähzorn von ihm mißhandelt, aber er liebt ihn darum doch mehr als den Deutschen, der gerecht und mit Ueberlegung züchtigt. Wenn der europäische Soldat seinen Unteroffizier in betrunkenem Zustand sähe, so wäre es mit der Disziplin aus; der russische legt ihn zu Bette, wischt ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er ausgeschlafen, mit derselben Treue wie zuvor.

Der gemeine Russe ist von Natur gutmüthig und friedfertig. Nie sieht man die Leute sich prügeln oder boxen. Er kennt keine Stiergefechte oder Hahnenkämpfe. Aber der Befehl seines Obern macht ihn, zwar sehr gegen Wunsch und Neigung, zum hingebendsten Soldaten. Bei der Ueberschwemmung in Petersburg ertranken Posten, weil sie nicht abgelöst wurden.

Als das Winterpalais abbrannte, rettete ein Priester die geweiheten Gefäße aus der Schloßkapelle. Auf dem Korridor fand er eine Schildwache und machte den Posten auf die drohende Gefahr des längeren Verweilens aufmerksam. „Prikass!“ („der Befehl!“) sagte der Mann, erhielt die Absolution und verbrannte.

Historische Porträts erwecken stets Interesse, selbst wenn sie an sich keine Kunstwerke sind; man glaubt in den Zügen großer Persönlichkeiten ihr Schicksal und ihre Thaten zu lesen. Wer empfände nicht Theilnahme, wenn er der Geschichte Carls I. von England gefolgt und nun den edlen, schwermüthigen Ausdruck betrachtet, den van Dycks Meisterhand seinem Bilde in Windsor aufzuprägen verstand. So hat er auf die Hinrichtung Staffords geblickt, und das war die hohe Stirn, welche seine Ankläger erschreckte, als er forderte, von seinen Pairs gerichtet zu werden. Wenn man das Standbild Kaiser Maximilians in Innsbruck, das ausdrucksvolle Antlitz Carls V., den bleichen, blonden Jüngling Philipp II. gesehen hat, so begreift man, daß die hervortretende Unterlippe sich auf die späteren Habsburger vererbte; aber seltsam ist es doch, daß diese Eigenthümlichkeit auch auf die Lothringer übergegangen ist, obwohl die schöne, edle Maria Theresia sie nicht theilte.

Hier im Djewuschka-Kloster fanden wir ein Porträt der Natalie Narischkin, der Mutter Peter des Großen. Sie war tartarischen Ursprungs, und seltsam ist die Aehnlichkeit mit dem doch kaum noch verwandten Kaiser Paul.

In dies Kloster hatte Peter seine ältere Stiefschwester und Mitregentin Sophia eingesperrt, als sie nicht aufhörte, die Strelitzen und Altrussen gegen seine Neuerungen aufzureizen. Hier hatte sie ihren Liebhaber Chubanski mit den Händen an ein Fenster nageln lassen, welches man uns bezeichnete, und hier starb sie in großer Heiligkeit. Zum Zeichen, daß eigentlich sie die rechtmäßige Herrscherin sei, trägt ihr Bild den Doppeladler mit dem St. Georg im Mittelschild, welcher eigentlich den Czaren bedeutet, der den Unglauben besiegt.

„Voilà Rome tartare!“ („Das ist das tartarische Rom!“) hat Frau v. Staël ausgerufen, als sie Moskau erblickte. Hätte sie gesagt Rome russe (russisches Rom), so wäre dies weniger geistreich, aber richtiger gewesen. Moskau und sein Kreml sind gerade das Gegentheil des Tartarenthums und der greifbare Ausdruck des echten, unvermischten Russenthums.

Als ich heute auf dem schönen Granitquai die Moskwa entlang spazierte, sprach ein entlassener Soldat mich um eine Gabe an. Er mochte bei Sewastopol zum Krüppel geschossen sein; nun war er frei, d. h. sein früherer Grundherr hat keine Verbindlichkeit mehr gegen ihn, seitdem er nicht länger Leibeigener ist, und in der Gemeinde, der er vormals angehörte, hat er keinen Antheil mehr an dem gemeinsamen Landbesitz. War er verheirathet, als er unter Wehklage seiner Angehörigen zum Militär ausgehoben, als ihm das Haar abgeschoren und er abgeführt wurde, so hat der Staat seine Kinder in das Findelhaus aufnehmen lassen, sein Weib konnte gesetzlich nach drei Jahren einen andern Mann heirathen.

Wenn er daher in sein Dorf am Ural oder am Weißen Meer zurückkehrt, so findet er dort nach fünfzehn Jahren, in denen Niemand von ihm gehört hat, ein neues Geschlecht und die Gräber seiner Eltern, er selbst ein rechtloser Fremdling, ein Bettler, der weder arbeiten kann noch mag. Das ist die Freiheit des entlassenen Soldaten. Rußland war bisher der einzige europäische Staat, der gar kein Proletariat kannte. Infolge der höchst eigenthümlichen Gemeinde-Einrichtung, in welcher Kommunismus und Sozialismus seit Jahrhunderten faktisch bestehen, wo das Privateigenthum und das Erbrecht nicht gelten, konnten zwar arme Gemeinden, aber keine ganz armen Individuen vorkommen. Jeder Russe gehörte irgendwo zu Hause, und dort hatte er Antheil an der gemeinsamen Nutzung von Grund und Boden. Bei der bisherigen strengen Durchführung der fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit blieb der Soldat in der Regel bei der Fahne bis er starb. Die wenigen Entlassenen verkümmerten unbemerkt. Nachdem aber die Dienstzeit auf fünfzehn resp. zwölf Jahre herabgesetzt ist, stellt sich die Sache sehr viel anders. Zunächst braucht das Heer fast doppelt so viel Ersatz als früher. Da der Reichthum des Adels hier nach männlichen „Seelen" gerechnet wird, jede solche Seele ein werthvolles, steuernzahlendes Eigenthum des Grundherrn ist, so verliert dieser jetzt einen größeren Theil desselben, denn der herzzerreißende Jammer der Rekrutengestellung tritt öfter und in größerer Ausdehnung ein als früher. Ganz besonders aber erwächst dem Lande in der sehr bedeutenden Zahl von Entlassenen, jährlich an fünfzigtausend Mann, der Stamm eines Proletariats, zu welchem die immer wachsende und schon über alle Erwartung ausgedehnte Fabrikthätigkeit das Ihrige beiträgt. Arbeitsscheu und arbeitsunfähig, vielfach dem Trunk ergeben, sind diese Leute doch noch in dem Alter, um zu heirathen. Gewiß wird hier der neue Herrscher Abhülfe schaffen, aber leicht ist das nicht, denn es setzt Reformen in allen Zweigen der bestehenden Verhältnisse voraus, in einem Lande, welches die Neuerungen nicht liebt.

Da bettelte nun der Mann, der vor wenig Monaten für sein Vaterland geblutet, im Angesicht des Kremls, des Herzens dieses Reiches, das durch seine treuen, gottesfürchtigen, tapfern und Alles entbehrenden Soldaten groß wurde, besteht und bestehen wird. Wahrlich, das Paradies muß für diese hingebenden Dulder sein.

Der „frei" Gewordene in seinem langen, grauen Mantel, mit demüthig herabgezogener Mütze ging ins weite, „heilige" Rußland, und wir — wir fuhren in kaiserlicher Hofequipage zu einem opulenten Diner.

---

37 Sonnabend, den 6. September.

Der Prinz empfing heute fünfzig bis sechzig verschiedene Fürsten von Grusien, Mingrelien, Kurdistan, Tartarei, Mongolei, Kaukasien, Tscherkessien, Dagestan und so weiter, alle im Nationalkostüm, mit Juwelen und Goldstoff, persischen Mützen und reichen Waffen.

Man erzählt von einem Tscherkessen, der auf einem Ball gefragt wurde, ob seine Pistolen geladen seien, daß er antwortete: „A quoi les porterais-je, s'ils ne l'étaient pas?!“ („Wozu trüge ich sie, wenn sie nicht geladen wären?!“) Ein Kurde, mit dem ich mich türkisch verständigen konnte, hatte auch geladen, aber er zeigte mir, daß er kein Pulver auf der Pfanne habe. Die Gesellschaft bildete einen sehr malerischen Anblick und kontrastirte mit der Assemblée des Botschafters von Sardinien, zu der wir unmittelbar darauf fuhren.

---

38 Sonntag, den 7. September.

Der Himmel begünstigte die Feier dieses Tages durch das schönste Wetter. Schon um sieben Uhr früh war die Stadt wie verödet, denn Alles war nach dem Kreml geströmt, dessen Thore um diese Stunde geschlossen werden sollten; uns öffneten sie sich noch um acht Uhr.

Wir fanden in den Vorzimmern der Majestäten eine Armee von goldgestickten Kammerherren, die Oberhofchargen mit ihren acht Fuß langen, goldenen Stäben und sämmtliche Damen in der Nationaltracht. Die Farbe der Manteaux richtet sich nach den verschiedenen Höfen: Scharlach mit Gold, mit Silber, Blau, Amaranth &c., so daß bei der Gleichförmigkeit des Schnittes doch eine angenehme Abwechselung waltet. Auch ist die Ausschmückung des Kopfputzes mit Gold, Diamanten, bunten Steinen oder Perlen dem Geschmack und Reichthum der Einzelnen überlassen.

Ein einziger Stuhl wurde verstohlen von einigen ganz alten Damen abwechselnd benutzt, die schon seit sieben Uhr standen und behufs ihrer reichen Toilette vielleicht seit vier Uhr gearbeitet hatten.

Erst um neun Uhr öffneten sich die Thüren der kaiserlichen Gemächer, die Schar der Kammerherren setzte sich in Bewegung, es erschien die Kaiserin-Mutter, unterstützt von ihren beiden jüngsten Söhnen. Sie trug eine oben geschlossene Krone, ganz aus Diamanten, einen Hermelinmantel aus Goldstoff, dessen Schleppe von sechs Kammerherren getragen und welcher durch eine prachtvolle Diamantkette befestigt war. Die schlanke Figur, das Caméenprofil, die majestätische Haltung der hohen Frau, der freudige Ernst ihrer Züge riefen eine unwillkürliche Bewunderung Aller hervor. Sie hatte am Abend vorher ihre sämmtlichen Kinder versammelt und sie gesegnet. Es folgte der Großfürst-Thronfolger, die Großfürsten und Großfürstinnen, Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Friedrich der Niederlande, Alexander von Hessen und die übrigen Prinzen aus souveränen Häusern, dann das Gefolge derselben und hinter uns die Damen.

Der Zug ging durch den Alexander-Saal, die Wladimir- und die Georgs-Halle, die zusammen wohl eine Länge von fünfhundert Schritt haben mögen. Zur Linken paradirten die Schloßgrenadiere, die Chevalier-Garde, die Kürassiere mit blitzenden Panzern, Deputationen der übrigen Kavallerie-Regimenter und der Infanterie, alle mit Standarten und

Fahnen und blankem Gewehr. Zur Rechten standen die sämmtlichen Offizierkorps.

Auf der Krasnoj Krylzo, der mit scharlachrothem Tuch ausgeschlagenen großen Freitreppe, die aus dem alten Zaren-Palast in den Hof der Heiligthümer hinabführt, erwartete die Kaiserin ein Baldachin aus Goldstoff, der auf acht Stangen von Kammerherren und General-Adjutanten getragen wurde. Das Hinaustreten in die schöne Sonne war prachtvoll.

Hinter den Truppenspalieren stand das bärtige Volk entblößten Hauptes, Kopf an Kopf, aber ohne Gedränge. Der Hof ist von den drei Hauptkirchen, Himmelfahrts-, Erzengel- und Verkündigungskirche, dann vom Iwan Weliki und einem hohen Eisengitter umschlossen. Die Tribünen für Zuschauer, mit rothem Tuch ausgeschlagen, erhoben sich bis fast zur halben Höhe der Gebäude, und dort saßen Damen und Herren in ihrem besten Schmuck. Alle die zahllosen Glocken Moskaus läuteten, aber das Brummen der großen Wetschewoj, der Nowgorodschen Riesenglocke, das Schmettern der Trompeten und der endlose Jubel der Menge in- und außerhalb des Hofes verhinderte, sie zu hören. Nur die Kanonen ließen ihre kräftige Stimme durch dies Getöse durchdringen.

Ich vermochte mich, unten angekommen, einen Augenblick umzudrehen und den langen, prachtvollen Zug der Damen die Treppe herab zu übersehen. In der Uspenski Sabor fanden wir das diplomatische Korps schon vereint und nahmen unsere Plätze auf den nur zum Stehen eingerichteten Tribünen ein, welche sich auf drei Seiten der Kathedrale erhoben. Die vierte Seite ist von der Ikonostase begrenzt, hinter welcher sich der Altar befindet. Dieser gegenüber stand auf mit Teppichen belegten Stufen der Thron mit zwei Sesseln unter prachtvollem Baldachin. Die Kaiserin-Mutter setzte sich auf einen besonders für sie eingerichteten Sessel rechts vom Thron, die Prinzen stellten sich daneben links auf.

Die Kirche ist, wie ich früher schon bemerkt, klein, nur eine geringe Zahl von Zuschauern konnte Einlaß erhalten, und es herrschte vollkommene Ordnung. Die Sonne schien klar durch die Fenster und spiegelte sich in der Vergoldung, welche alle Wände und Pfeiler bis in die oberste Kuppel bedeckt. Es war also hell, und ich stand so, daß ich in ziemlicher Nähe alle Haupthandlungen sehen konnte.

Es erschienen nun die Regalien, von den höchsten Militär- und Civilbeamten getragen, das Reichsbanner mit dem von Byzanz übernommenen Doppeladler, das Reichssiegel, eine handgroße Stahlplatte ohne weitere Handhabe oder Verzierung, das Reichsschwert, die Krönungsmäntel der beiden Majestäten, der Reichsapfel von Gold mit einem Kreuzgürtel von großen Diamanten (Severin servirte diesen Apfel auf einem drap d'or [Goldstoff-] Kissen), das Scepter mit dem bekannten Lazareffschen großen Diamanten, der nur dem Kohinor (Lichtberg), dem Prinz-Regenten und vielleicht noch einem andern an Größe nachsteht; endlich die beiden Kronen. Die große des Kaisers wird gebildet durch einen Bügel, von vorne nach hinten aus Diamanten, mit einer Reihe

sehr großer Perlen besetzt; er trägt das Kreuz, in welchem ein Rubin von unschätzbarem Werthe steckt. Dieser Stein ist einen Zoll lang, etwa einen halben Zoll breit und einen viertel Zoll dick, aber unregelmäßig und nicht geschliffen. Von dem Reifen um den Kopf erheben sich dann auf beiden Seiten zwei Kapseln, die fest an den Bügel anschließen, so daß man nichts von der rothen Sammetmütze des Innern sieht. Reif und Seiten sind ganz aus Diamanten von bedeutender Größe und schönstem Wasser. In der Sonne blitzt das in allen Farben. Die Krone der Kaiserin ist ähnlich, nur kleiner, und es schien nicht leicht, sie auf dem Scheitel zu erhalten, wo sie mit Brillant-Haarnadeln festgesteckt war.

Jetzt wurde dem herannahenden Kaiser das Kreuz aus der Kirche entgegengetragen, und der Metropolit von Moskau besprengte seinen Weg mit Weihwasser. Die Majestäten verneigten sich dreimal vor der Pforte des Heiligthums und nahmen dann ihre Plätze auf dem Thron ein, die hohe Geistlichkeit stellte sich vom Thron bis zum Mittelthor der Ikonostase auf, und der Chor stimmte den Psalm „misericordiam" („Barmherzigkeit") an. Ueber die ergreifende Schönheit der russischen Kirchengesänge habe ich Dir früher schon geschrieben; sie werden nur durch Männerstimmen ohne Instrumentalbegleitung ausgeführt, sind sehr alt und meist im Abendland gesammelt, bleiben aber von den dürftigen Liedern der protestantischen, wie von der Opernmusik der katholischen Kirche gleichweit entfernt. Die Sänger sind außerordentlich geschult, und man hört namentlich ganz unglaubliche Baßstimmen, die in diesem nicht allzugroßen Raume von den festen Wänden und Kuppeln mit ergreifender Kraft widerhallen.

Seitdem Peter I. das Patriarchat der kaiserlichen Gewalt einverleibt, ist der Metropolit von Moskau der vornehmste Geistliche dieses weiten Reiches, zur Zeit der schöne, aber schon sehr hinfällige Greis Philaretes, der schon Kaiser Nikolaus gekrönt hat. Man giebt bei den höheren Geistlichen viel auf einen kräftigen Baß; die Stimme des alten Metropoliten war kaum noch zu hören, als er den Kaiser aufforderte, sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Sobald dies erfolgt war, wurde der Kaiser mit dem Krönungsmantel bekleidet, welcher aus dem reichsten Goldstoff besteht und mit Hermelin gefüttert ist. Er beugte sich nieder und blieb in dieser Stellung, während der Metropolit ihm die Hände aufs Haupt legte und zwei lange Segensgebete sprach. Dann ließ sich der Kaiser die Krone bringen und setzte sie sich selbst auf sein Haupt, ergriff das Scepter mit der rechten, den Reichsapfel mit der linken Hand und setzte sich so auf den Thron. Hierauf trat die Kaiserin vor ihn und kniete nieder. Der Kaiser nimmt die Krone vom Haupt und berührt damit die Kaiserin, worauf nun sie ebenfalls mit Mantel und Krone bekleidet wird und sich auf den Thron zur Linken ihres Gemahls setzt.

Es war prächtig zu sehen, wie die alte, stattliche Kaiserin-Mutter mit lebhafter Spannung allen Handlungen folgte. Dabei bemühte sich ihr jüngster Sohn stets um sie, unterstützte sie, schlug den Hermelin um sie, damit sie sich nicht erkälte. Neben mir war die Gemahlin eines nordamerikanischen Diplomaten ohnmächtig geworden, die Großfürstin

Helene fiel dem Prinzen in die Arme, aber die betagte Mutter des Kaisers hielt sich standhaft. Jetzt erhob sie sich und schritt in festem Gange die Stufen des Thrones heran, die blitzende Krone auf dem Haupt, den Goldmantel nachschleppend. Hier vor den Augen der Welt umarmte sie ihren Erstgeborenen und segnete ihn. Der Kaiser küßte ihr die Hände. Dann folgten alle Großfürsten und Prinzen mit tiefer Verbeugung: der Kaiser umarmte sie. Unterdeß wurde das „Domine salvum fac imperatorem" („Herr erhalte den Kaiser!") gesungen, die Glocken aller Kirchen erklangen, und hundertein Kanonenschüsse machten die Fenster erzittern. Alle Anwesenden verneigten sich drei Mal.

Hierauf entkleidet sich der Monarch seines kaiserlichen Schmuckes, steigt vom Thron herab und kniet zum Gebet. Nachdem er sich erhoben, knieen alle Anwesenden oder beugen sich nieder, um für das Wohl des neuen Kaisers zu beten.

In keines sterblichen Menschen Hand ist eine solche Machtfülle gelegt, wie in die des unumschränkten Beherrschers des zehnten Theiles aller Erdbewohner, dessen Scepter sich über vier Welttheile erstreckt, und der über Christen und Juden, Muselmänner und Heiden gebietet. Wie sollte man nicht aufrichtig Gott bitten, mit seiner Gnade den Mann zu erleuchten, dessen Wille Gesetz ist für sechzig Millionen Menschen, dessen Wort von der chinesischen Mauer bis zur Weichsel, vom Polarmeer bis zum Ararat gebietet, auf dessen Ruf eine halbe Million gehorsamer Krieger warten, und der Europa eben erst den Frieden geschenkt hat! Möge er siegreich sein in den unermeßlichen Eroberungen, die im Innern dieses weiten Reiches selbst zu machen sind, und möge er stets eine feste Stütze der gesetzlichen Ordnung bleiben!

Nunmehr folgte das Te deum und die allerdings sehr lange Messe nach griechischem Ritus.

Nach Beendigung derselben schreitet der Kaiser die Stufen des Thrones herab, ohne den Schmuck und ohne Waffen, durch die Czarenpforte in das Allerheiligste und empfängt vor dem Altar das Abendmahl in beiderlei Gestalt, wie die Priester selbst. Die Kaiserin erhält dasselbe nach griechischem Ritus vor der Thür. Es erfolgt dann die Oelung auf Stirn, Augenlider, Lippen, Ohren, Brust und Hände durch den Metropoliten von Moskau aus einem kostbaren Gefäße. Die Bischöfe von Nowgorod und Moskau trocknen die Spuren ab. Die Majestäten nehmen ihre Sitze wieder auf dem Thron ein und legen Krone, Mantel und die große Brillantordenskette des Alexander-Newski-Ordens wieder an. Von diesem Augenblick ab sind sie die Gesalbten des Herrn, und die Feierlichkeit ist geschlossen.

Kaiser und Kaiserin besuchen nun zunächst noch die auf demselben Platz gelegenen Kirchen Archangelski und Blagoweschtschenski. Ich hatte mich auf den obersten Podest der rothen Treppe gestellt und sah, wie der junge Monarch aus der Kirche kam. Er ging vor seinem Baldachin her, Scepter und Reichsapfel in den Händen, die Krone blitzte im Sonnenschein auf seinem Haupte, der goldene Hermelinmantel schleppte weit nach

auf der mit rothem Tuch beschlagenen Estrade. Ihm folgte ein endloser Zug von Herren und Damen in dem glänzendsten Aufzuge. Er grüßte unaufhörlich nach beiden Seiten der jauchzenden Menge zu, obwohl er den Kopf nur wenig neigen durfte, da die schwere Krone das nicht erlaubte.

Da standen die Abgesandten von zwanzig Völkerschaften in ihren orientalischen Kleidern, die Neugierigen aus ganz Europa und die bärtigen Mushiks aus dem „heiligen" Rußland. Selbst jenseits der Moskwa stand Kopf an Kopf. Sie konnten dort nichts sehen von dem, was hinter den hohen Tempelmauern vorging; aber der Jubel von innen, das Läuten der Glocken, das Donnern der Geschütze und die Fanfaren der Musikkorps sagten ihnen, daß ihr Czar, ihr Batuschka jetzt gekrönt und gesalbt sei.

Der Kaiser blickte ernst, aber wohlwollend, er schien die wahre Bedeutung der Feier ganz zu empfinden, nicht durch die höchste irdische Pracht, sondern trotz ihrer. Und nicht leicht wird man etwas Glänzenderes sehen, als diese feenhafte Stadt im Sonnenschein ausgebreitet, angefüllt mit Allem, was reich und mächtig, von nah und fern, und zwischen ihren ältesten Monumenten und gefeiertsten Heiligthümern den langen Zug, welcher die Schätze der Kirche, die Waffen des Heeres und die Regalien des Staates hinausträgt unter den blauen Himmel, um den neuen Kaiser zu begrüßen.

Es folgte nun das Bankett im Granowitaja Palata, dem alten Remter der Czaren. Unter dem mächtigen Thronhimmel aus Goldbrokat, ganz mit Hermelin gefüttert, standen drei Sessel für die drei Majestäten, die mit ihren Kronen, der Kaiser mit Scepter und Reichsapfel, dort Platz nahmen. Die übrigen Tische waren gedeckt, wie man es auf dem Theater sieht, nämlich nur auf einer Seite, so daß Niemand dem Thron den Rücken kehrt. Nachdem der Kaiser die Regalien abgelegt, fordert er zu trinken und leert den Becher auf das Wohl seiner getreuen Unterthanen. Jetzt ziehen sich die Gesandten rückwärts zur Thür hinaus, nur die Spitzen der Geistlichkeit und die höchsten Würdenträger nehmen an den Tischen Platz, welche mit vielen Centnern uralten Silbers bedeckt sind: Riesenhafte Pokale, Gefäße, Kannen, Schüsseln, meist sehr plump gearbeitet, aber massiv und eigenthümlich.

Mit dem Bankett und dem feierlichen Zug durch die Säle endete dann die Feierlichkeit um vier Uhr Nachmittags. Ohne einen Augenblick zu sitzen, hatten wir acht Stunden auf den Beinen zugebracht. Es waren unendliche Tische in eigens dazu erbauten Zelten und Räumen gedeckt, wir fuhren aber nach Haus und ließen uns da ein Diner gut schmecken.

Abends war die Stadt beleuchtet. Ich bin zu Wagen und zu Fuß durch das wogende Gedränge gezogen und bewunderte die Bescheidenheit, Folgsamkeit und Ruhe der Menschen. Es kann wohl kein harmloseres und gutmüthigeres Volk geben als das gemeine Volk in Rußland.

Dort gehört Grund und Boden der Gesammtheit, die Nutznießung aber ist der Gemeinde überlassen. Diese kann ihre Feldflur weder ganz

noch theilweise veräußern. In ihr kann der Einzelne nie Eigenthümer sein, sondern jedes Gemeindeglied hat mit allen übrigen völlig gleiches Recht auf Benutzung. Diese ist für Wald und Weide gemeinsam, dagegen werden Äcker und Wiesen wirklich in so viel gleiche Parzellen getheilt, als männliche Gemeindemitglieder eben vorhanden sind. Da nun dieser Bestand wechselt, so werden Neutheilungen in Zeiträumen von zehn bis fünfzehn Jahren wirklich vorgenommen. Man bewahrt in den Dörfern heilig gehaltene Maßstäbe auf, die nach Verhältniß für den guten Boden kürzer, für den schlechten länger sind. Jeder Haushalt empfängt nach der Zahl seiner männlichen Mitglieder einen verhältnißmäßigen Antheil zur beliebigen Benutzung. Ecken und Winkel werden zur nöthigen Ausgleichung in der Zwischenzeit in Reserve behalten; Streitigkeiten gleicht die unbedingte Autorität der von der Gemeinde selbst gewählten Starosten oder Aeltesten aus.

Diese urälteste, noch jetzt bestehende Einrichtung hat die merkwürdigsten Konsequenzen. Abgesehen von den Pelowniks oder Halbbauern, welche tschudischen (finnischen) Ursprungs, giebt es in Rußland kein Privateigenthum an Grund und Boden für Personen. Die freien Gemeinden sind Eigenthümer, die Krongemeinden Besitzer, die adligen Gemeinden Inhaber. Innerhalb der Gemeinde giebt es nur Nutznießer. Es existirt demnach für Grund und Boden kein Erbrecht. Der Sohn erbt nicht den Acker des Vaters. Er erhält seinen Antheil nicht kraft des Erbrechts, sondern kraft seiner Geburt als Gemeindeglied. Jeder Russe ist irgendwo ansässig, und es giebt keinen Pöbel, kein Proletariat. Niemand ist ganz arm. Ein Vater kann Alles durchbringen, die Kinder erben seine Armuth nicht. Die Vermehrung der Familie, bei uns ein Gegenstand der Sorge, ist in Rußland ein Zuwachs an Reichthum. Alles drängt zur frühzeitigen Heirath. Der Einzug selbst der mittellosesten Schwiegertochter ist ein Freudenfest der Familie. Sie bringt arbeitende Hände mit, und für ihre Söhne werden schon bei der Geburt die Ackerparzellen zugelegt.

Andererseits leuchtet freilich ein, daß bei dieser Einrichtung der Ackerbau nie auf eine Stufe der Vervollkommnung gelangen kann. Wer wollte Meliorationen machen, Bäume pflanzen, Drainirungen anlegen auf einem Grundstück, welches nach fünfzehn Jahren vielleicht einem Andern gehört?

Persönlich war der russische Bauer vollkommen frei. Der Adel ist keine ursprünglich russische Institution; er ist, wie in England, germanischen Ursprungs; die Normannen, die mit Rurik 860 herüber kamen, führten ihn ein. Aber auch sie wurden nicht eigentlich Feudalherren des Grund und Bodens, sondern die in einem gewissen Bezirke wohnenden Bauern wurden ihnen zinspflichtig. Dieser Zins, Obrok, wurde sehr mäßig normirt und konnte nicht gesteigert werden, weil sonst die Zahler verarmten, das landwirthschaftliche Inventar zu Grunde ging und die Zahlung ganz unterblieb. Boris Godunow erst hob die Freizügigkeit 1580 auf, und in den russischen Volksliedern lebt noch die Klage über diese Beschränkung. Die Leibeigenschaft des Bauers trat aber erst im

achtzehnten Jahrhundert unter Peter dem Großen ein; bis dahin waren nur Kriegsgefangene leibeigen gewesen. Der Bauer diente entweder persönlich dem Herrn in seinem Hause, oder er zahlte den Obrok und baute das Feld. Der Herr hatte für seinen Unterhalt zu sorgen, wenn er verarmte oder arbeitsunfähig wurde; er konnte ihn allerdings schon damals verkaufen, aber nicht ohne den Grund und Boden: die Unterthanen waren gleichsam ein Servitut, welches diesem anwohnte. Er verkaufte nicht das Land, sondern den Zins der Leute, die auf dem Lande lebten und denen allein die Nutznießung zustand. Der Adel selbst wohnte fast nie auf dem Lande. Nirgends erblickt man hier die Burgen und Schlösser, in welchen unsere Ritter so fest wurzelten und von denen ihre Namen noch stammen. Der russische Adel lebte und lebt noch jetzt meist in der Stadt, entweder in Moskau oder Petersburg. »On dit que j'aye de superbes terres du côté de Tomsk!« („Man sagt, daß ich prächtige Besitzungen bei Tomsk habe".) hört man sagen. Ein Flügeladjutant des Kaisers kam en mission (in Höchstem Auftrage) an die Wolga, er fand die Gegend reizend, verweilte einige Zeit und erkundigte sich nach dem Besitzer; man nannte ihm seinen eigenen Namen. Es ist, wie wenn wir eine Hypothek auf ein Gut besitzen, welches wir nie gesehen und mit dessen Bewirthschaftung wir nichts zu schaffen haben. — Peter der Große nun schenkte dem Adel die Grundstücke, ein unermeßliches Geschenk, die Hälfte alles kultivirten Landes in Rußland; indeß blieb die Nutzung den Bauern. Er riß ferner Rußland aus der Reihe der Ackerbaustaaten heraus und gründete die ersten Fabriken. Diesen wurden ganze Gemeinden zugewiesen, welche für sie arbeiteten, wogegen die Fabrik für ihre Unterhaltung zu sorgen hatte. So entstand zuerst der Gedanke, daß man einen Leibeigenen zu jeder beliebigen Leistung verwenden könne. — Ein Leibeigener erhält die Erlaubniß zu wandern, er wird ein gefeierter Künstler, ein Kaufmann und Millionär. Jetzt steigert der Herr den Obrok auf Tausende von Rubeln, er kann dem Manne das Heirathen verbieten, kann ihn auf das Gut zurückbeordern u. s. w. Die Fabrikanlagen haben seit 1825 eine ungeheuere Verbreitung gefunden, ihr Betrieb zwingt zu beständiger Aufsicht, der Besitzer ist genöthigt, auf seinem Gute zu wohnen, und nun wird der Obrok in Frohndienst umgewandelt. Der Bauer erhält die Hälfte bis zwei Drittel des Feldes und muß dafür den Theil des Herrn bestellen, der vielleicht ein Parvenu ist und für patriarchalische Verhältnisse keinen Sinn hat.

Ein Jeder fühlt, daß die Leibeigenschaft, im Widerspruch mit der angebahnten Civilisation, nicht mehr fortbestehen kann; die große Schwierigkeit ist, wie sie abzuschaffen? Wollte man vierundzwanzig Millionen Adelsbauern plötzlich die Freizügigkeit wiedergeben, so würde in den minder fruchtbaren Theilen des Reiches der Ackerbau ganz zu Grunde gehen. Man hat überhaupt nur fünf Monate, in welchen gepflügt, gesäet, geerntet werden kann, am 6. August muß schon die Wintersaat wieder bestellt sein. Der Ackerbau wird schon jetzt gewissermaßen nur nebenher getrieben; sieben Monate fuhrwerkt der Mann, spekulirt, handelt

oder treibt ein Handwerk. Der Feldbau wirft nur Korn ab, und das hat in guten Jahren geringen Preis; dagegen zahlen die Fabriken einen so hohen Tagelohn wie in England. Eine Spinnerin verdient täglich einen Scheffel Korn im östlichen Rußland, in Bielefeld drei Metzen. Je mehr die Fabriken zunehmen, je schwieriger wird die Sache. Da wo sie nicht vorhanden, der Obrok gering ist, läßt letzterer sich zum zwanzigfachen Betrage kapitalisiren und in Grundbesitz abfinden. Wie aber soll das Recht des Herrn an den Obrok einer ersten Sängerin, eines Großhändlers, eines Häuserspekulanten und Millionärs normirt werden? Allein so gut man bei uns das Servitut abgelöst hat, muß es doch auch hier gehen, wo man es nicht mit Individuen, sondern mit Kommunen zu thun hat. Denn, daß man die uralte Gemeindeeinrichtung nicht ändern will, ist anzunehmen; trotz ihrer Nachtheile für die Agrikultur hat sie in sozialer Beziehung die unschätzbarsten Vorzüge und ist einer weiteren Ausbildung fähig.

Die russische Gemeinde verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten durch selbst gewählte Obere, die Starosten, denen sie unbedingt gehorcht. Die Kaiserlichen Beamten sind leider oft von notorischer Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit. Der junge Kaiser hat hier schon mit kräftiger Hand eingegriffen, aber das Uebel wurzelt tief. Auf einem Unterschleif ertappt zu werden, ist ein Unglück, nicht wie bei uns eine Schande. Zu viele sind bei den Mißbräuchen interessirt. Je weniger solcher Beamten daher, desto besser.

Das Mittel zur Selbstregierung ist nicht allein den Gemeinden, sondern auch dem Adel gegeben, welcher unter seinen Adelsmarschällen von Katharina II. korporativ konstituirt ist; aber er hat bis jetzt wenig Gebrauch davon gemacht.

Kein Adel entspricht überhaupt weniger als der russische seinem eigentlichen Zweck, auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig das Recht gegen unten und oben zu wahren. Es giebt allerdings einen wirklichen, alten Adel; die Trubetzkoi, Gagarin u. A. leiten ihre Abstammung von Rurik, also von Odin, ab. Aber dieser Erbadel wird bei Weitem überwogen durch den Rangadel. In allen übrigen Ländern wird der Adel ertheilt nach der Willkür des Monarchen, in Rußland streng nach dem Gesetz. Jeder, welcher die fünfte Rangklasse erreicht, erlangt dadurch den erblichen Adel; die Kinder des Obersten und des Kollegienrathes werden Edelleute, und noch mehr: der älteste Erbadel geht verloren, sobald der Besitzer in drei Generationen nicht im Staatsdienst einen Tschin oder Rang erhalten hat. Dadurch ist der Adel ganz und gar abhängig von der Regierung, und es kann ihm nicht leicht einfallen, irgend gegen diese Opposition zu machen. Nicht als ob dieses sein Zweck wäre, aber mit der Möglichkeit fällt auch die ganze Bedeutung desselben fort. Allerdings je kräftiger, gesunder und unabhängiger das Volk durch seine Gemeindeverfassung konstituirt ist, je einflußreicher auch die Geistlichkeit, je weniger kann die Regierung dulden, daß der Adel mit seinem unermeßlichen Grundbesitz sich ihrem Einfluß entzieht. Aber in England besteht ebenfalls das selfgovernment (Selbstregierung) der

Kommune und die Macht und der Reichthum des Adels. Ein englischer nobleman (Edelmann) ist Alles durch seine Geburt, der Staatsdienst thut gar nichts hinzu. Der Viscount, welcher Premierminister oder Generallieutenant ist, geht stets hinter dem Earl oder Duke, der Fähnrich oder gar nichts ist. Ob diese Einrichtung für Rußland passen würde, kann ich nicht entscheiden; aber wo das nicht ist, da ist auch kein Adel im politischen Sinne.

Ebenso wenig giebt es hier einen Bürgerstand. Die erste Klasse der Kaufleute tritt in den Tschin des Adels; die kleineren sind Mushiks, obwohl oft Millionäre, und stehen auf derselben Bildungsstufe wie der Bauer, dem sie in Tracht und Sitte gleich bleiben. Auch die Fabrikthätigkeit ist fast ganz in den Händen des grundbesitzenden Adels.

Die Popen bilden eine förmliche Kaste, fast nur Kinder der Popen werden es wieder und heirathen (vor der Weihe und nie zum zweiten Male) nur Popentöchter. Sie sind ebenso ungebildet wie der Bauer; aber dieser küßt dem Popen die Hände, als dem Träger des Heiligthums, und ihr Einfluß ist sehr groß.

Rußland zerfällt sonach eigentlich nur in zwei sehr ungleiche Theile, die Klasse der Gebildeten und „die schwarze Brut", »tschorni narod«, erstere zählt höchstens eine halbe, letztere sechzig Millionen Menschen.

Peter der Große konnte es nicht abwarten, sein Volk aus der Wurzel zu veredeln, er pfropfte deutsche und holländische, Katharine französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe und gesunde Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort.

Die plötzlich und gewaltsam eingeführte, westeuropäische Civilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Eine kleine Zahl französisch erzogener, im Luxus aufgewachsener, elegant gebildeter, uniformirter und besternter Russen tritt ohne jede Vermittelung neben der an Zahl hundertfach überlegenen Masse der bärtigen, unwissenden, kräftigen, frommen und dabei gelehrigen Bevölkerung auf. Man glaubt kaum, daß der kleine, feine Kammerherr, der elegante Gardeoffizier, der das Französische wie seine Muttersprache redet, gleicher Nation ist wie der Jswoschtschik, der seine Droschke fährt, oder der Mushik, der vor seiner Thür wartet. In England sehen alle Stände äußerlich gleich aus, nicht einmal der Bauer trägt eine besondere Tracht. Dabei ist eine allgemeine Bildung durch alle Klassen verbreitet, welche die geistige Verschiedenheit ausgleicht. In Rußland stehen die Unterschiede schroff nebeneinander: Paläste neben Hütten, prachtvolle Städte in öder Gegend, eine hundert Meilen lange Eisenbahn, die zwischen Anfang und Endpunkt keine Stadt berührt, Ananashäuser, wo kein Korn wächst, Ueberfeinerung neben Rohheit. Ueberall ist die Kunst im Kampfe mit der Natur, um ihr gewaltsam abzuringen, was übermäßige Ansprüche fordern. Man muß gestehen, daß die russischen Kaiser Unglaubliches geleistet haben. Eine der prachtvollsten Hauptstädte erhebt sich über dem Sumpf der Newa, obwohl die Fluthen derselben sie zu er-

tränken drohen, mächtige Flotten in Meeren, die sieben Monate lang zugefroren sind, ein vortreffliches Heer geschaffen, wo jeder Mann ein zinstragendes Kapital seines Herrn ist, Museen mit den Meisterwerken aller Länder, wo das Volk hundert Meilen umher nur die schwarzen Heiligenbilder schätzt, parquettirte Fußböden, aber halsbrechendes Straßenpflaster, kurz bis ins Detail schroffe Gegensätze ohne Vermittlung.

Es entsteht die wichtige Frage, ob man auf dem von Peter I. betretenen Weg fortschreiten, die Civilisation fremder Nationen und anderer Klimas immer weiter verbreiten, oder ob man versuchen will, dies gelehrige und folgsame Volk aus sich selbst zu kultiviren.

Die Reaktion gegen die seit fünfzig Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang an dagewesen und hat sich in Moskau konzentrirt. Sie hat sich auch in dem eben erst beendeten Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich gewesen. Die Russen werden auch noch lange nicht ohne die Hülfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen; denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche, russische Beamte schaffen können. Vor Allem muß erst der Klerus für die Aufklärung des Volkes gewonnen und selbst erzogen werden. Plötzlich und gewaltsam ist hier nichts zu machen, aber das Bestreben eines Jahrhunderts wäre wohl kein zu geringer Preis für eine wirklich nationale, russische Entwicklung.

---

39 Montag, den 8. September.

Um zehn Uhr war Wachtparade auf dem Kreml und Abends Polonaisenball in den prachtvoll erleuchteten Räumen des Palastes. In den verschiedenen weiten Sälen waren Musikkorps aufgestellt. Die Damen waren sämmtlich in Schleppkleidern. Es mochten wohl einige tausend Gäste anwesend sein. Außer den reichen Militäruniformen sah man die Orientalen in ihrer eigenthümlichen Tracht, was dem Fest einen besonderen Charakter verlieh, während solche Bälle sonst überall gleich sind.

Im Andreassaal lagen die Regalien auf dem Tisch, und Jeder konnte sich in unmittelbarer Nähe diese Schätze besehen. Bei einer Gesellschaft von so vielen und so verschiedenen Gästen ist das nicht gewöhnlich, ich sah sogar einige die Gegenstände berühren.

Der Kaiser eröffnete den Ball mit seiner Mutter, tanzte dann mit der Kaiserin, den Großfürstinnen, den Botschafterinnen u. s. w.; er mag dabei wohl ein Paar Werst zurückgelegt haben.

Um elf Uhr war Alles zu Ende; ich war glücklich genug, meinen Wagen zu finden, und fuhr durch die erleuchtete Stadt nach Haus.

Die Illumination wird in Ermangelung des Gases ganz aus Talglampen hergestellt. In London verwendet man nur Gas, und alle Häuser sind mit provisorischen Leitungen versehen. Hier ist das Licht natürlich weit weniger intensiv, aber sehr eigenthümlich. Im Guckkasten sieht man solche Bilder, wo die architektonischen Linien mit Nadelstichen

bezeichnet sind, durch welche das Licht durchschimmert. Gerade so sahen hier die Häuser und Paläste aus. Natürlich hatte man diejenigen Gebäude vorzugsweise bedacht, welche der Kaiser sieht. Der Hof, durch welchen man anfährt und welcher vom Arsenal und dem Senatspalast umschlossen wird, strahlte in Tageshelle. Von der großen Terrasse vor dem St. Georgssaal war der Anblick prächtig.

Die schönen Häuser jenseits der Moskwa flimmerten von unzähligen Lichtern, und noch in weiter Ferne hoben sich einzelne erleuchtete Kuppeln und Thürme aus der Häusermasse empor. Am eigenthümlichsten sah der Wassili-Blashennoj, die seltsame Kirche auf dem rothen Platze aus, deren viele Kuppeln mit Lichtern bedeckt, die wunderbaren Umrisse recht ins Auge fallen ließen. Aber das Lampenlicht ist zu schwach, um die bunten Farben hervortreten zu machen; mit bengalischen Flammen beleuchtet, müßte die Kirche fabelhaft erscheinen. Am schönsten sah eigentlich der Kreml selbst von ferne aus. Die vielen hohen Thürme und sehr schön erleuchteten weißen Mauern hatten feenhafte Wirkung. Kein Wind störte die Illumination, der Abend war völlig ruhig und dabei mild. Ueberhaupt ist Alles bis jetzt sehr glücklich gegangen.

40 Dienstag, den 9. September.

Heute Vormittag elf Uhr war eine Militärcour, die großen Säle waren ganz angefüllt mit Offizieren in Paradeuniform.

Die russische Armee zählt, die verabschiedeten mitgerechnet, achttausend Generale, einige hundert waren gewiß zugegen. Der Kaiser hat allein hundertachtzig General- und Flügeladjutanten. Jeder der Geladenen ging einzeln vor, um seine Verbeugung erst dem Kaiser, dann der Kaiserin zu machen. Der Kaiser reichte uns die Hand und sprach einige freundliche Worte, ebenso die Kaiserin, der man die Hand küßte, dann ging es zum anderen Ende des Saales hinaus und nach Hause. Da gewiß ein paar tausend Offiziere nachfolgten, so fiel mir der heilige Petrus in Rom ein, dem die rechte Zehe, obwohl von Erz, halb abgeküßt ist.

Nachmittags besahen wir das Zeughaus und die schönen, dort aufbewahrten Rüstungen, so auch eine ganze Anzahl alter Throne, Kronen, Scepter und Schmucksachen.

41 Donnerstag, den 11. September.

Namenstag des Kaisers, Herren und Damen des Hofes und die Offizierkorps im Kreml versammelt, Alles im höchsten Staat. Die Herrschaften gingen in Prozession durch die Säle zur Hauskirche in die Messe. Nachher hatten wir Abschiedsaudienz beim Kaiser, der uns sehr freundlich entließ.

Die Kaiserin, welche angegriffen scheint, nahm uns nicht an, dagegen die Kaiserin-Mutter aufs Herzlichste. Sie war in einem einfachen, aber kostbaren Morgenanzuge aus weißem ostindischen Shawl mit breiter Borde und saß oder vielmehr lag auf zwei Fauteuils. Sie plauderte mit Jedem, und alle durften ihr die Hand küssen. „Ich glaubte vor Freude und Aufregung zu sterben bei der Krönung," sagte sie, „aber ich habe Gott so viel gebeten, daß er mich aufrecht erhalten hat."

Dann hatten wir noch Audienz bei der Großherzogin von Weimar und Großfürstin Helene und beurlaubten uns bei den Großfürsten. Abends war Gala-Oper. Außer dem ungeheuren Kronleuchter in der Mitte waren fünfundneunzig Krystallkronleuchter zu sieben Lichtern vor den fünf Logenreihen angezündet, es brannten über tausend Flammen. Damen und Herren in Gala gewährten einen schönen Anblick. Man gab den »Elisire d'amore« („Liebestrank", Oper von Donizetti) und ein langweiliges Ballet; die Bühne war dunkel, Dekorationen dürftig, aber die Cerito tanzte.

42 Freitag, den 12. September.

Der Tag der Abreise. Es regnet. Um zwölf Uhr kam der Kaiser, um den Prinzen zum großen Infanteriemanöver bei Petrowskej abzuholen. Das Thermometer stand dem Gefrierpunkt nahe, ein Sturm peitschte uns den Regen ins Gesicht. Die Truppen wateten im Koth, und in dem mehrere hundert Pferde starken Gefolge wurden Epaulettes, gestickte Uniformen und Sterne mit Erde überdeckt. Nach vier Stunden kehrten wir, bis auf die Haut durchnäßt und ganz erstarrt vor Kälte, zurück.

Nach dem Diner wurden noch Abschiedsbesuche gemacht. Der Kaiser erschien beim Prinzen in preußischer Generalsuniform mit dem Band des Schwarzen Adler-Ordens. Wir empfingen ihn in Gala, und er sprach einige freundliche Worte mit Jedem. Unmittelbar darauf fuhr der Prinz zum Kaiser.

Dann Abends noch ins Theater und zu einigen Bekannten, um Adieu zu sagen, und um zwölf Uhr ging es in vier vierspännigen Wagen und einem Fourgon fort.

Es regnete und stürmte bei bitterlicher Kälte die ersten achtundvierzig Stunden fast ununterbrochen. Das Land ist sehr traurig und öde. Selten erblickt man Menschenwohnungen, meist Wald und unbebaute Flächen. In der Poststation ist für Unterkommen gesorgt.

Der vorauseilende Feldjäger sorgte für Kaffee, Thee und Diner, welches letztere aber erst abends sieben Uhr genommen wurde. Die Pferde standen überall bereit und wurden in zwei bis drei Minuten angeschirrt. Dann ging's meist im Galopp davon. Durchschnittlich werden zwei Meilen in der Stunde gefahren, oft aber auch mehr.

Am dritten Tage wurde mein Wagen schadhaft und mußte zwei Stunden in die Schmiede. Ich setzte mich mit Heinz in das Coupé des

Fourgons. Um den Prinzen einzuholen, wurden noch zwei Pferde Vorspann angelegt, und es ging in sausendem Galopp davon. Als wir aber an einen Querweg kamen, drehten die Spitzenpferde nach ihrem Heimathsdorf zu, der Jamschtschik konnte sie nicht halten, der Wagen drehte auf dem Abhang eines etwa sechs Fuß hohen Dammes und lag dann auch im nächsten Augenblicke mit den Rädern in die Höhe. Wir Alle kamen ohne wesentliche Beschädigung davon. „Semliaki!" („Landsleute!") riefen die Kutscher, und bald waren denn auch einige bärtige Russen bei der Hand, um den Wagen erst abzuladen, dann mit Stangen und Hebebäumen wieder aufzurichten, wieder zu beladen und anzuschirren. Die braven Burschen waren erfreut und verwundert, ihre Dienstleistung durch ein paar Rubel belohnt zu sehen.

Wir haben im Ganzen zweitausend Pferde in Bewegung gesetzt, um nach Warschau zu gelangen, wo wir morgens drei Uhr anlangten und zu dieser unbequemen Zeit durch die Behörden in Gala empfangen wurden. Dann legten wir auf der Eisenbahn in vierundzwanzig Stunden noch einhundertzwanzig Meilen zurück. Ueberhaupt sind wir fünf Tage und sechs Nächte (mit Ausnahme von zwei Stunden Schlaf in Warschau) nicht aus den Kleidern gekommen.

Briefe aus Paris.*)

Moltke hatte sich nach Calais begeben, um den von England kommenden Prinzen Friedrich Wilhelm nach Paris zu begleiten.

Siehe Charakterbild Band I, Seite 32.

43 Paris, Tuileries, Pavillon Marsan, den 13. Dezember 1856.

Versuchen wenigstens will ich's, ob ich etwas von den so rasch folgenden Eindrücken festhalten und wiedergeben kann.

Beim schönsten warmen Sonnenschein traf ich Mittwoch Nachmittag in Calais ein, wo der Divisionsgeneral Graf Bois le Comte und der Präfekt M. de Tanley die Ankunft des Prinzen aus London erwarteten. Graf Hatzfeld, General Schreckenstein und Major v. Barner waren schon tags zuvor angekommen. In der finstern alten Stadt hatte man einen Gasthof für uns gemiethet, der zur Zeit Eduards IV. ein Kloster gewesen sein mag, und in welchem ich denn auch meine Zelle angewiesen bekam. Nachdem die erforderlichen Höflichkeitsbesuche gemacht und erwiedert, ging es Abends sechs Uhr zu einem Diner, welches mir um so besser mundete, wenn ich an den Zustand dachte, in dem die Reisenden sich eben auf dem Kanal befinden mochten. Tags vorher war das Meer so unruhig gewesen, daß das Paketboot nicht ausgelaufen war. Der submarine Telegraph meldete, „His Royal Highness left Dover at 8 o'clock"

*) Die „Briefe aus Paris" sind mit Zustimmung der Verlagsbuchhandlung entnommen aus: Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke. Sechste Auflage. Berlin 1892. Gebr. Paetel. (Zuerst 1879 erschienen.)

(„Seine Königliche Hoheit verließ Dover um 8 Uhr"). Zwei Bataillone paradirten auf dem Molo und „une escorte de cavalerie précédera l'équipage de son Altesse Royale le prince durant tout son séjour en France, à moins qu'elle ne donnera des ordres contraires" („Eine Kavallerieeskorte wird dem Wagen Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen vorausreiten während seines Aufenthaltes in Frankreich, sofern er nicht Gegenbefehle giebt"). Letztere waren zur Zeit nicht gegeben, denn der Prinz wurde erst in Dover davon benachrichtigt, daß bereits in Calais großer Empfang seiner warte. Bald donnerten denn auch die Geschütze von den Wällen, und der „Vivid" rauschte durch die Dunkelheit langsam heran. Wir sprangen an Bord, und ich freute mich, daß der hohe Herr durchaus nicht nach Seekrankheit aussah, und mit der einfachen und natürlichen Sicherheit und Leichtigkeit eines wirklich vornehmen Seigneurs den Militärs nicht nur, sondern auch dem clergé, den autorités municipales (Geistlichkeit, städtischen Behörden) und Allem, was sich berufen fühlte, sich vorzustellen, etwas Angemessenes und Freundliches zu sagen wußte. Nach Mitternacht erst ging man auseinander. Am Donnerstag früh um sieben Uhr fuhren wir per train spécial (Sonderzug) nach Paris. Im Salonwagen befanden sich, außer den begleitenden Lokalbehörden, der Oberst Graf Toulongeon, Flügeladjutant des Kaisers, und Graf Riancourt, écuyer (Stallmeister), welche nebst dem Kammerherrn Labedoyère zur Aufwartung beim Prinzen kommandirt sind.

La belle France (das schöne Frankreich) ist in der Pikardie recht langweilig und wurde nur in Amiens durch ein sehr gutes Frühstück verschönert. (Du erinnerst Dich, daß wir dort auf der Rückreise von Boulogne Nachtquartier genommen und die Kathedrale besuchten, wo „St. Martin divisa son manteau" [wo der heilige Martinus seinen Mantel theilte] — bezieht sich auf ein Gemälde, das die betreffende Legende darstellt.)

Je weiter nach Paris, je mehr tritt der Kalkfels zu Tage. Man fährt in dem hübschen Thal der Oise. Zur Rechten erhebt sich auf einer steilen Felswand die schöne Kathedrale von Pontoise, dann erblickt man in der Ferne den Montmartre mit seinen Häusermassen und Windmühlen, den Mont Valérien und zur Linken St. Denis mit der prächtigen gothischen Kirche, welche die Königsgräber umschließen sollte, wirklich aber nur ein Potpourri von Königsgebeinen enthält, da die Revolution die Asche von Ludwig dem Heiligen und Ludwig dem XIV. (der etwas spät heilig wurde) und Alles, was dazwischen liegt, zusammengeworfen hat. Durch die Enceinte fährt man dann in die prachtvolle gare du Nord (Nordbahnhof). Hier empfing den Prinzen S. A. le prince Napoléon, der eine ganz unbeschreibliche Aehnlichkeit mit seinem großen Onkel hat. Ganz dies schwarze Haar, die bleiche Gesichtsfarbe und das Imperatorenprofil. Im Hofe des embarcadère (Bahnhofs) paradirten zwei Bataillone, und gab es natürlich rothe Teppiche, kaiserliche Hofequipagen und Eskorte von guides à cheval (Leibgarde zu Pferde). Die Livree ist grün mit Gold, die Geschirre sind reich und geschmackvoll, die Pferde außerordentlich schön und meist englische Zucht. Der Zug ging durch Faubourg

St. Martin nach dem neuen, schönen Boulevard de Strasbourg, du Montmartre, Poissonière (an unserem Hotel Rougemont vorüber), über Boulevard des Italiens, Rue de la Paix, Rue Rivoli in die Tuileries. Beim Einfahren durch den Triumphbogen auf den Karousselplatz gaben die Wachen kaiserliche Honneurs. Unten an der großen Haupttreppe empfing den Prinzen Seine Majestät der Kaiser und führte ihn unmittelbar zur Kaiserin. Da dies in dem gedruckten Programm vorgesehen und unterwegs gar keine Zeit war, Toilette zu wechseln, steckten wir Alle schon seit sieben Stunden in gestickten Röcken und Ordensbändern. Auf diesem Zug, gerade in der Promenadenzeit, gab es Gelegenheit genug de voir et d'être vu (zu sehen und gesehen zu werden).

Der Kaiser trug die Uniform der französischen Marschälle und den Kordon des schwarzen Adlerordens. Die Kaiserin war einfach und geschmackvoll gekleidet, dunkelgrün mit schwarz, im hohen Kleid. Es fanden gleich nach der ersten Begrüßung die Vorstellungen statt, aber sans phrase (wortlos), dann geleitete der Kaiser den Prinzen aus dem Saal im mittleren Pavillon (de l'horloge, Uhrpavillon) durch die lange Reihe von Prachtzimmern und Galerien bis in seine Wohnung im Erdgeschoß des Pavillon Marsan, Ecke der Rue Rivoli und des großen Platzes, welcher sich bis zum Arc de triomphe (Triumphbogen) ausdehnt. Wir fanden hier Herrn v. Rosenberg, die beiden Prinzen Reuß, Major v. Tresckow, v. Romberg, kurz die Preußen in Paris. Der Prinz machte bald darauf seinen Besuch beim Oncle Jérome und Prinzen Napoleon im Palais Royal und später bei Prinzeß Mathilde (Demidoff). Der vormalige König von Westfalen, welcher trotz seines hohen Alters noch recht rüstig ist, machte fast unmittelbar darauf seinen Gegenbesuch, und auch Prinz Murat ließ sich anmelden.

Um sieben Uhr war Diner in der Galerie de la Diane für den Hof des Kaisers, Cambacères, Rollin, Bassano, Bacciochi, Tascher, Princesse d'Eßlingen sind lauter Namen, die an das premier empire (erste Kaiserreich) erinnern. Die Hofdamen waren Madame de Marnézia, welche ich zu Tische führte, Madame Lourmel, Wittwe des tapferen Generals, der vor Sewastopol blieb, Madame Labedoyère, die in Berlin sehr gut Deutsch gelernt, und Madame Reinwald, alle sehr liebenswürdig und unterhaltend. Der Prinz, welcher die Kaiserin führte, saß zwischen dieser und dem Kaiser, ich hatte meinen Platz gegenüber. Die bekannten Porträts des Kaisers und der Kaiserin sind zwar ähnlich, aber ersetzen doch immer nicht die Anschauung. Ich hatte mir Louis Napoleon größer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der, ich möchte fast sagen, erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmüthiges Lächeln herrscht in seiner Physiognomie vor, die wenig Napoleonisches hat. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht verläßt, mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponirt. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebniß eines überlegenden

Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponirende Haltung nicht zur Schau, und im Gespräch wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei. Er ist ein **empereur**, aber kein König.

Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Die Aehnlichkeit mit Frau v. B. fiel mir auf, doch ist sie brünett. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgesucht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr brauchen werden als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharlachrothen Kopfputz und um den Hals eine doppelte Schnur prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist.

Wir speisten in der Galerie der Diana, welche man in zwei Säle umgewandelt hat. Die Aufsätze der Tafel von mattem Silber sind sehr schön gearbeitet, die Küche vortrefflich, nicht allzuviele, aber ausgesuchte Sachen. Die Dienerschaft tritt mit den Schüsseln heran und nennt das Gericht. Dies ist ein Bißchen unbequem: man muß das Gespräch alle Augenblicke unterbrechen um zu sagen, ob man einen **turbot** (Steinbutt) will oder ein **merlan** (Seehecht) nicht will. Der Wein ist ausgesucht, Champagner bildet den eigentlichen Tischwein und wird während der ganzen Tafel eingeschenkt, nebenher Bordeaux, Sauterne, Rheinwein, schließlich Xeres und Malvasier.

Erst nach aufgehobener Tafel machten die Herrschaften Konversation mit uns Fremden. Die Kaiserin unterhielt sich mit Leichtigkeit sehr verbindlich und hat das Talent **de vous mettre à votre aise** (euch behaglich zu stimmen). Sie allein setzte sich mit der Gräfin Hatzfeld; der Kaiser, der Prinz und folglich alle Uebrigen **restaient debout** (blieben stehen) bis um elf Uhr. Der Oberkammerherr sorgte dafür, daß die Herren einzeln vor den Stuhl ihrer Majestät herantraten. Das haben sich die englischen Herrschaften bequemer eingerichtet; wenigstens war ich froh, als endlich der Thee servirt wurde, und man sich unmittelbar darauf zurückzog.

Ich bewohnte eine ganze Suite von Zimmern im Pavillon Marsan nach der Rue Rivoli hinaus, die früher der Prinz von Orléans einnahm. Schwere, rothe Damasttapeten und Fenstervorhänge, prachtvolle Wandkandelaber, Boulemöbel, vergoldete Fauteuils, ungeheuer große Spiegel, schöne Gemälde (von Poitevin), das Alles kannst Du Dir denken, es ist mehr oder weniger in allen Schlössern dasselbe. Aber zum rechten Komfort, wie in meinem Thürmchen zu Windsor, kommt man doch nicht. Es brennen ein Dutzend Kuppellampen, aber wenn ich mir etwas holen will, so stecke ich noch die Wachskerze an. Am wohnlichsten ist noch die sieben Fuß tiefe Fensternische, in welcher der Schreibtisch steht, nur wird man dort wieder nicht recht warm, obgleich in allen Kaminen ganze Scheiterhaufen brennen. Ein Zugwind ist überhaupt in den Tuilerien,

von dem man keine Vorstellung hat. Die Verschiedenheit der Temperatur in diesen ungeheuren Räumen verursacht oft in den sie verbindenden Thüren einen förmlichen Orkan.

Sehr ermüdet von so Vielem, was ich heute gesehen, legte ich mich bald in mein breites und sehr vortreffliches Himmelbett; aber ich konnte lange nicht zur Ruhe kommen. Bald stürzte ein Scheiterhaufen im Kamin zusammen, so daß plötzlich eine lichte Flamme aufloderte, bald schnurrte eine der vielen altmodischen Stutzuhren, als ob sie daran erinnern wollte, daß unter diesem Dache die Zeiten rascher wechseln als anderswo. Selbst die unglaubliche Stille hier mitten in der geräuschvollen Stadt schien befremdlich, welche, neben anderen Zwecken, durch Entfernung des Straßenpflasters erreicht worden ist. Die schweren Vorhänge und Teppiche dämpfen jeden Schall, die Thüren bewegen sich so lautlos in ihren Angeln, und so hatte ich den Kammerherrn nicht eintreten hören, den Louis XIV. vom Louvre abgeschickt, um mich zu fragen, wie er eigentlich zu dem Vorzug meines Besuches in seinem Palast gelangt sei. Ich suchte dem Marquis aus Gervinus' Geschichte zu beweisen, daß seit dem ancien régime (Zeit des Königthums) doch so mancherlei passirt sei, und daß er hier eigentlich gar nicht mehr mitzusprechen habe. Er zuckte hochmüthig die Achseln und überließ mich meinen eigenen geistreichen Betrachtungen, über welchen ich erst am folgenden Morgen erwachte.

Es ist sehr angenehm so eingerichtet, daß die Kaiserliche Familie den Prinzen erst von Abends sieben Uhr in Anspruch nimmt, und daß man so den ganzen Tag zur eigenen Verfügung behält. Schon um neun Uhr früh, wo in Paris die Sonne kaum aufgegangen, setzten wir uns in Bewegung, nach Umständen inkognito in voitures de place (Miethwagen) oder offiziell in Kaiserlicher Equipage.

44

Unsere nächste Exkursion ging in erster Art am Freitag über die Boulevards nach der neuen Kaserne Napoléon und dem Hôtel de ville (Stadthaus). Die erste ist ebenso schön und elegant äußerlich, als schmutzig im Innern, letzteres ein Palast, wie ihn wenige Könige so groß und prachtvoll bewohnen. Der Seine-Präfekt, der den Prinzen empfing (denn auch das Programm der Exkursion ist schon im Voraus festgestellt), hält hier Hof und repräsentirt die gute Stadt Paris. Bei einem Budget derselben von, ich glaube 18 Millionen, lassen sich schon einige Feste und Diners geben! Eigenthümlich schön ist der Hof dieses Prachtbaues mit der imposanten Freitreppe, welcher, von einem ungeheuren Krystalldach überdeckt, den größten und schönsten Salon bildet, in welchem wohl 10 000 Gäste sich bewegen können. Der Fußboden wird dazu mit Teppichen belegt, und zahllose Gasflammen erleuchten die Säulen und Statuen des Gebäudes. Dieses Stadthaus und die daneben liegende Kaserne bilden übrigens im Mittelpunkte der Stadt ein hübsches strong-hold

(fester Haltpunkt) genau da, wo in kurzer Zeit zwei breite, fast gerade Straßen das schöne, lebhafte Paris rechtwinkelig durchschneiden werden. Man hat nicht bloß zu bewundern, was Louis Napoleon geschaffen, sondern auch, was er zerstört hat. Es ist hier eine Anzahl winkeliger Gassen und eine Häusermasse weggebrochen, die wohl so groß sein mag wie Breslau oder Magdeburg. Der so gewonnene Raum ist mit Palästen aus Quadersteinen für jetzt erst plattirt; dahinter stehen noch viele halbe Häuser, die aussehen, wie auf Bauzeichnungen der innere Aufriß, und welche alle Geheimnisse ihrer Gemächer, Küchen und Treppen verrathen, außerdem wüste Plätze und Schutthaufen, wie nach einem Bombardement. Diese werden aber sehr bald verschwinden, wo der Raum so gesucht und das Bedürfniß nach Wohnungen so groß ist. Schon erblickt man aus der verlängerten Rue Rivoli die Julius-Säule auf dem Bastillenplatze, bis zu welchem diese Prachtstraße fortgeführt werden soll. Viele alte Prachtgebäude sind dabei ans Tageslicht gezogen, die man sonst im Gewirr der Straßen gar nicht bemerkte, z. B. der schöne, alterthümliche Thurm von St. Jacques, welcher jetzt frei dasteht. Was das alles kostet, das findet sich wohl in den Büchern der Munizipalität. Da die Paläste die Wohnungen verdrängen, so muß natürlich für die unbemittelte Klasse anderweitig gesorgt werden, und das thut der Kaiser unstreitig und in großem Maßstabe. Die Arbeiter werden dadurch freilich in die Vorstädte hinausgewiesen. Welchen Einfluß dies auf eine kräftige Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit haben muß, das läßt sich leicht begreifen.

Nach dem Frühstück, einem vollständigen und vortrefflichen Diner zu zwölf Couverts in den Gemächern des Prinzen, sahen wir noch Notre-Dame de Paris (Kirche Notre-Dame) und den Jardin des Plantes (Botanischer Garten) mit den dort vereinigten Sammlungen. Die schöne 120jährige Ceder, deren Du Dich erinnerst, war mir das Liebste. Ich erfuhr, daß sie als Schößling in einem Blumentopf aus England gekommen ist. Man findet aber jetzt auch in der Umgegend schöne Exemplare der Kinder des Libanon.

Abends war ganz kleines Diner beim Kaiser, nur etwa zwanzig Couverts. Dann ein langweiliges Ballet von drei Akten, les Elfes (Die Elfen), im großen Opernhaus, welches bis Mitternacht spielte. Das Haus faßt 2000 Menschen, ist aber an Pracht und Geschmack mit unserem Opernhause nicht zu vergleichen. Der Hof benutzt die sehr bescheidene Prosceniumsloge zur Linken; eine große Repräsentationsloge in der Mitte ist nicht vorhanden. Der Kaiser wurde mit vive l'Empereur (Es lebe der Kaiser) empfangen. Der Prinz saß zwischen ihm und der Kaiserin, dahinter nur die Damen du palais (Palastdamen) und der General Niel. Wir waren in kleinen Logen untergebracht. Ich bemerke, daß hier das Publikum des ersten Ranges nie applaudirt. Dies ist Sache von etwa 100 Personen in der Mitte des Parkets, die wohl die claque bilden. Amüsant war es, in das Foyer hinter der Bühne zu gehen, wo die Tänzerinnen vor einem großen Spiegel ihre Pirouettes übten. Außer-

ordentlich schön sind aber die Dekorationen. Die Kulisse ist ganz beseitigt, die Malerei ist vortrefflich, und man glaubt, in eine reizende Landschaft zu sehen. Besondere Pracht fand ich weder in den Costumes noch in der Beleuchtung.

45

Am Sonnabend sahen wir die Gemälde, welche in der 800 Fuß langen Galerie aufgestellt sind, die längs der Seine bis zum Louvre führt. Diese Verbindung, welche Napoleon I. beabsichtigte, ist jetzt auch auf der Seite der Rue Rivoli durch Napoleon III. hergestellt. Du erinnerst Dich wohl aller der halben Häuser, die dort im Wege standen; das ist jetzt Alles fort; fünf prachtvolle Pavillons und die ungeheuer lange Verbindungsfront sind hergestellt. Um ein Uhr waren im Schloßhof 22 Bataillone, etwa 15000 Mann, in Parade aufgestellt. Der Kaiser ritt mit dem Prinzen die Front entlang. Wir sahen hier die Marschälle Vaillant, Magnan, Pelissier (Duc de Malakoff), Canrobert, Baraguay, d'Hilliers u. s. w. Hierauf fand eine Ordensvertheilung statt. Die, welche damit belohnt werden sollten, wurden vor der Front der ganzen Parade aufgerufen, und der Kaiser selbst händigte jedem seine Dekoration ein, indem er ihm freundlich die Hand drückte. Dann erfolgte der Vorbeimarsch in Divisionen zu fünfzig Rotten. Das Gewehr wurde noch nach der alten Art mit dem linken Arm, aber sehr nachlässig, getragen, kaum daß Alles Tritt hielt. Man giebt hier nichts darauf; bei uns wären Alle zum Nachexerziren kommandirt worden. Die Divisionen riefen, wenn sie an den Kaiser herankamen, aber mehr oder weniger vollstimmig, vive l'Empereur, einzelne auch vive l'Impératrice (Es lebe die Kaiserin). Die Kaiserin war nämlich trotz des Regens bis zu Ende auf dem Balkon des Pavillon de l'horloge (Uhrpavillon). Der Kaiser, zu dessen Rechten der Prinz hielt, nahm übrigens von den Zurufen gar keine Kenntniß. Ich wundere mich, daß er sie nicht ganz abschafft.

Gegen Ende der Parade war l'enfant impérial (das kaiserliche Kind) von einer Spazierfahrt zurückgekehrt. Die achtmonatliche Kaiserliche Hoheit geruhten dann, aus ihren mit blauer Seide auswattirten Fenstern im Erdgeschoß einen Blick auf die Truppen zu werfen; wir ritten mit dem Kaiser heran, dem die Freude auf dem Gesichte strahlte, und es ist wahr, es ist ein prächtiger kleiner Bursche.

Nachmittags fuhren wir nach dem Hôtel des Invalides, welches dreitausend alte Krieger beherbergt. Die Verwundeten aus dem Krim-Feldzuge sind aber fast alle in ihrer Heimath mit 600 Francs untergebracht. Wir besahen hier das künftige Grab Napoleons unter der hohen prachtvollen Kuppel des Doms. Dieses Mausoleum ist allerdings ein des großen Feldherrn vollkommen würdiges, in den ungeheuersten Dimensionen ausgeführt. Eine breite Marmorbalustrade führt rings um den kolossalen Porphyr-Sarkophag, der aber noch offen steht. Der Sarg des Kaisers, äußerlich von schwarzem Ebenholz, ist noch immer in einer

der vier schönen Seitenkapellen aufgestellt. Die ganze Idee ist von den Orléans (oder vielmehr von M. Thiers) ausgegangen. „L'empereur n'aime pas déposer son oncle ici, il le veut à St. Denis, comme chef de la dynastie future“ („der Kaiser möchte seinen Onkel nicht hier beisetzen, lieber in St. Denis, als das Haupt der zukünftigen Dynastie“), und das begreift man. Freilich, einen solchen Raum wie hier findet er dort nicht.

Abends kleine Tafel beim Kaiser, dann théatre du gymnase. Wir hatten heute Vormittag im Louvre das große, ergreifende Bild von Müller gesehen, welches ein Gefängniß aus der Schreckenszeit der Revolution darstellt. Die nächsten Opfer zum Schaffot werden herausgeholt. Heute Abend sahen wir ein Stück aus derselben Periode, in welchem eine Frau ihren Mann rettet und die Republikaner natürlich keine schöne Rolle spielen. Das Haus war sehr besetzt, es ist übrigens recht häßlich. Die Herrschaften hatten eine sehr enge Seitenloge.

46

Am Sonntag früh besuchten wir das **Palais de justice** auf der Seine-Insel, dessen Erdgeschoß den Kerker Marie Antoinettes enthält, ein enges schreckliches Gefängniß. Diese Gewölbe sind die Ueberreste des alten Palastes, in welchem die französischen Könige residirten, während die Normannen das Land durchstreiften. Außer ihnen ist noch die **Chapelle sainte** (heilige Kapelle) erhalten, ein prächtiger Bau, in welchem Ludwig der Heilige seine Andacht verrichtete, und wo man sein Herz in einer Kapsel aufgefunden hat. Die Kapelle ist völlig in ihrer alten Pracht restaurirt mit unendlichem Schmuck an Farbe und Vergoldung.

Hiernach sahen wir das Hotel Cluguy, ein Bauwerk, welches mich vor Allem interessirt hat. Kirchen, Rathhäuser und feste Schlösser aus dem Mittelalter hat man genug, aber eigentliche Wohnhäuser aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sind recht selten, besonders in Deutschland. Man wendete wohl selten große Kosten und ein sehr dauerhaftes Material an bloße Privatwohnungen. Manches wurde von der Zeit zerstört, noch viel Mehreres den kleinlichen Bedürfnissen unseres Zeitalters geopfert und umgewandelt. Was bei uns, namentlich in den Hansastädten, in Danzig, Elbing, Lübeck, Lüneburg und auch in Nürnberg und Augsburg an alten Häusern erhalten ist, trägt den Stempel des Bürgerthums; es sind meist hohe Giebelhäuser, in denen das untere Stockwerk durch große Hallen ausgefüllt ist, welche die Waaren aufnahmen, darüber die Staatszimmer, die eigentlichen Wohnräume meist klein und nebenher angebracht. Hier, unweit der Sorbonne, steht in Paris das wohlerhaltene und ganz wiederhergestellte Wohnhaus eines Seigneurs aus der Zeit Franz' I.; Jean de Bourbon, Abt von Cluguy, erbaute, wie mein guide (Führer) angiebt, das Haus 1480. Es ist ein ausgedehntes, zweistöckiges Gebäude mit mehreren Höfen und schönen

Treppenthürmen. Die Zimmer reichen quer durch das ganze Haus und haben nach zwei Seiten Fenster. Diese sind tief in die starken Mauern eingelassen, durch ein starkes steinernes Kreuz abgetheilt und durch in Blei gefaßte Scheiben geschlossen. Das Ganze ist überaus wohnlich und wohlhäbig. Das Hotel Clugny war später ein Nonnenkloster geworden: während der Revolution hauste Marat hier: jetzt ist es Staatseigenthum und enthält eine Sammlung der interessantesten Alterthümer und Kunstschätze. Uebrigens ist der Platz auch sonst merkwürdig, denn hier stand der Palast, in welchem die römischen Präfekten Galliens und die ersten französischen Könige residirten, bis Ludwig der Heilige den Palast bauen ließ, dessen Gewölbe die schon erwähnte Conciergerie im Pailais de justice (Staatsgefängniß im Justizpalast) bilden. Aus einem der Höfe des Hotel Clugny tritt man unmittelbar in das Frigidarium (Abkühlungsraum) eines römischen Bades, und man glaubt sich plötzlich nach Rom versetzt. Ein hohes, weites Gewölbe ruht auf Mauern von ungeheurer Dicke, aus Schichten flacher Ziegel und behauener Steine erbaut und mit römischen, selbst vorrömischen Skulpturen angefüllt; denn hier hielten die Suessonen ihren Druidendienst, als Sümpfe und dichter Wald noch die Seine-Inseln umgaben.

Um zwölf Uhr fuhren wir in die protestantische Kirche. M. Valette schloß den Prinzen und sein erlauchtes Haus, als die Beschützer des rechten, evangelischen Glaubens, in das Kirchengebet ein.

Nachmittags machten wir eine sehr interessante Spazierfahrt in kaiserlicher Equipage. Erst besuchten wir die Chapelle Saint Ferdinand, in der Route de la Révolte errichtet an der Stelle, wo der unglückliche Herzog von Orléans aus dem Wagen sprang, welcher sehr bald darauf zum Stehen gebracht wurde. Die Weltgeschichte hätte einen anderen Lauf genommen, wenn er sitzen blieb. Dann ging es durch das Bois de Boulogne, dem vor Allem Bäume fehlen, wie unser Thiergarten sie zeigt. Aber Kaiser Napoleon hat auch aus diesem Buschwerke etwas zu machen verstanden. Schöne Chaussee, weite Rasenfläche, ein ganzer See und ein prächtiger Wasserfall sind seine Schöpfung. Namentlich der Wasserfall ist von überraschender Schönheit und Großartigkeit. Man hat ein wirkliches Gebirge von Kalkstein aufgethürmt und mit großem Geschick eine der Höhlen nachgeahmt, die in dieser Formation so oft vorkommen. Ein ganzer Fluß stürzt sich aus dem Dunkel der Höhle und eilt dann durch eine köstliche, freie Gegend, welche von den bewaldeten Bergen umschlossen wird, an deren Fuß St. Cloud und Sèvres so malerisch gelegen sind. Wir besuchten das Lieblingsschloß der Napoleoniden, bewunderten den Reichthum und guten Geschmack, mit welchem es eingerichtet ist, und den wundervollen Blick aus den Fenstern und von der Terrasse. Leichte, vierspännige Wagen standen bereit, die uns in schärfster Gangart, oft im Galopp, durch den Park und über die Berge führten. Dann kehrten wir durch das Gedränge von Equipagen, Reitern und Fußgängern im Bois de Boulogne nach den Tuilerien zurück.

Abends war ein Diner von achtzig Couverts beim Kaiser. Sämmtliche Marschälle waren geladen, an Diplomaten nur Lord Cowley und

Graf Hatzfeld. Man hatte uns die Ehrenplätze eingeräumt. Ich saß zwischen Madame Bruat (Wittwe des Admirals und Erzieherin des Kaiserlichen Prinzen) und Madame Walewsky sehr angenehm. Alle Herren waren im schwarzem Frack, pantalons collants (anliegende Beinkleider), Ordensband über der Weste.

47

Montag fuhr der Prinz mit dem Kaiser nach Fontainebleau, um Fasanen zu schießen. Ich benutzte die Freiheit, um in Paris zu flaniren. Abends ganz kleiner Cercle bei der Kaiserin. Das Gespräch kam auf Magnetismus. Der Kammerherr M. B. wurde von einem anwesenden Arzt magnetisirt. Er muß seine Rolle sehr gut gespielt haben, oder er schlief wirklich. Er schwitzte und weinte dabei. „Vous souffrez?“ „Oui!“ „Où donc?“ („Sie leiden?“ „Ja.“ „Wo denn?“) „Am Herzen.“ „Vous ne dormez pas bien ici?“ „Non.“ „Où voudriez vous être?“ („Sie schlafen hier nicht gut?“ „Nein.“ „Wo möchten Sie sein?“) worauf die Kaiserin unterbrach: „Ah! ne posez pas cette question là, il dit quelques fois des bêtises.“ („Ach, stellen Sie diese Frage nicht, er sagt mitunter Dummheiten.“)

48

Dienstag war große Parforcejagd im Walde von Fontainebleau. Um zehn Uhr früh wurde aus den Tuilerien abgereist. General Schreckenstein und ich hatten die Ehre, mit der Kaiserin in derselben Kutsche nach dem Bahnhofe zu fahren. Ihre Majestät trug einen runden Civilhut und einen grauen Paletot über dem Reitkleid. Wir fuhren die neue Rue Rivoli bis zum Bastillenplatz und dann nach dem Bahnhof der Lyoner Bahn, wo ein Spezialtrain bereit stand. Auf der gare bildeten Munizipalgarden Spalier. Das anwesende Publikum rief vive l'impératice. In dem folgenden Wagen der Kaiserin befanden sich Gräfin Hatzfeld, die Damen Walewsky, de Contades (geb. Castellane) und St. Pierre, der General Rollin, einige Herren und wir. Es hatte die Nacht ziemlich stark gefroren, der Tag war sonnig und schön, und die Gegend nahm sich prachtvoll aus. Man fährt immer im Thal der Seine, die in schönen Windungen dahinfließt. Bei dem anmuthig gelegenen Melun passirt man den Strom auf einer stattlichen Brücke. Bald tritt man in das bewaldete Hügelland, welches das alte, geschichtlich so interessante Fontainebleau umgiebt. Die sämmtlichen Offiziere des dort stationirten Dragonerregiments zu Pferde machten die Eskorte durch den hübsch gebauten Ort bis an die große Freitreppe in der Cour du Cheval blanc (Schimmelhof), wo der Kaiser und Prinz Friedrich Wilhelm Ihre Majestät empfingen. Es wurde schnell ein kleines Frühstück eingenommen, und ich hatte eben noch Zeit, die prächtige Galerie Franz' I. und den Saal Heinrichs II. zu durchlaufen

und einen Blick in die ausgedehnten Höfe zu werfen, die von den Bauwerken im verschiedensten Stil umgeben sind, welche hier die französischen Herrscher seit Ludwig dem Heiligen aufgeführt haben. Franz' I., Heinrichs IV., Ludwigs XV. und Napoleons Geschichte knüpfen sich an diese Mauern. Die vollständige Restauration wurde durch Louis Philippe ausgeführt. Charakteristisch sind auch hier die vielen Pavillons mit hohen, steilen, oben abgestumpften Dächern, wie Du sie von den Tuilerien und Schloß Eu in Erinnerung hast. Die Pavillons sind dann durch lange Galerien verbunden. Das ausgedehnte Gebäude ist durch Gärten mit Wasserspiegeln, Bosquets und Rasenplätzen umgeben und in größerer Ferne durch den 36 000 Arpents (Morgen) großen Wald umschlossen. Eine beträchtliche Zahl sechsspänniger Jagdwagen führte die ganze Gesellschaft nach dem etwa eine halbe Meile entfernten Rendezvous, wo die Pferde und die Meute hielten. Wer nicht reiten wollte, konnte der Jagd, so gut es gehen wollte, im Wagen folgen. Der Weg zum Rendezvous führte uns anfangs durch eine sandige Ebene, theils mit dichtem Fichtenwald, theils mit altem Eichen- oder jungem Buchenwald bestanden. Bald aber erstieg die Straße eine ziemlich bedeutende Anhöhe, und plötzlich sahen wir uns in eine Felsgegend mit tiefen Schluchten versetzt. Die großen Kalksteinplatten lagen oft so dicht, daß kaum eine Vegetation dazwischen Platz fand, und steile, schmale Fußwege führten in die Thäler hinab. Dazwischen folgten dann wieder ausgedehnte Waldreviere mit sternförmig angelegten Schlägen, in welchen der sandige Boden die stärksten Gangarten begünstigte. Es war klar, daß man sich stets auf den Wegen halten mußte, und daß außerhalb derselben nicht fortzukommen war.

Auf dem Rendezvous fanden wir 50 bis 60 Pferde, fast alle englisches Vollblut und von einer Schönheit und einer eleganten Zäumung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ich glaube, daß der Stall des Kaisers der am besten ausgestattete in der Welt ist, wenigstens der englische ist gar nicht damit zu vergleichen. Seltsam ist es, daß man hier im Winter alle Pferde barbirt, wie in Italien, oder vielmehr das ganze Haar wird mit einer Vorrichtung von Spirituslampen abgesengt. Eine Art Mausefarbe ist daher vorherrschend, aber die Pferde gerathen nicht so leicht in Transpiration; im Stall müssen sie freilich sorgfältig bekleidet werden.

Einen Hirsch hatte ich noch nicht hetzen sehen. Die Hunde sind etwas größer, übrigens von demselben Schlage wie bei uns. Ich hatte erfahren, daß ein sehr scharfes Tempo geritten würde, und daß die Jagd selten weniger als eine Stunde dauert. In dieser Umgebung, in einem ganz fremden Terrain war es mir keineswegs gleichgültig, ob ich Herr meines Gauls sein würde. Ich eilte daher, in den Sattel zu kommen, ritt zur Probe einen der Schläge hinab, kehrte aber völlig beruhigt zurück, denn mit einem solchen Pferde mußte jede Jagd geritten werden können.

Nachdem Alles aufgesessen war, was die Jagd zu Pferde mitmachen wollte, ritt man nun nach dem eine Viertelmeile entfernten Punkt, wo der Hirsch gespürt worden war. Die Hunde wurden auf die Fährte ge-

bracht, die Waldhörner erschallten, und fort ging's einen langen, geraden Schlag hinab, daß einem die Haare sausten.

Der Zug war prächtig anzusehen. Die französischen Herren trugen alle das Hofjagdkostüm, den kleinen chapeau à trois cornes (dreispitzigen Hut) mit weißen Straußfedern besetzt, grüne Röcke mit rothsammtenen Kragen und Aufschlägen, alle Nähte mit breiten, goldsilbernen Tressen besetzt, couteaux de chasse (Hirschfänger), weiße Beinkleider und Stulpstiefel. Der Kaiser trug dazu den Stern des Schwarzen Adlerordens. Schade, daß wir Preußen unsere scharlachrothen Jagdröcke nicht mithatten: wir nahmen uns im Frack bescheiden genug aus. Der Prinz wenigstens hatte einen eleganten Reitanzug und sah stattlich aus auf einem prachtvollen englischen Fuchs. An Damen ritten nur die Kaiserin, Madame de Contades und Madame de St. Pierre, alle in dreieckigem Federhut und grüner Jagduniform, mit den nöthigen Modifikationen. Die Kaiserin führte das ganze Rennen im schärfsten Tempo; sie sitzt ruhig und elegant zu Pferde und sieht sehr gut aus. Madame Contades reitet, ich möchte fast sagen, zu gut. Sie koquettirte mit der Lebendigkeit ihres Braunen, der gar nicht anders als in Lançaden ging; jeder Andere würde gewiß alle Mühe gehabt haben, auf diesem Gaul im Sattel zu bleiben. —

Da man den Hunden durch das Dickicht nicht folgen konnte, so kam es darauf an, immer denjenigen Schlag zu wählen, der wieder auf die Fährte zurückführte. Es gab daher scharfe Wendungen, aber auch manchen kleinen Halt. Nun war der Hirsch aber so klug gewesen, sich in das Felsterrain zu flüchten, wo man nur zu Einem auf steilem Fußpfad fortkommen konnte. Das gab denn ein schönes Bild. Die Sonne schien prachtvoll, die Gegend war malerisch wild, aber man durfte nicht lange weilen: denn es galt, den Zug auf dem nächsten Waldweg durch vermehrte Schnelligkeit wieder einzuholen. Das war auch bald geschehen bei solchen Pferden, und eine Erleichterung, wenn man die prächtigen, aber etwas schwer auf der Hand gehenden Thiere ganz frei auslaufen lassen konnte.

So ein Hirsch rennt noch anders als unsere Sauen, und dazu die weiten Umwege, die man machen muß. Schon waren wir 55 Minuten geritten, als die Kaiserin mit ihren Damen Halt machte und uns vorüber ließ. Wir waren fast wieder zu dem Punkt gekommen, von wo wir ausgeritten. Die Hunde schienen auf eine falsche Fährte gerathen zu sein, und wir gelangten nochmals in die Felsgegend, dann in dichtes Gehölz und Sumpf. Bald wurde die zersprengte Meute wieder versammelt. Alles sprang vom Pferde, um über Felsblöcke und Morast an einen Tümpel zu gelangen, wo Halali gemacht wurde. Der Hirsch mußte, bereits verendet, aus dem Wasser gezogen werden. Die Jagd hatte fast $1^3/_4$ Stunden gedauert. Alle Preußen, welche mitgeritten, waren bei der curée (Austheilung der Jagdbeute), der Prinz, beide Reuß, Barner, Romberg und ich. (Ich hatte noch außerdem das Glück gehabt, den Hut des Kaisers aufzugreifen, der bei einer Wendung an einem Wachholderbusch hängen geblieben war.) Eben wollten wir zu unseren Pferden zurück-

klettern, als es hieß, die Kaiserin sei da. Wirklich war es den muthigen Damen gelungen, durch Sumpf und Steinblöcke bis zum Ort des Halali zu gelangen, einem hohen, freien Plateau, einer Steinwüste ähnlich. Es wehte ein scharfer Wind, und da man ganz nasse Füße bekommen, so war ich sehr zufrieden, bald wieder in Bewegung zu kommen. Es gab einigen Aufenthalt, denn die Pferde waren vertauscht; aber auf einem zweiten, ebenso vortrefflichen konnte ich die Uebrigen in einer flotten Carrière noch vor dem Rendezvous einholen. Dort fand ich Paletot und Plaid, und bald leuchtete auch das alte Schloß, das so manchen Jagdzug aufgenommen hat, im Abendlicht durch die Baumgruppen. An den mächtigen Kaminfeuern erwärmte man sich, und nach einem angenehmen Jagddiner fuhren wir nach Paris zurück. Das Souper wurde beim Prinzen eingenommen, und Abends ging ich noch in das kleine Theater im Palais Royal.

49

Freitag früh halb neun Uhr mit Postpferden über St. Cloud nach Versailles. Dieser Palast soll 300 000 000 Thaler gekostet haben. Aber Ludwig XIV. überlebte Frankreichs und seine eigene Größe; der Hof keines seiner Nachfolger vermochte das Riesenschloß so recht mehr auszufüllen. In einem der vielen Säle sind die Versammlungen der Reichsstände zu verschiedenen Perioden abgebildet, Franz I., der sie in Rouen, Heinrich IV. in Notre-Dame, endlich Ludwig XVI., der die Notabeln in Versailles empfängt, das war le commencement de la fin (Anfang vom Ende). Von hier wurde er und die unglückliche Marie Antoinette nach der Conciergerie (Staatsgefängniß) abgeführt. Napoleon hatte den Gedanken, Versailles wieder zu beziehen, aber die erste Einrichtung sollte fünfzig Millionen kosten. Louis Philippe stellte das Schloß wirklich wieder her, aber das Bürgerkönigthum konnte unmöglich den Hof Ludwigs XIV. erneuern. Versailles wurde »à toutes les gloires de la France« (allen Ruhmesthaten Frankreichs) gewidmet. Auch Napoleon III. hat es dabei gelassen. Die Wohnungen für 3000 Hofbeamte und die Ställe für 1000 Pferde sind mit zwei Kürassier-Regimentern belegt; das Schloß selbst ist ein Museum für Bilder und Skulpturen geworden, welche alle großen Momente und Begebenheiten aus Frankreichs Geschichte darstellen. Natürlich finden sich hier sehr viele mittelmäßige Gemälde, die ihren Platz nur dem Gegenstande verdanken, aber auch Davids und Vernets Meisterwerke. Am bekanntesten ist der Ueberfall des Lagers Abd-el-Kadr's, welches Bild, glaube ich, 80 Schritt lang ist und aus einer Reihe der interessantesten Gruppen besteht. Wir fuhren nach dem kleinen Trianon, wo ein vortreffliches Frühstück eingenommen wurde, dessen Hauptelemente, dindon truffé, paté de foie gras, homards (Getrüffelter Truthahn, Gänseleberpastete, Hummern), Fasanen und köstliches Obst, ich nicht unerwähnt lassen will.

Sodann wurde die Militärschule von St. Cyr besichtigt. In diesem ursprünglichen Fräuleinstift werden 700 junge Leute in zweijährigem

Kursus für Infanterie und Kavallerie zu Offizieren herangebildet. Die Anstalt ist großartig und mit 400 Reitpferden, schönen Sammlungen, Modellen 2c. ausgerüstet. Sehr reinlich sah es nicht aus. Die Eleven waschen sich, wie in den Kasernen, unten auf den Korridors in einem gemeinsamen Lavoir. Am saubersten waren die Ställe. Ein Bataillon exerzirte, und ich bemerkte dabei, daß die Franzosen auf die bei den Paraden gänzlich vernachlässigte Präzision in Griffen und Tritthalten doch Werth legen, wo sie sie erreichen können. Bei uns darf mit den Kolben nicht so aufgestoßen werden, und nur ein verdorbenes Gewehr kann bei den Griffen so schön klappern. Das französische ist derb, etwas plump, aber sehr gut und haltbar gearbeitet. Man will hier vom präzisen Schießen nicht viel wissen und verspricht sich wenig davon im Felde. Nur die Chasseurs d'Afrique und die Garde-Infanterie haben gezogene Gewehre. Mit dem Miniégewehr wird bis jetzt in der Kommission experimentirt; es ist noch keineswegs eingeführt, zumal man sich über das Geschoß nicht einig ist. Eine so zarte Waffe wie unser Perkussionsgewehr dürfte man der französischen Infanterie gar nicht in die Hände geben; dazu gehört die unendliche Sorgfalt und Aufsicht, die bei uns auf die Mannschaft und ihr Gewehr verwendet wird.

Wir fuhren nach Groß-Trianon, sahen die goldenen Krönungswagen, besuchten dann die reizend gelegene Ferme der Marie Antoinette und kehrten abends nach Paris zurück.

Bei Tafel saß ich nahe beim Kaiser, der sich eingehend nach Sanssouci und dessen Einrichtung erkundigte. Abends in der Oper der langweilige Corsaire.

---

50 Paris, Tuilerien, den 21. Dezember.

Du wirst Dich wohl gewundert haben, wie die Blätter meines Tagebuches von hier Dir zugegangen sind. Mit der Post wollte ich nichts schicken, obwohl ich nichts Verfängliches geschrieben. Wir sind überaus freundlich aufgenommen, und ich habe aus bester Ueberzeugung fast nur Lobendes und Anerkennendes mittheilen können; indeß wirst Du Einiges zwischen den Zeilen zu lesen haben. Die hiesigen Zustände sind keine normalen; aber es dürfte schwer anzugeben sein, was unter den einmal bestehenden Verhältnissen besser zu machen sei. Niemand kann sein eigener Enkel sein, und der Gründer einer neuen Dynastie hat eine andere Stellung als der Erbe einer Reihe legitimer Vorfahren. Dieser fährt in dem alten Geleise; jener hat neue Bahnen zu brechen, und unendlich größere Ansprüche werden an seine Persönlichkeit gerichtet.

Napoleon III. nun hat nichts von dem finsteren Ernst seines großen Onkels, nicht die imperatorische Haltung und das berechnete Auftreten. Er ist ein ganz einfacher, ziemlich kleiner Mann, dessen stets ruhiges Gesicht entschieden den Eindruck gemüthlichen Wohlwollens macht. „Il ne se fâche jamais, il est toujours poli et bon envers nous, ce n'est que la bonté de son cœur et sa confiance qui pourront lui devenir

dangereux" („Er ärgert sich nie, ist immer höflich und gütig gegen uns, und nur seine Herzensgüte und seine Vertrauensseligkeit können ihm gefährlich werden"), sagen seine Umgebungen. Daß in diesem Augenblick nur eine Partei herrscht, und daß der Kaiser selbst aus dieser Partei sich nicht immer mit den bedeutendsten Männern umgeben kann, liegt in der Nothwendigkeit. Charaktere, die ihren eigenen Weg gehen wollen, kann Louis Napoleon nicht brauchen, weil die ganze Leitung der Staatsgeschäfte in seiner Hand konzentrirt bleiben muß. Bei geregelten Zuständen darf Jedem eine größere Freiheit gelassen werden; in der gegenwärtigen Lage Frankreichs kann nur eine kräftige, einheitliche Leitung bestehen, die übrigens dem französischen Charakter auch wohl am besten zusagt. Die Freiheit der Presse ist hier für jetzt ebenso unmöglich wie bei einer Armee im Felde, wenn sie die Maßregeln des kommandirenden Generals diskutiren wollte. Louis Napoleon hat Klugheit, Rücksichtslosigkeit, Festigkeit und Selbstvertrauen, aber auch Mäßigung und Milde gezeigt, Alles verdeckt unter äußerlicher Ruhe. Nur zu Pferde sieht man den Imperator in ihm. Einfach für seine Person, vergißt er nicht, daß die Franzosen den Hof ihrer Souveräne mit Glanz umgeben wissen wollen. So fährt der kleine Prinz spazieren, voraus ein Piqueur und drei guides à cheval (Leibgardisten zu Pferde) mit aufgenommenen Pistolen. Dann ein Offizier mit einer Abtheilung Dragoner vor und einer Abtheilung hinter dem vierspännigen Wagen. Alle Wachen treten in das Gewehr vor dem achtmonatlichen enfant impérial (kaiserlichen Kind).

51 **Karlsruhe, den 23. Dezember.**

Auf die dringende Einladung des Kaisers ist der Prinz einen Tag länger in Paris geblieben. Früh haben wir die Modelle und die köstliche Waffensammlung des Artilleriedepots besucht. Dann habe ich zahlreiche Tabatièren vertheilt und dem General Rollin 12 000 Francs für die Dienerschaft überreicht.

Abends war große Tafel beim Kaiser, und nach derselben beurlaubten wir uns. Um elf Uhr fuhren wir von der neuen, schönen Gare de Strasbourg ab. Die kaiserlichen Salonwagen sind so eingerichtet, daß man alle möglichen Bequemlichkeiten hat, und ich erwachte erst in Saverne, von wo die Fahrt durch die Vogesen sehr schön ist. Es war traurig, die Leute dort deutsch sprechen zu hören, und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen! Um neun Uhr erblickten wir den Münster, hielten uns aber in Straßburg nicht auf, wo aller Empfang verbeten war, sondern fuhren am 23. von Kehl mit Spezialtrain hierher nach Karlsruhe.

Breslau, den 16. Februar 1857.

52 An die Gattin.

Liebe, gute Marie, welche große Freude hast Du mir durch Deine Photographie gemacht. Sie ist unübertrefflich gelungen; so ein ganz ähnliches Bild ist doch ein rechter Schatz. Gewöhnlich stellt man sich zum Porträtiren mit einiger Befangenheit, man weiß sich beobachtet und will eine bestimmte Miene annehmen, dadurch geht der eigentliche Ausdruck verloren. Dies Bild blickt so keck und mit gutem Gewissen in die Welt, als ob ich Dich vor mir sehe. Mit der Lupe angesehen, gewinnt es noch mehr. Auch der Prinz findet es ganz deliziös.

Den 20. Februar. — Ich wurde unterbrochen, ehe ich mein Schreiben beenden konnte, und es war mir unmöglich, es noch vor der Jagdreise zur Post zu bekommen, wie ich wünschte. Du wirst mich daher für sehr undankbar halten, daß ich auf Dein schönes Geschenk gar nicht antworte. Jetzt will ich rasch noch über unseren letzten Ausflug berichten.

Wir fuhren Dienstag Mittag zwei Uhr mit der Eisenbahn nach Gleiwitz, zwanzig Meilen. Es war prächtiges Wetter. Die warme Sonne hatte schon allen Schnee weggeschmolzen, zur Rechten ragte der Zobtenberg und die Kette der Sudeten. Um sieben Uhr abends fanden wir in Gleiwitz den vierspännigen offenen Wagen des Fürsten Pleß, der uns im schärfsten Trab ohne Relais die sechseinhalb Meilen nach Pleß brachte, wo um elf Uhr abends dinirt wurde.

Oberschlesien ist kein Gebirgs-, sondern ein 800 Fuß hohes Tafelland. Diese Erhebung macht im Klima schon einen so großen Unterschied, daß Pleß die Isotherme von Stockholm hat. Es war eine frische, belebende Kälte und alles Land mit hohem Schnee bedeckt. Das Fürstenthum war illuminirt. Auf der Grenzmark brannten mächtige Scheiterhaufen, die Städtchen, Dörfer und Schlagbäume prangten mit bunten Lampen und der Himmel darüber mit funkelnden Sternen. Jupiter und Venus waren für diesen Zweck in ein enges Komitee zusammengetreten, am hellsten aber leuchteten die hohen Fenster des alten Schlosses mit fabelhaft dicken Mauern und schönen flachen Gewölben durch alle Stockwerke. Der junge Fürst ist seit einigen Wochen mit seiner sehr schönen Cousine, einer v. Kleist, vermählt. Er hat ein Besitzthum von mehreren Quadratmeilen und 96 000 Morgen eingehegten Forst, daher einen prachtvollen Wildstand, außerdem 200 000 Thaler jährlich. Die Jagdgesellschaft bestand nur aus dem Prinzen, des Fürsten Schwager, Baron v. d. Decken, dem jüngsten Prinzen Reuß, dem Oberamtmann v. Rother, Oberst Vinzingerode und mir. Der Fürst schoß aus Artigkeit nicht mit. Schon bei guter Zeit morgens schallten die Hörner, die Schlitten fuhren vor, und die prächtigen Pferde mit silbernem Geläute jagten über weite Schneeflächen und durch dunkle Tannenwälder wohl drei Meilen nach dem großen Wildpark. Dort paradirte das ganze Jagdpersonal, wohl an vierzig Förster. Die Treiben waren zum Theil eingestellt, das heißt, eine große Waldfläche von mehreren hundert Morgen wird von zwei

Seiten durch Leinen eingefaßt, von welchen Lappen herabhängen, an der dritten Seite stehen die Schützen, hinter Ständen von Tannenzweigen möglichst verdeckt aufgestellt; von der vierten Seite setzen sich die Treiber, wohl hundert an Zahl, in Bewegung auf die Schützen zu. Das Wild geht eher durch die Kette der Treiber als durch die Lappen. Es durfte nur Roth- und Schwarzwild geschossen werden, aber davon weder ein Altthier noch eine Bache. Ich wäre damit nie fertig geworden, hätte ich nicht einen Förster mit zwei Doppelbüchsen hinter mir gehabt, welcher mir soufflirte. In den vier ersten Treiben fiel kein Schuß, und doch war man in beständiger Spannung. Da kamen ganze Rudel von Rehen; sowie sie die Witterung der Schützen bekamen, stutzten sie, sahen sich zweifelhaft um, kehrten zurück in den Wald oder setzten in vier bis fünf Fuß hohen Sprüngen über den Graben, zwischen den Schützen durch, was wunderhübsch aussieht. Sie waren sicher, daß ihnen Niemand etwas zu Leide that. Zuweilen zeigte sich ein Hase, machte Männerchen, oder der Fuchs schlich herbei, dem auch hier kein Pardon gegeben wird; aber die kleinste Bewegung schreckte ihn sogleich zurück. Dann kam ein Trupp Hirschkälber und Hirschkühe, zwei oder drei hochgeweihte Hirsche voraus. Zwei blieben auf hundert Schritt vor mir stehen, aber an einer Stelle, wo der Stangenwald so dicht war, daß mein Mentor mir nicht erlaubte, zu schießen. Sie kehrten dann um. Endlich kam ein ganzes Rudel Hirsche, denen sich wohl zwanzig Sauen angeschlossen. Aber der Wind stand auf sie zu, und sobald sie Witterung bekamen, jagte die ganze gemischte Gesellschaft mitten durch die Treiber. Ich schoß nach einem Rehbock und fehlte. Die nächsten Treiben waren glücklicher, es wurden mehrere Stücke erlegt. Gegen Abend brachte man den Prinzen auf die Körnung, das heißt, einen Ort, wo die Sauen gefüttert werden. Dort mußte er zu Schusse kommen. Wir kehrten zu einem letzten Treiben zurück. Unterwegs sahen wir eine Bache mit zwei Frischlingen. Der Schlitten flößte ihnen keine Besorgniß ein; ich sprang hinunter, sie standen unbeweglich, ich feuerte mit beiden Läufen und beide versagten. Da fand sich denn, daß im übergroßen Eifer die Sicherung nicht entfernt war. Noch hielten die Schweine, und ich schoß, etwas unruhig geworden, doch so, daß ich gewiß glaubte, richtig abgekommen zu sein. Auch der Förster war der Meinung, daß ich getroffen, aber das Schwein war davon. Es war der einzige Schuß auf Schwarzwild, der an diesem Tage gefallen war, und da man am folgenden Morgen ein angeschossenes Schwein fand, so wurde mir dieses angerechnet. Erst bei Dunkelheit kehrten wir zu unserem Diner zurück. Der Prinz hatte einen Keiler erlegt.

So elf Stunden im Freien, bei sechs bis sieben Grad Kälte zugebracht, machen müde. Doch wurde es Mitternacht, ehe man zu Bette kam. Mit Tagesanbruch ging es in einen anderen Forst.

Heute, schon um drei Uhr früh, traten wir die Rückreise an, und heute Abend ist die Maskerade. Ich bin neugierig, wie der Prinz sein Inkognito dabei bewahren wird. Er fährt allein in der Droschke zu Ball. Ich werde Dir morgen berichten.

Den 21. — Ich war einer der ersten auf dem Ball; der Wirth und Anwesende zerbrachen sich die Köpfe, wer ich sei, bis die Gräfin Schweinitz mich an den Steinen erkannte und herausplatzte. Ich sagte, daß der Prinz nicht vor zehn Uhr kommen könnte, so daß er, als er bald nachher im schwarzen Domino und Kapuze eintrat, ziemlich lange unerkannt blieb. Man erkannte ihn aber dann doch bald an seinen Armbewegungen, und er legte den Domino ab. Darunter trug er den Anzug des Raoul aus den Hugenotten, ganz violett in Seide und Sammet mit einer schönen goldenen Kette und Dolch. Er sah sehr gut aus. Es waren viel hübsche Masken, besonders eine Quadrille, die Damen rokoko und gepudert, die Herren als erste Kürassiere vor hundert Jahren. Die Schotten fielen dagegen durch. Ich war doch recht müde, auch drückte mich der verwünschte lackirte Schuh. Der Ball dauerte bis zwei Uhr. Hübsch war die Ueberraschung der jungen Gräfin Styrum, einer der schönsten Damen. Ihr Vater war, ohne daß sie es wußte, aus Berlin gekommen. Eine sehr elegante Maske in rother Uniform der Mousquetaires redet sie an, sagt ihr die interessantesten Dinge, wird aber bald so angelegentlich, daß sie nach und nach auf die Mutter retirirt, zum Erstaunen Aller aber dem Fremden um den Hals fällt, als dieser die Larve lüftet. Immer der Deinige.

Berlin, den 21. Mai 1857.

53 An die Gattin.

Liebe Marie. Dein letztes Schreiben aus Itzehoe erhielt ich gestern Abend. Vorgestern, Dienstag, machten wir eine sehr gelungene Partie nach einem prachtvollen Buchenwald bei Trebnitz im sogenannten Katzengebirge, drei Meilen von Breslau. Das Wetter war herrlich, und der köstliche Wald prangte im frischesten Grün. Es war ein Picknick, und ich kontribuirte eine Flasche Anisette. Bei der Rückkehr, schon im Halbdunkel, fuhr ich noch mit dem Prinzen nach dem prachtvollen, alten Ursuliner-Kloster in der Stadt; wir besuchten die schöne Kirche, in welcher die heilige Hedwig (Herzogin von Liegnitz) begraben liegt und Nachts einen Schein von sich giebt. Es war eben eine kirchliche Feier, und der Gesang in der dunklen Kirche gar feierlich. Gestern früh machte ich mit dem Prinzen einen scharfen Ritt nach Ohlau, dreieinviertel Meilen. Der Rappe ging vortrefflich und fiel nicht einmal in Galopp. Als er die Husaren aufmarschirt sah, wurde er zwar wieder etwas lebhaft, machte sich aber prächtig. Wir fuhren zurück, der Reitknecht nahm die Pferde an die Hand, und vor ein Uhr waren sie wieder im Stall. Die Nacht fuhren wir dann hierher.

Breslau, den 3. Juni 1857.

54 An die Gattin.

Liebe Marie, Dein Schreiben aus Flensburg vom 28. v. Mts. erhielt ich in Ottmachau (Otto mach' auf), als ich in dieser alten, bischöflichen Burg mit dem Prinzen, den Humboldts u. s. w. beim Kaffee saß. Leider war das Wetter zu dieser schönen Tour nicht recht günstig; doch hatten wir dann und wann einen Blick auf das prächtige Gebirge und das üppige Neißethal, welches ganz an die Gegend von Windsor erinnert, weite, breite Wiesen mit mächtigen Eichen. Eine große Heerde ungarischer Ochsen, grau, mit gewaltigen Hörnern, beinahe wie die römischen. Auf dem ganzen Wege Ehrenpforten, die Bevölkerung auf den Beinen. Ich habe überschlagen, daß der Prinz an einem Tage mit mehr als fünfhundert Personen gesprochen hat. Große, beiderseitige Freude, wie ein Mann vom ersten Garde-Regiment da war; einer von der sechsten Kompagnie (des Prinzen). Er ließ ihn zu sich kommen, plauderte wohl ein Viertelstündchen und schenkte ihm zwei Friedrichsd'or. In Reichenstein wurde während unserer Anwesenheit eine Goldspange gegossen. Sehr hübsch ist, wenn das weißglühende Metall in wenig Augenblicken in die goldgelbe Farbe übergeht. Es ist hier das einzige preußische Gold (aus Arsenik gewonnen). Die Trauringe sollen daraus gefertigt werden. — Auf dem schönen Schloß Pischkowitz in der Grafschaft Glatz waren die Zedlitze versammelt.

Auch die oberschlesische Reise war sehr interessant. Wir stiegen in einen 600 Fuß tiefen Kohlenschacht, sahen die Galmeigruben, aus denen das Zink geschmolzen wird, die riesenhaften Maschinen, Gebläse und Hochöfen. Gewaltige Stücke wurden im Dunkel der Nacht gegossen, Eisenbahnschienen gewalzt und so weiter. Von den vielen Dejeuners, Diners und Festen schweige ich. Das glänzendste hatten die Stände in Neiße gegeben, wo das Schauspielhaus sehr geschmackvoll hergerichtet war. Sehr interessant war hier die Eröffnung der Industrieausstellung durch den Prinzen. Es ist unter Anderem ein in Schmiedeberg gefertigter Teppich ausgestellt, der von den besten Smyrnaer oder Brüsseler Teppichen nicht zu unterscheiden ist.

Morgen früh trifft der Prinz von Preußen hier zum Besuche ein.

Windsor Castle, den 10. Juni 1857, Donnerstag.

55 An die Gattin.

Meinen Brief aus Berlin, liebe Marie, hast Du hoffentlich vor Deiner Abreise noch erhalten. Abends sieben Uhr reiseten wir mit dem Prinzen von Preußen und Boyen ab. Es war eine schöne Vollmondnacht, aber heiß und staubig; erst als wir uns dem Gebirge bei Minden näherten, fühlte man, daß die Luft feucht und warm war. Montag früh begleiteten wir den Prinzen von Preußen bei der Besichtigung des ersten

und zweiten Bataillons fünfzehnten Regiments in Minden, des Füsilier-Bataillons in Bielefeld und dinirten dort. Ich ging mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm noch einen Augenblick auf den Sparenberg und erfreute mich an der weiten Aussicht, die Du gewiß auch erinnerst. Die hellrothen Dächer und die großen Leinwandsbleichen auf den grünen Wiesen, die vielen, mit dunklen Eichen umgebenen Bauernhöfe, das Ganze eingefaßt von den wallartigen Höhen des Teutoburger Waldes. Es ist doch ein sehr eigenthümliches Land. Der Landrath v. Ditfurth erzählte mir, die höchste Steuer in seinem Kreise, 10 000 Thlr., zahlt ein Bauer, dann folgt der Graf Fürstenberg-Stammheim, dann vierzehn Bauern und dann erst die größeren Rittergutsbesitzer. Solchen Bauernstand kann man sich gefallen lassen.

In Hamm erwarteten wir die Prinzeß von Preußen und trafen in der Dunkelheit in Münster ein, welches festlich erleuchtet war. Es ging durch die ganze Stadt nach dem Schloß, in welchem nicht nur der kommandirende General und der Oberpräsident wohnen, sondern auch noch die Prachtzimmer für königliche Herrschaften reservirt sind. Es ist auffallend, daß die geistlichen Fürsten ihre Prachtbauten zu einer Zeit ausführten, wo ihre weltliche Macht schon im Zusammenbrechen begriffen war. Clemens Wenzeslaus (von Bayern) hatte seinen Palast in Koblenz, Clemens August (von Sachsen) den in Münster kaum bezogen, als die französische Revolution ausbrach, in deren Folge ihre Fürstenthümer mediatisirt und säkularisirt wurden. Seltsam, daß die klugen, geistlichen Herren ihre Zeit nicht erkannten. Das Schloß in Münster erinnert sehr an das neue Palais in Potsdam, doch fehlt die Kuppel. Es ist aus rothen Ziegeln und gelbem Sandstein erbaut, was sehr gut aussieht, sonst etwas im Zopfstil jener Zeit.

Ich wünsche, daß der Bischof von Münster in seinem Palais je so vortrefflich geschlafen haben mag, wie ich in der Nacht zum Dienstag. Morgens fuhren wir nach Loddener Haide und stiegen dort auf Kürassierpferde, um die zwei Bataillone dreizehnten Regimentes zu inspiziren. Prachtvolle, große, schöne Leute. Das vierte schwere Reiter-Regiment war erst seit zwei Tagen zur Uebung versammelt; mir fiel der französische General ein, welcher sagte: „Je ne m'étonne pas que Vos gens fassent tout cela, mais je m'étonne de l'esprit militaire encore de Vos chevaux." („Ich bin nicht erstaunt darüber, daß Ihre Leute das leisten, aber ich bin über den militärischen Geist selbst Ihrer Pferde erstaunt.") Um ein Uhr war große Cour im Schloß angesagt. Ich benutzte den Augenblick vorher noch, die Stadt anzusehen. Der Dom ist eine ganze Geschichte der Architektur. Das Mittelschiff mit Rundbögen und glatten Mauern ohne Strebepfeiler ist aus dem zehnten Jahrhundert. Die seltsamen Radfenster saracenischen Ursprungs kommen erst im elften vor. Thürme und Transept (Querschiff) zeigen den Uebergang der Rund- in die Spitzbogen, und die Seitenportale erinnern ganz an den Kölner Prachtbau. Sie sind aus der vollen Kunstblüthe des vierzehnten Jahrhunderts. Ein schöner Klosterhof mit Säulengängen stößt an den schönen, ehrwürdigen

Dom, der rings umher von hohen Buchen umstanden ist. Interessant ist das Rathhaus, der Balkon, von welchem Johann v. Leyden das Volk als Prophet anredete, der freilich dem Einsturz nahe Lambertusthurm mit den an seiner Spitze hängenden Käfigen, in welchen die gerichteten Wiedertäufer eingesperrt wurden. Auch giebt es reizende alte Privatwohnungen, die so selten geworden sind. Nicht bloß die Höfe des Adels entre cour et jardin (zwischen Hof und Garten), sondern auch Bürgerhäuser. Eins war ganz einzig, im Renaissancestil mit einzeln stehenden Säulen und Figuren aus Sandstein, 1650 renovirt, also wohl 300 Jahre alt. Ich hätte es gerne gezeichnet, aber schon hielten die Galen, Westphalen, Schmiesing, Fürstenberg, Korff, Landsberg, Bentheim, kurz, alle Häupter dieses so abgeschlossenen, erzkatholischen und reichen münsterländischen Adels ihre Auffahrt, welcher durch so viele Jahrhunderte die Mitra und den Krummstab in diesem Lande getragen hat. Um vier Uhr war Galatafel von vierzig bis fünfzig Gedecken, und um fünf Uhr reiste ich mit Prinz Friedrich Wilhelm ab.

Wir kamen Abends zehn Uhr nach Köln, verschliefen Aachen und Lüttich und wachten in Mecheln auf, frühstückten auf französischem Grund und Boden in Lille und trafen, da der Pariser Zug sich verspätete, erst um halb fünf Uhr in Calais ein. Dort ging es gleich an Bord des Postdampfschiffes Prinzeß Maud. Es hatte tags zuvor und auch heute stark geweht, und wir machten uns Alle auf Leiden gefaßt. Ich nahm mit dem Prinzen Posto auf einer Bank am Feuerherd und erwartete mit Neugier, wie das Schiff tanzen werde, sobald wir die wohl 1500 Schritt lange Mole verlassen haben würden; es ging aber sehr an, und war es nicht einmal nöthig, sich zu legen. Wir blieben ruhig sitzen. Wenn die See nicht bewegter ist, so ist die Ueberfahrt ein wahres Vergnügen. Erst verweilte das Auge gern auf der Dir bekannten hohen Kreideküste Frankreichs, dann tritt das Kap Grisnez hervor. Rasch brausete die Maud vorwärts und überholte alle die vielen Makrelenfischer, die mit vollen Segeln einher zogen. Immer deutlicher hebt sich dann die hohe, senkrechte Klippe, ich glaube South-Foreland, und das uralte Schloß von Dover aus der blauen Fluth empor. Diese Citadelle oder etwas Aehnliches hat man wohl auf alten Tapeten oder Bildern gesehen, aber ihr in Wirklichkeit zu begegnen, hat mich jedesmal überrascht.

In Dover empfing uns General Wylde im Auftrage der Königin. Diner in dem prächtigen Hotel Lord Warden. Doch eilten wir, um mit dem bereitstehenden Spezialtrain weiter zu können. Diese Fahrt war ganz reizend, es war einmal in England wirklich schönes Wetter. Nur am Horizont des atlantischen Meeres waren prachtvolle Wolken aufgethürmt. Dabei senkte sich die Sonne zum Untergehen, was immer eine besonders schöne Beleuchtung giebt. Köstliches Land das Sussex und Kent, Alles grün und frisch, das Vieh auf der Weide, große, zottige Schafe und Kühe von eigenthümlicher, leuchtender, rothbrauner Farbe. Getreidefelder sieht man selten, und nirgends die sieben Fuß hohen, wogenden Halme des Münsterlandes, dagegen viel kentische Weinberge, nämlich Hopfenfelder, prachtvolle, dunkle Eichen, einzeln und in Wäldchen vereint, sehr kleine,

aber zierliche Wohnhäuser. Sobald man über Sydenham hinaus ins Thal der Themse hinabsteigt, bedecken kalte, finstere Nebel die ganze Gegend. Am Bahnhof in London Bridge warteten königliche Equipagen, die uns schnell durch Southwark nach dem Bahnhof der Windsorbahn führten, und um zehneinviertel erblickten wir diesen stolzen Sitz des britischen Königthums. Ein Meer von Licht brach durch alle Fenster. Die Königin saß noch in St. George Hall beim Bankett. Jetzt galt es, rasch von Kopf zu Fuß sich umkleiden, Schuhe, Strümpfe, enge Beinkleider, weiße Binde, Ordensband über der Weste und schwarzen Frack. Konzert und Thee waren um elf Uhr beendet, und nach einer Tour von über hundert Meilen in vierundzwanzig Stunden that die Nachtruhe gut.

Heute Mittag ging es in elf vierspännigen Equipagen durch den Park zu den Ascot Runs (Ascot-Rennen). Es ist immer dieselbe langweilige Geschichte. Ich habe Dir früher davon geschrieben und bin froh, daß es zu Ende ist. Das Beste war die Hin- und Herfahrt über grüne Rasen und unter Eichen, die schon William den Eroberer unter ihrem Schatten aufgenommen haben. Rudel von mehreren hundert Rehen und Rothwild standen und trabten umher. Ausnahmsweise regnete es nicht, aber es war trotz Sonnenschein kalt und windig, so daß der Paletot sehr nöthig war.

In Windsor übt die Königin immer eine großartige Gastfreiheit, die Eingeladenen wohnen dann im Schlosse. Meine prächtige kleine Wohnung vom vorigen Jahre war besetzt, und man hat mich in den keep (Verließ) gesteckt, den angeblich vom Eroberer erbauten, ältesten Riesenthurm auf einem künstlichen Erdaufwurf. Mit unsäglicher Mühe hat man Fenster in seine dicken Mauern gebrochen. Mein Zimmer ist ein unregelmäßiges Vieleck, nur etwa acht Schritt weit. Die Fensternische bildet ein Viertel des ganzen Raumes, und dort habe ich mich mit meinem Schreibtisch etablirt. Das Zimmer bildet eine Art engen Gefängnisses, fitted up (aufgemöbelt) mit dem Mobiliar eines Salons: Marmorkamin, Boulschrank, Himmelbette, Trumeau, Stehspiegel, Waschtisch, Lehnstühle und so weiter, so daß man sich kaum rühren kann. Prachtvoll aber ist die Aussicht, links der Park mit dem great walk (große Allee), gerade unter mir die Stadt Windsor, rechts Eaton College, dahinter das Themse-Thal und ein mit Waldgruppen bedeckter Höhenzug.

Als Gäste haben wir: Herzogin von Cambridge mit Prinzeß Marie, Herzog von Cambridge, Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Erbprinz von Meiningen, der Wittwer Fürst Leiningen, Lord Palmerston, der die heutige Partie trotz seiner siebzig Jahre zu Pferde machte, Lord Clarendon, M. Persigny, Fould, Graf Bernstorff und Frau, Lord Granville und andere Commitäten.

London, den 14. Juni 1857.

56 An die Gattin.

Ein Sonntag in London ist keine sehr heitere Aussicht; indeß da die Welt nicht zur rechten Zeit untergegangen, so muß er durchgemacht werden.

Ich denke, daß Du jetzt wohl schon wieder nach Itzehoe zurück bist, liebe Marie, und daß Du heute meinen Brief erhältst, in welchem ich Dir unser Eintreffen in Windsor meldete.

Die vielen Gäste der Königin reisten alle am Freitag ab, und wir blieben allein zurück. Ich machte Vormittags einen einsamen Spaziergang durch die schönen Umgebungen von Windsor. Der längs der ganzen Südküste von England vorherrschende Kalk- und Kreidefels verschwindet im Innern und ist von späteren Gebirgsformationen überlagert. Irgend eine vulkanische Erschütterung hat indeß am rechten Ufer der Themse, vier Meilen oberhalb London, einen vereinzelten Kalkfelsen durch die Erddecke emporgehoben. Auf und aus diesem Felsen ist das gewaltige Schloß erbaut, welches denn auch seine ganze Ausdehnung bedeckt. Er mag in seiner größten Länge wohl gegen 1000 Schritt, in der Breite 200 bis 300 Schritt haben, wird durch den riesenhaften keep auf künstlichem Erdaufwurf in zwei große Höfe getheilt und erhebt sich etwa 100 Fuß über die Felder und Wälder der Umgegend. Nach drei Seiten fällt der Berg steil ab, besonders gegen Osten zur Themse. Man darf sich Windsor nicht als ein einziges, großes Gebäude vorstellen, es sind eine ganze Menge einzelner, meist thurmartiger Bauten, rings umschlossen von hohen, krenelirten Mauern. Nur nach der von Süden her vollkommen zugänglichen Seite, einer prächtigen, grünen Rasenfläche mit einzelnen riesigen Eichen, sind diese Thürme durch symmetrische Zwischenbauten zu einer eigentlichen Palastfront verbunden. Vor denselben liegt die sogenannte große Terrasse von Windsor. Die Verschiedenheit der einzelnen Theile erklärt sich schon aus den Zeiträumen von Jahrhunderten, die zwischen ihrer Erbauung liegen. An den überaus zierlichen, aber nicht sehr großen Bau Edwards III. von 1356 lehnt sich der Georges III., der fast 500 Jahre später das Ganze vollendete. Glücklicherweise hat man aber durch alle Zeitalter denselben ursprünglichen Stil beibehalten und so ein harmonisches Ganzes geschaffen. Selbst die sehr rohe Außenseite ist geblieben. Das nur grob behauene Gestein ist von grauer Farbe und nirgends übertüncht. Die Fugen sind durch einen Kalk verbunden, dem man durch eine Beimischung von Kohle eine schwarze Farbe gegegeben, und in welchen durchwegs schwarze Feuersteine eingeklebt sind. Es ist nicht zu leugnen, daß zum Beispiel die Hauptfront durch Abputz ein außerordentlich viel reicheres und prachtvolleres Aussehen gewinnen würde. Das Ganze blickt ungemein finster in unser zierliches Zeitalter. Die Fenster nach außen sind klein und schartenartig; nur wo es darauf ankam, ein entsprechendes Licht in die Prachträume zu bringen, traten dann jene großen balkonartigen Fenster hervor, zwischen deren schöngeschnitzten, steinernen Pfosten große Krystallscheiben angebracht sind. Um das burgartige Ansehen zu bewahren, müßten zum Beispiel die zwölf großen und weiten Spitzfenster von St. Georges Hall sich nach dem inneren Schloßhof öffnen.

In dem unteren Schloßhof wird die ganze Ostseite eingenommen durch die prächtige St. George-Kapelle, in welcher seit Edward III. die

Banner aller Ritter des Hosenbandordens aufgehangen sind. Die Gemächer der Königlichen Herrschaften liegen sämmtlich im oberen Theil nach der Parkseite und gewähren einen prachtvollen Blick über die weite, grüne Gegend. Nach dem Hof zu läuft fortgesetzt ein Korridor, in welchem die Marmorbüsten bedeutender Männer aller Nationen aufgestellt sind. Englische Staatsmänner und Redner, Canning und Pitt neben Ludwig XIV. und Papst Pius, Newton und Gonsalvi, Prinz Albert und Sheridan. Andere bedeutende Männer sind in ihren Porträts vertreten, auch viele geschichtliche Momente sind dargestellt, besonders aus dem Leben der Königin Victoria, ihre Krönung, Vermählung, Taufe (doch nur die des Prinzen von Wales, es wäre sonst zu viel Raum nöthig), ein Besuch Ludwig Philipps und dergleichen, dann kunstvolle alte Schränke, Bronzen, Vasen u. s. w. So oft man durch diesen Korridor geht, hat man Gelegenheit, noch wieder etwas Interessantes zu bewundern. Noch anziehender war es für mich, die köstlichen Porträts van Dycks zu studiren. Da alle Prachtzimmer offen stehen, so kann man sich dort stundenlang ganz allein hinsetzen und völlig ungestört beschauen. Man findet nach und nach alle Könige von den Stuarts an beisammen. Der Sohn der Marie Stuart, James I., sieht in seinem schwarzseidenen spanischen Wamms doch besser aus, als man nach der Schilderung Walter Scotts glauben sollte. Ueberaus zahlreich sind die Abbildungen seines Sohnes und Nachfolgers, Karl I., von van Dycks Meisterhand, ein edles, schwermüthiges Gesicht, in welchem man die grundsätzliche Treulosigkeit nicht lesen kann, die es unmöglich machte, mit ihm zu verhandeln, und so dahin führte, daß die Parteien nur in seinem Tode die eigene Sicherheit zu finden wußten. Behufs Anfertigung einer Büste hat van Dyck ihn in demselben Rahmen dreimal gemalt: en face, demi face und profil. Mehrfach vorhanden ist auch die unglückliche Henriette de France, seine Gemahlin, ein feines, gutes, echt bourbonisches Gesicht. Ein sehr interessantes Bild stellt die drei Kinder dar, den Prinzen von Wales, nachmaligen Karl II., seinen Bruder, den Herzog von York, nachmaligen Jakob II., und Mary von Oranien. Ein anderes Bild zeigt die beiden Brüder als Knaben, und man kann hier die Entwickelung der Züge verfolgen, wie sie sich zu dem heranbilden, was die Porträts der beiden, sehr verschiedenen Könige zeigen. Karl, der leichtsinnige, liebenswürdige Weltmann, ist nichts weniger als schön gewesen. Eine sehr starke Nase, breiter Mund, große Augen und dunkles Haar; Jakob, der Bigotte, Rachsüchtige, Halsstarrige, Unliebenswürdige, sieht weit besser aus, er ist blond, hat ein feines Profil und vornehme Haltung.

Am Nachmittag machte ich einen wunderschönen Ritt; das Pferd, der Sherif, ist aus Berlin angekauft und eines der besten im Stall. Ein schöneres Terrain zum Reiten kann es nicht geben als hier auf den sanften Rasenhügeln. Unter den Schatten der Baumgruppen lagen oft Rudel von fünfzig, sechzig Hirschen oder Hunderte von Rehen, welche sich kaum nur die Mühe gaben, aufzustehen und dem Reiter ein paar Schritte aus dem Wege zu traben. Fasanen, Hasen und Kaninchen trifft man

überall. Mein groom (Reitknecht) führte die Schlüssel zu allen fences (Gehegen), so daß ich in jeder Richtung fort konnte. Der Ritt ging drei Stunden lang durch lauter reizende Gegenden, erst nach den Virginia waters (Virginia-Gewässern), einem hübschen, recht bedeutenden Seespiegel, der sich zwischen Waldhügeln hinzieht und schließlich einen artigen Wasserfall bildet, dann nach Cumberland Lodge, wo ich einen Baum sah, der seine Zweige 136 Fuß weit ausbreitet. Es ist nämlich eine einzige Weinrebe, die, unter dem Glasdach gezogen, ein ganzes Treibhaus in der genannten Ausdehnung überzogen hat und Tausende von Trauben trägt. In anderen Treibhäusern hängen die köstlichsten Muskateller und blaue ungarische Trauben zu Hunderten und vollkommen reif, an den Geländern darunter reife Erdbeeren, Bohnen, Erbsen und Ananas; in anderen Glashäusern reife Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche. Ueber Queen Anne's ride (Königin Anna-Weg) und den great walk (große Allee) ging es dann nach Windsor zurück. Abends bei Tafel kam ich zwischen der Herzogin von Athol und der Königin zu sitzen, mit welcher ich mich viel und angenehm unterhalten habe. Es ist so angenehm, daß sie deutsch spricht. Am Sonnabend fuhren wir Alle nach London. Die Königin wurde hier wie immer durch eine Ehrenwache empfangen, welche God save the Queen (Gott erhalte die Königin) spielt, und eine Abtheilung light dragoons (Leichte Dragoner) begleitet den Wagen. Eine Menge Leute drängt sich stets heran, um Her Majesty zu sehen. Die Königin fährt nicht eher ab, als bis ihr ganzes Gefolge eingestiegen ist. Da das oft sechs bis acht Wagen sind, so hält sie mehrere Minuten, dann bleibt aber auch Alles ordentlich beisammen.

Abends wurde in Prinzeß-Theatre Richard II. von Shakespeare gegeben. Interessant waren die Rüstungen und Kostüme, welche durchaus historisch treu und nach alten Bildern entnommen sein sollen.

Der Gottesdienst am heutigen Sonntag hat mich sehr wenig erquickt. Ueber eine Stunde dauern die prayers (Gebete), bei welchen stets abwechselnd der Geistliche und die Gemeinde sprechen. Davon bringt man mindestens die halbe Zeit auf den Knieen zu, was sich mit einem guten Sammetkissen und einem Fauteuil im Rücken wohl leisten läßt, aber sonst eine wirkliche Kasteiung ist. Dann wurde ein Kapitel aus dem alten Testament vorgelesen, wie Gideon die fünf ammonitischen Könige schlägt, in eine Höhle sperrt, an Bäumen aufhängt, wie viel Städte er zerstört, alle Bewohner bis auf die letzte Seele vertilgt und dergleichen wirklich nicht sehr erbauliche Sachen. Die Predigt ist schließlich ganz Nebensache, eine rhetorische Uebung.

London, den 16., Dienstag Abend.

57 An die Gattin.

Lieber als noch einmal zu Mittag essen, setze ich mich an mein gutes Kaminfeuer. Es ist household dinner (Marschallstafel), und da kann ich fortbleiben. Mir bekommt das fortwährende Essen und

Trinken ganz schlecht, und ich will fasten, bis ich wieder in Ordnung bin. Wir haben heute um ein Uhr die kleine Prinzeß Beatrice Victoria Maria Herzogin von Sachsen getauft. Eine Ehrenwache war im Schloßhof aufgestellt, die Bande spielte auf. Die yeomen of the Guard (Leibgardisten) standen in der großen Vorhalle, die gentlemen at arms lined the approaches to the chapel (die Leibwache in den Zugängen zur Kapelle aufgestellt). Die Gesandten, Minister und Großwürdenträger hatten dort ihre Plätze bereits eingenommen, als der Hof sich in feierlichem Zuge in Bewegung setzte unter Vortritt der kings of arms (Wappenkönige, Herolde), welche ein für alle Male Clarenceux und Norroy heißen, obwohl die beiden ganz von dem Reichswappen bedeckten Gentlemen sich Mr. Putman und Laurice schreiben. Dann folgten die beiden equerrys in waiting (Stallmeister vom Dienst) und der clerk marshal (Hoffourier), der keeper of the privy-purse (Verwalter der Privatschatulle), der gentlemen-usher (Thürhüter), die grooms of the bed-chamber (die Kammerdiener vom Schlafgemach), lord in waiting (der Lord vom Dienst), lord steward (Oberhofmeister), lord chamberlain (der Lord Kammerherr). Hierauf erschien die Königin mit Prinz Arthur an der Hand und der Erzherzog Maximilian, Prinz Albert leading (führend), Prinz Leopold und die Herzogin von Cambridge, dann die Prinzen von Wales und Alfred, Prinzeß Alice, Helene und Louisa, Herzog von Cambrigde, Prinzeß Marie von Cambridge, Erbprinz von Sachsen-Meiningen und Prinz Eduard von Sachsen-Weimar. Es schlossen der master of the horses (Oberstallmeister) und mistress of the robes (Obergewandmeisterin, Herzogin von Southerland), die maids of honour (Ehrendamen), der goldstick in waiting (Oberst der Leibgarde, General Viscount Gough) und der master of the buck hounds (Oberjägermeister, Earl of Besborough). Das Gefolge des Großherzogs besteht aus dem grand maître de la cour (Oberhofmeister) Graf Zichy, Graf Hardeck und noch vier Herren, das des Erbprinzen von Meiningen aus Rochus Liliencron, der einmal sein geheimer Kabinetsrath werden wird. Vor dieser ganzen Prozession gingen aber unter Vortritt der Heralds of Lancaster and Chester die sponsors (die Pathen), nämlich die Prinzeß Royal, die Ducheß of Kent und Prinz Friedrich Wilhelm mit ihren Gefolgen, Visconteß Chewton, Lady Augusta Bruce, Kolonel Cowper, Bar und ich. Alles war in full dress (voller Gala), meist rother Uniform, mit Gold bedeckt, die Minister blau mit sehr reicher Goldstickerei, der Lord High Chancellor (Lord Großkanzler, Cranworth) mit der Allongeperücke, einem schwarzen, goldgestickten Talar und das große Portefeuille mit dem Reichswappen wie einen Strickbeutel vor sich tragend, der Lord High Almoner (Lord Großalmosenier) in violettem Frack mit schwarzseidener Schärpe, die Usher mit der Blakrod (Beamte des Hosenband-Ordens), die Bischöfe schwarz mit weißen Chorhemden. Die Damen hatten die Trauer für heute abgelegt und trugen Weiß, die Königin ein weißes Spitzenkleid und einen sehr reichen Diamantschmuck. Die kleinen Prinzessinnen weiß mit grünen Blättern, Prinzeß Royal, die sehr gut aussah, einen Haar-

schmuck von Diamanten und grünen und silbernen Grashalmen, Prinz von Wales, Alfred und Arthur die schottische Tracht, schwarze Jacke mit silbernen Passepoils und den kilt (Rock) in den Royal Stuarts-Farben. Nur der kleine Leopold hatte einen weißen Kasimir-Polrock mit Diamantknöpfen und silberner Schärpe.

Nachdem ein sehr schöner Chor gesungen und einige Male niedergekniet war (was bei den weiten Krinolinen und dem engen Raum nicht leicht), the infant princess was ushered in, carried by the head-nurse (die kleine Prinzessin wurde eingeführt, getragen von der Oberwärterin) und durch Lady Karoline Barrington dem Erzbischof von Canterbury übergeben, welcher die Taufe vollzog. The baby behaved admirably (die Kleine benahm sich bewunderungswürdig) und geruhte nur gegen das Ende der Handlung etwas zu schreien, was eine gute Vorbedeutung ist. Nach der Segenertheilung wurde in derselben Ordnung der Rückweg nach dem Thronsaal angetreten, und bald darauf in dem großen Ballsaal (welcher übrigens mit einer Orgel versehen ist) eine collation with Her Majesty and the Royal family (Imbiß mit Ihrer Majestät und der Königlichen Familie) eingenommen. Ich war angenehm zwischen Lord Folley und Graf Zichy placirt.

Heute Abend wurde ein Ritt durch Hyde Park, Kensington Garden und einen Theil der neuen Stadt gemacht: Prinz Albert, Erzherzog, der Prinz und der Erbprinz von Meiningen, Zichy, Kolonel Seymour und ich.

Den Herzog von Wellington hat der Herr in seinem Zorn zum master of the horses (Oberstallmeister) gemacht, er versteht von the horses (den Pferden) nichts. Da hat er eine Bestie angeschafft, die bei den letzten Rennen gesiegt hat, ich habe nie ein unangenehmeres geritten; wahrscheinlich haben bis jetzt nur Jockeys darauf gesessen, denn mein leichter, kurzer Ueberrock kitzelte ihn so auf dem Rücken, daß er fortwährend bockte, dabei in die Zügel bohrte, den Kopf bis auf die Erde, so daß man alle Aussicht hatte, entweder abgeworfen zu werden oder zu stürzen. Außerdem war er bodenscheu, und so ging es cantering (im Halbgalopp) durch das dichte Gewühl der Promenaden und der Straßen. Zum Ueberfluß riß mir eine Hosenstrippe. Ich mußte mit der äußersten Vorsicht manövriren und bin froh, leidlich davongekommen zu sein. Ich bin neugierig, wie sich die Andern aus der Affaire ziehen werden, die diesen Racker reiten.

Der Erzherzog gefällt sehr. Er ist durchaus nicht von vortheilhaftem Aeußern. Die habsburgische Lippe bei gänzlichem Mangel an Kinn, aber gescheit, höflich und bescheiden.

Gegen zehn Uhr sind wir nach Haymarket gefahren, wozu ich wieder große Toilette machen mußte. Die Italiener gaben „Don Giovanni" und zwar ganz vortrefflich. Die Piccolomini als Zerline war reizend. Das Haus ist schön und groß, aber im alten Stil. Sechs Reihen Logen übereinander. Jetzt ist es fast zwölf Uhr, und ich eile, zu Bett zu kommen. Morgen ist Monstrekonzert von 1500 Stimmen und Instrumenten im Glaspalast von Sydenham.

Mittwoch. — Das Konzert ist gewesen. Der Hof fuhr um zwölf Uhr in neun vierspännigen Wagen mit Kavallerie-Eskorte hinaus, und zwar auf dem schönen Landwege etwa zwei Meilen weit. Das Entree kostete auf dem ersten Platz bloß zwei Guineas. Ich zählte die Zahl der Leute auf einer Bank und die Zahl der Bänke und fand, daß in dem über 200 Fuß langen, 100 Fuß breiten und 150 Fuß hohen, mittleren Transept circa 6000 Personen saßen, macht allein 12 000 Liv. Sterling. Im Ganzen mögen 15- bis 16 000 Menschen dagewesen sein, die das Gebäude aber nur zu einem Drittel ausfüllten. Das Orchester bestand aus 150 ersten Violinen, 50 Kontrabässen, einer gewaltigen Orgel und 2000 Sängern und Sängerinnen, welche in achtzig Reihen aufsteigend placirt waren. Als die Königin eintrat, erhob sich Alles, und das »God save the Queen« wurde angestimmt, der erste Vers von einer einzigen Stimme und der Riesenorgel. Clara Novello sang und füllte den ganzen ungeheuren Raum dergestalt, daß man jedes Wort verstand, dann wurde der zweite Vers durch drei Männerstimmen mit Instrumentalbegleitung gesungen (darunter Formes), endlich der dritte vom ganzen Chor. Endlose tausendstimmige Cheers. Die Königin verneigte sich wiederholt und tief, dann erst traten der Prinz Albert, Erzherzog und Prinz Friedrich Wilhelm heran. Jetzt ging der, aufrichtig gesagt, recht langweilige Makkabäus los. Die Lichtpunkte waren das sehr gute »luncheon« (Imbiß) nach dem ersten und der prachtvolle Marsch im dritten Akt: »See, there comes the conquering hero« („Seht er kommt mit Preis gekrönt"). Die Melodie ist fast so national wie das »God save the Queen« und wurde gespielt, so oft der Iron Duke (eiserne Herzog [Wellington]) in einen Ballsaal trat. Das Oratorium dauerte bis fünf Uhr, dann sprangen die Wasser im Garten, welche die von Versailles an Reichthum noch übertreffen. Das Wetter war schön und klar, der Garten ist reizend und die weite Aussicht prachtvoll. Die Prinzen und ihr Gefolge im schwarzen Frack, aber den Kordon über der Weste und daher kenntlich, gingen durch die dichte Menschenmenge und werden überall mit Cheers begrüßt. Auch unsere Leute waren dort. Tausend Grüße. Herzlichst der Deinige.

London, den 22. Juni 1857.

58 An die Gattin.

Am Donnerstag dem 18. war Lever in St. James. Es passirten über zweitausend Personen an der Königin im Thronsaal vorüber, was zweieinhalb Stunden dauerte; sechshundert davon, welche durch den Lord Chamberlain erst vorgestellt wurden, ließen sich auf ein Knie nieder, um Ihrer Majestät die Hand zu küssen, zwei davon wurden knighted (zu Rittern geschlagen), wobei die Königin das Reichsschwert handhabte. Mit Ausnahme einiger habits habillés (Frack mit anliegendem Beinkleid, Hofanzug) war Alles in Uniform. Da die Leute aber hier die Uniform

alle Jahre nur ein paar Mal anziehen, so sind diese bei allem Reichthum an Gold und Stickereien oft sehr schäbig und garstig. Dabei herrscht die größte Willkürlichkeit. Nicht zwei Uniformen sind gleich, man sieht sie in allen Schattirungen und nach dem verschiedensten Zuschnitt. Der Eine trägt die dunkelrothe Schärpe (die ohnehin auf dem Scharlachrock sehr schlecht aussieht) eine Handbreit unter den Taillenknöpfen, der Andere hat ein Bouquet im Knopfloch, der Dritte ein Schnupftuch heraushängen, Alle aber fühlen sich unbehaglich, und man kann nichts Ungraziöseres sehen als die Komplimente, welche freilich im Seitwärtsgehen gemacht und im Rückwärtsgehen beschlossen werden sollen. Entschieden ein Vortheil, wenn man seine Nationaltracht beibehalten konnte, so die Schotten und die Hindus.

Abends wohnten wir einer Sitzung der Lords bei, dann war Tafel bei der Königin und um elf Uhr noch Ball, auf welchem Ihre Majestät, ungeachtet Allem, was vorangegangen, ununterbrochen tanzte.

Freitag, den 19., fuhren wir zu Lande nach Claremont. Der Weg ist sehr schön, nur staubte es bei der anhaltenden Dürre sehr, welche anfängt, selbst dem englischen Rasen nachtheilig zu werden. Allerliebst sind die kleinen aber zierlichen lodges (Villen) mit Rosenspalieren, Blumengärten und kleinen Grasplätzen. Auf den großen Grundstücken stehen dann prächtige Bäume und besonders prachtvolle Cedern. Sehr merkwürdig erscheint mir, daß man hier in England, wo jedes Besitzthum so hohen Werth hat, dennoch selbst in der Nähe von London sehr ausgedehnte Strecken Landes findet, die nur mit Haidekraut und Gestrüpp bedeckt sind und nie kultivirt werden. Das sind die sogenannten Commons (Gemeindeweiden). Sie sind selbst zur Hutung für Schafe kaum brauchbar, aber es ist ein freier Raum, und die Gemeinden haben ein Recht, diesen Raum frei zu erhalten. Wären nicht die großen Grundbesitzer, so würde bald Alles bebaut und eingefriedigt sein, nur die Landstraße bleibt noch frei. Aber die Entwickelung nimmt die entgegengesetzte Richtung in England. Die Zahl der free-holders (Freisassen) oder kleinen Besitzer nimmt fortwährend ab, und bald wird der ganze Grund und Boden dieses Insellandes im Besitze einiger hundert großer Eigenthümer sein, welche die Landwirthschaft fabrikmäßig betreiben. Die Engländer halten unsere massiven Wirthschaftsgebäude, Scheunen, Schafpaläste für eine Thorheit, die Zinsen des Anlagekapitals verzehren die Revenuen des Gutes. Das Getreide wird in Miethen auf dem Felde aufbewahrt und mit Strohdächern geschützt. Auf feine Schafzucht giebt man gar nichts, besonders jetzt, wo man aus grober Wolle feines Tuch zu machen versteht oder doch Stoffe wie die modernen gewürfelten und andere, die einmal Mode geworden sind. Das grobwollige Schaf, welches übrigens vom Kohlendampf fast ganz schwarz gefärbt ist, kann den ganzen Winter im Freien bleiben, liefert mehr Wolle und besseres Fleisch als das veredelte, kostet weniger und ist den Seuchen nicht so leicht unterworfen. Dagegen erfordern die Anlagen zur Erzielung des möglichst hohen Ertrages, die Trainirungen, ein sehr großer Viehstand, hohe Tagelöhne u. s. w. so bedeutende Betriebskapitalien, daß der kleine Besitzer nicht darin konkurriren kann.

Claremont ist ein schöner Park mit prachtvollen Bäumen und einem hübschen Schloß und gehört König Leopold. Hier lebt ein Theil der unglücklichen, vertriebenen Königsfamilie von Frankreich. Madame la Comtesse de Neuilly, die Königin Adelaide, ist eine ehrwürdige, sehr vornehm aussehende alte Dame, sehr verbindlich und von angenehmen Formen. Bei ihr befindet sich der Herzog von Nemours und seine Gemahlin (Koburg-Cohary) und deren halberwachsene Kinder, ferner der Prinz Joinville, welcher aber am Fuße leidet und nicht erschien. Der Herzog von Aumale lebt nicht weit von hier in Twickenham. Die Konversation mit diesen Herrschaften mag recht schwierig sein, man muß in allen Richtungen fürchten, irgend einen wunden Fleck zu berühren. Abends nach dem Diner war Konzert bei der Königin, leider in einem so kleinen Saal, daß nur die Hälfte der Zuhörer hinein konnte. Ich habe nicht viel gehört. Um ein Uhr nach Mitternacht, in dem Augenblick, wo die zahlreichen Karossen vorfahren sollten, brach ein furchtbares Gewitter aus, und der langersehnte Regen floß in reichlichem Maße auf die Staatslivreen herab. Ich öffnete mein Fenster nach dem privy garden (Privatgarten), wo die Baumgruppen wie durch bengalische Flammen erleuchtet standen. Unter diesen ganz besonderen Ausnahmeverhältnissen gestattete ich mir, zwar mit schlechtem Gewissen, den Genuß einer Cigarre.

Sonntag, den 21. Gottesdienst in der Schloßkapelle. Das nächste Mal will ich doch nach Westminster Abbey gehen, wo wenigstens die Liturgie gesungen wird. Das Kapitel aus dem alten Testament, welches man uns vorlas, handelte von einer abscheulichen Person, ich habe ihren Namen vergessen, in deren Zelt ein ammonitischer König auf der Flucht Gastfreundschaft sucht, sie überreicht ihm Milch zu trinken, übernimmt es, am Eingange des Zeltes Wache zu stehen, und klopft ihrem Gast, als derselbe schläft, einen Nagel in den Kopf. Das versauerte Gemüth der Puritaner fand in dem alten Testament die Rechtfertigung jeder Feindseligkeit und Grausamkeit gegen die, welche ihre Unduldsamkeit Feinde Gottes nannte. Die jetzige Hochkirche Englands ist ein Kompromiß aller Religionsparteien, daher die an die römisch-katholische Kirche erinnernden Formen, Trachten, Kniebeugungen neben der Nüchternheit und der Vorliebe für das alte Testament, die Heiligen im Lande. Die common-prayers (gemeinsame Gebete) sind die Haupt-, die Predigt reine Nebensache. — Nach dem luncheon fuhr ich mit unserem gefälligen Doktor Becker die Themse hinab nach Greenwich. London ist am Sonntag so dull a place (ein so trübseliger Ort), daß Alles daraus entflieht. Eine ununterbrochene Folge von Dampfbooten vermittelt den kleinen Verkehr auf dem Strom aufwärts nach Kew, Hampton Court und Richmond, abwärts nach Woolwich, Chatham und Gravesend. Man geht an irgend eine Landebrücke und ist sicher, nicht länger als fünf bis zehn Minuten zu warten, bis eines der Hunderte von Dampfschiffen in der gewünschten Richtung anläuft. Alle waren so besetzt, daß auf dem Deck Mann an Mann stand. Und wie viele Tausende schaffen nun außerdem die Eisenbahnen, Omnibus und Fly's (Art kleiner Droschken) fort. Zum ersten Male besuchte ich den

Tunnel, ein prachtvolles, gänzlich verfehltes Bauwerk, abwärts von Londonbridge und Tower gelegen, wo die Schifffahrt die Anlage einer Brücke nicht mehr gestattet. Die Passage kostet nur einen Penny, sie ist aber zu umständlich. Auf einer nicht allzu bequemen Treppe steigt man in einem in die Erde gesenkten runden Thurm etwa fünfzig Fuß tief hinab und tritt dann in den etwa sechshundert Schritt langen, mit Gas erleuchteten Tunnel selbst. Es liegen zwei solcher vermauerten Röhren nebeneinander, aber da schon eine derselben mehr als ausreicht, um den schwachen Verkehr zu vermitteln, so ist die andere in Läden verwandelt. Man sagt, daß in den chinesischen Städten die Menschen auf den Flüssen wohnen, hier wohnen wenigstens siebzig shop-keeper (Krämer) unter dem Fluß. Die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers reichen nicht bis in diese Räume, man kennt nicht Donner, Blitz oder Regen. Dampfschiffe und Dreimaster ziehen über den Häuptern dieser Troglodyten hin, welche den Wechsel der Tageszeit nur an der Uhr erkennen und deren Sonne eine Gasflamme ist.

Von dem berühmten Observatorium in Greenwich im schönen Park hat man eine weite Aussicht auf London. Wirklich sah man St. Pauls und Westminster, aber doch Alles nur Grau in Grau, was mehr als ein paar hundert Schritte entfernt ist. Es mußte uns dabei zur Genugthuung dienen, daß unsere geographische Position aufs Allergenaueste bestimmt war.

Nicht weit von Greenwich liegt am Ufer der Themse und parallel mit ihrem Lauf das größte Schiff der Welt, der mit Masten, Rädern und Schrauben ausgerüstete „Great Eastern". Er ist fast doppelt so lang wie das größte Linienschiff und ragt vom Stapel hoch über die umgebenden Gebäude empor. Dieses eiserne Schiff soll zweitausend Passagiere und den Kohlenvorrath für die ganze Reise nach Australien fassen. Für eine kürzere Tour kann er zehntausend Mann Militär aufnehmen. Ganz leer geht er siebenundzwanzig Fuß tief. Eine merkwürdige Operation wird es noch sein, ihn ins Wasser zu bringen, was nur durch die unwiderstehliche Kraft der hydraulischen Presse bewirkt werden kann. Hätte man das Ungeheuer wie andere Schiffe auf einem Stapel senkrecht auf das Flußufer gestellt, so würde man es zwar leicht herablassen. Da es aber beinahe so lang, wie die Themse hier breit ist, so würde es am jenseitigen Ufer hinauflaufen und Greenwich aufspießen. Es muß also ganz leise seitwärts herabkomplimentirt werden.

Ein nicht minder interessantes Schiff ist in diesem Augenblick der „Agamemnon", früher das Flaggenschiff Sir Charles Napiers, jetzt bestimmt, den Telegraphendraht aufzunehmen, welcher die beiden Hemisphären unserer Erde, die alte und die neue Welt, verbinden wird. Der Metalldraht ist nicht viel stärker als ein dicker Bindfaden, eingewickelt in eine Guttaperchahülle. Damit diese Isolirung des Drahts nicht von Seethieren angenagt wird, ist die Guttapercha mit Werg umsponnen und dieses wieder mit Eisendraht dicht umwickelt, und endlich, um die Oxydation des Eisendrahts zu verhindern, das Ganze übertheert. So bildet dies ein

Tau von etwa dreiviertel Zoll Stärke. Der „Agamemnon“, welcher seine Kanonen zu Hause läßt, ist seit Wochen beschäftigt, diesen Strick zu verspeisen. Er hat ein hübsches Endchen bereits aufgenommen, welches seinen unteren Raum ausfüllt und mit großer Sorgfalt so gelegt wird, daß es später ohne Störung sich selbst abwickeln kann. Der Rest liegt noch in der Fabrik. Diese ist vom Schiffe nur wenige hundert Schritte entfernt. Der größeren Schnelligkeit wegen korrespondirt man aber aus beiden Punkten auf dem Umweg von 2500 Meilen, nämlich die Länge der ganzen Tour. Sobald der „Agamemnon“ ganz gesättigt sein wird, geht er nach Irland und von dort in möglichst gerader Richtung nach Neufundland. Der Strick senkt sich dann von selbst auf den Meeresgrund hinab. Bei plötzlichen Abgründen in der Tiefe schießt er mit furchtbarer Schnelligkeit nieder. Da man durch Strömung und Sturm von der geraden Richtung abgedrängt werden kann, auch auf sehr bedeutende Meerestiefen rechnen muß, so führt man ein paar Hundert miles mehr mit sich, als die eigentliche Entfernung beträgt. Während der ganzen Operation wird man in London in jeder Sekunde wissen können, was auf dem „Agamemnon“ vorgeht. Auf die Frage, was aber geschieht, wenn trotz aller Vorsicht das Tau doch reißt, antwortet man: Dann legen wir ein neues und benutzen die gemachten Erfahrungen. Das Auffischen des alten würde mehr kosten, und das Unternehmen wird auch die Zinsen von mehr als einem Tau abwerfen, wenngleich so ein Strick wohl ein paar Millionen kosten mag. — Zwischen Korsika und Bona liegt bekanntlich schon ein Telegraphendraht verloren. Durch Stürme verschlagen und bei unerwarteten Meerestiefen hatte sich gezeigt, daß man nicht genug Reservedraht mitgenommen habe. Schon war man der afrikanischen Küste nahe, aber auch der Vorrath zu Ende. Dieses Ende anzuknüpfen, fehlte es an einer hinlänglich starken und tragfähigen Ankerboje. Auf ergangene Mittheilung erfolgte binnen wenigen Minuten die Antwort der Admiralität in London, daß binnen drei Tagen die Boje zur Stelle sein würde. Man konnte sie per Bahn nach Marseille schicken und von da per Dampfschiff. Das Fahrzeug lag mittlerweile im heftigsten Sturm vor Anker an seinem Telegraphendraht, und ehe die Hülfe kam, gab's einen gewaltigen Ruck, und das Tau entschlüpfte für immer.

Um nach London zurückzukehren, fuhren wir die Themse noch weiter abwärts nach Blackwall am linken Ufer, wo die gewaltigen India docks die größten Fahrzeuge aufnehmen. Von hier führt eine Eisenbahn dreiviertel deutsche Meile weit mitten in die city hinein; nahe bei der Brücke von London Bridge steigt man aus. Die größere Hälfte dieser Strecke fährt man auf gemauerten Bogen durchschnittlich in der Höhe des dritten Stockwerks, vielfach aber auch über die Dächer der Häuser fort. Nicht daß dies besonders hoch wäre, denn die Häuser selbst sind nur niedrig, aber das Terrain, durch welches diese und noch zwei andere Eisenbahnen geführt werden mußten, ist nicht Feld oder Garten, sondern dichte Stadt und Straße. Man blickt fortwährend in die inneren Höfe, in die oberen Stockwerke, in die Schornsteine der Häuser hinein, welche

dicht gedrängt nebeneinander stehen. Viele Hundert von die'en kleinen Wohnungen haben theilweise oder ganz weggerissen werden müssen, um den Pfeilern Raum zu schaffen, auf welchen die Bogen gewölbt sind. Welche Summen mag es gekostet haben, ehe die Verhandlungen mit mehreren Hundert von Hausbesitzern nur aus den Händen englischer Juristen heraus zu bekommen waren, welche Summe dann für Grundentschädigung und endlich für den Bau selbst! Und doch hat die Größe des Verkehrs bereits genöthigt, ein zweites Geleise zu legen, was nicht anders möglich war, als durch Erweiterung des Planums, für welche der Raum abermals auf demselben Wege gewonnen werden mußte.

Uebrigens sieht man von dieser Eisenbahn aus erst recht, wie häßlich London ist. Nur die Association ist reich genug, um auf einen Grund und Boden zu bauen, der nach neunundneunzig Jahren mit Allem, was darauf steht, dem Grundherrn ohne alle Entschädigung wieder anfällt. Die schönsten Gebäude selbst im fashionable Westend (vornehmen Westend) sind die Bahnhöfe und die Klubs. Der conservative united Service Reform und andere Klubs sind ohne Vergleich prachtvoller als St. Jamespalast. Sie zeigen breite Fronten, Granitsäulen, Fenster aus einer Krystallscheibe, schöne Treppen und eine Enfilade von Zimmern. Unstreitig giebt es auch außerdem einige Paläste der Großen in ähnlichem Stil, so die der Lord Ellesmere, Southerland, Wellington, Groszvenor u. s. w. Aber in der Regel wohnt die nobility und gentry (hoher und niederer Adel) auf dem Lande. Dort hat sie ihre manors und lodges (Güter und Villen), in London aber nur Absteigequartiere für die season (Saison). Nun kann sich der Engländer durchaus nicht damit befreunden, mit einer anderen Familie unter demselben Dach zu wohnen. An Englishman's house is his castle (Eines Engländers Haus ist seine Burg), zwei unabhängige Garnisonen in derselben Festung geht nicht. Eigentlich ist das wohl rein imaginär. Denn ob meine Hausthür auf die Straße oder auf ein gemeinsames Treppenhaus mündet, ist doch ziemlich gleichgültig. Ich wohne in Berlin mit acht Familien in demselben Hause, aber in völlig abgeschlossener Wohnung. Nur die unvermeidlichen Klavierstudien durchbrechen jede Schranke, aber gewiß nicht minder hier bei den leichten Mauern als bei uns in den massiven Häusern. Der ganze Unterschied ist, daß die Castles bei den Engländern dicht nebeneinander, bei uns dicht übereinander liegen, die Folge davon aber, daß wir unsere Zimmer neben-, sie die ihrigen übereinander liegen haben. Man kann dreist behaupten, daß die bei Weitem überwiegende Zahl aller Häuser in London zwei, höchstens drei Fenster Front haben. Man wohnt im mittleren, speiset im unteren, schläft im oberen Stock. Daher der gänzliche Mangel an Gesellschaftsräumen. Ladet Jemand den Hof zum Ball ein, so muß ein provisorischer Saal im Hofraum erbaut werden, um zu soupiren, ein anderer, wohin die Königin sich zurückzieht; die Erfrischungen werden unten verabreicht, wenn es gelingt, die enge Treppe hinabzukommen. Ueberall Gedränge, Unmöglichkeit der Cirkulation, kurz, rout (Wirrsal).

Manchmal glaubt man in London Palastfronten zu sehen von schlechtem Geschmack, aber ungeheurer Ausdehnung. Die ganze Seite eines Square (Platz) oder einer Straße bildet ein einziges Gebäude, durchweg derselbe Stil, dieselben Farben. Dreißig, vierzig Balkons, auf derselben Säulenordnung ruhend, treten hervor, aber freilich sind auch ebenso viele Hausthüren da. Ein Bauunternehmer kalkulirt die wohlfeilste Form eines Palastes von zwei Fenstern Front und vier Etagen Höhe aus, welcher nothwendig seinen Portikus und Balkon haben muß. Nach dieser Schablone baut er zunächst ein Dutzend; findet er Miether, so rüstert er noch ein Dutzend solcher Paläste an und fährt fort, bis die Straße alle wird. Trostlose Monotonie! Manchmal läuft auch im italienischen Stil ein fortgesetzter Balkon längs der ganzen Front einer solchen Straßenseite, was weder zum Klima, noch zu den klausnerischen Sitten des Landes paßt. Ein solcher Balkon ist dann alle fünfzehn Schritte durch ein Gitter versperrt, welches dem trespasser (Uebertreter) die angenehmsten Spitzen in Haken- und Fußangelform aufs Verbindlichste entgegenhält.

Vollends nun in den Stadttheilen, wo die Arbeiterbevölkerung wohnt. Da stehen Hunderte von Häusern in Reihen, als ob sie aus der Schachtel einer Nürnberger Spielstadt genommen wären. Da hat jedes Haus genau gleich viele Scheiben und Schornsteine, jedes sein Gärtchen, so groß wie eine halbe Stube und doch mit einer Mauer umgeben. Denn isolirt will man sein. Setzt man sich doch in der Taverne in Bretterverschläge, wie die Kastenstände unsrer Pferde, um die Nachbarn nicht zu sehen. Man könnte ja von ihnen angeredet werden und trinkt daher seinen pot of ale (Töpfchen Ale) lieber mit dem Brett vor dem Kopf.

In der ganzen city, in den Hauptadern des Verkehrs, Strand, Pallmall, Piccadilly, Oxford, St. James, Bondstreet u. s. w., ist die untere Etage prachtvoll. Es sind nur Läden, in denen der Luxus sich hinter Spiegelscheiben vom Gaslicht bescheinen läßt. Man kann sagen, daß ein großer Theil des Erdgeschosses von London aus Krystall erbaut ist. Darüber aber erblickt man durchweg nur die schmucklose, schwarz geräucherte Ziegelmauer mit Schiebefenster. Ein einstöckiger Palast wie Hotel Clugny in Paris mit einer aristokratischen Flucht großer Zimmer, gelegen zwischen cour et jardin (Hof und Garten), würde freilich in London ein Million für Grund und Boden kosten.

Den 24. — Der heutige Tag ist immer ein schwerer für mich gewesen, vor achtzehn Jahren die Schlacht bei Nisib, heute ein Monstreball. Nicht weniger als 1800 Einladungen. Der ungeheuere Saal ist dicht angefüllt. Wir befinden uns sehr im Vortheil auf einer Estrade hinter Ihrer Majestät, wo man nicht gedrängt wird, Alles übersieht, und wo es, dank einem tüchtigen Zugwind, sogar ganz kühl ist. Da ich nicht dinirt habe, so hatte ich dringendes Bedürfniß nach einer Tasse Thee, und da das Buffet nahe an der Ausgangsthür, so sitze ich nun hier in voller Uniform und schreibe an Dich. Es ist gleich Mitternacht, und wir haben wohl noch zwei Stunden Vergnügen auszustehen.

Der Saal ist wirklich prachtvoll. Ein helles Gaslicht strömt von außen durch die Fenster ein. Außerdem brennen immer nur Wachskerzen. Die Trauer ist heute abgelegt. Der Hof ist ganz weiß und ohne Brillanten. Die Gesellschaft aber in allen Farben.

Die größte Pracht war aber gestern auf dem Drawing room (Cour) in St. Jamespalast entfaltet. Ich ging Mittags nach Piccadilly und traf dort schon eine lange Reihe Wagen. Die reichen Schleppen pauschten aus der Wagenthüre heraus, und die geputzten Herren und Damen hielten unbeweglich im heißen Sonnenschein, denn erst um ein Uhr wird der Palast geöffnet, und um zwei erscheint die Königin. Viel Mühe, Zeit und Kosten, um Ihrer Majestät einen Knix zu machen und dann zu verschwinden. Abends besuchten wir eine ganze Galerie von Porträts der Königin Maria Stuart. Jemand hat den guten Gedanken gehabt, alle Besitzer von solchen Bildern aufzufordern, sie zu einer exhibition (Ausstellung) herzugeben, und da die Königin mit ihrem Beispiel voranging, so hat die Sache den besten Erfolg gehabt. Es sind Bilder aus allen Epochen der schönen, unglücklichen Fürstin; man sieht sie als jugendliche Braut des Dauphins von Frankreich, als die Gemahlin des schönen Darnley, als die Gefangene von Fotheringhay, als Büßerin und endlich ihre Todtenmaske. Der Rosenkranz und der Schleier, die sie bei der Hinrichtung trug, der von Elisabeth selbst unterschriebene warrant (Verhaftsbefehl) und viele Kleinodien, die ihr gehört haben, sind gleichfalls ausgestellt.

Den 25. — Abends ritten wir nach dem neuen Park, Battersea Park. London, welches schon jetzt die Bevölkerung eines deutschen Königreiches umfaßt, dehnt sich immer weiter aus, und es ist eigentlich gar kein Ende davon abzusehen. Es ist daher sehr dankenswerth, daß man schon jetzt weite Räume aufbewahrt, auf welchen keine Häuser gebaut werden dürfen, und in denen künftige Generationen Luft schöpfen können, wenn diese Räume mitten im städtischen Gedränge liegen werden. Ich bekomme alle Tage ein anderes Pferd zu reiten, wie mir scheint, immer die, mit welchen die Anderen nicht gut fertig werden. Heute hatte ich die Lady Gough, ein wunderschönes Thier, welches aber nur rechts Galopp geht und dabei so vehement ist, daß man immer besorgen muß, die vorreitenden Prinzlichkeiten umzurennen. Im Getümmel der Straße, auf Steinpflaster und frisch beschütteter Chaussee ist das nicht angenehm. Ich sehne mich ordentlich danach, einmal wieder ein gerittenes Pferd zu reiten, was den Willen seines Reiters thut. Der Engländer überläßt sich ganz seinem Pferde, und da die Thiere vortrefflich, so können sie das, ohne alle Augenblicke den Hals zu brechen. Nichts angenehmer, als für sich so fort zu canter (kurzer Galopp). Soll man aber im Gefolge reiten, so bleibt man in einem Kämpfen. Ich bin nur neugierig, was sie mir morgen zu der großen militärischen Schaustellung für eine Bestie geben werden. Es ist nach Mitternacht, und ich schließe für heute.

Den 26. — Um zehn Uhr setzte sich der Zug der Königin in Bewegung. Ihre Majestät trug die rothe Generalsuniform mit Gold,

die goldene Schärpe und das blaue Band des Garter (Hosenbandorden) über der Schulter, blaues Kleid, Hut mit rother und weißer Feder, ritt einen sehr ruhigen Rothschimmel und sah sehr gut aus. Rechts von ihr Prinz Friedrich Wilhelm, links der Royal Consort (Prinz Gemahl). Es folgten Lady Churchhill und Lady Codrington in schwarzen Reitanzügen, beide sehr gute Reiterinnen, dann der Lord in waiting (Lord vom Dienst) Alfred Paget, der Kriegs- und der Marineminister Lord Panmure (vor ein paar Jahren Kavallerieoffizier) und Sir Charles Wood (der nie ein Schiff gesehen hat), dann Prinz von Wales und Prinz Alfred, beide in schottischer Tracht mit gewürfelter Hose und Adlerfedern, der Equerry in waiting (Stallmeister vom Dienst) und ich. Man hatte für den Prinzen und mich zwei Generalschabracken und Zäumung aus Berlin verschrieben. Diesmal hatte ich ein ganz ruhiges Pferd. Zahlreiche grooms (Reitknechte) und rothe Röcke schlossen. Das Aufsitzen geschieht im palace garden (Palastgarten). Darauf setzte sich die Generalität und Adjutantur an die Spitze, so daß der Herzog von Cambridge zunächst vor der Königin ritt. Im Zuge befand sich unter Anderem ein Staatshandpferd, nicht um je bestiegen zu werden, sondern um die überaus reiche caparison (Schabracke) zu zeigen. Der Gaul bockte abscheulich unter der schweren Golddecke.

Der Zug ging nun längs des Greenparks nach Hydepark. Von den 8000 policemen mochte wohl die Hälfte auf diesem Wege aufgestellt sein, aber ohne Waffen oder Stäbe. Ueberall herrschte die musterhafteste Ordnung in den ungeheueren Menschenmassen, welche die Königin mit Cheers begrüßten, und doch auch viel Interesse für den stattlichen Prinzen zeigten.

Im Hydepark war ein großes Viereck freigehalten. Auf der einen Seite standen die Truppen in Parade aufmarschirt, auf den anderen waren Tribünen mit 8000 Sitzen erbaut. Davor standen die Waisenknaben und die alten Krieger aus Chelsea, die Matrosen aus Greenwich und etwa sechzig Militärs aus Armee und Flotte, Offiziere, Gemeine und Civilisten, welche wegen ganz besonderer Thaten im Krimfeldzuge mit einem von der Königin für diesen Zweck besonders gestifteten Bronzekreuz belohnt werden sollten. — Es waren vierzehn Schwadronen zu fünfzig Pferden und sechs Regimenter à fünfhundert Mann, zusammen nur etwa viertausend Mann mit achtzehn Geschützen. Das Material ist vortrefflich, schöne, große Leute, besonders bei der Kavallerie. Die beiden life guards (Leibgarde) Regimenter roth mit Helmen, Kürassiere weiße Hosen und hohe Stulpstiefel, die Ennis Killen (Irländer) und zwei Regimenter Husaren. Bei der Infanterie war ein Regiment Schotten ohne Hosen, den Dudelsack vorauf. Ein gälisches Regiment riflemen (Schützen) führte den Ziegenbock mit sich. Der Vorbeimarsch im langsamen Schritt, sechsundsiebzig in der Minute, dauerte sehr lange. Das Gewehr noch nach unserer alten Art im linken Arm getragen. — Nachmittags fuhren wir mit Prinz Albert und den beiden ältesten Prinzessinnen die Themse hinauf bis Hammersmith, eine sehr hübsche Tour.

London, Freitag den 3. Juli 1857.

59 An die Gattin!

Wir haben den sehr interessanten Ausflug nach Manchester gemacht. Montag Nachmittag vier Uhr ging's mit dem gewöhnlichen Cortege (Gefolge) nach dem Bahnhof der North Western Railway. Ein ziemlich langer Tunnel führt unter einem Theil der Stadt fort, dann gleich in eine überaus hübsche, grüne Gegend. Sobald man nur London ein paar miles hinter sich hat, wird die Luft auch leichter und durchsichtiger. Da hier fast gar kein Korn gebaut wird, so hat man auch überall die schönen, alten Bäume stehen lassen. Wälder sind selten, aber das ganze Land ist mit Bäumen bedeckt. In ihren Schatten drängen sich die Schafheerden zusammen, während die Kühe bis an den Bauch im hohen Grase stehen. Die Wohnungen sind sehr klein, aber überaus reinlich und zierlich. Dazwischen einzelne Villen, cottages und lodges (Landhäuser und Häuschen), von Epheu und Rosenspalieren überrankt, Alles auf dem grünen Grasteppich. Hin und wieder erblickt man auch ein prachtvolles manor (Gutsgebäude) im Stil der Elisabeth mit schönen Terrassen, Treibhäusern und Blumenparterres, und besonders hübsch sind die Kirchen. Sie sind meist klein, im schönsten Spitzbogenstil mit großen, hellen Fenstern, die Thürme enden gewöhnlich mit Zinnen, ohne Spitzendach und erheben sich wenig über die mächtigen Eichen, die sie umstehen. Auf der Spitze eines Hügels sieht man zuweilen noch die keeps (Verließe) einer verfallenen Burg (so bei Stafford) oder einen Grabhügel, für dessen Alter die mächtigen Bäume sprechen, die darauf wurzeln.

In Tamworth wurde angehalten, um zu lunch (frühstücken), dann ging es nahe an Lichfield vorüber, dessen schöne Kathedrale ihre lofty spires (hochragende Thurmspitzen) über der Stadt erhebt; wahrscheinlich fuhren wir dicht an Colton*) vorüber. Doch war das Haus nicht sichtbar. Hier einen Grundbesitz zu haben, ist doch eine schöne Sache.

Gleich hinter Lichfield fängt freilich die leidige Industrie wieder an, die coalpits, cotton mills (Kohlengruben, Baumwollenspinnereien) und rauchenden Schornsteine, welche die ganze Gegend verderben.

Das Wetter war schön und die ganze Tour hübsch. Ueberall stand die Bevölkerung längs der Bahn, to cheer the Queen (die Königin zu begrüßen). Es wurde elf Uhr Abends, bevor wir das Nachtquartier in der Dunkelheit in Worley Hall erreichten. Es existirt ein Roman dieses Namens, den Ihr, glaube ich, in Berlin gelesen habt, und welcher in der Zeit der vertriebenen Stuarts spielt. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß das prächtige Schloß erst vor wenigen Jahren erbaut ist, jedoch liegt nahebei ein altes Gebäude, in welchem sich die Begebenheiten zugetragen haben mögen. Der Wirth, dem die Königin diesen zahlreichen Besuch zugedacht hatte, war Francis Egerton, Earl of Ellesmere, Viscount Brackley of Brackley, Lord Lieutenant and Custos Rotulorum

*) Colton war damals noch im Besitz der Burtschen Familie.

of the County, Palatine of Lancaster, Commander of the Duke of Lancaster's (Prince of Wales) Own Yeomanry Hussars, Rector of Kings College Aberdeen etc. (Earl von Ellesmere, Vicomte Brackley von Brackley, Lord-Lieutenant und Grafschafts-Archivar, Pfalzgraf von Lancaster, Kommandeur der Leibtrabanten, Husaren des Prinzen von Wales, Rektor der Königlichen Hochschule Aberdeen u. s. w.). Die übrigen Titel will ich fortlassen. Vermählt mit Lady Campbell, Tochter Lord Cowdens. Er ist ein junger, äußerst kränklicher Mann, der von all seiner Herrlichkeit wenig Freude zu haben scheint. Seine Schwester, Lady Alice, vermählt mit Mr. Bynz, Lady Blanche Egerton, ein Bruder, Viscount Brackley, seine Schwägerin Lady Balfour und viele andere Verwandte waren schon da; hinzu kamen, außer der Königin, Prinz Albert, Prinz Friedrich Wilhelm, Prinz Alfred, Prinzeß Royal, Prinzeß Alice, Sir George Gray, Minister des Home Departments (Hausminister), Earl of Breadalbane als Lord Chamberlain (Lord Oberkammerherr), General Gray, Colonel Philipps, Colonel Seymour, Capitain Cowell u. s. w. und zahlreiche Dienerschaft, die sämmtlich in den weiten Räumen des Schlosses untergebracht wurden.

Dasselbe liegt am Abhang eines Hügels, hat eine prachtvolle Terrasse und weite Aussicht, nur daß man sie nicht sehen kann. Britannien ist eine stets verschleierte Schönheit. Fernsichten giebt es hier nicht. Das dreistöckige Gebäude mit gothischen Fenstern, Thüren und Vorsprüngen macht einen imposanten Eindruck. Das große königliche Banner wehte vom Hauptthurm.

Am Dienstag hielt die Königin ihren offiziellen Einzug in Manchester. Zehn oder zwölf Equipagen und sechzig bis achtzig Pferde waren per Extrazug hergeschafft. Die Königin, Prinz Albert, Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Royal fuhren im letzten Wagen. Die Yeomanry (Leibwache) ritt auf prächtigen Pferden vorauf. Es mochten wohl eine halbe Million Menschen zu beiden Seiten des anderthalb Meilen weiten Weges bis zur exhibition (Ausstellung) stehen. Aber sie standen, und eine stehende Menge ist in Ordnung zu halten. Die Hauptsache ist, daß man den Leuten nicht erlaubt, mit den Wagen zu laufen. Uebrigens hört man immer den Ruf: „Order, order!“ („Ordnung, Ordnung!“) Die Menge hält sich selbst im Zaum. Sie ist in der Kultur so weit fortgeschritten, daß sie begreift, daß die Ordnung ihr selbst nützt. Man sieht, das Volk ist seit Jahrhunderten gewöhnt, sich selbst zu regieren. Damit soll nicht gesagt sein, daß dies ohne Unterstützung der Polizei geschehe. Ich glaube, es waren wohl fünf- oder sechstausend policemen (Schutzleute) auf den Beinen, jeder mit der kurzen Keule in der Hand, mit welcher den transgressors (Uebertretern) ein sehr deutlicher Wink gegeben werden kann. Aber keine Polizei vermag solchen Massen zu steuern, wenn sie es nicht selbst thun. Je näher der Stadt, desto dichter stand Kopf an Kopf. Innerhalb waren große Tribünen errichtet für viele Tausende, der Stand für durchschnittlich one shilling (einen Schilling). Leider fing es an zu regnen, aber es wurde gesagt, daß die Manchester men (Manchester-Leute) nicht zufrieden sind, wenn es

nicht wenigstens etwas regnet; auch war es nicht so stark, daß nicht die Landauer niedergeschlagen bleiben konnten, damit das Volk die Insitzenden sähe. Flaggen und Fahnen waren zu Hunderttausenden vorhanden, nicht bloß jedes Haus, nein, jeder Baum hatte seine, dazu Triumphbogen und Inschriften. Ein ungeheures Fabrikgebäude hatte in jedem Fenster eine Fahne, die immer abwechselnd blau, roth und weiß waren, darüber eine kolossale Inschrift: „The twelvehundred working people of this factory welcome their Queen“ („Zwölfhundert Arbeiter dieser Fabrik bewillkommnen ihre Königin“). Auch „Long life and health to the Princess Victoria and the prince of Prussia“ („Langes Leben und Wohlergehen der Prinzessin Viktoria und dem Prinzen von Preußen“).

Es giebt in England einen ungemeinen Reichthum an Kunstschätzen, die aber an Hunderten von Orten, meist auf den großen Landsitzen, über das ganze Reich vertheilt sind. Um diese Schätze dem Beschauer zugänglich zu machen, hat man den Gedanken einer treasures of art exhibition (Ausstellung von Kunstschätzen) gehabt und unter patronage (Patronat) des Prinzen Albert wirklich zu Stande gebracht. Obwohl die Ausstellung nur wenige Wochen dauert, so hat man für diesen Zweck nicht gescheut, ein gewaltig großes, massives Gebäude mit Krystalldach zu errichten. Für diesen Tag hatte nur eine sehr gewählte Gesellschaft, wahrscheinlich zu enormen Preisen, Zutritt, welche auf die mittlere Halle beschränkt blieb. Im Transept war eine Tribüne mit Sesseln für die königlichen Herrschaften errichtet, dahinter ein zahlreiches Orchester mit einer Riesenorgel. Als die Königin eintrat, wurde das God save the Queen (Clara Novello) aufgeführt. Damit Alles sehen konnte, blieben die Damen in der vordersten Reihe sitzen. Ungeheure Cheers von allen Seiten, als die Prozession nach den Sitzen sich vorbewegte. Dann trat der Mayor Mr. Whalls vor in Purpurmantel, Perücke, schwerer goldener Kette und las die Adresse der Stadt vor. Der Minister des Innern, Sir George, empfing diesen speech (Ansprache), auf Pergament mit vergoldeter und reich ausgemalter Frakturschrift, in Sammet gewickelt und in einer rothen Maroquinrolle aufbewahrt, und überreichte demnächst die Antwort, welche Ihre Majestät sitzend ablas. Mit dem ersten besten Säbel eines anwesenden Offiziers schlug sie demnächst den knieenden Bürgermeister zum Ritter, worüber Lady Whales oder Walsh ihre große Freude gehabt haben wird. Hiernächst wurden die sämmtlichen angrenzenden Säle und die dort aufgestellten Kunstwerke besichtigt, aber ausschließlich von the Queen's part (der nächsten Umgebung der Königin), der sich nur Lord und Lady Palmerston und Graf und Gräfin Bernstorff anschließen durften. Alles Uebrige blieb in der Mittelhalle während drei Stunden und durfte sich an dem Konzert unterhalten. Schließlich wurde ein luncheon eingenommen und dann ging die Fahrt zurück. Es hatte furchtbar gegossen, aber die Menschenmenge did not mind it (kümmerte sich nicht darum). Man fuhr von einem God save in das andere; die Glocken, die hier wie in Rom bestimmte Akkorde anschlagen, erfüllten die Luft und übertönten kaum die Cheers, und Alles war in perfect good

humor (vollkommen gute Laune). Abends acht Uhr wurde dann in Worsley dinirt, und um elf Uhr konnte man sich zurückziehen.

Merkwürdig gute Betten hat man hier in England, sehr breit, nichts von den fatalen Sprungfedern, die sich immer schief liegen, aber drei bis vier Roßhaarmatratzen übereinander, darüber noch eine wollene Decke und dann erst die Leintücher.

Am Mittwoch wurde der Besuch „privatim" wiederholt. Der Unterschied bestand freilich nur darin, daß die Livree schwarz war und die Königin vorausfuhr. Es regnete natürlich; aber der Grund, weshalb lange nicht so viele Menschen auf den Beinen waren, war hauptsächlich, daß der Ausfall von zwei Arbeitstagen für die Arbeiterklasse ein unerschwinglicher Luxus ist. Weshalb man überhaupt diese Ausstellung nach Manchester gerade verlegt hat, begreife ich nicht. Bekanntlich lassen sich alle Interessen dieser Stadt in dem einzigen Namen „Kalico" zusammenfassen.

Diesmal war das ganze Gebäude dem Publikum verschlossen, und man konnte nun auch ungestört die Mittelhalle besehen, wo gerade die historischen Porträts aufgestellt sind, welche mich am meisten interessiren. Da waren nun von den besten Meistern ihrer Zeit alle die englischen Könige und Staatsmänner, Feldherren, Schriftsteller und Frauen nach ihrer Zeitfolge geordnet. Lauter Bekannte aus der Geschichte. Da saß der schwache Richard II., der sich von Lancaster entthronen ließ, da stand der scheußliche Richard III. Da hat Hans Holbein den achten Heinrich verewigt, der aussieht, wie ein gemüthlicher, dicker Bierbrauer und einer der furchtbarsten Tyrannen war. Dicht daneben das Porträt der unglücklichen Johanna Grey, der Anna Boleyn, der Lady Seymour. Dann folgt die spanische Maria, seine älteste Tochter mit der Prinzeß von Arragon und ihr Gemahl Philipp II. (der erste Royal consort, König-Gemahl). Dann Elisabeth in vielen Abbildungen, als junges Mädchen, wo sie sehr hübsch ist, dann im fabelhaftesten fancy dress (Phantasiekostüm), als alte Frau sehr häßlich, daneben Robert Dudley, Lord Leicester, und der unglückliche Essex, ihre beiden Liebhaber. Nach dem unköniglichen Sohn der Maria Stuart folgt der unglückliche Karl I. in einer ganzen Reihe von Bildern aus van Dycks Meisterhand zu Fuß und zu Pferde mit Henriette de France, der Schwester Heinrichs IV., und ihren Kindern. Nach Oliver Cromwell Karl II. Er ist umgeben von allen seinen Geliebten, von Nell Gwyn, der Schauspielerin, von welcher die Herzoge von St. Albans abstammen, der wunderschönen Mlle. de Queroualles, der Stammmutter der Herzoge von Portland, und allen den übrigen. Nach dem finstern James II. die dicke, gemüthliche Queen Anne und daneben der wunderschöne Churchhill, Herzog von Marlborough, dann die zweite Maria; mit Wilhelm v. Oranien im rothen, goldbetreßten Rock, gepuderter Perrücke und Zwickelstrümpfen tritt hier eine neue Zeit auf. Doch genug! In den Seitenhallen finden sich ganz alte und ganz neue Gemälde der ersten Meister, außerdem geschnitzte Sachen in Gold, Elfenbein, Edelstein, Wasserfarbengemälde, Stiche, Lithographien, Photographien, Waffen-

sammlungen, Kuriositäten, Farbendrucke, Handzeichnungen von Rafael, Guido Reni, Albrecht Dürer u. s. w. Man kann auf Alles nur einen flüchtigen Blick werfen.

Um zwei Uhr fuhren Prinz Albert und die beiden jungen Prinzen mit uns nach der **Town Hall** (Markthalle), wo Mayor und Aldermen unserm Prinzen eine Adresse überreichten. Es war ein Dais (Thronhimmel) von rothem Sammet auf einer Estrade errichtet. Ein ornithologisches Ungeheuer stellte den preußischen Adler vor, eine Spezies, die in **this country** (diese Gegend) noch nicht gesehen worden ist. Die städtischen **gros bonnets** (Würdenträger) und ihre schöneren Hälften füllten den Saal. Nachdem wir unter den Thronhimmel von rothem Sammet (wenn es nicht Manchester war) getreten, brachte der nunmehr ehrenwerthe Maire seinen **speech** (Ansprache) vor. Ich empfing **the piece of eloquence** (dies Stück Beredsamkeit) auf Pergament, ganz **of the same description** (ganz übereinstimmend) wie die Adresse an die Königin, und überreichte dem Prinzen die von ihm selbst aufgesetzte Antwort, die er mit lauter und sicherer Stimme ablas, natürlich auf englisch (**with a slight German accent**, mit ein wenig deutschem Accent, sagt die Times, die mich **the count Möltke** nennt). Die Rede wurde durch mehrfache „**Hear, hear!**" („Hört, hört!") unterbrochen, und dann ging es zur Hauptsache, zu einem splendiden **luncheon**, bei welchem der dicke **Knight** (Ritter) als Wirth obenan saß. Die Bedienung war aber so unbegreiflich konfus geworden über die Ehre, die der Stadt zu Theil geworden, daß ich wirklich hungrig aufstand. So wurden z. B. zum Dessert Jedem zwei neue Gläser hingestellt, und diese blieben sämmtlich leer, aus dem genügenden Grunde, weil keinem Einzigen etwas eingeschenkt wurde. Bei mir wenigstens erschien nach dem **fowl** (Geflügel) unmittelbar ein Gelée von Erdbeeren. Ich glaube, man hatte sich vergriffen und konnte nun nicht mehr zum Fisch und **roastbeef** zurückkehren.

Durch ein ungeheures Menschengedränge ging es nun zu einigen der bedeutendsten Fabriken, einer **cotton-mill** (Baumwollenspinnerei), einer Kautschukfabrik und einer Maschinenspinnerei. Jede beschäftigt bis gegen 2000 Menschen, meist Mädchen, die hier täglich 1½ bis 2 Sh. verdienen. Es ist denn aber auch ein elendes Loos, sein Leben lang in diesen engen Räumen vom Morgen bis zum späten Abend immer dieselbe geistlose Handleistung zu vollbringen. Schließlich ging es nach Worsley zum Diner, wohin die Königin gleich zurückgekehrt war.

Am Donnerstag acht Uhr früh ging's auf einer andern Eisenbahn zurück. Das Wetter war herrlich. Wir fuhren an dem schönen Palast des Lord Lichfield vorüber. Die Gegend ist überall reizend und von wirklich zahllosen Kanälen, Straßen und Eisenbahnen durchzogen. Um zwei Uhr fuhren wir in den feuchten, kalten Nebel von London hinein und waren um drei in Buckingham.

Obwohl wir fünfzig deutsche Meilen zurückgelegt, so ist das auf der Eisenbahn so wenig eine Anstrengung, daß ich das Bedürfniß hatte, noch spazieren zu gehen. Ich wählte dazu die Hungerfordbridge, ein Wunder-

werk der Baukunst. Die Themse ist hier 600 Schritt breit. Dennoch tragen zwei Strompfeiler die ganze Brücke. Die Spannung zwischen diesen beiden Pfeilern beträgt im Lichten volle 600 Fuß! Jeder Pfeiler bildet einen mindestens 100 Fuß hohen Thurm, über welchen die Ketten gezogen sind, an welchen der Brückenpfad hängt. Die Dampfschiffe und die Segler ziehen unbehindert unter derselben weg, ohne, wie bei den übrigen steinernen Brücken, Schornsteine oder Mast niederzulegen. Für einen halben Penny hat man die Erlaubniß, hier so lange auf und ab zu gehen, wie man Lust hat. Es ist einzig, in dieser Schwindelhöhe, wie in der Luft schwebend, das Leben und Treiben auf dem Fluß unter sich zu beobachten. In einer Viertelstunde schießen gewiß zwanzig Dampfschiffe, jedes mit 100 bis 200 Passagieren, den Strom auf- oder abwärts. Dabei hat man einmal einen freien Raum um sich und ist nicht im Gedränge. Nach der einen Seite sieht man die schöne, aber ganz baufällige Westminsterbrücke und dahinter den über alle Begriffe prachtvollen Palast des Parlamentshauses und die alte Abbey gleichen Namens. Abwärts die schöne Waterloobrücke, Somersethouse, den schönsten Palast in London, und dahinter, hoch in der Luft oder dem Dunst, St. Pauls. Als ich endlich zurückwanderte, begegnete ich Alvensleben, der eben von mir kam. Er begleitet den Fürsten von Hohenzollern, welcher seine Tochter mit dem König von Portugal verlobt und daher jetzt die Koburgsche Dynastie besucht. — Heute traf denn auch König Leopold von Belgien ein mit dem Grafen von Flandern und der Prinzeß Charlotte. Wir empfingen sie auf dem Bahnhof.

Ich habe heute ein Panorama von Moskau besucht, welches ganz vortrefflich ist. Man steht auf der Terrasse des Kreml und übersieht die ganze Stadt. Es ist, als ob man an Ort und Stelle wäre, und war mir eine Rekapitulation des ganzen Aufenthalts dort.

Eben sind wir in Hydepark gewesen. Die Damen reiten fast alle in schwarzem Anzuge, niedrigen Hüten mit Strauß- oder Hahnenfedern, das Haar hinten ziemlich weit herabhängend, zuweilen in einem Netz. Am Sattel haben sie fast alle einen zweiten Bügel und sitzen dadurch ungemein zuversichtlich. Für mich ist diese Promenade eine wahre Reitschule. Mein Pferd heute hatte gewiß drei bis vier Tage im Stall gestanden, de Roß mußte sein Pferd wechseln, weil er es nicht halten konnte. Der Raglan (nicht Rockland), von dem ich Dir letzt schrieb, ist gestern durchgegangen, hat den groom (Reitknecht, Jockey) gegen eine Mauer geworfen, so daß man zweifelt, ob er durchkommen wird.

Den 4. — Gestern Abend war großes Konzert bei der Königin, welches bis zwei Uhr dauerte. Der Fürst von Hohenzollern und Alvensleben waren auch da, dann der Prinz Holstein, Sohn des Prinzen Friedrich von Noer. Heute besuchten wir die Nationalgalerie. Ich muß Dir nun leider schreiben, liebe Marie, daß der Prinz seinen Aufenthalt hier bis zum 11. dieses Monats verlängert, wo die Stadt London ihm das Ehrenbürgerrecht zugedacht hat. Von hier geht er (wahrscheinlich über Paris, doch ohne Aufenthalt) nach Karlsruhe zu seiner Schwester

und will den 20. in Breslau, also wohl den 19. erst in Berlin eintreffen.

Verliere die Geduld nicht. Adieu, liebes, gutes Herz.

Breslau, den 19. August 1857.

60 An die Gattin.

Liebe, gute Marie. Vielen Dank für Dein Schreiben von gestern, welches ich heute erhielt.

Wir haben vorgestern und gestern eine Tour von fünfzig Meilen und darüber, meist per Extrapost, zurückgelegt. Dieser Theil von Schlesien ist sehr traurig. Endlose Ebenen mit Kieferwald. Es wird meist nur Buchweizen und Hirse gebaut. Der Boden ist sandig, und dicht unter der Ackerkrume liegt der Kalkfelsen. An einigen Stellen erheben sich Hochöfen und der Kohlenmeiler verbreitet seinen Geruch meilenweit. Die großen Herrschaften mit 12 bis 80 000 Morgen Wald machen, daß die Besitzer um so vereinsamter auf ihren nicht sehr prächtigen Schlössern sitzen. Alles spricht polnisch, die kleinen Hütten sind aus Balken erbaut. Koschentin ist eine häßliche Kaserne, und nur mit Mühe ist etwas Park um dasselbe hergestellt. Doch sieht man ganz fern am Horizont noch das Gebirge. An der Grenze des Kreises empfing uns in Gala der Landrath, Karl Hohenlohe, früherer Adjutant des Prinzen Karl von Preußen. Er soll ein sehr tüchtiger Landrath geworden sein. Wir plauderten viel von alten Zeiten. Sein Vater, die Mutter, eine Prinzeß von Hohenlohe-Langenburg, die jüngste Tochter und eine Gräfin Fries empfingen uns in Koschentin, wo um vier Uhr dinirt wurde. Dann spazierten wir durch den Park. Es hatte geregnet und war kühler. Nach dem Thee ging man früh zur Ruhe. Gestern um sechs Uhr fuhren wir ab nach Karlsruhe, wobei es einige Male tüchtig regnete. Der alte Herzog von Württemberg, in russischer Generalsuniform mit rothen Hosen und Ordensband, kam mit seinem Sohne, der in Breslau die 11. Kavalleriebrigade hat, entgegengefahren, und als eben alle Theile, die Mäntel zurücklassend, aus dem Wagen eilten, um sich zu begrüßen, stürzte es plötzlich vom Himmel. Es war mir sehr interessant, diesen alten Helden kennen zu lernen. Du weißt, daß ich wegen meiner Beschreibung des Feldzugs mit ihm korrespondirt habe. Seine Gemahlin ist die Schwester der Fürstin Hohenlohe. Die Frau des jungen Herzogs war leider nicht da, sie ist eine Schwester der Prinzeß von Holstein, geborenen Bückeburg. Die jüngste Tochter des Hauses ist ein hübsches Mädchen und verlobt mit dem Erbprinzen von Reuß-Gera vom ersten Garderegiment. Nach dem Diner fuhr uns der Herzog nach Ohlau, welches in großer Aufregung war. Es fand ein feierlicher Empfang statt, Blumenkränze, Ehrenpforten, weiße Mädchen, Schützenparade, Landstände, Gouter auf dem Rathhause u. s. w. wie immer. Abends neun Uhr waren wir zu Hause.

Breslau, den 23. Mai 1857, Abends.

61 An die Gattin.

Liebe Marie. Wir haben gestern eine sehr hübsche Tour nach Kloster Leubus, sieben Meilen von hier, gemacht. Wir fuhren Mittags mit Relaispferden bis Neumarkt und besuchten unterwegs noch das Denkmal auf dem Schlachtfeld von Leuthen. Ich gab dem Prinzen eine kurze Relation, er will aber vielleicht morgen Nachmittag noch einmal hinaus, um mit mehr Muße auch den übrigen Theil des Schlachtfeldes zu sehen.

In Neumarkt standen vier prächtige Rapphengste parat, und als wir die Oder auf einer Fähre passirt hatten, führte der Weg durch eine Gegend, die uns lebhaft an den Park von Windsor erinnerte. Auf dem köstlichen Wiesenteppich stehen tausendjährige, knorrige Eichen. Eine war vor Kurzem vom Blitz getroffen und innerlich ausgebrannt. Die großen Aeste lagen weit umher geschleudert. Mitten in diesem Wald erhebt sich das ungeheure Cisterzienser-Kloster Leubus. Die Hauptfront hat achthundert Fuß Länge. Das Konvent, um einen viereckigen Hof gebaut, ist Provinzial-Irrenanstalt. Im Prälatenflügel befindet sich der sogenannte Prinzensaal, eine wahrhaft fürstliche Halle, welche sechzig Fuß hoch mit schöner Aussicht über die Gärten und den Wald. Auch das Refektorium, der Speisesaal der Mönche und die Kirche sind sehr schön. Sie ist im Jahre 1012 durch Boleslaus gegründet. Dort liegt auch Heinrich der Fromme, der Sohn der heiligen Hedwig, Herzogin von Liegnitz, welcher bei Wahlstatt in der Tatarenschlacht fiel. Zwischen seiner Gruft und der Thür hat sich ein Ritter begraben lassen, der sein geschworener Feind war, um, da er ihm im Leben nicht mehr beikommen konnte, ihn bei der Auferstehung gewiß nicht zu verfehlen.

Gegenüber dem Palast der Bischöfe von Leubus liegt das bescheidene Gebäude des Landgestüts, der ehemalige Klosterstall. Fohlen werden hier bis jetzt nicht gezogen, sondern es sind hier nur 164 Hengste, welche bis Juni an verschiedenen Punkten der Provinz stationirt stehen, im Herbst aber alle hier versammelt werden. Nach eingenommenem Diner in der Abendkühle gings mit der Cigarre in den Hof, wo sie sämmtlich vorgeführt wurden. Es sind meist sehr schwere, englische Hengste Clevelands, einige Trakehner (meist noch die selten gewordenen, kohlschwarzen, großen Rappen), viel Gradizer, aber sehr wenig Araber, eigentlich wohl nur einer, ein Eisenschimmel. Dann wurden noch einige unterm Sattel produzirt.

Um halb acht Uhr fuhren wir zurück, durch die illuminirten Städtchen Neumarkt, Lissa und waren schon um elf Uhr zu Hause.

Reichenbach, den 7. September 1857.

62 An die Gattin.

Deinen Brief aus Ratzeburg vom 2. d. Mts. fand ich heute früh vor und freue mich, daß Du noch in Schwerin, vor Deiner Abreise, Nachricht von mir erhalten hast.

Wir haben einen schönen Ausflug ins Gebirge gemacht. Sonnabend Mittag nach dem Frühstück fuhren wir mit der Eisenbahn nach Freiburg und dann mit Postpferden am schönen Fürstenstein und der Ziskaburg vorüber nach Krepelhof, der Stolbergschen Besitzung dicht bei Landshut. Es ist ein schönes, altes Schloß, ursprünglich eine Vogtei der Herzoge von Schweidnitz, dann gehörte es den Promnitz, einem ausgestorbenen Geschlecht, das ungemein begütert gewesen sein muß; unter Anderem gehörte ihm die Herrschaft Pleß. Das Schloß liegt in einer wundervollen Wiese der Bober, von hohen Bäumen dicht umgeben. Der Besitzer ist Graf Eberhard Stolberg, und bei ihm wohnt die unverheirathete Schwester und die Wittwe des Ministers. Wir trafen da die beiden Reuß aus Paris, Brüder der Frau Großherzogin von Schwerin, und noch einen Prinzen Reuß von Neuhof. Nach einem sehr guten Diner, wobei es die köstlichsten Forellen gab, fuhren wir in der Abenddämmerung die schöne, aber furchtbar steile Straße über den Schmiedeberger Kamm. Leider war es schon dunkel, als wir oben ankamen, aber auch im Mondschein nahm sich das Gebirge, das nun dicht hinter Schmiedeberg steil aufsteigt, wunderschön aus. Die Koppe hatte eine weiße Nebelkappe angelegt, in welcher die St. Annakapelle völlig versteckt war. Das Städtchen hatte illuminirt. Um neun Uhr kamen wir in Erdmannsdorf an, wo im Königlichen Schloß Nachtquartier genommen wurde. Spät noch machten wir einen Gang durch den reizenden Park. Ein Teich mit Schwänen, von hohen Bäumen umgeben, das Gebirg im Hintergrund nahm sich im Mondschein feenhaft aus. Nicht weniger überraschte mich ein sehr prächtiger Wasserfall der Lomnitz, welche trotz des dürren Sommers aus den Schneegruben hoch aus dem Gebirge ihr Wasser erhält. Der Blick aus meinen Fenstern war so schön, daß ich trotz der Ermüdung lange mein weiches Bett nicht suchen mochte.

Ueber alle Beschreibung reizend war die Aussicht bei Sonnenaufgang am Sonntag. Nicht ein Wölkchen war am Himmel. Ueber den grünen Vordergrund von Wiesen, Waldkuppen und Dörfern mit zierlichen, weißen Häusern ragte die Schneekoppe und der scharfe Kamm des Riesengebirges. Man hätte glauben mögen, man müsse einen Menschen sehen können, der gerade auf dem obersten Grat ginge, aber es sind immer noch zwei Meilen bis dahin. Die Fenster der Kapelle glitzerten in der Sonne. Schon um halb sieben Uhr fuhren wir nach Fischbach, dem Schloß des alten Prinzen Wilhelm, dann nach Schildau, dem Besitz der Prinzeß Louise der Niederlande. Um zehn Uhr war Gottesdienst in der Kirche im Park von Erdmannsdorf, wo auch die Zillerthaler mit ihren spitzen grünen Hüten erschienen. Wir hörten eine sehr gute Predigt und fuhren

dann zum Dejeuner nach Stonsdorf zur alten Fürstin Reuß. Von da ging es über Warmbrunn am Kynast vorüber und die neue, prachtvolle Straße längs des Zacken nach der Josephinenhütte. Der Zackenfluß hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Ilse; er stürzt über riesenhafte Granitblöcke, und die Straße steigt wohl tausend Fuß ziemlich steil. Doch sind die Thalwände nicht so hoch und nicht so reich bewaldet wie die Ilse im Harz. Das dritte Dejeuner in der Josephinenhütte schlug ich für meinen Theil über. Wir sahen das schöne Glaslager und die Fabrikation des Glases an und fuhren dann nach Warmbrunn in das Schloß des Grafen Schaffgotsch. Er selbst und seine Frau sind verreist, aber Graf Ziethen, der tolle Gesichterschneider, der Schwager des Grafen, machte die Honneurs. Es wurde Abends sechs Uhr unter einer Veranda im Freien dinirt und tüchtig Champagner getrunken. Es war eine sehr lustige Gesellschaft. Erst gegen neun Uhr verließen wir dieselbe und fuhren nun auf einem anderen Wege über Bolkenhain zurück. Dort nahm sich die Ruine der Bolkenburg und Schweinhaus im Mondschein prächtig aus. Es sind die alten Residenzen der Fürsten Bolko von Schweidnitz und der von Schweinichen. Es war eine milde Sommernacht. In Freiburg standen die Rappen des Prinzen, und so kamen wir heute um vier Uhr früh schon nach Reichenbach zurück und konnten noch zwei Stunden schlafen. Dann ging es zum Exerziren. Es hatte hier stark geregnet, und daher war gar kein Staub. Die ganze Division exerzirte im Feuer, was sich prachtvoll ausnahm. Ich kokettirte mit meinem Rappen bei den Husaren. Bei einer Schwärmattacke bergab in tiefem, von Ackerfurchen durchschnittenem Boden ging er so brillant, daß er das Herz aller Husaren gewann. Wir aßen heute mit den Offizieren des vierten Husaren-Regiments, die sich alle nach dem Pferde erkundigten.

Adieu, liebes, gutes Herz.

Koblenz, den 28. September 1857.

63 An die Gattin.

Lieb' Weibchen! Wir haben eine sehr hübsche Reise gemacht; in Thüringen war es sonnig, aber kalt; indeß ist es das an diesem Tage wohl überall gewesen. Um drei Uhr trafen wir auf Belvedere ein, wo die Großfürstin-Großherzogin noch residirt. Der junge Hof ist in Wilhelmsthal, und der Großherzog kam von da zum Diner herüber. Ich machte eine Promenade in dem hübschen Park. Gegenüber liegt eine hohe Wand von schwarzen Föhren. Da standen am dunkelsten Ort zwei weiße Hirsche, die wahrscheinlich gegen Abend zur Aesung herausgetreten waren. Sie blieben unbeweglich, obwohl ich sie durch Klatschen in Gang zu bringen hoffte; sie waren nämlich von Zink.

Wir konnten erst Sonntag Mittag zwei Uhr weiter, nachdem wir mit der guten freundlichen Großmama dejeunirt hatten.

Wie hübsch ist doch das Thüringer Land, solche Wiesen giebt es nirgends in der Welt. Im Scheine der Abendsonne sahen sie wie hellgrüner Sammet aus, und die Schatten der Bäume fielen fast schwarz darauf. Am Rande der schnellfließenden Bäche reinliche wohlhäbige Ortschaften, und dahinter steigen die Berge mit dichtem Laubwald empor, bis der Inselberg die Aussicht in blassen Neutralfarben gegen den Goldgrund des Abendhimmels abschneidet. In der Wartburg hat der Großherzog sich wirklich ein bleibendes Denkmal seines Kunstgeschmackes gesetzt. Die Tour von Eisenach nach Gerstungen in Hessen ist das Schönste, was man sehen kann. Dann wurde es bald dunkel, und erst um Mitternacht trafen wir in Frankfurt a. M. ein. Da dort Messe, so hatte ich nach Westend Hotel, einem Gasthof auf dem Bahnhofe selbst, telegraphirt und erhielt in Marburg Antwort, daß zwei Zimmer für mich bereit seien — sie kosteten diese Nacht nur zwölf Gulden.

In Weimar sahen wir das neue Denkmal in Bronzeguß, Goethe und Schiller, auf einem provisorischen, viel zu kleinen Postament. Die Gruppe in kolossaler Größe ist wirklich sehr schön, der Platz vor der Fassade des Theaters aber sehr klein und unschön.

Gestern ganz früh machte ich mich auf und fand mittelst Fragen den großen, schönen, aber recht weit außerhalb der Stadt liegenden Begräbnißplatz. Der Kustode wurde aufgeklopft, und aus den Büchern ergab sich bald die Stelle, wo mein armer, so unglücklicher Bruder Wilhelm seine letzte Ruhe gefunden hat. Ein hölzernes Kreuz mit Inschrift bezeichnet die Stelle. Der Grabhügel selbst ist ganz eingesunken und eben, er wurde durch keine sorgliche Hand gepflegt. Mir fiel immer das hübsche Lied ein, was Henry singt: „Möchte wissen, wenn ich bald begraben werde sein." Wenn ich 1864 noch lebe, so möchte ich wohl die hundert Gulden daran wenden, um diese Stätte, die nach dreißig Jahren umgegraben wird, zu sichern. Um acht Uhr fuhren wir nach Kastel und dann mit dem Dampfschiff bis Koblenz. Es war eine köstliche Fahrt, das Wetter fast zu heiß. Um vier Uhr kamen wir hier an. Das Wasser ist sehr niedrig und bildet am Mäusethurm mehrere Kaskaden. Prinz von Preußen ist in Saarburg, um den die preußische Grenze passirenden Kaiser Napoleon zu komplimentiren. Um fünf Uhr wurden wir Hungrigen erst gespeist. Dann machte ich bei Mond- und Sternenschein eine Promenade. Es war die schönste, wärmste Sommernacht. Ich ging durch die Schloßstraße nach unserem ehemaligen Hause. Da es Sonntag war, so erschallte bei Hubert Hüsler natürlich die Tanzmusik, die wir so oft in unserem Saale hörten. Dort wohnen jetzt Engländer. Ich ging dann zum Löhrthor hinaus übers Glacis bis an den Rhein, der lautlos vorüberglitt und auf dessen Spiegel die Sterne funkelten. Von da ging ich noch auf die Brücke und dann zum Thee.

Die Nacht war so schön, daß ich noch bis Mitternacht meine Cigarre im Fenster rauchte. Der Mond hatte sich zu Bette gelegt, aber die Sterne leuchteten um so heller. Nach und nach erloschen die Lichter auf der Brücke, auf den Schiffen, auf dem Helfenstein und das meinige.

Potsdam, den 9. Oktober 1857.

64 An die Gattin.

Liebe Marie! Die telegraphischen Nachrichten über das Befinden des Königs waren derart, daß der Prinz beschloß, noch diese Nacht zurückzukehren. Wir verließen deshalb Muskau gestern Abend zehn Uhr, fuhren mit Extrapost nach Sorau, wo der Eilzug schon wartete. In Frankfurt ging eine Depesche vom Prinzen von Preußen ein des Inhalts: Das Leben des Königs war in Gefahr, ein Aderlaß hat Besserung gebracht, hoffentlich dauernd. Beeile aber deine Rückkehr. Um halb sechs waren wir auf dem Frankfurter Bahnhof, fuhren gleich nach dem Potsdamer, nahmen Extrazug und langten um 7 Uhr in Sanssouci an. Der Prinz ging zu seinem Vater, welcher die Nacht dort zugebracht. Ich traf General Gerlach, Treskow, Gröben und Doktor Weiß. Der König ist gestern Abend betäubt gewesen und ganz braun im Gesicht. Man fürchtete das Aeußerste und schritt zum Aderlaß. Einem Schlagfluß ist wahrscheinlich dadurch vorgebeugt worden. Der König hat geschlafen und ist heute bei Besinnung, aber der Zustand ist immer noch gefährlich. Die Königin ist gefaßt und ergeben. Die Prinzen hat der König nicht gesehen. Das heutige kurze Bulletin wird große Bestürzung erregen. Es sagt, daß gestern ein heftiger Blutandrang nach dem Gehirn stattgefunden, und daß das Uebel noch nicht beseitigt. Wenn die Aerzte (Schönlein, Weiß und noch ein dritter) das öffentlich aussprechen, so muß wohl große Gefahr noch vorhanden sein. Die Königin hat die Anwesenheit des Prinzen von Preußen gewünscht, und es war glücklich, daß er eben hier war. Prinz Friedrich Wilhelm ist in Sanssouci geblieben, und ich bin nach dem Kabinetsgebäude zurückgekehrt. Was die nächsten Stunden bringen, läßt sich nicht übersehen. Ich muß vorläufig abwarten. Gegen Mittag gehe ich noch einmal hinaus, um zu erfahren, wie es ist.

Zur Beerdigung von Reyher würde ich gerne morgen nach Berlin kommen, doch hängt Alles davon ab, wie es hier geht.

Gott helfe unserem armen König! Adieu, liebe Marie.

Potsdam, Sonnabend Abend.

65 An die Gattin.

Ich muß Dir doch gleich schreiben, daß wirklich eine Wendung zum Bessern eingetreten zu sein scheint. Um zehn Uhr heute Vormittag ist der König wie aus einem Traum erwacht. Er rief die Königin mit „mein Liebchen", wie er sonst pflegt, sprach freundliche Worte mit ihr, wünschte, daß das Zimmer heller gemacht würde, und fragte, warum er die Binde um den Kopf trage. (Eisumschläge.) Die Besinnung scheint mehr und mehr wiederzukehren, und dieser gute Zustand hält bis jetzt noch an. Das Gebet in der Friedenskirche, welche sechs Uhr Abends zahlreich besucht war, glich einem Dankgebet. Königin, Prinz von Preußen

und alle übrigen Glieder der Familie waren anwesend. Niemand darf sich indeß verhehlen, daß einmal die Gefahr noch groß ist, dann aber auch, daß nur eine wirkliche Genesung an Körper und Geist zu wünschen ist. Dazu möge Gott seinen Segen geben. Die Nachrichten von morgen früh werde ich noch abwarten, ehe ich diesen Brief abschicke.

An Reyhers Stelle dürfte wohl vielleicht Reitzenstein aus Frankfurt ernannt werden; ich glaube, es wäre eine gute Wahl.

Sonntag Mittag. — Die Nacht ist sehr gut gewesen. Der König hat viel und ruhig geschlafen. Heute früh hat er zwei Tassen Thee und Zwieback genossen und mit der Königin freundlich und liebreich gesprochen. Er hat gefragt, ob es nicht wunderschönes Wetter sei. Die Eisumschläge sind seit Mitternacht eingestellt und werden nur vorsorglich heute noch erneuert werden. Man fängt allgemein an zu hoffen, aber der Weg zur Genesung, zur vollständigen, ist noch weit.

Wie man jetzt ein Interimisticum einrichten wird, weiß ich nicht. Die Geschäfte müssen doch vorwärts gehen.

Ich hoffe halb und halb, daß das schöne Wetter Dich heute nach Potsdam führt.

Am 29. Oktober 1857 war Moltke von dem Verhältniß als persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm entbunden und mit Wahrnehmung der Geschäfte als Chef des Generalstabes der Armee beauftragt worden.

Siehe Charakterbild Band I, Seite 33.

Berlin, den 19. Dezember 1857.

66 An den Bruder Adolf.

Eine wirklich fortschreitende Besserung in dem Befinden des Königs ist außer Zweifel. Die Vermählung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, den ich vielleicht noch nach England begleiten werde, ist auf den 25. Januar künftigen Jahres verlegt, damit möglicherweise der Prinz von Preußen zur Hochzeit kommen kann. Mit Gewißheit läßt sich freilich noch keineswegs übersehen, ob wirklich der König dann schon im Stande sein wird, die Regierung mit allen ihren Lasten, ihrer Aufregung und Unruhe wieder antreten zu können. Ich habe den Herrn seit dem Morgen seiner Erkrankung am 7. November nicht mehr gesehen. Faktisch hat man bisher alle Geschäfte von ihm fern gehalten, doch hat er viele der ihm nahestehenden Personen gesehen, den Tod des Generals Reyher, des Bildhauers Rauch, und was sonst während seiner Krankheit vorgefallen, erfahren. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Bauplänen, seinen Lieblingsstudien. Stüler, Humboldt, Groeben, Dohna, Kleist und Andere haben ihn gesehen. Letzterer sagte mir, daß er ihn wenig verändert gefunden.

Unendlich schwierig ist die Aufgabe des Prinzen von Preußen, der mit den ihm überkommenen Organen im Sinne der bisherigen Grundsätze fortzuregieren und sonach seine eigenen Grundsätze vielleicht in manchen Richtungen hintanzusetzen hat. Die Selbstverleugnung und der Takt,

welche er dabei zeigt, finden die allgemeinste Anerkennung, aber die Frische eines neuen Regierungsantritts ist dabei verloren gegangen. Ein Definitivum ist gewiß sehr wünschenswerth, aber wenn der König unter der unendlich liebevollen und klugen Pflege der Königin nicht vollständig genest, eine möglichst heikle Angelegenheit.

Was mich betrifft, so bin ich nach dem Tode meines hochverehrten Vorgängers „beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee“. Da dies eigentlich die Stellung eines Divisionsgenerals ist und ich erst Generalmajor bin, so kann die Ernennung nur eine provisorische sein, auch trage ich noch den Scharlachkragen, und sind meine Kompetenzen 800 Thaler geringer, als für die Stelle im Etat ausgeworfen sind. Sonst aber habe ich die ganzen Funktionen und Gerechtsame des Chefs, die Dienstwohnung, die Disziplinargewalt u. s. w. Meine Truppe besteht nur aus 64 Mann, darunter 50 Stabsoffiziere, nämlich dem sogenannten großen, thatsächlich sehr kleinen, Generalstab und den Generalstäben der neun Armeekorps und achtzehn Divisionen. Meine Finanzen bestehen aus einem Dispositionsfonds von 26 000 Thalern, über den ich frei verfüge, aus welchem ich aber die trigonometrische und topographische Landesvermessung zu bestreiten habe, zu welchem Zwecke ich ein Hülfskorps von dreißig Offizieren aus der Armee kommandire, dann 10 000 Thaler Reisefonds. Ich habe in dieser ersten Zeit allerdings viel zu thun gehabt, um mich erst einigermaßen zu orientiren in sachlicher wie in personeller Hinsicht. Gerade das Letztere ist von großer Wichtigkeit, nicht allein für das Korps selbst, sondern wesentlich für die Armee.
Der Deinige.

Im Gefolge des Prinzen Friedrich Wilhelm reiste Moltke im Januar 1858 zu dessen Vermählung mit der Prinzessin Victoria von Großbritannien nach London. Siehe Charakterbild, Band I, Seite 34.

London, Fentons Hotel den 25. Januar 1858.

67 An die Gattin.

Liebe Marie! Daß wir gestern glücklich und wohlbehalten hier eingetroffen sind, ist Euch nach Berlin schon telegraphirt. Der Prinz, Schweinitz, Zastrow, der Doktor und ich hatten das Coupé inne, es war sehr gemüthlich, und der einförmige Weg nach Magdeburg ist mir nie so kurz geworden. Dort trafen wir den Fürsten Radziwill, Prinz Holstein, die Herwarths, Bose und Witzleben. Gliczinski war nicht gekommen, weil nur die Generale befohlen waren. Bose ist unverändert und erkundigte sich angelegentlichst nach Dir. Die Nacht war recht kalt, und mich fror trotz des Pelzes; doch schlief ich fest bis Köln, wo der Kaffee auf dem Bahnhof recht erquickte. Als wir Abends um zehn Uhr nach Calais kamen, hieß es, der Dampfer „Vivid“ habe nicht geheizt, weil die See noch sehr aufgeregt sei. Wir blieben also die Nacht in der finsteren alten Stadt, statt in dem freundlichen Dover und fuhren Morgens sieben Uhr

ab. Dicht vor den Molen lag das Wrack eines Schiffes, welches gestern verunglückt war. Man hatte zwei Dampfschiffe zur Rettung abzuschicken versucht, aber es war unmöglich, aus dem Hafen zu kommen. Angesichts der Menschenmenge fiel einer der beiden Matrosen nach dreizehnstündigem Aushalten von der Raastange. Der zweite harrte fünfundzwanzig Stunden auf diesem Sitze aus und konnte dann gerettet werden. — Die See war sehr ruhig geworden, und selbst Karl gelang es, diesmal nicht seekrank zu werden. Wunderschön sahen die Kreidefelsen von Southforeland, röthlich gefärbt von der Morgensonne, aus, wie sie aus der blauen Fluth auftauchten. In Lord Wardens Hotel wurde das luncheon eingenommen, dann eine Adresse des Mayor und der Aldermen der Stadt genossen. Darauf ging es bei Sonnenschein durch die Shakespeare-Klippen über die schönen Hügel von Kent. Nirgends war Schnee zu sehen. Die Rinder und Schafe weideten auf grünen Wiesen zwischen Eichen- und Buchenwäldchen.

Zierliche gothische Kirchen und alte Burgen drücken der freundlichen Gegend den ehrwürdigen Charakter des Historischen auf. Der Riesenpalast zu Sydenham glänzte noch im goldenen Sonnenschein; aber sobald man sich in das Thal der Themse senkt, sagt man dem Gestirn des Tages Lebewohl. Es war für London schönes Wetter, aber man sah nur graue Silhouetten. Auf dem Bahnhof empfingen uns Prinz Albert, Prince of Wales und Prinz Alfred. Diesmal ging es mit Cortege von vierzig Horseguards durch Whitehall nach Buckingham, wo der Prinz von Preußen und noch sechzehn Fürstlichkeiten den Bräutigam empfingen. Darauf gingen wir nach unserem Gasthof, nachdem wir noch zur Königin hinaufbefohlen waren. Abends war Galadiner, dann Oper und schließlich rout (Abendgesellschaft) bei Graf Bernstorff.

Da ich dies Vergnügen kenne, so ging ich nach dem Diner ruhig zu Bette. Heute bei einer Visite sprach ich mit der Gräfin Bernstorff über ihren rout. Niemand hat eine Ahnung, wer da war und nicht. Alvensleben behauptet, daß er anderthalb Stunden nach seinem Mantel gesucht und dann zu Fuß hat nach Hause gehen müssen.

Heute Vormittag habe ich bis drei Uhr gearbeitet, wie wenn ich in Berlin wäre. Dann ging ich drei englische Meilen nach den Stockwellvillen im südlichen London, wo ich bei dem Rev. Mr. Kemble Miß Elisabeth Wordsworth traf. Sie ist unverändert und von dem lebhaftesten Interesse für Dich. Ich habe ihr durchaus versprechen müssen, daß Du sie besuchen wirst. Die Mutter war nicht in London. Mr. Kemble ist ein wohlhabender Mann, und es interessirte mich, einmal das Haus eines englischen Partikuliers zu sehen. Rothe Damastgardinen, türkischer carpet (Teppich), Marmorkamin, große Spiegelscheiben, Hothouses, Bad, Library, Parlours, Drawing room, Waiting chamber (Gewächshäuser, Bad, Bibliothek, Besuchszimmer, Empfangssalon, Vorzimmer für die Dienerschaft) und so weiter. Aber mit den Kaminen kann ich mich nicht befreunden. Es ist mir unbegreiflich, wie man bei so vielem Komfort auf das Glück einer gleichmäßig warmen Temperatur verzichten kann. Die

offenen Thüren und zugigen Fenster erinnern mich immer an Italien; aber obwohl es viel weniger kalt ist als auf dem Kontinent, so sitze ich hier den ganzen Tag mit dem Pelz. In den mit den kostbarsten Gemälden geschmückten Galerien der Königin war heute ein dichter Nebel von Kohlendunst aus den Kaminen, der Alles verderben muß.

Da ich bis acht Uhr Abends nur die Tasse Kaffee genossen, so brachte ich guten Appetit zum Diner mit. Nach Tisch war Cercle. Ich wurde zur Königin gerufen und dann zur Prinzeß Royal. König Leopold und seine Söhne, Prinz Albrecht, Vater und Sohn, Prinz von Preußen, die Adjutanten und Hofdamen machten eine ganze deutsche Gesellschaft aus. Mit Prinz Friedrich Karl hatte ich eine lange Unterhaltung.

Die Geschenke an die Prinzeß waren ausgestellt. Eine Perlenschnur vom Bräutigam kostet 27 000 Thaler. Die Majestäten von Preußen schenkten eine prächtige Rivière von Brillanten, Prinz von Wales einen ungemein geschmackvollen Schmuck von Opalen in Brillanten gefaßt, König Leopold Spitzen und so weiter.

Morgen ist nun die Trauung, und wenn die Reporters von dreißig Zeitungen mir etwas übrig lassen, so schreibe ich Dir. Heute habe ich Dir nur sagen wollen, daß ich wohl bin und herzlich wünsche, das von Dir zu hören, da Du bei der Abreise gar nicht recht wohl warst. Es ist Mitternacht, und ich schließe mit den herzlichsten Wünschen und Grüßen an Mama und Ernestine.

London, den 27. Januar 1858.

68 An die Gattin.

Liebe Marie! Die Vermählung ist denn gestern glücklich vollzogen und bildete eine sehr schöne und feierliche Handlung. Die Zeitungen werden ausführlich davon berichten, und ich will Dir daher nur das schreiben, was mir persönlich den meisten Eindruck machte. Ich übergehe die Details des festlichen Zuges prachtvoller Equipagen von Buckingham nach St. James. Die schweren Glaskutschen, die Rappen mit roth eingeflochtenen Mähnen, die beiden Falben der Königin, welche außer sich selbst anderthalb Zentner Goldbleche tragen und außer der Majestät einen der gewichtigsten Kutscher und vier breitschulterige Lakeien mit Bambusstöcken in der Hand und mächtigen Blumenbouquets im Knopfloch zu ziehen haben, die Menschenmenge zu beiden Seiten des Weges, die improvisirten hustings (Tribünen). Alles das habe ich Dir schon früher geschrieben. Diesmal waren freilich die Bäume für die Schaulust mit benutzt, und mehr als dreißig Menschen schwebten oft in den Aesten über den Häuptern der Spalier bildenden Horseguards. In der Nähe von St. James, wo der mob (Pöbel) vom reinsten Wasser vorherrschte, waren die policemen so reichlich vorhanden, daß sie eine doppelte Plattirung bildeten. Die kurzen, mit Blei ausgestatteten Stäbe, die gewöhnlich hinter dem blauen Frack versteckt sind, waren hier alle sichtbar und nicht ganz ohne Wirksamkeit.

Das Wetter war so schön, wie es in London nur sein kann, nämlich die Sonne schien außerhalb der Metropole und zeigte dieser den Anblick eines blankgescheuerten, kupfernen Kessels.

Der alte Ziegelbau von St. James sah von außen ganz unverändert aus, doch war das Innere einigermaßen **fitted up** (aufgemöbelt). In **the Queen's closets** (In den Gemächern der Königin) formirten sich drei Festzüge, zunächst der der Königin, dann der des Bräutigams, endlich der der Braut. Diese Züge bewegten sich durch die sehr schönen, großen Prachtzimmer, die aber wenig zahlreich sind, über enge Korridors und Treppen hinab zu der ganz neu ausgestatteten, aber sehr kleinen Kapelle, eigentlich nur einer königlichen Hauskapelle. Alle Gänge und Treppen waren dicht besetzt mit den vornehmsten Ladies und Gentlemen, denen die heiß begehrten **tickets** (Billets) zum eigentlichen Heiligthum nicht hatten gewährt werden können. Alles in großer Toilette.

Den Zügen schritten Pauken und Trompeten voran. Diesen folgten die Wappenkönige Clarenceux und Norroy, die zwar zuerst unter Edward III. fungirt, aber natürlich noch heute mitwirken, die Herolde und **pursuivants of arms** (Herolds-Trabanten) zogen hintendrein. Dann weiter rückwärts schreiten die Lords Stewart, Lord Chamberlain, die **Masters of the horses and of the grayhounds** (Meister der Rosse und Windhunde) und andere große Hofchargen. Der Herzog von Wellington trug das Reichsschwert hier auf dem Parket ebenso sicher, wie als eiserner **Sire** auf dem Schlachtfeld. Seltsam nahm sich **poor** (der arme) Mr. Cranwood aus, der Lord Chancellor, in der Flachsperücke, im schwarzen, goldverbrämten Talar, ein riesiges Portefeuille von rothem Sammet mit dem Reichswappen wie einen Arbeitsbeutel vor sich tragend. Er ging wie ein zum Tode geführter Gefangener zwischen zwei stattlichen Rothröcken, welche jeder eine goldene **mace** (Keule) trugen, eine Waffe, die, kräftig geführt, allerdings einen furchtbareren Gegner als den gelehrten Lord niederschmettern könnte. Endlich erschien **Her most gracious Majesty** (Ihre allergnädigste Majestät) in violettem Moiré mit **yard-** (Meter-) breiten Spitzen, die Schleppe aus violettem Sammet, ein Diadem aus Erdbeerblättern und einen Diamanten auf der Brust, der nächst dem schlecht geschliffenen Kohinoor oder Lichtberg wohl einer der größten der Welt sein mag. Aber schöner als der Juwel nahmen sich ihre vier jüngeren Söhne aus, die im schottischen Kostüme zu beiden Seiten gingen. Die kleinen Burschen mit blanken Beinen, die Adlerfeder auf der Mütze, den mit Topasen besetzten Dolch im Strumpf, den Tartan in den Royal Stuart Farben, nahmen sich prächtig aus. Hintendrein schritt in angeborener und durch Korpulenz erhöhter Würde die Oberhofmeisterin, Herzogin von Southerland, das weiße, schwere Seidenkleid und Train mit Korallen und Perlen besetzt. Die Schleppe der **Lady in waiting** (Dame vom Dienst), der **Maids of honour** (Ehrendamen), die Uniformen der Minister, der **Grooms of the stool, of the bed-chamber and of any other thing** (Dienerschaft vom Wohn- und Schlafzimmer und von einigen anderen Angelegenheiten) muß ich übergehen.

10*

In ähnlicher Weise formirte sich unser Zug, der Jüngste voran, dann General Schreckenstein und ich, die Gesandtschaft, der Prinz-Bräutigam, geführt durch seinen Vater und Prinz Friedrich Karl, dann die übrigen königlichen Prinzen (Frau Prinzeß von Preußen hatte sich eine halbe Stunde früher in die Kapelle begeben). Die Bande spielte dabei den Dessauer. Als wir uns in der Kapelle aufgestellt, erschien die Prozession der Braut. Man darf wirklich sagen, daß sie schön aussah. Sie trug ein weißes Spitzenkleid und Orangenblüthen und Maiblumen im Haar. Kleid und Schleppe waren ebenso mit Weiß und Grün dieser Blumen besetzt. Um den Hals eine sehr bescheidene Brillantschnur. Acht Brautjungfern, aus den schönsten und vornehmsten der Nobility, begleiteten sie, Alle in einfach weißen Mullkleidern, ohne jeglichen Schmuck, nur rothe Rosen im Haar.

Vor dem Altar stand der Erzbischof von Canterbury, der erste Pair des Reiches, rechts vor ihm die Braut und hinter ihr die Königin, Prinz Albert, die ganze englische Königsfamilie und ihre Verwandten, König Leopold, Herzog von Koburg ꝛc. Links der Bräutigam, seine erlauchten Eltern, die fremden königlichen Prinzen. Die Brautjungfern traten auf die untere Estrade des Altars, dicht hinter dem Brautpaar, und wir vom unmittelbaren Gefolge des Prinzen Friedrich Wilhelm dicht hinter den Brautjungfern. Alles Uebrige war seitwärts unten und auf der Emporkirche rangirt. Der mittlere Raum hinter uns blieb ganz frei.

Nach einer Kantate fing nun die Trauung nach dem nicht sehr langen, englischen Ritual an. Beide Brautleute mußten Jedes für sich die vom Erzbischof vorgelesene Formel nachsprechen. Sie gelobten sich, in Freude und Leid, in Glück und Unglück treu auszuharren, und daß nur der leibliche Tod sie scheide. Auf diese Bedingung hin nahm der Prinz seine künftige Gattin mit einem bewegt gesprochenen, aber festen und lauten: „I will!“ („Ich will!“) Ich habe mich wahrhaft über ihn gefreut bei dieser Gelegenheit. Man las in seinem etwas blassen Gesicht, wie sehr ihn der Ernst der Handlung ergriff, und dabei bewahrte er die feste, männliche Haltung, die ihm vor diesem Publikum gebührt. Wer ihn so sehen konnte wie ich, mußte ihn lieb gewinnen. Es erfolgte dann der Wechsel der Ringe, beide aus schlesischem Golde (es mag gerade ausgereicht haben), ein kurzer Segen und Gesang. Dann brach Alles in umgekehrter Ordnung wieder auf. Man begab sich nach Buckingham, wo die königliche Familie für sich dinirte. Für die Gäste und den Hof war ein großes Galabankett. Das Ehepaar fuhr mittlerweile nach Windsor, wo die Eaton boys (Zöglinge der Hochschule von Eaton), bekanntlich die Söhne der vornehmsten Familien, ihm die Pferde ausspannten und es den Berg hinauf nach dem alten Sitz Wilhelms des Eroberers hineinzogen. — Zwei telegraphische Depeschen an mich von Graf Ziethen aus Breslau und vom 22. Regiment aus Neiße, daß soeben das Wohl der Neuvermählten mit donnerndem Zuruf dort getrunken worden, habe ich noch spedirt. Abends zehn Uhr war Galakonzert in Buckingham, und gegen zwei Uhr nach Mitternacht kam man aus Schärpe und gestickter Uniform heraus.

Ohne Datum. Juli 1859.

69 An den Bruder Adolf.

Der Friede ist also geschlossen zwischen den beiden katholischen Kaisern. Das Kurze von der Sache ist, daß Oesterreich lieber die Lombardei dran giebt, als daß es Preußen an der Spitze von Deutschland sehen will.

In der That war Deutschland sehr nahe daran, das gefährliche Präzedens einer wirklichen Einigung zu geben. Die revolutionäre Despotie und der reaktionäre Konservatismus haben ein gleiches Interesse, dem vorzubeugen. Der 2. Dezember opferte sein Programm, Franz Joseph eine Provinz, um einen italienischen nach dem Muster des deutschen Bundes herzustellen in dem Augenblick, wo die Ueberzeugung lebhafter als je geworden, daß der deutsche Bund im Frieden ein Hemmniß, im Kriege eine Gefahr ist. Ob der italienische Bund etwas Anderes ist als die Offenlassung der ganzen Frage, mag die Zukunft entscheiden. Oesterreichs Kaiser als Mitglied zweier solcher Bünde kann in seltsame Verwickelung gerathen.

Deutschland, das unglückliche Deutschland, hat der Welt das jammervolle Schauspiel gezeigt, daß die Sonderinteressen selbst das kräftig erwachte Nationalgefühl überwiegen. An wem liegt die Schuld? Hätte Oesterreich uns als Bundesgenossen haben wollen, es hätte uns längst gehabt. Es wollte uns als Vasallen, ohne Bedingung, ohne Gegenleistung, ohne Sicherheit, daß es nicht an dem Tage den Frieden schloß, an dem wir den Krieg erklärten. Was Wunder, wenn man geltend machte, daß wir nicht für die Mißregierung in Italien, für Konkordat und Polizeisystem einen Krieg anfangen könnten, der nothwendig mit einem Angriff der Franzosen in Frankreich beginnen müßte. Was sollte man dem Volke sagen, wofür dieser Krieg geführt würde? Rief man doch nicht das Heer, nein, das Volk von Frankreich auf den Kampfplatz. Waren wir, war Deutschland doch in keiner Weise angegriffen oder bedroht. Nicht einmal ein Observationskorps war gegen uns aufgestellt. Konnte man im Kriegsmanifest etwas Anderes sagen, als daß der Krieg für eine künftige mögliche Gefahr geführt werde, ein Krieg gegen die nachhaltigen Kräfte des mächtigsten Staates der Welt, der unsere Existenz bedroht? Die Haltung Preußens und Deutschlands machte es ja möglich, daß Oesterreich, welches am Bundestag die Bereitschaft seiner Bundeshülfe über seine Verpflichtung hinaus anzeigte, bereits mit seinem ganzen Heere in Italien stand. Konnte es damit seine italienischen Interessen nicht selbst vertheidigen? Außer dem halben XII. Korps in Galizien, den beiden Kavalleriekorps und den immobilen Truppen war Alles in Italien konzentrirt, für Deutschland war faktisch nichts mehr übrig. Dabei die hochfahrende Sprache der Diplomatie und die Erinnerung an Olmütz.

Aber die entgegengesetzte Ansicht ist nicht ohne Vertreter geblieben. Preußens Existenz ist bei jedem Krieg gegen seinen großen Nachbarn

gefährdet. Wir haben keine Verbündeten. England hat kein Heer, und Rußlands Heer steht 400 Meilen hinter unserer Rheingrenze. Die russische Hülfe kommt, wenn wir fertig sind. Kein Verbündeter kann uns den Dienst leisten, den Oesterreich leistet (nicht aus Liebe zu uns), daß er 200 000 Franzosen auf einem 100 Meilen entfernten Kriegsschauplatz fixirt. Nicht für Oesterreich, sondern mit ihm, rein für unsere Interessen wollen wir Krieg führen. Rußland ist weniger als je früher und vielleicht als je später im Stande, uns dabei zu stören. England, welches nothwendig eine starke Kontinentalmacht braucht, wird sich erklären, sobald wir handeln. Zwischen diesen Ansichten war die Wahl zu treffen. Eine schwere Wahl. Sie war getroffen. Die Mobilmachung von sechs Korps war befohlen, der Befehl zur Mobilmachung der übrigen drei Korps lag fertig. Der Eisenbahntransport war vollständig vorbereitet, die Truppen befanden sich im Marsch zu den Einschiffungspunkten. Der Transport mußte am 15. dieses Monats beginnen. Das Betriebsmaterial war von allen Bahnen der Monarchie auf den drei Linien zusammengebracht. Wer die preußische Heeres- und Landwehreinrichtung kennt, weiß, daß wir mit diesem Material nicht zuwarten können, daß die Versammlung unausbleiblich sofort zur Aktion führen muß. Nicht die Schlacht von Solferino, nicht selbst der Waffenstillstand hat irgend etwas in dem Gange geändert, den die preußische Regierung eingeschlagen. Fürst Windischgrätz versicherte am 8. Juli, daß der Kaiser keinen Fuß breit Land, nein, nicht eine Gerechtsame in Italien opfern würde, und am 7. schon war der Waffenstillstand „behufs Verhandlungen" geschlossen. Oesterreich hat jedenfalls die Ueberzeugung gehabt, daß Preußen zum Krieg entschlossen, daß das Vorgehen von 400 000 Deutschen den Kaiser Napolen zwinge, einen bedeutenden Theil seiner italienischen Armee nach Frankreich zu ziehen, daß es also seine Lombardei und Piemont dazu erobern könne — aber es kannte auch den Antrag an den Bund vom 4. Juli*) und — schloß den Frieden.

Ein großer Moment für Preußen ist versäumt. Wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von Deutschland treten. Sehr bezeichnend ist bemerkt worden, daß Preußen das, was die natürlichen Konsequenzen des Handelns gewesen wären, als Bedingung zum Handeln aufgestellt habe. Eine Gefahr war damit verbunden, aber ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen. Jetzt stehen wir auf uns selbst allein angewiesen, und die Ueberzeugung habe ich, daß wir uns auf die kommenden Ereignisse mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten werden. — Aber, daß unsere Lage demnächst eine politisch und militärisch günstigere sein wird, als in dem jetzt geschlossenen Abschnitt der Begebenheiten, daran zweifle ich. Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.

In einer berathenden Versammlung wird stets das Für und Wider

*) Am 4. Juli stellte der preußische Gesandte den Antrag beim Bundestage, daß seinem König der Oberbefehl über die deutschen Bundes-Armeekorps für den bevorstehenden Krieg übertragen werde.

mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß Eines das Andere aufhebt. Der positive Vorschlag hat die unzweifelhaftesten Bedenken gegen sich, die Negation bleibt im Recht, und Alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtsthuns. Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rath zu holen und Alles aus sich selbst zu wollen.

Bis die preußische Frage studirt werden wird, ist nun gegen alle Wahrscheinlichkeit eine Pause der Ruhe eingetreten, und ich hoffe, im nächsten Monat eine mir recht nöthige Kur in Gastein anzutreten. Marie geht natürlich mit. Nachher, im September, wollen wir dann eine kleine Reise im hohen Alpengebirge machen. Der Deinige.

Wildbad Gastein, den 29. August 1859.

70 An den Bruder Ludwig.

Das Bad Gastein liegt tief im Thal und doch so hoch wie das Brockenhaus, nämlich 3000 Fuß über dem Meere. Die Höhen, welche das Thal schließen und, mit ewigem Eis bedeckt, sich zu 10 000 Fuß erheben, bilden den eigentlichen Rückgrat der alten Dame Europa. Sie gehören zu der Haupt-Alpenkette, die sich von der Schweiz bis zum Balkan ausdehnt. Nördlich und südlich derselben ziehen von West nach Ost in weiter Erstreckung die Längenthäler. Sie sind breit und angebaut, bedeutende Flüsse durchziehen die Thalsohle, die Hauptverbindungsstraßen liegen in ihnen, Städte und Dörfer füllen sie an.

Einen sehr verschiedenen Charakter tragen die Querthäler, welche eng, wild und einsam die Wasser der Gletscher in brausenden Achen über donnernde Fälle hinabführen. Das Gasteiner Thal gehört zu diesen.

Es zeigt sehr bestimmt drei Stufen, deren fast horizontaler Boden, jetzt von Wiesen, Feldern und Alpenhütten belebt, einst vom Wasser bedeckt, große Seen bildete. Der Abfluß dieser Wasser war durch Felsdämme behindert, welche wahrscheinlich durch Bergstürze gebildet waren. Nachdem im Laufe der Jahrtausende die Gasteiner Ache sich ihren Abfluß gebahnt, stürzt sie sich nun in den prachtvollsten Wasserfällen über diese drei Stufen hinab.

Vor einigen Tagen machten wir einen Ausflug nach dem oberen dieser drei Seebecken, dem sogenannten „Naßfeld", einer Wiese, anscheinend ganz ohne Ausgang, ringsum von 10 000 Fuß hohen Bergen umstanden. Bei der anhaltenden Hitze dieses Jahres war der Schnee selbst auf den höchsten Gipfeln verschwunden, aber in den Senkungen zwischen ihnen liegen die wenigen Gletscher und strecken ihre Arme tief bis ins Thal hinab. Die meerblaue Farbe unterscheidet sie deutlich genug vom Schnee. Die Gletscher sind bekanntlich in einer beständigen Wanderung thalabwärts begriffen. Sie schieben dabei ungeheuere Felsblöcke und Steinmassen vor sich her und bedrohen die schönsten Almen (Viehweiden) und die Menschenwohnungen mit Verwüstung. Aber die

Sonne wirkt, je tiefer sie kommen, je mächtiger, und je heißer es ist, um so reicher fließen die Quellen der Ache, um so prachtvoller sind die Wasserfälle. Die Hitze, welche die Bäche in der Ebene versiegen läßt, füllt die Ufer der Gebirgswasser. Die eine Stunde lange, eine halbe Stunde breite Ebene des Naßfeldes bildet eine köstliche, eng umgrenzte Wiese, mit den duftendsten Alpenkräutern bedeckt. Im Frühjahr herrscht das von der Kunst unnachahmbare Blau der Gentianen vor, und das niedere Gebüsch der Alpenrose, welches die Felswände bekleidet, steht in voller Blüthe. Nur drei von Menschen bewohnte Hütten bevölkern diese tiefe Abgeschiedenheit; tiefes, ernstes Schweigen ist der Charakter derselben. Nur kaum hörbar ertönt das Geläute der Heerden auf der Alm, und die Ache zieht noch friedlich durch die Ebene. Aber schon am Austritt aus derselben stürzt sie sich donnernd in einen furchtbaren Felsschlund, den Bärenfall, während seitwärts ein bedeutender Zufluß 400 Fuß über glattes, röthliches Gestein unhörbar herabgleitet und den Schleierfall bildet, welcher in Staub aufgelöst unten ankommt. Durch Felssprengungen ist es gelungen, einen steilen Saumpfad längs der Ache hinab zu bahnen, der an vielen Stellen über Brücken führt. Oft hört man das Wasser tief unter sich brausen, aber die tiefe Schlucht entzieht es dem Blick. Eine Stunde weit bildet der Fluß eine fortgesetzte Reihe von Fällen, und erst in dem mittleren Seebecken kommt er wieder zur Ruhe. Erst muß er seine Mühlen wieder drehen, Erz pochen und Gold ausschwemmen, dann eilt er murmelnd durch die Ebene, als ob er sich davon schliche, nicht ahnend, welche furchtbare Katastrophe ihm noch bevorsteht, um in das unterste Thal zu gelangen: eine Reihe von Stürzen dicht hintereinander von zusammen 630 Fuß. An diesen liegt das Wildbad Gastein.

Mein Schlafzimmer hier im Kaiserlichen Badeschloß liegt unmittelbar neben dem Fall, und trotz der Doppelfenster glaubt man in der Kabine eines Dampfschiffs zu sein. Nervenschwache Personen können sich nur schwer an dies fortwährende Getöse gewöhnen. Ein Theil des Wassers löst sich in eine himmelansteigende Dunstwolke auf, und die Brücke, welche in einem kühnen Bogen über den Fall setzt, ist mit einer Glasgalerie bedeckt, um trocken hinüber zu kommen. Der ganze Fluß bildet eine schneeweiße Schaummasse zwischen den dunklen, mit Schwarztannen bekleideten Felswänden, aus denen in mehreren Schachten die wohlthätige Quelle mit 39 Grad Réaumur in größtem Wasserreichthum hervorbricht.

Da die Erdwärme bekanntlich mit jeden 100 Fuß um 1 Grad wächst, die Quelltemperatur etwa 7 Grad Réaumur an der Oberfläche beträgt, so muß diese Therme aus einer Tiefe von mindestens 3200 Fuß heraufkommen. Sie muß 24 Stunden lang abkühlen, um die Badetemperatur zu erlangen. Das Wasser ist von der vollendetsten Klarheit, keine chemische Analyse vermag den geringsten organischen Bestandtheil darin zu entdecken; auch mag es so lange stehen, wie man will, so bildet sich nicht der geringste Niederschlag. Seine belebende Wirkung äußert sich z. B. auf völlig verwelkte Blumen, die, in dasselbe gestellt, noch einmal wieder ganz frisch,

aufblühen, was ich selbst versucht habe. In den großen Bassins, in denen man badet, glaubt man, daß die Porzellankacheln himmelblau gefärbt sind, es ist aber nur die Farbe des Wassers. Die Bäder sind sehr behaglich: die ersten griffen mich sehr an, jetzt thun sie mir wohl, doch muß man sehr behutsam damit sein und kann leicht zu viel thun.

Das Bad Gastein ist schon seit dreizehn Jahrhunderten bekannt und in Gebrauch; dennoch bestand der Ort bis vor einigen Jahrzehnten nur aus einem Dutzend hölzerner Häuser von der landesüblichen Bauart. Diese behält bei mannigfacher Abstufung in Größe und Zierlichkeit ihren eigenthümlichen Charakter durch das ganze Alpengebirge bei. Der Ueberfluß an Wald giebt das Material in den Baumstämmen, welche, einer auf den andern gelegt und in den Ecken zusammengefügt, die Wände bilden. Auch das Dach ist von Holz. Da es an Eisen fehlt, so mußte es flach sein, damit die aufeinander gelegten Schindeln nicht herabgleiten. Sie werden durch Latten gehalten, die gegen den Sturm mit großen Steinen beschwert sind. Bei dem fast täglichen Regen mußte das Dach weit über die Wände des Hauses vorgreifen, um zugleich die Galerie zu decken, welche der Mangel an Bodenraum zum Trocknen nöthig macht. Das Ganze giebt ein warmes, wohnliches Haus und eine sehr zierliche Erscheinung selbst bei der ärmlichsten Hütte. Im Berner Oberland steigert sich diese zur wirklichen Eleganz, namentlich durch die zierlich geschnitzten Galerien vor allen Etagen der Hauptfront. Bei den reicheren Wohnungen laufen diese oft um das ganze Gebäude. Bei den ärmeren bildet der Wintervorrath an Holz, auf der Wetterseite bis zum Dach aufgethürmt, einen schützenden (freilich stets abnehmenden) Mantel. An der entgegengesetzten Seite wird das Dach fast bis zur Erde verlängert und nimmt das Vieh auf. Das Futter hingegen wird in zahllosen kleinen Hütten da untergebracht, wo es gewachsen ist. Sie wiederholen die Bauart der Häuser ganz und gar aus Holz, mit flachen, vorspringenden, mit großen Steinen beschwerten Dächern und Balkenwänden. Zu Hunderten stehen sie in der Wiese der Thalsohle und auf den Almen der Berghänge, wo sie das Auge kaum noch erspäht. .

Das natürlich Entstandene, in der Nothwendigkeit Begründete hat immer einen Reiz vor dem Willkürlichen. Die von dem Terrain vorgezeichnete krumme Straße ist schöner als die nach dem Lineal angelegte gerade, die wirklich nationale Tracht schöner als der nivellirende Frack. Die österreichische Uniform ist weiß, weil das Schaf in Mähren, Böhmen und Oesterreich weiß, die der Grenzer braun, weil die Wolle dort von braunen Schafen kommt; die Husaren tragen ihre kleidsame Tracht, weil die Schafpelze keine Knopflöcher vertragen und daher Schnüre aufgenäht werden müssen. Schnürstiefel, bloße Knie und kurze Lederhosen entsprechen der fortwährenden Anstrengung des Bergsteigens und bilden mit dem spitzen, grauen Hut, durch den Gemsbart geziert, die schöne Tracht des Tirolers, und der Italiener trägt die Manchesterjacke nicht angezogen, sondern über die Schulter gehängt, weil sein Klima das gestattet. So ist auch die Bauart durch die örtlichen Verhältnisse ganz bestimmt motivirt

und durchaus verschieden. Sobald man die Alpen verläßt, tritt in Deutschland der Steinbau ein, mit Thürmen, Erkern und Vorsprüngen mit den traulichen Sitzen in den in die dicken Mauern tief eingelassenen Fensternischen, den gewölbten Hausfluren, den steinernen Treppen und den oft bizarren Ausbauten, Terrassen und Balkonen. Je weiter nach Norden, je mehr schwindet die Romantik. Eine Schönheit der Gegend fordert nicht mehr dazu auf; das dringendste Bedürfniß, Schutz gegen das rauhe Klima, tritt in den Vordergrund, und der traurige Ziegel gestattet nicht mehr die Ornamentik des Steinbaues. Alles ist aufs Nothwendigste beschränkt, und es entsteht das leidige Viereck, welches bei möglichst geringem Zeitaufwand den meisten Raum schafft, das Dach wird hoch und spitz, um die Schneelast abzuhalten, endlich tritt das Stroh an die Stelle des Steines, und das Vieh flüchtet sich unter das Dach der Menschen. Am Rhein bildet das Siebengebirge einen recht sichtbaren Abschnitt zwischen dem fränkischen und dem sächsischen Baustil. Welcher Unterschied zwischen Coblenz und Köln!

Doch ich bin ja in Gastein. Hier erheben sich nun die steinernen Paläste dicht um den Wasserfall herum und haben die hölzernen Häuser fast verdrängt, denn hier ist der Luxus der Hauptstädte in die Einsamkeit des Hochgebirges verpflanzt. Das Ganze bildet ein sehr hübsches Bild. Die stattlichen, weiß getünchten Häuser, die mit Schwarztannen bestandenen Felshänge, das Lichtgrün der Wiesen und der silberweiße, schäumende Fluß bieten den malerischesten Anblick. Aus meinem Fenster überblicke ich den größten Theil der unteren Thalstufe. Zu beiden Seiten die 7000 Fuß hohen Gebirgswände, unten meist mit dunklem Tannenwald besetzt, darüber die hellgrünen Matten mit einzelnen Almhütten, darüber die kahlen Gipfel. Die vier Stunden lange, eine halbe Stunde breite Thalsohle ist ganz mit den prachtvollsten Wiesen, einigen Gehöften und zahllosen Heuschuppen ausgefüllt. In der Entfernung von einer Meile erhebt sich zierlich und schlank der weiße Thurm des Marktfleckens Hofgastein, dahinter aber schließen die ganz kahlen Zacken des Tännengebirges die Aussicht.

Dies schöne Thal scheint von der übrigen Welt völlig abgesondert und ganz ohne Ausgang zu sein. Nur eine schauerliche Kluft, die sogenannte Klamm, führt zum breiten Salzach-Thal hinab. Die Trümmer einer alten Burg sehen aus wie der Riegel, der auch diesen Ausgang versperrt, und sie mag ihn auch lange gesperrt haben. Aber die lang gequälte Ache schlüpft doch hindurch und rettet sich durch einen letzten verzweifelten Sprung in die Freiheit, der noch bei ihrem schließlichen Austritt einen prachtvollen Fall bildet. Die mit vieler Mühe und Kunst geführte Straße zieht ihr bedächtig nach.

Danzig, den 1. Juni 1860.

71 An die Gattin.

Heute empfing ich Dein Schreiben aus Ratzeburg vom Montag den 28. v. Mts. Heute bist Du also wohl bei Mama angekommen. Ratzeburg, im grünen Schmuck der Buchenwaldungen, mag gewiß recht schön gewesen sein, so lange das Wetter freundlich.

Am Sonntag war die Hitze sehr groß, aber seitdem ist es bitterlich kalt geworden, und gestern und heute wurden wir tüchtig naß; aber jetzt schadet mir das nichts mehr. — Wir gingen von Memel über das kurische Haff nach Pillau, wo es recht hübsch war; ich wohnte am Leuchtthurm und sah aus meinen Fenstern über das Meer, welches an den Molen heftig brandete. Mit einem Segelboot fuhren wir über das frische Haff, gewannen die Eisenbahn, fuhren noch einmal über die prächtige Brücke von Marienburg und Dirschau und trafen Sonnabend Abend in Danzig ein. Bei schönem Sonnenuntergang schlenderte ich noch umher und wünschte recht, daß Du hättest mit mir gehen können. Danzig ist wirklich eine schöne Stadt und trägt so recht den Stempel der naturwüchsigen Eigenthümlichkeit. Erst 1793 wurde die Stadt preußisch; bis dahin war sie, obwohl unter polnischer Hoheit, eine Republik. Die prachtvolle Marienkirche, die siebzig Fuß hohen Wälle, das schöne Rathhaus mit einem Thurm wie der von Antwerpen, zeugen von der Macht und dem Reichthum dieser alten Hansestadt. Alle Häuser stehen mit dem Giebel nach der Straße und haben in der Regel nur drei bis vier Fenster Front, aber fünf und sechs Etagen. Jedes Haus hat seinen „Beischlag“, eine Terrasse, auf welcher man bei gutem Wetter (also selten genug) Luft schöpft. Große Linden stehen in den Straßen. Wenn man durch das dreifache „Hohe Thor“ in die Langgasse tritt, die hohen, mit schönen Bildwerken geschmückten Giebel zu beiden Seiten, Rathhaus und Börse übersieht, am entgegengesetzten Ende das grüne Thor, wo die Könige von Polen Hof hielten, so wird man wirklich von Bewunderung ergriffen. Mitten durch die Stadt zieht die Mottlau, mit Schiffen und hohen Masten bedeckt. Die steten Kämpfe, namentlich mit den Kreuzrittern des deutschen Ordens, nöthigten zu den gewaltigen Bollwerken, welche die Stadt noch heute schirmen. Die Berge, welche dicht vor dem Walle mehrere hundert Fuß hoch aufsteigen, sind durch prachtvolle, burgartige Festen gekrönt, welche die preußischen Ingenieure erbauten. Die Weichsel abwärts erstrecken sich schön bewaldete Höhen, das Kloster Oliva und die Festung Weichselmünde.

Vorgestern machten wir eine hübsche Fahrt mit einem mir zur Disposition gestellten Regierungsdampfschiff in den Putziger Wiek nach der Halbinsel Hela. Wir sahen auch Ratzau, das Belowsche Gut, wo der König die Sonnenfinsterniß beobachtete. Heute besuchte ich den Weichseldurchbruch bei Neufähr. Der unbändige Strom hat eine fünfundneunzig Fuß hohe, dreihundert Fuß breite Düne ins Meer geworfen, um sich Luft zu machen.

Berlin, den 19. Dezember 1861.

72 An den Bruder Adolf.

Aus dem langweiligen Europa weiß ich nichts Neues zu melden. Jemand, der sich sehr theilnehmend nach Dir erkundigt, ist der Graf Rantzau, früher Klosterpropst in Uetersen, der hierher übersiedelt und eine Anstellung in unseren auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat. Vor mir liegen die Aufzeichnungen des Prinzen von Noer. Ich habe sie noch nicht gelesen, sie sind mit allgemeiner Mißbilligung in ganz Deutschland aufgenommen worden. Mit der Armeereduktion in Frankreich ist es nichts, Herr Fould mag sehen, wo er das Geld herbekommt. Die allgemeine Bewaffnung dauert fort. Unsere Wahlen sind sehr schlecht ausgefallen; sehr möglich, daß Waldeck Präsident des Abgeordnetenhauses wird. Die Landboten, welche nicht einsehen, daß ganz allein Preußen zur Zeit den Bestand der Ordnung in Europa gegen Frankreichs Uebermacht hält, werden auf Verminderung des Präsenzstandes der Armee dringen, was abgeschlagen wird und die Auflösung der Kammer nach sich ziehen kann. England steht am Rande des Krieges gegen die Yankees, und Rußland befindet sich in einer furchtbaren inneren Krisis mit einem mißvergnügten, beraubten Adel und einem plötzlich befreiten, nicht zu belehrenden Volk. In Ungarn wenden die Dinge sich zum Bessern, der Rausch fängt an zu verrauchen; aber die Finanzen und Venetien legen auf lange jede Aktion nach außen lahm.

London, den 22. Dezember 1861.

73 An den Bruder Adolf.

Ich habe Dein Schreiben vom 30. vorigen Monats zwar sogleich von Berlin aus beantwortet; aber da die Post nur einmal, und zwar übermorgen, nach Madeira geht, so fürchte ich, daß Du meine erste Mittheilung mit dieser zweiten zugleich erhalten wirst. Nach dem Postkursbuch trifft der **steamer** (Dampfer) gerade zum 1. Januar künftigen Jahres auf Deiner Insel ein, und so wünsche ich Dir denn von Herzen ein frohes, neues und gesundes Jahr. Gewiß bringt dieselbe Post Dir auch einen Brief von Guste mit guten Nachrichten aus Rantzau, dem besten Neujahrsgeschenk für Dich und Deine Frau. Den Weihnachtsabend werdet Ihr mit Euren Gedanken wohl bei den Kindern sein, welchen diesmal nur die Großmutter bescheert.

Der plötzliche und ganz unerwartete Hintritt des Prinzen Albert hat mich ebenso unerwartet einmal wieder nach England geführt. Der Kronprinz hat gewünscht, daß ich ihn begleite, und morgen Montag, den 23., findet die feierliche Beisetzung der Leiche des Royal Consort (Prinz Gemahl) in der St. Georgskapelle von Windsor statt. Die ganze Feierlichkeit dauert nur zwei Stunden und bewegt sich innerhalb des weiten Umfangs dieser prachtvollen Königsburg über den Hof von einem Flügel zum andern.

Alle Leidtragenden und ihr Gefolge im schwarzen Frack, übrigens mit der alterthümlichen Pracht und Förmlichkeit. Um 10 Uhr geht der Expreßtrain von hier nach Windsor und um 2 Uhr kehrt er zurück, um 7 Uhr sind wir in Dover, schaukeln die Nacht auf dem Kanal, rollen am Weihnachtsabend durch Köln und treffen am 25. früh wieder in Berlin ein.

Die Königin ist nach Osborne gebracht worden und wird auch bei der Beisetzung nicht zugegen sein. Sie war bekanntlich schon bei dem Tode ihrer betagten Mutter so ergriffen, daß sie der Außenwelt abgestorben schien. Wie sie diesen Schicksalsschlag ertragen wird, weiß man noch nicht. Der Prinz, ein schöner, verständiger, besonnener Herr, ist nur 42 Jahre alt geworden. Das Familienleben war anerkanntermaßen ein Muster für alle Verhältnisse, und in so hohen doppelt erfreulich. Jetzt muß die Königin ohne diese Stütze den schweren Entschluß über Krieg und Frieden fassen; dazu kommt noch, daß Lord Palmerston krank sein soll.

Gestern war ich in Sydenham; es thut mir leid, daß Du den Krystallpalast nicht besucht hast, er ist wirklich merkwürdiger, als man denkt, und enthält namentlich für Architektonik Stilproben, wie man sie nirgends sonst versammelt sieht. Man müßte nach Nürnberg und York, nach Granada, Aegypten, Griechenland und Aethiopien reisen, um zu sehen, was man hier unter einem Dach vereinigt hat. Aber was hilft alle Landschaft ohne blauen Himmel! Die ödeste Heidegegend ist schöner bei einem rosigen Sonnenuntergang als Wight bei Nebel, und das ist das Geheimniß des Reizes der Campagna von Rom, die eigentlich an sich nicht viel schöner ist als das Torfmoor bei Uetersen. — Deine Beschreibungen von Madeira haben bei Marie und mir die ganze Sehnsucht nach dem Süden wachgerufen. — **Veder Napoli e poi morire** (Neapel sehen und dann sterben), sagt man, und wirklich liegt etwas Wahres in dem Ausspruch, daß, wer Italien gesehen, nie ganz unglücklich werden könne. Wenigstens vermag man selbst an einem trüben Sonntag in London sich in die Scenerie von Fels und Meer im tropischen Farbenglanz hineinzudenken, die Euch jetzt umgiebt. Und doch denkt Ihr vielleicht sehnsuchtsvoll nach dem grauen Norden; denn schließlich sind es doch die Menschen und nicht die Gegend, welche die Hauptsache sind.

Lübeck, den 22. April 1862, Abends.

74 An die Gattin.

Ich eile, Dir noch heute Abend den inliegenden Brief von Adolf zu übersenden. Setze ihn in Zirkulation bei den Geschwistern, aber füge die Bedingung hinzu, daß ich ihn wieder bekomme. Ihr werdet ihn in Ratzeburg mit Interesse lesen. Du wirst daraus ersehen, daß Adolfs einen so paradiesischen Aufenthalt in Orotova auf Teneriffa gefunden haben, daß sie sich entschlossen haben, noch vierzehn Tage daselbst zu ver-

weilen. Da sie 1000 Fuß über dem Meere wohnen, auch ihre Wohnung danach eingerichtet ist, so werden sie von der Hitze nicht allzu sehr belästigt sein. Es muß köstlich dort sein.

Bitte, füge dem Brief nach Marseille hinzu, daß wir das Schreiben richtig erhalten haben, und daß ich Adolfs Plan für sehr gut und richtig halte. Einen solchen Aufenthalt mit Muße genießen, ist besser, als viele Orte in Spanien zu durchfliegen, und ich wünsche nur, daß der Dampfer in Gibraltar anlegen möge.

Am 24. dieses Monats, wenn Du noch in Ratzeburg, ich in Rostock sein werde, stechen sie in See, der Heimath zu. Bis dahin werden die Aequinoktialstürme ausgebraust haben.

Dies Lübeck ist für mich ein reizender Ort. Veith empfing mich am Bahnhof und geleitete mich in eine hübsche Wohnung bei Düffke. Dann lief ich zum Mühlthor heraus, sah mir den schönen alten Dom von außen an, dann zum Hörter Thor und Burgthor, besah die alte Burg, das merkwürdige Hospital St. Jakobi, ließ mir die Katharinenkirche aufschließen, ging in die Häuser, um die merkwürdigen Treppenhallen anzusehen, besuchte den Senator Curtius, fiel dann in einen Austernkeller, wo ich ein Dutzend vortrefflicher Austern und eine Flasche Porter genoß, und will nun gleich zu Bette. Die Anderen sind Alle ins Theater zu „Kieselack und seine Nichte von's Ballet". Morgen sieben Uhr dampfen wir ab. Der Barometer ist gefallen, einige schwarze Wolken stehen am Himmel, aber das Leiden kann nicht sehr lang sein.

Adieu und gute Nacht, Du gutes Herz.

Berlin, den 6. Dezember 1863.

75 An den Bruder Adolf.

... Gewiß wünscht Ihr jetzt genauer von Wilhelm*) zu hören. Vorigen Mittwoch Abend kam er nach fünfzehnstündiger Fahrt wohl und mit gutem Appetit versehen nach Frankfurt, wo er bei mir eine warme Stube und ein treffliches Bett fand. Bei dem schlechten Wetter hatte er unterwegs nicht viel gesehen, sondern meist geschlafen. Am Donnerstag wollte ich eigentlich mit ihm nach Wiesbaden, aber es regnete unaufhörlich, und ich wünschte doch, daß er von seinem schönen künftigen Aufenthalt gleich anfangs einen guten Eindruck empfangen möge. So ließ ich ihn in Frankfurt, wo er sich, soweit das Wetter gestattete, den Dom, den Römerberg, die Gutenberg-Statue, kurz die Stadt von außen ansah. Abends ging ich mit ihm ins Theater, wo die hübsche Oper „Hans Heyling" von Marschner gegeben wurde. Vorgestern, am Freitag 10 Uhr, fuhren wir dann ab. Es war kalt und auf dem Taunus lag schon Schnee. Der erste Gang in Wiesbaden war zum Schul-

*) Der Sohn des Bruders Adolf.

direktor S., der aber nicht zu Hause, und dann zur Komteß B. Dort fand sich nun, daß diese Letztere den Auftrag zu haben glaubte, wegen Wilhelms Unterkommen etwas Definitives abzuschließen, und da sie selbst nicht ausgeht, so hatte sie durch ihren Arzt bei einem Professor M. für ein höheres Kostgeld, als das von mir an anderen Stellen jedoch nur eventuell bedingte, wenigstens halb abgeschlossen. Ich mußte daher mein Fräulein F., welches der Direktor besonders empfohlen, aufgeben, wollte aber doch jedenfalls erst mit dieser über den P. M. sprechen, von dem gesagt wurde, daß er zwar eine sehr gute Kost führe, aber etwas über seine Mittel lebe. Einstweilen sah ich mir sein Haus von außen an. Es liegt in der T. Straße, in dem wärmsten Theil der Stadt, von den heißen Quellen umgeben. Mitten durch die Straße führt ein bedeckter Gang von Eisen, im Sommer mit Weinlaub überdeckt, so daß man dort zu allen Zeiten promeniren kann. Von da ging's dann zum Direktor, der Wilhelm sehr freundlich aufnahm. Gegen den Professor M. sei durchaus kein Bedenken; dennoch hatte er ihn mir gleich anfangs nicht empfohlen.

Zu diesem wanderten wir nun, sobald wir uns im Hotel durch ein Mittagessen gestärkt hatten. Unglücklicherweise trafen wir nur die Frau Professorin, eine alte Dame von wenig Worten und gar keiner Krinoline, ärmlich aber sauber gekleidet; die Wohnung eng, aber ordentlich gehalten. Das Zimmer für Wilhelm ist sehr klein, nach dem Hof, ein Fenster, aber Südseite; Aussicht Null. Von den Bedingungen wußte sie nichts, und der mathematische Gemahl kam erst um 4 Uhr.

So benutzten wir denn die unfreiwillige Muße und ein paar schöne Sonnenblicke, um zu der hoch am Waldsaum liegenden griechischen Kapelle hinaufzusteigen, von wo man einen prächtigen Blick über den Rheingau hat, aus welchem sich die hohen Kuppeln des Mainzer Doms erheben. Wir ließen uns das Mausoleum der verstorbenen Großfürstin aufschließen. Unten in der Stadt angekommen, führte ich Wilhelm in die Spielhölle, welche sehr einladend aussieht. Vor dem Kurhause rauschen zwei prächtige Fontänen im weiten Wasserbassin, welches von zahllosen Gasflammen ringsum erleuchtet ist. In der weiten, von Marmorsäulen getragenen Halle führt die herzogliche Kapelle täglich Konzert aus. Daran stoßen die prachtvoll von Spiegeln und Seide leuchtenden Restaurationssäle, die Lesekabinets, und in vier großen Gemächern die vier grünen Tische, rings dicht umlagert von Spielern und Zuschauern. Tiefe Stille herrscht dort. Man hört nur die Kugel des Roulettes in die entscheidenden Fächer fallen und den Klang der Silber- und Goldhaufen, welche zumeist von der Krücke des Croupiers erbarmungslos abgeräumt werden. Nachlässig werden dem Gewinner die Geldstücke zugeschleudert. Alles bestrebt sich, gleichgültig zu scheinen, nur die Bank ist es wirklich, des Gewinnes gewiß, welcher von seinem Ueberschuß einen großen Theil dieses Eden geschaffen hat: Park, Wasserkünste, selbst Straßen und Eisenbahnen.

Der Besuch des Kurhauses ist natürlich den Gymnasiasten aufs Strengste untersagt, und es schien mir gut, die natürliche Neugierde eines

jungen Menschen auf erlaubte Weise zu befriedigen. Vor dem Spiel ist er gewarnt.

Endlich trafen wir den Professor im Schlafpelz in seiner recht gemüthlichen Studirstube. Alles sei bereit zu Wilhelms Aufnahme, den er wie einen Sohn halten wolle. Er scheint ein gutmüthiger alter Herr. Eine Tochter ist auch da, welche Klavier spielt. Ich habe sie nicht zu sehen bekommen, weil Besuch da war. Nach den Eltern zu urtheilen, wird sie wohl nicht gefährlich sein.

Ich habe gesagt, daß Wilhelm weder Thee, Kaffee noch Wein trinken darf. Der Professor proponirte Abends einen sehr verlängerten Thee, der uns wenig lächelte. Er versprach, ihn so unschuldig wie nur möglich zu machen, ich bedingte aber Morgens und Abends frische Milch und eine gute, kräftige Kost. Die wurde versprochen; der Professor bedürfe ihrer selbst. Wilhelm theilt den Tisch seiner Wirthsleute, lebt in ihrer Familie und hat sein heizbares Zimmer für sich. Das Bett ist gut; ein Spiegel, eine verschließbare Kommode, ein Tisch, zu welchem ein Stehpult geschafft werden soll, und ein Sopha, das den Vortheil hat, daß es zu kurz ist, um darauf liegen zu können, bilden nebst ein paar Kupferstichen das Mobiliar.

Man wird nun sehen, wie Wilhelm dort sich gefällt, und falls wirklicher Grund zur Unzufriedenheit ist, kann man vielleicht später noch auf Fräulein F. rekurriren.

An den dortigen Sanitätsrath H. hat Wilhelm ein Schreiben von Dr. P. mit; da er es aber im Koffer verpackt hatte, so konnte ich den Mann nicht mehr aufsuchen. Wilhelm wird zu ihm gehen und nöthigenfalls seine Hülfe in Anspruch nehmen. Wir eilten nun nach dem Bahnhofe zurück und holten Wilhelms Sachen, und erst nachdem ich ihn wirklich in seiner neuen Behausung etablirt gesehen, bin ich nach Frankfurt zurückgekehrt, wo ich noch viel zu besorgen hatte, um gestern, Sonnabend, hierher nach Berlin zurückzufahren, wo ich Marie bei einer Partie Whist mit General Gliszczinski und ein paar Damen überrumpelte.

Wilhelm wird nun gewiß sehr bald schreiben, wie es ihm geht. Er war völlig gesund und, wie es natürlich in seinem Alter, guten Muths. Sein Aussehen ist vortrefflich, und er ist nicht nur groß sondern selbst robust. Ich denke, in ein paar Jahren ist er mit Gottes Hülfe ein ganz gesunder, kräftiger Mensch. Mit seinen zweihundert Kommilitonen wird er bald bekannt sein. Der trübe Sonntag heute, wo er noch fremd und allein, ist vielleicht der schlimmste Tag.

Nun Adieu, lieber Adolf, die besten Grüße an Auguste. Macht Euch keine unnöthigen Sorgen. Die Zeit ist ernst genug für die wirklichen. Wilhelm hat mir durchaus keinen besorgnißerregenden Eindruck gemacht. — Marie grüßt mit mir herzlichst.

Berlin, 13. Dezember 1863.

76 An den Neffen Wilhelm.

Ich danke Dir für Deinen Brief vom 11. d. M. und freue mich, daß Du Dich in Deinem kleinen Stübchen heimisch und unter Menschen, die Dir fremd, die Dich aber freundlich empfangen, zu Hause fühlst. — Daß die Tochter Deines Hausherrn so hübsch Klavier spielt, ist eine angenehme Zugabe, Du wirst sie wohl auf der Geige begleiten. Mit Deinen Kameraden wirst Du auch bald Freundschaft schließen, und daß Oberst Schwarz sich Deiner annimmt, ist sehr hübsch. Am Sonntag vor acht Tagen war hier ein grauer, finsterer Regentag, und wir sagten uns, heute ist wohl ein schlimmer Tag für Wilhelm, der noch fremd und freundlos sich in seinem engen Zimmerchen recht vereinsamt vorkommen mag; statt dessen konntest Du bei schönem Sonnenschein einen romantischen Spaziergang nach der Burgruine machen. Ich hoffe, daß das bessere Klima und die prachtvolle Gegend Deiner Gesundheit recht förderlich sein werden, wenn Du nur selbst gut auf Dich achtest. Nach Ansicht des Dr. Pesch ist Dir nicht allein viel Bewegung in freier Luft zuträglich, sondern auch alle körperliche Uebung, also Zimmergymnastik, Freiturnen, Exerziren u. s. w., soweit dadurch nicht eine schnelle Pulsation des Blutes und stark vermehrter Herzschlag herbeigeführt wird. Durchaus nachtheilig ist daher der sogenannte Dauerlauf, Ersteigen von Berglehnen gerade hinauf u. s. w. Ueber Zimmergymnastik hat man gedruckte Anweisungen, die Du Dir gewiß verschaffen kannst. Die Sache nutzt aber nur dann, wenn sie ernsthaft und regelmäßig betrieben wird, z. B. während des Ankleidens. Was durch Freiturnen erreicht werden kann, davon habe ich mich noch kürzlich überzeugen können. Es ist mir die monatliche Liste des ganzen Ersatzes einer Kompagnie des hiesigen Garde-Füsilier-Regiments vorgelegt worden, etwa vierzig Mann. Der Regimentsarzt hatte bei allen diesen Leuten den Brustkasten genau gemessen und diese Messung nach dreimonatlicher Ausbildung wiederholt. Bei allen diesen, noch im Wachsthum begriffenen, jungen Männern war der Thorax um ein, zwei und drei, bei vielen bis zu vier und fünf, bei einigen bis zu sieben Zoll erweitert. Freilich darfst Du nun über der Sorge für Deinen Körper Dein Studium nicht hintenansetzen. Ich hoffe, daß es Dir ohne allzu große Anstrengung gelingen wird, zu Ostern nach Ober-Prima zu kommen. Wenn Du Dein Abiturientenexamen gemacht hast, so ist die Grundlage für jede weitere Laufbahn vorhanden, und es wird dann hauptsächlich von der Kräftigung Deines Körpers abhängen, welche Du betreten kannst. Halte Dich brav, und Du wirst sehen, daß der alte verdrießliche Onkel es gut mit Dir meint.

Berlin, den 20. Januar 1864.

77 An den Bruder Adolf!

... Wir sind Alle erfreut, daß Du Dich während der dreiwöchentlichen, unausgesetzten, grausamen Kälte gesund erhalten hast. Heute ist bei uns Thauwetter bei Westwind eingetreten, und so antipathisch die Kälte meiner im Süden etwas verweichlichten Natur ist, so bitte ich Gott, daß es nur noch 14 Tage frieren möge, damit der unglückliche deutsche Konflikt, in dem wir mal drin sind, nun auch schnell und radikal gelöst werde. — Die Truppen werden bei dem langsamen Transport auszustehen haben, doch ist soviel wie möglich durch Decken und Warmbier für sie gesorgt.

Die deutschen Angelegenheiten sind wirklich, als wenn man in ein Narrenhaus kommt. Es waren die tollsten Geschichten zu befürchten, und mußten Maßregeln dagegen getroffen werden. Wie weit Demagogie, Schwäche und Anmaßung noch jetzt führen können, ist gar nicht zu wissen. Doch ist für jetzt durch Zusammengehen von Oesterreich und Preußen nicht nur in der deutschen Sache, sondern auch in ihren Konsequenzen die Hauptgefahr beseitigt.

Ich sitze so in der Arbeit, daß ich für heute nur die herzlichsten Grüße an Dich und die Deinen hinzufüge.

Berlin, den 29. Januar 1864.

78 An den Bruder Adolf!

... Nach meiner Rechnung müßten heut über acht Tage schon die ernsten Würfel fallen. Bekommen wir noch Frost, so wird die Sache ohne zu große Opfer abgehen, und dann ist es auch wahrscheinlich, daß eine wirkliche Erledigung der Sache Dänemark gegenüber erreicht wird. Dann ist sie aber noch mit Klein-Deutschland abzumachen, was bunt genug werden kann.

Preußen und Oesterreich gehen vorerst innerhalb der Verträge vor, um, wenn es möglich ist, eine europäische Konflagration zu vermeiden. Dabei kann ein Zusammenstoß mit den Dänen kaum noch ausbleiben (es sei denn, daß sie noch jetzt mit Preisgebung ihres ganzen Materials sich auf ihre Inseln zurückzögen, was von Allem das Unerwünschteste wäre). Es bleibt nach gefallener Entscheidung übrig, Dänemark die Personalunion zu bieten, dagegen alle Rechte der Herzogthümer zu fordern, mindestens ihre volle Selbständigkeit, und für die etwa nicht zu erreichende Zusammengehörigkeit materielle Garantie durch Besetzung eines festen Punktes, durch ständige Bundesgarnison, endlich Kriegskosten u. s. w. Sicher wird sich Rußland gegen den Herzog erklären, und nie, solange dieses Reich in Europa existirt, ist es, trotz der polnischen Insurrektion, oder vielmehr wegen derselben, in der Lage gewesen, so unmittelbar sogleich ein solches Gewicht in die politische Wagschale zu werfen wie eben jetzt. Dann wäre

die Konfusion in Deutschland vollständig, und die drei nordischen Mächte könnten gegen Süddeutschland und Frankreich zu Felde ziehen. Kurz, über die nächsten Wochen sieht vielleicht jetzt kein Staatsmann hinaus, viel weniger ich. Ich hoffe, ein Sieg wird Vieles im Aeußern und Innern besser gestalten. Vorerst wird doch auch in Holstein die gesetzliche Ordnung einen Halt selbst in dem bloßen Durchzug einer so bedeutenden Truppenmacht finden, wie die preußisch-österreichische Armee. Man schont die gereizte Empfindlichkeit der Kleinstaaten und ihrer Kommissare, doch hat das Alles seine Grenzen. Wenn der Großherzog von Oldenburg sein Fürstenthum Eutin mit dem Schlagbaum in Schwartau zuschließt, so sind das Sonderbarkeiten, die nur in Deutschland vorkommen können. Wenn aber die Kleinstaaten auf eigene Hand den Krieg mit Europa herausfordern, für den dann Oesterreich und Preußen einstehen müßten, so wird man doch ein Einsehen haben müssen. Ernst genug sieht es nach allen Seiten aus, wir müssen die nächsten Begebenheiten abwarten.

Moltke hatte sich auf Befehl Seiner Majestät des Königs auf einige Tage in das Hauptquartier des Feldmarschalls Wrangel begeben, um über dessen Absichten in Bezug auf die weitere Führung der Operationen zu berichten.
Siehe Charakterbild Band I, Seite 37.

Flensburg, den 12. Februar 1864.

79 An die Gattin.

Liebe Marie! Zehn Grad Kälte heute Nacht ließen uns wenig schlafen, wie warm ich auch angezogen war. Truppenzüge vor und hinter uns. Kaffee auf dem Hamburger Bahnhof, Eierbier in Elmshorn, aber Niemand Bekanntes dort. Unausstehlich langsame Fahrt von Rendsburg. Zehnmal angehalten, Sturm und Schneetreiben, so daß man fürchtete, stecken zu bleiben. Hungrig, durchfroren und ohne Obdach irrte ich mit Wartensleben im schrecklichsten Schneegestöber über eine Stunde umher, dabei Thauwetter, mit allem Gepäck von Gasthof zu Gasthof. Alles besetzt. Ich schickte daher auf die Kommandantur und wurde bei Bäcker Callsen einquartiert, ein kleines nettes Stübchen und sehr freundliche Leute. Sogleich angekleidet und zum Feldmarschall, Prinz Albrecht, General Falckenstein und zweimal zum Kronprinzen. Dieser hatte eine Gesellschaft zum Diner eingeladen; telegraphirte aber: „Fest bei Ellingbeck, bitte zu speisen.“ Seine Gäste längst nach Hause gegangen. Gut, daß wir mit dem vorankommenden Zuge noch angekommen sind. Abends neun Uhr schlecht dinirt bei Döll. Auster is nicht. Als ich eben nach Hause kam, sagte mir Georg, daß Henry gestern in diesem selben Zimmer gewohnt hat. Die Frau Wirthin, streng examinirt, sagt aus, daß der junge Herr kreuzfidel gewesen sei. Das Mittagessen und eine Flasche Wein habe ihm so wohl gemundet, daß man ihm heute früh seine Feldflasche damit gefüllt habe. Ob er von hier aus einen Brief geschrieben, wußte man nicht; indeß wird Mama sich hinsichtlich seines Befindens nun

wohl beruhigen, und ich schließe, um endlich zur Ruhe zu kommen. Ich bin sehr zufrieden, ganz ohne Schüttelfrost zu sein, trotz der Anstrengung und Kälte. Ueber Dauer meines Aufenthalts noch nichts entschieden. Buntes Treiben in den Straßen, ungeachtet des furchtbaren Wetters. Gute Nacht, liebes Herz.

Berlin, den 22. März 1864.

80 An den Neffen Henry.

Mein lieber Henry! Gratulire herzlich zum Rothen Adlerorden vierter Klasse mit den Schwertern. General Manteuffel schreibt mir eben, daß Se. Majestät der König die Gnade gehabt haben, Dir diese Auszeichnung zu verleihen. Für einen so jungen Offizier wie Du ist das von doppeltem Werth. Was wird Deine Mama stolz und glücklich darüber sein! Sage Oberstleutnant v. der Goltz, daß ich ihm aufrichtig dankbar dafür bin, daß er sich Deiner so wohlwollend annimmt und Dir Gelegenheit gewährt hat, Dich vortheilhaft hervorzuthun. Meine Empfehlung auch an die Generale v. Göben und Wintzingerode, wenn Du sie siehst. Es ist immer von großem Vortheil, unter so tüchtigen Vorgesetzten zu stehen. Eine schwankende Führung kostet dieselben Opfer und verfehlt das Resultat.

Der Dienst mag beschwerlich genug sein, aber jetzt ist die höchste Wachsamkeit nöthig, denn die ganze Sachlage fordert die Dänen in eben diesen Tagen zur Offensive auf. Ist erst die Parallele eröffnet, dann ist es damit vorbei, doch dauert das noch ein paar Tage. Noch haben nicht alle Batterien errichtet werden können, und ihre Wirkung muß erst abgewartet werden, ehe man zum Sturm schreitet. Düppel muß genommen werden, und es wird auf die eine oder andere Weise geschehen, lange wird es nicht mehr dauern.

Marie grüßt herzlich und dankt für die Blümchen, es ist doch ein Trost, daß die Sonne auch im Sundewitt schon zuweilen scheint. Des Nachts ist es auch hier noch unter dem Gefrierpunkt. Mit Karl Ballhorn geht es den Umständen nach gut — doch kann er noch nicht von Rinkenäs fortgeschafft werden; er kommt, sobald dies angängig, ins Johanniter-Spital nach Flensburg. Sein Schwager ist zu ihm gereist. Nun Adieu, mein alter Junge, Gott sei mit Dir und schütze Dich ferner! Herzlichst Dein Onkel.

Berlin, den 20. April 1864.

81 An den Neffen Henry.

Mein lieber Junge! Ich danke Dir für Deinen Brief vom 17. und hoffe, daß Du Deiner Mama sogleich einen vom 18. geschrieben hast. Marie hat zwar schon gestern nach Ratzeburg berichtet, daß Du glücklicherweise auf der bisher bekannt gewordenen Verlustliste nicht

figurirst. Sie werden aber dort am liebsten von Dir selbst hören wollen. Es thut mir leid, daß Dein Regiment das kühne Unternehmen*) nicht hat ausführen können, welches ihm am Tage des Sturmes zugedacht war, und dessen Gelingen von der entscheidendsten Wichtigkeit gewesen wäre. Wäre es möglich gewesen, so würde General Göben damit zu Stande gekommen sein. Man wird wohl die Sache erst etwas mit Artillerie vorbereiten müssen, und dann sind die Fünfzehner gewiß dabei.

Du kannst Dir vorstellen, daß ich am 18. Vormittags in großer Spannung war. Der König war beim Exerziren auf dem Tempelhofer Felde. Es kam nichts, und Seine Majestät ritten nach Beendigung der Besichtigung nach Hause. Auf dem Rückweg mit dem Fürsten Radziwill zusammen erfuhr ich, daß der König noch einmal umgekehrt sei. Ich ließ also meinen Braunen laufen und begegnete Seiner Majestät im Wagen, der die Gnade hatte, halten zu lassen, und mir die Depesche mittheilte, welche die Wegnahme der ersten Linie meldete.

Heute bin ich auffallenderweise der Einzigste hier, der eine detaillirte Berichterstattung durch Hauptmann v. Bronsart erhielt; ich habe sie eben zum Könige geschickt, da ich erfahre, daß derselbe ohne nähere Nachricht ist. Es bleibt aber noch Vieles zu erfahren und aufzuklären. Die Verluste sind groß, aber die Waffenthat ist der Preußischen Armee würdig. Man sieht aber aus der Größe der Einbuße, wie viel mehr der Sturm, uns ohne Sicherung des Erfolges gekostet haben würde, hätte man ihn nicht durch Geschütz und Spaten vorbereitet.

Eben erfahre ich daß Dein Regiment doch tüchtig Feuer von den Alsener Batterien bekommen hat. Schreib mir Deine Erlebnisse, wenn Du Zeit und Muße hast. Die gröbste Arbeit ist nun wohl gethan. Wenn Du glücklich zurückkommst, wollen wir Deine Equipirung schon in Ordnung bringen und überhaupt weiter sehen. Es ist ein Glück für Dein ganzes Leben, daß Dein Truppentheil diesen Feldzug mitgemacht, Du wirst an Erfahrung, Tüchtigkeit und Gottvertrauen reich gewinnen. Marie grüßt Dich herzlichst. Dein Onkel.

Berlin, den 23. April 1864.

82 An den Bruder Ludwig.

Die gespannte Erwartung der letzten Wochen ist durch den Erfolg am 18. d. M.**) gelöset worden. Aber abgesehen von der Trauer, in welche Tausende von Familien durch den Verlust der nächsten Angehörigen versetzt sind, wie verschieden mag der Eindruck sein, welchen die gefallene Entscheidung selbst im Innern der Familien bei Euch hervorruft, wo so Viele in engster Beziehung mit Dänemark stehen.

---

*) Man hatte sowohl im Anfang März als auch am 18. April bei Erstürmung der Düppler Schanzen Alles zu einem Uebergang nach Alsen vorbereitet.

**) Sturm auf die Düppeler Schanzen.

Der Enthusiasmus, mit welchem dies kleine Volk für seine Sache kämpft, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden, weit mehr noch als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben ablösen konnten. Aber waren die dänischen Machthaber gerechtfertigt, aus ihrer insularen Sicherheit solche Opfer zu fordern? War die Sache selbst, für welche sie gefordert wurden, gerecht?

Ich glaube, daß man behaupten darf, Dänemark habe schon seit Jahrhunderten, und besonders seit der Thronbesteigung Christians VII., eine Stellung unter den europäischen Staaten beansprucht, die es nicht auf die eigene Nationalität basiren, die es nur durch Beeinträchtigung einer anderen, und zwar einer mächtigeren, behaupten konnte, und diese mußte sich endlich zur Wehr setzen. Auch der Starke kann sich nur bis zu einem gewissen Grade von dem Schwächeren verunglimpfen lassen. Die Deutschen in den Herzogthümern konnten lange und glücklich unter dem Scepter eines dänischen Königs wohnen, aber sie konnten sich auf die Dauer unmöglich den Majoritätsbeschlüssen einer dänischen Volksvertretung unterwerfen. Von dem Augenblick an, wo Preußen und Oesterreich nicht mehr wie im letzten dänischen Kriege sich gegenseitig paralysirten, durfte die Kopenhagener Regierung nimmermehr hoffen, aus eigenen Mitteln ihre Ansprüche durchzufechten. Freilich besteht noch jetzt der Zwiespalt in Deutschland; aber die Würzburger Regierungen gehen ja in ihren Forderungen ebenso viel weiter, wie sie in den Mitteln, diese durchzusetzen, zurückbleiben. Seit Wochen wußte man in Kopenhagen mit Bestimmtheit, daß eine unmittelbare Hülfe von außen weder von Frankreich, noch England, noch Schweden zu gewärtigen sei. Trotz aller Vortheile des Terrains und der Verschanzungen mußte die dänische Streitmacht endlich einem nicht nur doppelt so starken, sondern auch besser ausgebildeten, bewaffneten und ausgerüsteten Gegner erliegen. Und doch dekretirte eine Gesellschaft von Advokaten, Zeitungsmännern und Kammerrednern den Widerstand aufs Aeußerste.

Abscheulich ist die dänische Presse. Wäre sie wirklich der Ausdruck des dänischen Volkes, so könnte man kein Mitleid mit diesem haben. Noch in diesen Tagen verunglimpfte sie selbst die militärische Ehre derer, die sie doch in jedem Zusammentreffen besiegt haben. Diebstahl, Mordbrennerei, Verrath und Feigheit werden ihnen vorgeworfen. Die Preußen werden mit Schimpfworten und flachen Hieben ins Gefecht getrieben, sie werden von den Oesterreichern abgelöst werden müssen, weil sie nicht anbeißen wollen; außerdem die größten Albernheiten, wie die Schlacht bei Eritsöe zwischen Oesterreich und Preußen, in welcher nach der „wohl übertriebenen Angabe der Einwohner“ 3000 Mann geblieben sind, „der Verlust aber jedenfalls groß“ gewesen ist. Ja, der Ministerpräsident und Bischof Monrad theilt das Gefasel eines obskuren Berichterstatters dem erstaunten Europa als Wahrheit in offiziellen Noten mit, und die Times tischen solchen Unsinn ihren Lesern auf.

Es giebt wohl kaum ein gutmüthigeres Volk als unsere Soldaten. Sowie der letzte Schuß gefallen ist, tragen die langen Westfälinger wie Kinderfrauen die dänischen wie ihre eigenen Verwundeten in das nächste Lazareth, wo Alle gleich sorgsam behandelt werden. Auch Henrys Briefe schildern diese Scenen — die Dänen schießen, bis unsere Leute unmittelbar an sie heran sind, fordern dann Pardon, indem sie die Gewehre wegwerfen, und erhalten ihn; in allen Gefechten 20, 50, 100, am 18. d. M. 3145. Diese Massen von jetzt weit über 5000 Mann werden in preußischen Festungen wie preußische Soldaten gehalten. In den Spitälern, namentlich den wahrhaft luxuriösen des Johanniter-Ordens, liegen dänische Offiziere und Gemeine in denselben Sälen mit den preußischen.

Ueberhaupt ist ein Krieg wohl noch nie mit mehr Menschlichkeit geführt als dieser, welcher freilich von den Truppen die unbeschreiblichsten Entbehrungen und Leiden erfordert hat.

Das Bombardement von Sonderburg war nicht zu umgehen; die Dänen wissen am besten, welchen militärischen Werth dieser Theil ihrer befestigten Stellung hatte. Die Sommation zur Räumung erfolgte zehn Tage vorher in Gestalt von ein paar Granaten, die hineingeschleudert wurden, ohne die Beschießung fortzusetzen. Die Civilbevölkerung zog damals fort, kehrte aber wieder zurück.

Bei der Zähigkeit der Dänen wird es noch eines zweiten entscheidenden Schlages bedürfen, um den militärischen Theil der Sache zu Ende zu führen. Die Schwierigkeit ist nur, an sie heranzukommen. Was dann die Diplomatie daraus machen wird, mag Gott wissen.

Möchten doch auch in Dänemark die konservativen Elemente sich gegen den Druck der herrschenden Demokratie emanzipiren. Ein Dänemark, das nicht auf Kosten Deutschlands existiren will, wäre sofort der natürlichste Verbündete Deutschlands. Ich glaube gewiß, daß der selbstständigen Nationalität Dänemarks Schweden weit gefährlicher ist als Deutschland. Die Truppenzusammenziehung in Schonen, zu spät, um Dänemark zu helfen, bedroht dieses wohl mehr als uns.

Nun genug von Krieg und Politik.

Berlin, den 27. April 1864.

83 An den Neffen Henry.

Lieber Henry! Dein Telegramm aus Gravenstein und Deinen Brief vom 23. d. Mts. habe ich richtig erhalten und mit Dank gegen Gott ersehen, daß Du wohl bist und an dem für unsere Armee ruhmvollen Tage, soweit es Dir vergönnt war, mitgewirkt hast. Hätte an den errungenen Sieg eine dauernde Verfolgung sich anschließen können, so würde durch die Aufreibung des feindlichen Heeres der Krieg seinem Ende sich haben zuführen lassen können. Aber die besondere Natur des Kriegsschauplatzes gewährte auch hier den Dänen, in einer geschützten, neuen Aufstellung sogleich sich wieder zu sammeln und erneuten Widerstand zu leisten.

In dieser Beziehung war und ist noch jetzt der Uebergang auf Alsen von gleicher Wichtigkeit. Man konnte an der Ausführbarkeit mit den vorhandenen Transportmitteln, nicht aber an der entscheidenden Bedeutung des Unternehmens zweifeln. Am 18. standen die Dänen gegen dasselbe vollständig gerüstet. Der an sich so hübsche kleine Coup*) Deiner beiden Regimentskameraden Tags zuvor hatte ihnen die drohende Gefahr nur noch augenscheinlicher gemacht. — Was jetzt noch gegen Alsen unternommen werden kann, nachdem die erste Erschütterung des geschlagenen Heeres vorübergegangen und ein Theil unserer Streitmacht aus dem Sundewitt fortgezogen ist, läßt sich nur an Ort und Stelle beurtheilen. Je größer die Schwierigkeiten dort geworden, um so entschiedener muß ein Schlag an anderer Stelle geführt werden, denn der dänische Trotz ist noch keineswegs gebrochen.

Gewiß würde es mir sehr interessant sein, das Schlachtfeld mit Dir zu bereiten; aber ohne eine amtliche Wirksamkeit bei der Armee, als bloßer Zuschauer, habe ich nicht den Wunsch, dort zu sein und bin der Sache nützlicher hier. Von Marie die besten Grüße — und nun Adieu, mein alter Junge. Gott schütze Dich ferner. Dein Onkel.

Gemäß Allerhöchster Ordre vom 30. April hatte Moltke die Geschäfte als Chef des Generalstabes beim Oberkommando der verbündeten Armee übernommen. Siehe Charakterbild Band I, Seite 37.

Horsens, den 15. Mai 1864.

84 An die Gattin.

Deinen Brief vom Mittwoch, liebe Marie, erhielt ich noch in dem schönen Veile. Gestern wurde das Hauptquartier hierher verlegt. Zwar ist Horsens die schönere und größere Stadt, aber die Gegend ist bei Weitem nicht so lieblich. Es fehlen in der nächsten Umgebung die köstlichen Buchenwälder. Indeß haben wir unser kleines Dampfschiff, „Orla Lehmann“ hieß es bisher, herumgeschickt und können damit weitere Ausflüge machen. Etwas vereinsamt und langweilig wird es wohl werden, wenn wir hier die Waffenruhe abwarten sollen.

Ich wohne beim Bürgermeister, Kammerherrn v. Jessen, der früher auch einmal Minister gewesen ist. Er ist sehr entgegenkommend und hat mich sehr freundlich aufgenommen. Ich ritt allein vorauf und in scharfem Trab die Stute, welche vortrefflich ging.

Aus den höchst unvortheilhaften Bedingungen der Waffenruhe und daraus, daß in den höheren Kommandoverhältnissen bis jetzt keine Aenderungen eintreten, möchte ich schließen, daß man in Berlin einen baldigen Frieden in Aussicht nimmt. Wie es mit meinem Verbleiben gehalten

*) Zwei Offiziere des 15. Regiments waren an dem Tage angesichts des Feindes auf einem Boote nach Alsen übergesetzt und hatten in einer dortigen Batterie die Geschütze vernagelt.

werden wird, übersehe ich durchaus nicht. Du erfährst darüber leicht in Berlin mehr als ich hier. Ich glaube, daß vorerst Alles bleiben wird, wie es ist. Mir bekommt die Lebensweise sehr gut. Unsere Dinerstunde ist glücklicherweise von fünf auf drei verlegt, so daß man jetzt des Abends reiten wird. Mittags ist es schon sehr warm. Wir haben anhaltend das schönste Wetter. Jedenfalls ist es interessanter hier als die Frühjahrsparaden auf dem Tempelhofer Feld.

Es ist gut, daß die Truppen aus dem Sundewitt in weitläufige Kantonnements nach Angeln und dem Westen Schleswigs verlegt sind, denn auf Alsen ist der Fleckentyphus ausgebrochen. Wo Henry hinkommt, weiß ich nicht; zwei Bataillone müssen in der Gegend von Gravenstein bleiben, viele Offiziere gehen auf Urlaub. Kronprinz und Prinzeß bleiben die Feiertage in Hamburg, Hôtel de l'Europe. Prinz Friedrich Karl besuchte uns in Veile, ist nach Aalborg und kommt morgen zurück, um nach Berlin auf Urlaub zu gehen.

Ich freue mich, daß unsere Bekannten durch fleißige Einladungen Deine Einsamkeit etwas erheitern. Und nun muß ich zum Vortrag.

Louisenlund, den 21. Juni 1864.

85 An die Gattin.

Vielen Dank, gute Marie, für Deinen Brief vom 17. d. Mts. Ich freue mich sehr, daß es Dir in Cismar so gut geht, und möchte Dich gern dort besuchen und Ausflüge in der schönen Nachbarschaft machen. Auch hier ist es prächtig frisch und grün. Daß der Prinz Friedrich Karl seit einigen Tagen wieder hier ist, weißt Du wohl schon, doch wird unsere Freiheit dadurch wenig beschränkt, und er ist überhaupt sehr liebenswürdig. Durch Vorträge um zehn Uhr ist eine frühere Stunde des Aufstehens bewirkt, auch hat er sich zur Speisestunde um drei Uhr bekehrt; nur das lange Aufsitzen, oft bis Mitternacht, ist mir sehr lästig. Wir machen indeß unsere Partie unbehindert, Podbielski, Graberg, Mertens und ich. Frau v. Mertens wohnt noch auf der Meierei.

Die Stelle in Lauenburg möchte ich Adolf wohl wünschen. Man legt ihm nahe, jetzt seinen Abschied zu nehmen. Die Bundeskommissare wollen ihn dann gleich wieder anstellen. Er glaubt aber, seinen Abschied nur vom König Christian fordern zu dürfen. Ein Memoire Adolfs über die Lage der Beamten, welche dem König von Dänemark den Huldigungseid geleistet, habe ich vor einigen Tagen dem Ministerpräsidenten Bismarck eingereicht.

Deine Reise am 27. nach Kiel per Dampfschiff halte ich kaum für ausführbar; bedenke, daß am 28., Abends zwölf Uhr, die Waffenruhe abläuft, und daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Feindseligkeiten wieder beginnen. Heute sind schon alle Truppen in Marsch. Das Hauptquartier geht zum 26. nach Apenrade. Ich glaube zwar,

daß die holsteinischen Schiffe nicht gekapert werden. Aber Du kannst da in allerlei Gefahr gerathen und ziehst gewiß besser den Landweg vor. Sollte wider Erwarten ein Waffenstillstand abgeschlossen werden, und sollten wir also hier bleiben, so suche ich Dich vielleicht in Kiel auf, und Du könntest dann über Schleswig nach Berlin gehen.

Kürzlich war ich in Schleswig und besah die Wohnung, wo meine arme, alte Mutter gestorben ist. Sie ist so niedrig, daß ich die Hand an die Decke legen konnte, aber sonst doch sehr freundlich und nett. Das Grab auf dem neuen Kirchhof ist sehr gut gehalten, und da es ganz ohne Inschrift war, habe ich in der Eisengießerei eine Tafel bestellt, die an das Gitter angenietet wird.

Hauptquartier Apenrade, Sonntag, den 3. Juli 1864.

86 An die Gattin.

Liebe Marie. Aus Deinem Schreiben vom 1. d. Mts. ersehe ich, daß Du wohlbehalten wieder in Deiner Häuslichkeit in Berlin eingetroffen bist. Aber mit den Begegnungen unterwegs hast Du Unglück gehabt. Die Kuchenfrau zu Elmshorn war Trägerin einer wichtigen Nachricht und wohl die Erste dort, welche eine zuverlässige Kunde von der Begebenheit hatte; denn die bis dahin abgesandten Telegramme waren wohl alle über Holstein hinausgeflogen. So wird indeß Adolf doch auf ungewöhnlichem Wege früh in Kenntniß gesetzt sein. Du selbst brachtest wohl überall eine frische Neuigkeit.

In Berlin ist gewiß Auer der Erste gewesen, der, wenn auch nur von der Hauptsache, unterrichtet war; denn der König, der Kriegsminister und der Feldmarschall, an welche wir telegraphirten, waren alle Drei außerhalb. Allerdings hat Berlin sich vorerst mit den hundertundein Kanonenschüssen begnügen müssen. Es ist aber denen, die die Geschichte machen, nicht leicht, Geschichte zu schreiben. Das Oberkommando, welches das am leichtesten thun könnte, war doch auch von zehn Uhr Abends bis vier Uhr Nachmittags, also achtzehn Stunden, auf den Beinen, ehe Einer die Feder wieder in die Hand nehmen konnte, und die Eisenbahnzüge gehen denn auch nicht gerade ab, wie man wünscht.

Der Prinz hatte bei Schanze X, um großes Gefolge zu vermeiden, nur den Generalstab bei sich; die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere waren nach den verschiedenen Uebergangspunkten dirigirt, um zu beobachten und zu melden.

Nach beendeter Partie Whist um zehn Uhr folgte ich mit Podbielski in meinem Wagen von hier über Gravenstein nach Schanze X, von wo man den Alsensund wie einen breiten Fluß in der Morgendämmerung zu unseren Füßen glänzen sah. Dunkel lag noch die blutgetränkte Höhe von Düppel zur Linken, gekrönt von der Ruine der einst so stattlichen Mühle, rechts Sonderburg mit seinem finstern Schloß am Meer, wo Christian der Böse lange Jahre den Kampf gegen den schwedischen und dänischen Adel

zu betrauern hatte. Die ganz flache Spitze der Halbinsel Arnkiel war im Halbdunkel noch eben zu erkennen, und am äußersten Horizont die Halbinsel Mels. Der Meerbusen von Sandwig und die Augustenburger Föhrde, in welcher wir die feindlichen Schiffe und speziell die Anwesenheit Rolf Krakes wußten, waren unseren Blicken entzogen. Tiefe Stille lag auf Alsen, von unserer Seite hörte man aus der Ferne den eigenthümlichen Ton von Fuhrwerk mit eisernen Achsen. Es war die reitende Artillerie, die sich noch nach Rackebüll bewegte, wo sie in Reserve verbleiben sollte; sonst nichts.

Das Wetter war ungemein günstig, ausnahmsweise windstill, ein trüber, verschleierter Himmel, daher so dunkel, wie es um die Zeit der größten Tageslänge in dieser Breite überhaupt nur werden kann, und eine milde Temperatur.

Die Reitpferde waren in der Büffelkoppel aufgestellt, um später bei der Hand zu sein. Die Wagen blieben in Düppel, um jedes Geräusch zu vermeiden, und wir gingen zu Fuß in die zerstörte Schanze, welche das Aussehen eines Steinbruchs hatte, durch die riesenhaften Trümmer von Betonmauern der gesprengten Pulvermagazine. Ihre Dicke erklärt, daß kein Kaliber durchschlagen konnte.

Noch fehlten wenige Minuten an zwei Uhr, dem Augenblick, wo unsere Boote an vier Stellen zwischen dem südlichsten Rand von Satrup-Holz nach Schnabeckshage vom Ufer abstoßen mußten.

Das Herabbringen der Kähne und das Schurren der flachen Boote über das Geröll des Strandes scheint unbemerkt geblieben zu sein. Jenseits rührte sich nichts, friedliche Ruhe lag über der schönen Gegend, und nur die Lerche erhob sich singend aus den wogenden Kornfeldern, welche bald der Schauplatz blutigen Kampfes werden mußten.

Jetzt war es zwei Uhr, und mit geschärftem Blick späheten wir nach den ersten schwarzen Punkten, die sich auf dem klaren Seespiegel zeigen würden, — da blitzte es auf, nur sichtbar, nicht hörbar waren ein paar Schuß gefallen und zwar, wie es scheint, irrthümlich von unserer Seite herüber. Alsbald sprühten die Funken am jenseitigen Ufer, bald an dieser, bald an jener Stelle, dann leuchtete es hoch auf und der dumpfe Knall verkündete, daß die bereit gehaltenen Geschütze der nächsten Strandbatterien ihre Kartätschladung gegen unsere verwegenen Argonauten ausschütteten. Wirklich sind sie zu hoch gegangen, und nur ein Kahn ist umgeschlagen, die Mannschaft aber, wenigstens zum großen Theil, von den nächsten Booten gerettet.

Die braven Pontonniere, selbst wehrlos und eben erst von der Oder und Elbe angelangt, ruderten unaufhaltsam weiter, die Infanterie aber nahm das Feuer auf, und wenn auch manche Patrone ihr Ziel verfehlt haben mag, so rückte die Feuerlinie doch unaufhaltsam weiter.

Das war nicht anders zu erwarten, da Führer wie General Manstein und Röder in den vordersten Kähnen standen.

Das Ufer war erreicht, daran war nicht zu zweifeln: aber nun mußten die Fahrzeuge zurück, sie konnten auf dem Wege den endlich wach

gewordenen feindlichen Schiffen begegnen. Die Gelandeten waren vorerst auf sich selbst angewiesen, was stand ihnen augenblicklich entgegen? Hell waren die Fanale aufgeflammt und leuchteten von Höhe zu Höhe bis Augustenburg und Norburg hin. Hatten die Dänen ein paar geschlossene Bataillone hinter der Fohlenkoppel schon versammelt? Das Blitzen des Gewehrfeuers im Walde zeigte, daß unsere Märker dort schon kämpften, aber ob unser oder des Gegners Feuer vorwärts rückte oder zurückging, war nicht zu unterscheiden. Es war ein Moment athemloser Spannung. Inzwischen hatten alle dänischen Strandbatterien ihr Feuer eröffnet. Auf unserer Seite waren deren neun in der Nacht zuvor erbaut und in dieser armirt. Die Artilleristen standen seit ein Uhr schußfertig und blieben ihnen nichts schuldig. Der Donner der Geschütze, auf unserer Seite allein zweiundsechzig, ist in Kiel deutlich gehört worden. Nach rechts von uns feuerte die große Sonderburger Schloßbatterie aus acht Stück Vierundzwanzigpfündern und zwei gezogenen Piecen gegen eine Vierundzwanzigpfünderbatterie auf dem Mühlenberge. Aber aller dieser Lärm entschied nichts, die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die Halbinsel Arnkiel.

Dort sprühten nun die kleinen Funken immer weiter nach Osten, der weiße Rauch zeigte sich bereits am südlichen Rand des Waldes Fohlenkoppel, und die schwarzen Punkte bewegten sich langsam wieder gegen die Halbinsel zu. Es war kein Zweifel mehr, man hatte festen Fuß gefaßt. Der Däne hatte sich abermals überraschen lassen. Daß wir nach Alsen wollten, daß schon am 27. einhundertundsechzig flache Boote von Rothekrug durch Apenrade passirt, war ihm von seinen zahlreichen Spionen unzweifelhaft gemeldet; aber, wie es scheint, nahm man an, daß dieser Sturm zu Wasser, wie der zu Lande, durch mehrtägige Beschießung werde vorbereitet werden müssen. Das Oberkommando hatte ja auch am 30. die Auswechslung von Gefangenen am Brückenkopf von Sonderburg vorgeschlagen. Die erste Meldung, daß drei Brigaden übergeschifft seien, brachte der Lieutenant v. Burt. Er hatte den Rappen unten an einen Busch gebunden, ritt sogleich zurück, setzte über, konnte aber das Pferd nicht mit bekommen und dann zu Fuß nicht mehr sein Regiment einholen, telegraphirte mir aber später noch über Rolf Krake.

Von Schnabeckshage war die Ueberfahrt fast ungehindert und trotz des weiteren Weges am ersten bewirkt worden, obwohl durch die Schiffe in der Augustenburger Föhrde augenscheinlich gefährdet. Legten diese sich zwischen unsere gelandeten Truppen und unsere Batterien, so konnten Letztere nicht schießen.

Ein ungeheures Gebrüll verrieth, daß Rolf Krake jetzt aus dem Schlummer erwacht sei. Der Ton seiner hundertpfündigen Armstrongs auf dem eisernen Resonanzboden ist unverkennbar. Vergeblich schleuderte er seine Riesengeschosse gegen unsere Tirailleurs. Er wurde von den vierundzwanzigpfündigen Gezogenen sofort begrüßt und zog sich wieder in die Bucht zurück.

Unterdeß hatte General Manstein sich längs des Strandes südlich vorbewegt, wo es selbst zu lebhaftem Handgemenge kam. Die feindlichen

Batterien wurden in der Kehle eine nach der andern angegriffen und die Besatzungen gefangen genommen (darunter ein Offizier von der Leibgarde in rothem Rock). Ebenso setzten sich die Märker in Besitz von Groß-Moose, und erst am Abschnitt von Kjär stieß man auf einen lebhaften Widerstand geschlossener Abtheilungen, die bis dahin versammelt waren. Es kam hier das Vordringen einen Moment zum Stehen in einem lebhaften Gefecht, welches wir von unserem Standpunkt nicht übersehen konnten. General Herwarth griff dort persönlich ein und traf im Tirailleurfeuer des Feindes mit unvergleichlicher Ruhe seine Anordnungen. Jetzt waren auch die ersten Feldgeschütze über das Wasser geschafft. Der Rückzug der Dänen wurde allgemein, und der „tappre Landsoldat“ beschleunigte dabei seine Schritte sehr merklich.

Schon wurden ganze Scharen von Gefangenen von wenig Bewaffneten wie Herden an den Strand getrieben. Bewundernswerth war die Dreihärigkeit unserer Westfalen von der Göbenschen Brigade, die gegen Sonderburg vordrangen und die Dänen hinter einem Knick im Rücken beschossen, während sie selbst in der augenscheinlichsten Gefahr schwebten, von Sonderburg aus selbst im Rücken gefaßt zu werden. Ganze Schwärme vom Feinde liefen durch die Kornfelder zurück. Eine Batterie nach der andern verstummte und ihre Besatzung flüchtete. Eine Haubitzbatterie rasselte auf unserem Ufer im scharfen Trabe herbei; aber es war schwer, zu unterscheiden, was drüben Feind, was Freund, so daß man nur auf die entferntesten Zielpunkte zu feuern wagte.

Inzwischen war es acht Uhr geworden, und die Sonne beschien ein Gemälde, welches ein Schlachtenmaler nicht schöner wünschen kann. Noch schwebten fortwährend die kleinen, runden Dampfwolken der genau in derselben Höhe platzenden feindlichen Granaten gerade über der uns zunächst links liegenden Batterie. Ich glaube, daß sie ziemlich viel verloren haben muß. Vor uns stand ein schönes Haus dicht an der Landbrücke in Sonderburg in hellen Flammen. Wir vermeinten, daß eine Granate aus der vierundzwanzigpfündigen Batterie zur Rechten unglücklicherweise dort gezündet habe; es stellte sich aber bald heraus, daß die Dänen bei Räumung des Ortes die eigene Stadt rücksichtslos dem Verderben preisgegeben hatten. Dieselbe war völlig von den Einwohnern verlassen, und der Brand hätte bei anderer Windrichtung bald Alles einäschern können. Dänische Gefangene wurden zum Löschen angestellt. Ebenso hatte der Feind seine großen Barackenlager bei Ulkebüll und Wollerup in Brand gesteckt. Die mit Stroh gefüllten Bretterhütten flammten in heller Lohe empor, und zwei schwarze Rauchstreifen zogen einen Trauerflor über die lang gestreckte Insel. Weiter rechts flimmerte in der Morgensonne das Meer, bedeckt mit zahllosen Segeln. Da lagen die mächtigen Kriegsschiffe, umschwärmt von Fahrzeugen aller Größe. Diese ganze Gesellschaft hatte sich eilends aus Höruphaff hinausgemacht, da nach wenig Minuten unsere Batterien ihr die Ausfahrt vom Süderholz versperren konnten. Dampfer mit Schleppschiffen bewegten sich an der Küste nach den in größerer Entfernung ankernden Kriegsschiffen. Die Räumung der Insel hatte bereits

begonnen. Aber alle Blicke wurden noch einmal gegen Norden gewendet, als abermals Rolf Krake seine Stimme erhob. Es sah stolz aus, wie der gepanzerte Riese, tief im Wasser versenkt, mit Anspannung aller seiner Dampfkraft aus der Föhrde hervorschoß, rechts und links seinen Gruß sendend, an der Landspitze von Arnkiel vorbeisteuernd. Einen Augenblick fürchteten wir, ihn nun links drehen zu sehen, wo unsere Boote in ununterbrochener Folge noch Feldgeschütz, Munition und Ambulancen überführten. Er zog es aber doch vor, das Freie zu suchen, und dampfte nördlich hinaus in thunlichster Entfernung der unterhalb aufgestellten Batterie, deren zwölf- und vierundzwanzigpfündige Geschosse laut klappernd gegen seine Rippen schlugen.

Aber so ein Monitor ist ein dickfelliger Bursche. Um zehn Uhr ist er noch einmal zurückgekehrt und hat zwei in der Sandwigs-Bucht liegende Kanonenboote herausgeholt, indem er sie mit seinem unverwundbaren Leibe deckte. Dort ist das Fahrwasser sehr breit und gestattet, dicht am Alsener Ufer zu bleiben. In die Augustenburger Föhrde wagte sich Rolf dagegen nicht wieder, und was da an Schiffen lag, war nun rettungslos verloren.

Zwischen sieben und acht Uhr erfolgte in dieser Richtung eine furchtbare Detonation, die mich augenblicklich und unwillkürlich an das Auffliegen eines großen Munitionsparkes am Euphrat erinnerte. Eine riesenhafte, schneeweiße Dampfwolke erhob sich in die blaue Luft. Nach dem Berichte des Marineministeriums in Kopenhagen sind es zwei Kanonenboote gewesen, die, von der Bemannung verlassen, um nicht in unsere Hände zu fallen, ihre Pulverkammern angesteckt hatten.

Um acht Uhr war Sonderburg von unseren Westfalen erreicht. Wir schifften sogleich hinüber, und der Prinz telegraphirte auf dem dänischen Kabel nach Karlsbad, daß Alsen genommen.

Zwar hatten wir die Handpferde schon nach dem Brückenkopf herangezogen, aber es war nicht möglich, sie über den Sund zu bringen, und wir erstiegen durch die ganz verödete Stadt zunächst die große Batterie. Dort standen die ungeheuren Vierundachtzigpfünder vernagelt, mit Kreide hatte die dritte Kompagnie fünfundfünfzigsten Regiments sich an die Lafleten geschrieben and no mistake (und kein Irrthum). Munition, Tornister, Mäntel, Brieftaschen lagen rings umher, und vor Allem hatte Hannemann sich seiner Holzschuhe entledigt, die allerdings einer behendigen Bewegung lästige Fesseln sind. Stiehle erinnerte daran, daß sich möglicherweise noch eine brennende Lunte in der Pulverkammer befinden könne, wir fanden zwar nur eine brennende Laterne in dem unheimlich dunklen Raum, die wir aber doch herausnahmen und vorsichtig auslöschten. Hinter der Batterie war das Erdreich aufgepflügt von unseren Vierundzwanzigpfündern. Die Batterie, vor und hinter welcher das Terrain gleich abfällt, war sehr schwer zu treffen und unversehrt geblieben, aber weiter rückwärts lagen Dänen, die von den Sprengstücken schrecklich verwundet waren; unsere Krankenwärter waren schon dabei, diesen meist Sterbenden zu helfen.

Für den Prinzen Friedrich Karl wurde ein Ordonnanzpferd gefunden. Prinz Albrecht, General Graberg, Oberst Mertens, Major Kleist und ich erwischten einen Leiterwagen und eilten nach Wollerup, wo nun die Brigade Röder Halt gemacht hatte, um Athem zu schöpfen, nachdem dort eine Menge Gefangene und Material erbeutet war. Wir fuhren dann weiter nach Hörup, wo wir General Wintzingerode fanden, von dessen Division einige Bataillone zur weiteren Verfolgung vorgeschoben waren.

General Herwarth hatte sich rechts gegen Hörupkaff gewandt. Am dortigen Walde fiel noch der Lieutenant Bär; dagegen wurden daselbst allein ein Regimentskommandeur und vierhundert Mann gefangen genommen.

Von lange her hatten die Dänen die Halbinsel Käkenis als ihren letzten Zufluchtsort zubereitet. Die Landenge war durchstochen, pallisadirt, von Batterien und Kanonenbooten beherrscht. Diese Stellung zu nehmen, war nur denkbar, wenn man mit ihnen zugleich davor ankam, was nicht gelungen ist. Der Rückzug der Massen dorthin war zeitig schon angeordnet, und das Gefecht endete etwa zehn Uhr Vormittags. Nach den bisher eingegangenen Meldungen sind 210 preußische und 320 dänische Verwundete in unsere Lazarethe eingebracht. Ich hoffe, daß unser Verlust 300 Mann nicht weit übersteigen wird.

Die dänischen Bataillone waren sehr stark und sollen während der Waffenruhe durch Einstellung von Ersatz auf 1300 Mann gebracht worden sein. Der Feind hatte Alsen mit sechs Regimentern, also jedenfalls 12 bis 15 000, besetzt. Zur Zeit sind schon 2600 Gefangene eingebracht. Von den Verwundeten werden wohl manche mit zurückgenommen sein, andere liegen unentdeckt in den Kornfeldern. Jedenfalls ist der Verlust über 3000 Mann, und die Zahl der Geschütze wird sich auf sechzig belaufen. Darunter zwei bespannte Feldgeschütze. Dabei haben jetzt die Dänen erkennen müssen, daß sie auch auf ihren Inseln nicht mehr sicher sind, und es bleibt abzuwarten, ob die in Kopenhagen herrschende Gesellschaft die unglückliche Armee einer an Zahl, Bewaffnung und Tüchtigkeit weit überlegenen ferner gegenüberstellen wird.

Mit frohen, dankerfüllten Herzen gegen Gott, der uns den Sieg verlieh, traten wir den Rückweg an und fanden im Wagen nach sechsunddreißigstündigem Wachen einen gesunden Schlaf. Meine Pferde hatten neun Meilen gemacht, der Rappe elf. Abends sechs Uhr dinirten wir bei Prinz Albrecht. Dann noch mußte die nöthige Schreiberei besorgt werden.

Ich habe Dir vorstehend eine Beschreibung der Wegnahme von Alsen gegeben, die keinen offiziellen Bericht, sondern die Anschauung eines Augenzeugen enthält, wobei die Darstellung immer an Frische gewinnt. Wenn Du glaubst, daß sie auch Andere interessirt, so habe ich nichts dagegen, daß Abschriften genommen werden, in welchen einige Personalien weggelassen und ich nicht genannt werde.

Apenrade, den 1. August 1864.

87 An den Bruder Adolf.

Heute ist in Wien der Präliminarfriede abgeschlossen: Abtretung der drei Herzogthümer, Fortbesetzung von Jütland bis zur Ratifikation und, falls der definitive Friede wider Erwarten nicht zu Stande käme, jedenfalls Fortdauer der Waffenruhe auf 12 Wochen, also bis Ablauf der Schifffahrtsperiode. — So ist nun voraussichtlich dieser Krieg zu Ende und mit einem Erfolg gekrönt, wie er nur erreicht werden konnte. Jetzt kommt der zweite Akt, die deutsche Frage, für wen wir das Blut unserer Soldaten vergossen und Millionen verausgabt haben. Jedenfalls wird wohl ein längeres Sequester der Erledigung vorangehen. Die Großmächte, welche das Land erobert haben, werden es sicher behalten, bis man sich mit ihnen arrangirt. — Die Herzogthümer werden voraussichtlich nicht nur einen Theil der dänischen Staatsschuld, sondern auch etwa 20 Millionen Kriegskosten übernehmen müssen. Es ist billig, daß sie für ihre Befreiung etwas leisten. Eine Selbstfolge ist wohl nun, daß alle Beamten ihres Eides entbunden werden und zunächst im Auftrage Preußens und Oesterreichs verwalten. Ich glaube daher, daß die Verhältnisse sich auch für Dich ganz erwünscht gestalten.

Armes Dänemark, armer König! Der Gründer einer neuen Dynastie, der sein Regiment damit anfängt, das halbe Reich abzutreten! Reduktionen in Heer und Flotte, in Hofstaat und Verwaltung durchgreifendster Art sind unvermeidlich; man kann zweifeln, ob dies Land als selbständiges Königreich überhaupt fortbestehen kann. Wir haben zwar kleinere in Deutschland, aber sie existiren nur in der Anlehnung an Oesterreich und Preußen. Sollten sie das vergessen haben und jetzt versuchen, gegen Beide existiren zu wollen, so werden sie wohl zur Erkenntniß kommen. Der Rendsburger Fall könnte ihnen ein Fingerzeig sein. Bis jetzt scheinen sie noch die Demokratie ihrer eigenen Länder und Hauptstädte mehr als die deutschen Großmächte zu fürchten. Herr v. Beust spricht, als ob er uns nächstens den Krieg erklären will. Uebrigens verkenne ich nicht, daß neue Verwickelungen immer noch eintreten können. Wir haben mit einem König und einer Regierung paktirt, die vielleicht morgen, wenn die Bedingungen in Kopenhagen bekannt werden, nicht mehr existiren. Wir dürfen auf die nächsten Nachrichten sehr gespannt sein. Nach unseren Nachrichten sind die Königin und General Hansen die einzigen Männer dort. Die gesammte Armee steht auf Fühnen, auf Seeland nur die schwache Garde, dagegen eine zahlreiche Bürgermiliz. Diese Sorte kennen wir von 1848.

Apenrade, den 6. August 1864.

88 An die Gattin.

Danke für Deinen Brief vom 3. d. Mts., liebe Marie. Mir thun die Seebäder sehr wohl, aber machen auch sehr müde, obgleich ich eigentlich nur hineinspringe und nicht mehr als zwei Minuten im Wasser bleibe. Quallen und Seekrebse vorhanden.

Als der Krieg gegen Dänemark anfing, konnte Niemand trotz der materiellen Ueberlegenheit das erreichte, durchaus befriedigende Resultat vorhersehen, und wir dürfen Gott dafür danken und seine gnädige Führung anerkennen. Wir erwarten heute den ersten Courier aus Gastein, und ebenso ist heute der dänische Reichsrath versammelt, um das Schicksal von **poor little Denmark** (armes kleines Dänemark) zu vernehmen. Die Stimmung scheint indeß eine resignirte zu sein, und wenn nicht eine Explosion der Unzufriedenheit in Kopenhagen stattfindet, so wird wohl, denke ich, eine Entlassung der Reserven, Zurückziehung eines Theiles der Truppen und Aufstellung eines Observationskorps, etwa unter Falckenstein, stattfinden. In dem Fall würde auch meine Anwesenheit hier aufhören. Entweder wir haben in sechs Wochen, wo der Waffenstillstand kündbar, den definitiven Frieden, oder das Ende ist noch gar nicht abzusehen. Ich glaube aber, daß ich in vierzehn Tagen hier vielleicht schon abgehen kann. Indeß sind die nächsten Tage abzuwarten, ehe sich darüber etwas entscheidet.

Nun muß ich Dir noch einen gut gelungenen Witz erzählen. Wir haben zwei Hünengräber (Hühnergräber, wie der Feldmarschall sagt) öffnen lassen. Fünfzig Mann unter Leitung des Majors v. Bernuth arbeiteten daran. Das eine enthielt gar nichts, in dem andern fanden wir, aber schon ganz oben, einen Topf mit Knochenresten. Es wurde zwar behauptet, es sei der gewöhnliche, schwarze, jütische Topf, in welchem eine Gesellschaft ein Kotelett gekocht, aber der Fund ist unzweifelhaft echt, und die Arbeit sollte folgenden Tages fortgesetzt werden. Unmittelbar vor dem Wegreiten schickte ich Henry nach dem Schiffszimmerplatz und ließ ein recht altes, halb verfaultes Stück Holz holen, zwischen dessen Moosflecken ich mit Tinte und nach einem hier vorhandenen Runenalphabet schrieb, nämlich den Namen Bernuth. Als ich hinauskam, war man mit der Arbeit auf eine große hölzerne Mulde, Schiff oder Sarg gestoßen. Da die Spitze aber noch tief in der Erde steckte, so mußte die steilstehende Wand des Hügels erst noch abgestoßen und die Mulde vorerst wieder mit Erde überschüttet werden. Ehe das geschah, praktizirte ich mein Brett unter die Kufe. Der Ungar verstand sogleich den ganzen Witz, lachte übers ganze Gesicht und schob das Brett schweigend unter. Inzwischen kam der Prinz und Bernuth mit den übrigen Offizieren. Vor ihren Augen fand nun die Erdarbeit und Bloßlegung der Mulde statt, und mit dem lebhaftesten Antheil wurde diese ganz und unbeschädigt herausgehoben, nachdem sonst nur einige Haare und ein Stück sehr groben Gewebes gefunden war. Was aber war das gegen den Fund einer ganz deutlichen, wohlerhaltenen Runenschrift, die unmittelbar unter dem Sarg und zwischen den Steinen dalag! Die Art der Auffindung ließ keinen Verdacht über die Echtheit zu, und besonders Oberst Mertens erging sich in Vermuthungen über die Bedeutung, das Alter ꝛc. Die Eingeweihten hatten die größte Mühe, ernsthaft zu bleiben. (Den Prinzen hatte ich klüglich ins Geheimniß gezogen.) Alles brannte darauf, die Inschrift mit dem Alphabet zu Hause zu vergleichen. Doch bestimmte der Prinz, daß dies

erst nach Tisch geschehen könne. Du kannst Dir nun das Lachen denken, als nach und nach Be, Ber, Bernuth zum Vorschein kam. Dieser zog sich gut aus der Affaire, und eigentlich blieb Mertens mit seinen antiquarischen Bemerkungen am meisten kompromittirt.

Apenrade, den 19. August 1864.

89 An die Gattin.

Liebe Marie! Du hast nicht kommen wollen und hast den Besuch bei Mama vorgezogen. Ich freue mich, daß Du sie wohl gefunden hast. Ich werde dem Prinzen vorschlagen, bei der Demobilmachung auf Retablirungsgelder für die Offiziere anzutragen. Die Armee hat ein schönes Land erobert, für wen? wissen wir nicht. Aber Niemand wird ihnen außer Schön Dank! etwas schenken.

Gestern, am Geburtstag des Kaisers, wohnten wir der Messe im Freien bei. Diner für die Spitzen aller Behörden. Nachmittags Fest für die Mannschaften der österreichischen Stabswache und der Dekorirten der nächsten preußischen Bataillone im Walde. Sehr hübsch. Verschiedene mächtige Tonnen mit Ungarwein, große Kessel mit Punsch und zwei Musikkorps außer Zigeunermusik. Die Ungarn tanzten einen Czardas nach dem andern. Unter Eljen wurden der Prinz, die Generale und nach und nach alle Offiziere in die Luft gehoben. Bei Eintritt der Dunkelheit Feuerwerk und bengalische Flammen.

Vorgestern bei starkem Nordwestwind segelten wir mit dem Prinzen nach der Insel Barsöe auf einer chinesischen Barke des Herrn Bruns. Das Fahrzeug ist zum Schnellsegeln erbaut, sehr scharf, mit vier großen dreieckigen Segeln. Wir erreichten die zweieinhalb Meilen entfernte Insel in wenig mehr als fünfviertel Stunden, landeten, stärkten uns durch Bischof zur Rückfahrt, welche auch bis in die Apenrader Bucht sehr gut und bei stets zunehmendem Winde sehr rasch ging. Nun mußte aber gekreuzt werden, und an der Südseite der Bucht stand so hohe See, daß trotz der Leitung des österreichischen Seeoffiziers die Sache bedenklich wurde. Wir machten noch einen Schlag, aber das kleine Fahrzeug folgte in den hohen Wellen dem Steuer beim Wenden über Steg nicht mehr. Wir konnten Alle schwimmen, aber angenehm wäre das doch nicht gewesen, und es wurde beschlossen, an der Nordseite, wo wenig Brandung, zu landen. Wir liefen also so nahe wie möglich an den Strand. Die Ordonnanzoffiziere Rochow und Hobe hatten im Nu die Kleider herunter und holten einen Fischerkahn herbei, auf dem wir nach und nach das Ufer erreichten. Wir hatten nun aber, da man längs des Strandes nicht fort kann, einen Umweg von zwei Meilen bis Apenrade, trafen aber auf Wagen schon um elf Uhr ein. Man war nicht ohne Besorgniß dort gewesen, da der Wind sich bis Mitternacht fast zum Sturm steigerte.

Den 21. — Der Prinz ist nach Cuxhaven, um die Flotte zu besichtigen, und ich regiere einstweilen allein. Drei Wochen sind jetzt ver-

flossen, ohne daß das Friedenswerk in Wien gefördert ist. Nur nach dem wirklichen Abschluß werden auch hier die Kommandoverhältnisse definitiv geregelt werden. Wir liegen jetzt zwei Monate in Apenrade, und so hübsch es hier ist, so wird die Sache jetzt, wo die Spannung und Aufregung wegfällt, doch langweilig. Ein paar Wochen können wohl noch vergehen, ehe ich abkomme.

Viele freundliche Grüße an Alle.

Apenrade, den 25. August 1864.

90 An die Gattin.

Am 22. trafen fast gleichzeitig aus Berlin und Wien die Flügeladjutanten Prinz Hohenlohe und Fürst Metternich mit den Orden für Alsen ein. Ich erhielt daher an einem Tage den Kronenorden I. Klasse mit Schwertern und das Großkreuz des Leopoldordens, Kriegsdekoration, also zwei Cordons. Was mir aber mehr Freude macht, ist ein eigenhändiges Schreiben des Königs aus Gastein, den 14. August 1864:

„Als ich Sie zur Armee entsendete, konnte ich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, daß Ihre Stellung bei derselben eine dauernde werden würde, und daß Sie damit Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegführung auf eine so eklatante Art zu dokumentiren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entsprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheischt, welches Beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausspreche. Alsen und ganz Jütland sind, während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juni reihet sich glorreich dem 18. April an. Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie dieses Mal nicht verdorben hat, sondern zu einem fast überraschenden Resultat machte.

Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege verleihe ich Ihnen den Kronenorden I. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe zu überreichen. Ihr treu ergebener

gez. Wilhelm."

Aus Deinem Briefe, liebes Herz, sehe ich, daß Du um mich besorgt bist. Aber gottlob, alle die vortrefflichen Mittel, die Du vorschlägst sind nicht mehr nöthig; der Husten ist fort und das Kreuz in Ordnung, obwohl ich heute bis auf die Haut naß wurde bei einem etwas ausgedehnten Ritt. Das ist ja auch kein Wunder, wenn man bei diesem scheußlichen Sommer etwas an Katarrh und Rheumatismus leidet. Durch den Feldzug bin ich über mein alljährliches Frühjahrsunwohlsein fortgekommen und glaube, daß es mit dem Herbstleiden ebenso gut gehen wird. Gestern hatten wir einen kompletten Sturm aus Nord-Nordwest, der das Meer so in

die Apenrader Bucht trieb, daß der ganze Hafendamm unter Wasser stand. Alle Schiffbauer mußten die Arbeit verlassen, und viele Bauhölzer sind fortgespült. Gegen Abend wurde es schön, und ich bin noch eine hübsche Tour gefahren. Ich glaube, daß der Friede in Wien nun bald zu Stande kommt, denn mein Stück Seife wird alle.

Du weißt, daß ich gerade nur so viel Arbeit habe, wie ich mir selbst mache, und daß, wenn ich Lust habe, ich gar nichts zu thun brauche. Diesen Winter will ich es wenigstens an mich kommen lassen, die Durchsicht der Uebungsreisen fällt ohnehin ganz aus.

Im militärischen Publikum trägt man sich mit der Kombination: Prinz Württemberg Gouverneur von Mainz, General Herwarth Gardekorps, siebentes Armeekorps — ich. Aber ich bin zu lange aus der Truppe und habe zu wenig Auge für Detail, daß ich ein Korpskommando annehmen dürfte. Ich kann keinen besseren Abschluß finden als jetzt, nach einem glücklichen Krieg und mit der vollen Zufriedenheit meines Königs. Vorerst haben wir aber noch die Auseinandersetzung mit unseren Bundesfreunden. Gebe Gott, daß die beiden Monarchen sich in diesen Tagen verständigt haben. Es ist mein altes Lied: Mit Oesterreich, dann hat es keine Noth.

Adieu, liebes, gutes Herz, auf frohes Wiedersehen.

Flensburg, den 16. September 1864.

91 An die Gattin.

Seit gestern ist das Stabsquartier des Oberkommandos hierher verlegt. Ich wohne bei Fritz und Betty, wo ich natürlich sehr gut aufgehoben bin. Da wir von beiden Seiten vermeiden, über Politik zu sprechen, so geht Alles gut. Die prinzliche Küche ist übrigens für den Stab hier geblieben. Nach zweieinhalbmonatlichem Aufenthalt in Apenrade ist diese Veränderung doch ganz angenehm. Der Prinz hat vier Wochen Urlaub, und bis zum Ablauf derselben wird doch endlich wohl der Friede abgeschlossen werden, obgleich dies Geschäft so langsam verläuft, daß man an dem Erfolg irre werden könnte. Heute ist schon der Waffenstillstand kündbar. Es scheint, daß man in Kopenhagen immer noch auf größere europäische Verwickelungen hofft. Ich wirke, wo ich kann, daß nun auch den dänisch redenden Schleswigern ihr Recht wird, und daß wir nicht in dasselbe Unrecht verfallen, um dessentwillen der Krieg geführt worden ist. Henry wird Euch von der interessanten Fahrt mit der Flotte erzählt haben. Wir erlebten einen wirklichen Sturm, und zwar Nummer zehn. Die Marine hat nämlich zwölf Nummern dafür, je nach der immer abnehmenden Zahl der Segel, die das Schiff noch führen kann. Wir hatten nur noch das viermal geraffte Marssegel auf. Das Geheul in dem Tauwerk war so, daß man kaum noch das Kommando und die Bootspfeife durchhörte. Die ganze Besatzung von vierhundert Mann war in Arbeit, um das Schiff, die Arcona, zu manöv[illegible]. Nicht nur

die Topraaen, sondern selbst die Stengen wurden aufs Deck gebracht, und es sah halsbrechend aus, wie die Leute oben arbeiten mußten, um sie herabzubringen. Wenn man solche Scenen mit Agrément ansehen will, so muß es gerade so kommen wie am 6. d. Mts., denn da wir dicht unter Land hinfuhren, so hatten wir trotz des heftigen Windes fast gar keine See. Es gelang auch Niemand, seekrank zu werden, außer auf der sehr ranken Grille einige unangenehme Momente. Wäre der Wind östlich gestanden, so hätten wir eine furchtbare See gehabt, und da hätte die Sache anders ausgesehen.

Einen sehr verschiedenen Anblick bot die Vineta am 13., wo das Quarterdeck derselben zu einem achtzig Fuß langen und fünfzig Fuß breiten Ballsaal für ein Fest hergerichtet war, welches die Flotte der Stadt Flensburg gab. Dach und Wände dieses Salons waren aus Segeln erbaut, welche im Innern mit den Flaggen aller Nationen und mit Laubgewinden und Topfgewächsen prachtvoll dekorirt waren. Die bedeckte Batterie unter dem Fußboden dieses Tanzsaales war zum Buffet, Spiel- und Rauchzimmer eingerichtet. Höchst eigenthümlich war das Ameublement des Festlokales, und kein anderer Festgeber könnte etwas Aehnliches herstellen. Abgesehen von verschiedenen Vierundzwanzigpfündern waren die Kronleuchter aus Geschützrädern konstruirt, die an Zündnadelgewehren hingen und mit Entermessern und Aexten verziert waren. Ueberall waren Waffen als Schmuck angebracht. In der Mitte plätscherte unter Blumen und Felsblöcken eine Fontaine.

Die wenigsten der fröhlichen Gäste ahnten wohl, auf welchem Vulkan sie tanzten; daß die Pulverkammer mit etlichen Zentnern Kriegsmunition unter ihren Füßen lag, hatte wenig zu bedeuten, aber längs des ganzen Bollwerks um das Deck standen Lichter in der Höhe von fünf Fuß herum. Ein ungeschicktes Zurücklehnen konnte die Spitzen, Bänder und Flitter vom Kopfputz einer Dame in Berührung mit den Lichtflammen bringen, die dann in diesem Palast von lauter Zündstoffen eine heillose Verwirrung gebracht hätte, zumal nur ein Ausgang, eine mit Segeln überdeckte Schiffstreppe, vorhanden war. Man hatte denn auch die Spritzen der ganzen Flotte auf der Vineta versammelt, um bei einiger Besonnenheit der Gäste ein großes Unglück zu vermeiden.

Adieu für heute, gute Marie.

Flensburg, den 28. Oktober 1864.

92 An die Gattin.

Liebe, gute Marie. Ich habe die Trauerbotschaft mitzutheilen, daß Betty gestern Abend gestorben ist. Du hast selbst gesehen, wie wohl, heiter und gesund sie gerade diesen Herbst war. Die täglichen Spazierfahrten in freier Luft thaten ihr so wohl, auch machte sie sich über die Zukunft nicht mehr Sorge. Bei irgend einer Gelegenheit, etwa im Theater, mag sie sich erkältet haben, oder kam das Uebel so wie so zum

Ausbruch, am 25. legte sie sich zu Bette und litt an heftigem Husten und Beklemmungen. Mangel an Luft hinderte sie am Schlafen. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sich auszuhusten. Am Abend dieses Tages trafen Adolfs hier ein. Bettys Zustand erregte noch keine Besorgniß — und sie hegte nur die Befürchtung, ob auch in der Haushaltung zum Empfang ihrer Gäste Alles in Ordnung sei. Gestern Vormittag war die Sache bedenklich geworden. Indeß trat Besserung ein, und ich fuhr mit Adolfs nach Glücksburg. Nachmittags sollten sie abreisen, und sie sagten Betty Adieu, die bei ruhigem Bewußtsein mit ihnen sprach. Wir hofften nun, daß Ruhe und Schlaf sie stärken würden. Sie schlief denn auch in Fritz' Armen ein. Aus Furcht, sie zu wecken, mag er mehrere Stunden so gesessen haben, gegen acht kam er zu mir und sagte: „Ich weiß nicht mehr, ob Betty schläft oder todt ist!" Der im Hause wohnende Arzt wurde gerufen und erklärte, daß alles Leben längst gewichen sei. So ohne alle Schmerzen und ohne jeglichen Todeskampf endigte sie. Die Züge der Leiche sind still, friedlich, man glaubt, sie könne jeden Augenblick aus dem Schlaf wieder erwachen. — Was Fritz an ihr verliert, wissen wir, ist unersetzlich. Er ist äußerst ruhig, gefaßt und ergeben. Ich habe gleich gestern an Mama geschrieben, daß sie mit Ernestine herkommt. Niemand wie sie kann Trost bringen und Fritz über die erste schwere Zeit forthelfen. Fritz würde wünschen, daß sie ganz mit ihm zusammenzöge, gewiß das Vernünftigste und Beste, das geschehen könnte.*)

Für mich ist die Stellung hier nachgerade peinlich geworden, da ich gar nichts zu thun habe. Da der König mich vielleicht gnädig empfängt, kann ich nicht jetzt gleich um den Abschied einkommen, aber zum Frühjahr, wenn nicht neue Verwickelungen eintreten, will ich es thun.

Adieu, liebes, gutes Herz.

Flensburg, den 1. November 1864.

93 An den Neffen Wilhelm.

Vielen Dank für Deine freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag, und was Deine Frage, betreffend Eintritt ins Militär, betrifft, Folgendes:

Mein Arzt, der Dr. Pesch, welcher zugleich Militärarzt ist, sagt, daß er mit gutem Gewissen, wenn er darum befragt würde, Dir ein Attest der Diensttüchtigkeit nicht würde ausstellen können. Wenn Du während der Jahre Deiner körperlichen Entwickelung fortfährst, alle Sorgfalt auf Deine Gesundheit zu verwenden, jede große Anstrengung und Diätfehler vermeidest, so kannst Du ein gesunder, kräftiger Mensch werden. Solltest Du Dich aber den Anstrengungen unterziehen, die vom Militärdienst unzertrennlich sind, namentlich bei der Infanterie, so kann dies voraussichtlich nur sehr bedenkliche Folgen für Deine Gesundheit haben.

*) Was auch geschah.

Dazu kommt, daß wir eben einen Feldzug gehabt haben, den Du nicht hast mitmachen können. Bei voraussichtlich längerem Frieden mußt Du darauf rechnen, zwölf bis fünfzehn Jahre lang Lieutenant zu sein. Dies ist die mittlere Dauer für diese untere Charge, sehr oft dauert es viel länger. Während dieser ganzen Zeit und noch als Hauptmann zweiter Klasse kannst Du einer monatlichen Zulage nicht entbehren, die Niemand auf so lange Zeit Dir garantiren kann. In dieser Zeit schwindet der Reiz des Soldatenlebens gar sehr, wenn Du Jahr aus Jahr ein in einem kleinen Landstädtchen Rekruten exerziren sollst.

Wer die Fähigkeit und die Mittel hat, zu studiren, und diese sind auf eine absehbare Reihe von Jahren Dir gesichert, dem öffnen sich in der Civilkarriere jedenfalls bessere Aussichten als im Militär, speziell für Dich in Deinem engeren Vaterlande, wenn Du Deine Studien bald beendigen kannst, und die allgemeine Achtung und das Ansehen, in welchem Dein Vater dort steht, Dir die ersten Schritte dort ebnen.

Wenn Du das erste Jahr in Berlin studirst, bin ich vielleicht noch dort anwesend. In Berlin verschwindet die anderswo oft rohe Studentenwirthschaft, und man kann dort wirklich lernen. Dann würdest Du die Landesuniversität besuchen müssen.

Nach meiner Ueberzeugung kann ich Dir daher den Eintritt ins Militär durchaus nicht rathen.

Bist Du nach drei Jahren ein körperlich ganz gesunder und kräftiger Mensch geworden, und steht dann ein Krieg in unmittelbarer Aussicht, dann kann die Frage nochmals in Erwägung treten. Die Zeit ist deshalb nicht verloren und bringt sich ein durch das extraordinäre Avancement, zu welchem nur gründliche und allgemeine Geistesbildung in unserer Armee führen kann.

Erwäge dies, gieb Dich mit allem Fleiß dem Studium hin, sorge für Deine Gesundheit, nicht durch ängstliche Verzärtelung, sondern durch thätige aber mäßige Lebensweise, und Gott wird weiter helfen. Das ist mein Rath in dieser Sache.

Hamburg, den 17. November 1864.

94 An die Gattin.

Ich kann mir denken, wie schmerzlich Dich der Tod des armen John berührt. Ja wohl, wir wollen dem harmlosen, gemüthlichen Menschen ein freundliches Andenken bewahren. Ich habe ihm manches harte und lieblose Urtheil abzubitten. Wenn man so am Grab eines Menschen steht, so thut Einem das leid und es ist zu spät. Ich bedaure, daß wir ihn nicht noch bei uns gesehen haben. Wie schmerzlos und leicht sein Ende gewesen ist, wirst Du aus dem beifolgenden Brief ersehen. Gott hat ihn nach mancher bitteren Sorge dieses kurzen Kampfes gewürdigt Er wolle ihm ein milder Richter sein!

Der Prinz geht heute Abend nach Berlin, das Oberkommando ist aber noch nicht aufgelöst, und ein paar Tage bleiben wir möglicherweise noch hier, wo es sich allerdings auch am besten aushalten läßt. Adieu für heute, liebe Marie.

Moltke war auf Allerhöchsten Befehl in Begleitung des Prinzen Friedrich Karl nach Wien gereist, wo sich der Prinz bei dem Kaiser von Oesterreich abmeldete.

Siehe Charakterbild Band I, Seite 38.

Wien, Hofburg, den 16. Januar 1865.

95 . An die Gattin.

Alles wohlbehalten angekommen. Das Wetter war schön, nicht kalt, so daß man schlafen konnte, zuweilen sonnig, und die Gegend von Oderberg an sehr anmuthig. Wir hatten einen Wagen für uns mit drei Coupés erster Klasse, so daß die Leute ebenfalls warm saßen, von der Grenze an einen Salonwagen. In Prerau kam uns Gröben entgegen. Da wir unmittelbar vom Kaiser empfangen werden sollten, mußte im Wagen große Toilette gemacht werden. Auf dem Bahnhof empfing den Prinzen Erzherzog Leopold, derselbe höchst liebenswürdige Herr, der den Manövern bei Buckau beiwohnte, die zum Prinzen kommandirten General Graf Wrbna und Oberst Blasicz. Eine Kompagnie Parma paradirte. Paletots und Mäntel zurückgelassen und die Parade abgenommen, dann in kaiserlichen Equipagen und in einem famosen Pace durch die Zeil und das rothe Thor, am Stephan vorüber, nach dem Schweizerhof in die Burg. Einen unglücklichen Fiaker übergesegelt. Ich holte den Prinzen eben ein, als auch schon Seine Majestät der Kaiser ihn begrüßte. Als die hohen Herren aus dem Zimmer des Prinzen wieder heraustraten, wurden wir vorgestellt. Seine Majestät erinnerten, mich in Gastein gesehen zu haben, und sprachen sich gnädig über den Feldzug aus. Sogleich ging es zu Ihrer Majestät der Kaiserin durch eine unendliche Reihe von Zimmern, alle ziemlich gleich große Vierecke, sehr hoch, gewaltig dicke Mauern, und recht einfach eingerichtet.

Beide Majestäten wohnen nach dem Hof hinaus. Bei der Kaiserin blieb der Prinz wohl eine halbe Stunde, im Vorzimmer die Oberhofmeisterin Gräfin Königseck, Graf Kuefstein, Landgraf von Fürstenberg, Graf Crenneville, unsere Gesandtschaft, von Werther, von Ladenberg, Graf Galen und wir. Als die Kaiserin mit dem Prinzen heraustrat, wurden wir vorgestellt. Das Gerücht hat nicht zu viel gesagt, die Kaiserin ist entzückend, noch anziehender als schön, eigenthümlich und schwer zu beschreiben. Wegen der Trauer in Schwarz, reicher, gestreifter Stoff mit Spitzen, zwei Ellen Schleppe, ohne Parure. Sie scheint etwas schüchtern, spricht leise und ist nicht immer leicht zu verstehen; aber man fühlt, daß das, was sie sagt, etwas Verbindliches ist. — Der Kaiser geleitete den Prinzen in seine Gemächer, jetzt erst kam ich auch in mein Zimmer, in dem wohl sechzig Lichter brannten. Mir brannte mein

Telegramm auf der Seele, damit Prinzeß Karl nicht in der Nacht geweckt werde, um zu erfahren, was sich eigentlich von selbst verstand, obwohl wir zu dreizehn gefahren und seltsamerweise auch zu dreizehn dinirten, nämlich Abends zehn Uhr in den Gemächern des Prinzen. Die zur Aufwartung kommandirten Herren und die Offiziere seines Husaren-Regiments waren geladen.

Heute früh acht Uhr Kaffee auf dem Zimmer, ganz vorzüglich, und das vortreffliche Wiener Backwerk, für mich Vorrath auf eine Woche. Um zehn Uhr schon erschien ein Teller mit Konfitüren und Obst, besonders schöne Weintrauben. Um halb elf Uhr empfing der Prinz die gesammte Generalität; unmöglich, sie gleich Alle zu behalten, mir bekannt Fürst Karl Schwarzenberg, der Kriegsminister Ritter Francke, Graf Nostiz, Gondrecourt, Beide aus Schleswig bekannt, Generallieutenant Ritter, der das Gestütwesen hat, Generallieutenant Henikstein, der Chef des Generalstabs. Auch Herr von Lederer war da. Der heutige Tag ist fast ganz den Besuchen gewidmet. Von elf Uhr ab, zunächst durch endlose Zimmerchen, Gänge und Korridors zu den Erzherzogen Franz Karl und Albrecht in der Burg, dann zu allen übrigen in der Stadt. Außerdem zu den Feldmarschällen Heß und Wratislaw, dem Kriegsminister (der einzigste, der annahm), Duc de Gramont, päpstlichem Nuntius.

Um halb zwei Uhr Dejeuner, das heißt komplettes Diner mit Suppe und Champagner, für die Umgebungen der Herrschaften in meinem Vorzimmer. Dann kam Graf Mensdorf, der eine halbe Stunde später bei mir blieb. Hierauf wieder Besuch bei der Kaiserin-Mutter, der Erzherzogin Sophie und dem Großherzog von Modena.

Der Marschallstafel präsidirte der Oberkammerherr Fürst Auersperg, auch nahmen die Damen der Kaiserin daran Theil. Die Oberhofmeisterin Gräfin Königseck, Fürstin Taxis und Gräfin Hunyady. Ich saß zwischen den beiden ersteren und habe mich sehr gut unterhalten. Diese vornehmen österreichischen Damen sind so einfach und schlicht in ihrem Wesen, gehen mit so gutem Willen auf ein Gespräch ein, daß es ein Vergnügen ist. Nach Tisch über einen Korridor ins Burgtheater. Graf Crenneville hatte mir eine Loge angeboten, wo man ungestört und näher am Theater ist als in der Hofloge. Erzherzog Franz Karl, Albrecht und der Prinz in der kaiserlichen Loge gleich rechts vom Theater. „Bürgerlich und Romantisch“, ganz vortrefflich gegeben, besonders Fräulein Wolter, die hier gefeierte Schauspielerin. — Thee auf meinem Zimmer bestellt. Es erschien unendliches Gebäck, Kapaun und Schinken, Wein, Konfitüren, woran sich zehn Personen satt essen konnten. So verlief der erste Tag in Wien sehr erfreulich. Wenn ich nur alle Menschen wiedererkenne, denen ich vorgestellt bin.

Dienstag, den 17. — Um halb zwölf Uhr ging ich in die spanische Schule. Es werden nämlich die kaiserlichen Bereiter in der höhern Reitkunst auf Pferden spanischer Abkunft geübt, Figuren, wie man sie auf alten Bildern von Riedingerschen Stichen sieht. Hoch aufgesetzt, etwas Ramskopf, breite Brust, lange, volle Schweife und Mähnen. Bei einem

Schimmel schweifte die Mähne buchstäblich an der Erde. Die Reiter in Scharlach und Gold auf deutschem Sattel ohne Bügel. Die Pferde alle Hengste. Die Bahn liegt bekanntlich an der Burg, und man gelangt, wie zum Theater, gleich in die kaiserliche Loge, ohne ins Freie zu müssen. Die Bahn ist prachtvoll, sehr geräumig und reicht durch zwei Etagen. Alles im Renaissancestil, weiß und daher durch Gas taghell zu erleuchten. Unter den Zuschauern befand sich auch Graf Szandor, der berühmte Reiter. Es wurden natürlich nur kadenzirte Gangarten geritten, aber die schwersten mit höchster Präzision. Immer nur vier Pferde zur Zeit, Piaffe, Courbette und so weiter. Die Pferde sollen sich besonders durch guten Magen auszeichnen (ich beneide sie hier doppelt). Nach den größten Anstrengungen versagen ihre Abkömmlinge das Futter nicht. Ganz besonders schön sind Kreuzungen mit arabischem Blut; der schöne Kopf, leichtere Wuchs und die flotte Gangart zeichnen sie aus. Ein Schimmelhengst aus dieser Kreuzung ist das Ideal eines Pferdes, das schönste, was ich noch gesehen habe. Er ging die kadenzirten Gänge und dabei den sausendsten Trab. Die Ställe dieser Pferde sind das Zweckmäßigste, was man sehen kann.

Um ein Uhr hatte ich mir meine Hofequipage bestellt und fuhr nach dem Generalstab, Feldmarschalllieutenant Henikstein, Graf Huyn und General Fligely. Man zeigte mir sehr zuvorkommend die Photographien, Kupfer- und Steinstichbureaux, die Originalmappirungen, die Zeichnungen und so weiter, ein eigens dazu erbautes großes Dienstgebäude. Von da fuhr ich zu Graf Leo Thun, nicht zu Hause, Fürst Auersperg noch weniger, Alt-Gräfin Salm, welcher ich ausführlich über die Radziwillsche Familie berichtete. Die Gräfin war gestern im Theater in der Loge neben mir gesessen, ohne daß ich mein Glück ahnte.

Nachdem ich um vier nach Hause gekommen, warf ich mich in Zivil und schlüpfte zu Fuß zur Burg heraus, um ungestört vor den Läden stehen bleiben, den Stephan und seinen neuen Thurm angaffen zu können. Dann besah ich mir die neuen Bauten auf der Esplanade, die schöne Statue des Erzherzogs Karl, und jetzt muß ich schleunig Toilette machen zur Galatafel. Da ich das Frühstück nicht angerührt, so wird es mir gut schmecken. Ich kam nur eben noch zurecht, um vor Erscheinen des kaiserlichen Paares mich im Versammlungssaal den Damen vorstellen zu lassen. Da waren die Fürstin Auersperg, geborene Colloredo, die Gräfin Mensdorf, die letzte Erbin der Dietrichstein, die Gräfin Kuefstein, geborene Fürstin Paar, die Gräfin Königseck, geborene Bellegarde, die Fürstin Taxis, die Gräfin Hunyadi. Der Prinz führte die Kaiserin, ihr Anzug weißes, einfaches Kleid, aber von einer Weite und Länge der Schleppe, daß die größte Behutsamkeit nöthig war, sie zu führen. Schmale, schwarze Bänder hingen aus dem Kopfputz bis zum Boden hinter ihr. Ein prachtvoller Diamantschmuck kontrastirte mit dieser Einfachheit. Der Kaiser folgte. Bei Tafel fiel mir zuerst auf der mehr als bescheidene Salon, Stuckwände in der Ordnung, aber Spiegel! und noch dazu recht kleine. Wahrhaft blendend im buchstäblichen Sinne dagegen

war die Tafel selbst, Aufsätze, Teller und Bestecke, Alles von Anfang bis zu Ende Gold. Es ist noch lange nicht alles Gold gemünzt in Wien, noch etwas ist gerettet worden vor den Fingern der Finanzkommission. All dies Gold, von dreihundert Kerzen beleuchtet (Du weißt, ich zähle immer), gewährt allerdings das Bild kaiserlicher Pracht. Reich und geschmackvoll zugleich ist die Livree der Lakaien, schwarz mit breiten Goldborten, die Jäger grün mit Silber. Weniger gut sah eine Schar in Roth aus, die, wie ich glaube, vorzugsweise den Wein besorgte. So etwas von Einschenken habe ich noch nirgends gesehen; immer waren alle Gläser voll, man mochte noch so wenig nippen. Das Diner war nach einem großen Plan bemessen, ich bringe den Schlachtplan mit. Bemerkenswerth erschien mir die Rangordnung bei Tisch. Die sämmtlichen Herren Minister waren zugegen; sie saßen aber unterhalb, die Fürsten, Grafen und Herren zunächst den Herrschaften. Bei uns entscheidet der im Staatsdienst erworbene Rang, hier der angeborene. Aber auch was für Namen! Uns Fremde hatte man als Gäste natürlich ausnahmsweise placirt. Neben der Kaiserin saß Herr von Werther, dann folgte die Oberhofmeisterin, dann ich, so daß ich die schöne Kaiserin in der Nähe bewundern konnte. Zwei Musikkorps in den angrenzenden Gemächern füllten die Lücken der Konversation aus, wenn deren waren. Mir schien die Unterhaltung allgemein und zwanglos. Nach Tafel machten die Herrschaften Cercle, und der Kaiserin fällt das, wie mir scheint, nicht schwer. Wenn man fertig sein soll, macht sie eine graziöse und ziemlich tiefe Verneigung, und man weiß, daß man entlassen ist. Von den Erzherzogen war keiner zugegen.

Im Burgtheater fielen wir mitten ins Stück. „Der Ring", ein älteres und etwas veraltetes Schauspiel, ich glaube von Schröder. Der Liebling des Publikums, Herr Fichtner, spielte gut; applaudirt scheint in diesem Theater aber nicht zu werden, und das ist sehr angenehm.

Der Prinz ist mit Seiner Majestät von eins bis vier auf Jagd bei Schönbrunn gewesen, ein Morden von eingestelltem Schwarzwild. Loë hat, glaub' ich, zehn Säue geschossen.

Mittwoch. — Um drei Viertel zehn nach dem Zeughaus, einer ungeheuren Anlage; eine Stadt für sich, ist es eine Festung, in welcher Arsenal, Werkstätten, Hochöfen, Gießereien, Bohrmaschinen konzentrirt sind und Tausende von Menschen arbeiten, Alles unter Direktion des Generals Stein. Ich erlasse Dir alle Dampf- und Handsägen, Kugelpressen, Schmieden und Hämmer. Das Merkwürdigste war mir, daß man dabei ist, das österreichische gezogene in ein Hinterladungsgewehr umzuwandeln und zwar, wie ich verstand, nach dem Modell eines Stadtraths Friedrich aus Magdeburg. In dem Waffensaal lagen 160 000 der ersteren, das heißt ungeändert, vorräthig. Prachtvoll ist in der Mitte der Hauptfront eine Halle im sarazenischen Stil, in welcher die Standbilder österreichischer Feldherren aufgestellt werden. In einer andern Halle standen schöne und kostbare Rüstungen, meist von historischem Werth. Im Hofe defilirten zwei Schwadronen Sachsen- und Braunschweig-Kürassiere und zwei Batterien bei dichtem Schneegestöber.

Vom Arsenal ging's in die Equitation, was bei uns die Reitschule in Schwedt. Ich fuhr mit dem Grafen Crenneville und daher dem Kaiser und dem Prinzen vor. Die Reitschule zählt nur einige vierzig Offiziere, die einen elfmonatlichen Kursus durchmachen unter Leitung des Fürsten Taxis, eines ausgezeichneten Reiters, der im italienischen Feldzug ein Auge verlor. Erst wurden Schulpferde produzirt, welche der Anstalt gehörten, dann Campagnepferde, die von den Regimentern mitkommen. Mit den ersteren wurde eine sehr hübsche Uebung ausgeführt, wo ein Offizier sich gegen zwei so zu tummeln hat, daß keiner ihm die linke Seite abgewinnt. Mit kurzen Rechtsvolten entgeht er leicht dem ihm zur Linken, folglich auf weiterem Bogen Reitenden, dem andern kann er oft nur durch Pirouetten entgehen. Sowie er auf der linken Seite berührt wird, ist er geschlagen. Noch schöner war auf Campagnepferden ein Contrafechten, natürlich mit stumpfer Waffe, Säbel gegen Pallasch, Pallasch gegen Lanze. Ein Offizier der freiwilligen Ulanen, der ganz vorzüglich ritt, aber auch derb zustieß, wehrte sich gegen zwei Husaren. Zum Schluß wurden dreißig vierjährige, undressirte Hengste geritten. Sodann war sogenannte Stallparade, das heißt bei dem schlechten Wetter waren alle kaiserlichen Wagen- und Reitpferde im großen Marstall aufgeschirrt respektive gesattelt in ihren Ständen aufgestellt, die Stallleute in Gala daneben. Da standen acht zehnzöllige Rappen mit Purpur und Gold und mit ungeheuren Straußbüschen, gegenüber ein eben solcher Trauerzug, Schimmel mit schwarzem Geschirr, dann kamen die Staatspostzüge, die Stangenreiter schwarz mit goldener Borte und goldenen Bändern, endlich der Reitstall mit wunderschönen Pferden, namentlich zwei nationalenglischen Füchsen der Kaiserin; alle Pferde in boxes, auch die Maulthiere, Ponies und zwei kleine Esel des Kronprinzen. Eine Stiege höher die Wagen, die modernsten wie die ältesten, alte Krönungswagen, von Rubens bemalt, riesige Maschinen in Laternenform mit zwei Langbäumen, dann die Geschirr- und Sattelkammer und so weiter. Von da ging es in die Reitbahn, die dritte prachtvolle, die wir hier gesehen; dort ritten die Bereiter und sprangen Barrière. Alle diese Besichtigungen dauerten bis vier Uhr. Besuche bei den erst jetzt angekommenen Erzherzogen Karl Ferdinand und Josef. Diner bei Seiner Majestät dem Kaiser. Es war ein Herrendiner und wegen der Hochzeit des Prinzen Teck mit einer Erzherzogin schon um fünf Uhr. Ich saß zwischen dem Fürsten Karl Liechtenstein, dem Generalinspekteur der Kavallerie, und Graf Festetics, dem Besitzer des Pullusees, aus welchem ein ungeheuer großer und köstlicher Fisch servirt wurde, außer dem See aber auch etlicher Quadratmeilen Land, ebenfalls Kavalleriegeneral. Nach Tisch fuhr ich mit meinem Begleiter Sterneck ins Karlstheater, wo eine echte Wiener Posse gegeben werden sollte. Diese fiel aus, weil den Direktor des Theaters soeben der Schlag gerührt hatte. Statt dessen ein schrecklich dummes Zauberspiel, dann aber der „Juristentag", welcher vortrefflich gegeben wurde. Doch mußten wir schon um neun Uhr fort, weil wir zur Kaiserin zum Thee befohlen waren, das heißt wir bekamen dabei die

Kaiserin nicht zu sehen, sondern der Hof war für sich. Sehr angenehm war mir, dort dem Feldmarschall Heß zu begegnen, der sich merkwürdig konservirt hat und sich meiner noch aus der Türkei erinnerte. Noch vor zehn Uhr war Alles aus. Der Kaiser geht in der Regel vor zehn Uhr schon zur Ruh', ist dafür aber um fünf Uhr schon wieder auf.

Der Kaiser war auch heute sehr gnädig und hat sich mehrmals mit mir unterhalten. Ganz besonders wohlwollend war Erzherzog Leopold und wirklich herzlich Erzherzog Albrecht. Ueberhaupt können wir unsere Aufnahme nicht genug rühmen; man weiß jetzt, daß wir keine andere Mission haben, als daß der Prinz dem Kaiser seine Ehrfurcht bezeugen soll und alle Politik aus dem Spiel bleibt.

Donnerstag. — Die Herrschaften fuhren zur Fasanenjagd nach Aspern; nach dem Dejeuner ließ ich mir die Schatzkammer zeigen, ein paar Gewölbe in der Burg, in welchen eine Menge werthvoller Sachen, Kuriositäten und die Kronjuwelen, die Krönungsornate, Kronen, Scepter, Schwerter gesammelt sind. Von dort in die kaiserlichen Keller bei Fackelschein. Drei Etagen untereinander, ich glaube 40 000 Eimer Vorrath, aber nur österreichische Weine. Aus den berühmtesten Fässern wurde gekostet, die Krone von Allem ein dreiundsechziger Gumpoldskirchener, der wie St. Perez schmeckt.

Dann mit Sterneck zum Belvedere, wo Professor Bergmann mir die Ambraser Sammlung zeigte. Höchst interessante Porträts und besonders Rüstungen, unter diesen der Harnisch Eitel Friedrichs von Brandenburg, dann die merkwürdige Rüstung eines Radziwill, Herzogs von Oleco oder eines ähnlichen Namens. Sie war mit rothen, schwarzen und weißen arabeskenartigen Linien reich verziert. Ferner die Rüstung eines Heinrich Ranzau mit der Inschrift: „Gott beschütze nichts mehr als Leben, Leib und Ehr'." Die Rüstung Albas, auf welcher er selbst knieend vor dem Kreuz abgebildet ist, und unzählige andere von größtem historischen Interesse. In einem alten Turnierbuch findet sich mehrmals Albrecht von Brandenburg. Auch im obern Belvedere besuchten wir die Bildergalerie, durch welche der Direktor selbst uns führte.

Programm für heute: Abschiedsbesuche, um sechs Uhr Tafel beim Kaiser, um acht Uhr Cigarre bei Graf Crenneville, Burgtheater. Morgen sieben Uhr Abreise nach Berlin.

Also auf baldiges frohes Wiedersehen!

Berlin, den 24. Juni 1865.

96 **An den Bruder Adolf.**

.. Die Herzogthümerfrage liegt in einer Krisis, bei der nicht abzusehen ist, wohin sie führen kann. Nur soviel ist mir ganz unzweifelhaft, daß Preußen aus inneren und äußeren Rücksichten den Besitz nicht aufgeben kann. Die Entscheidung der Volksvertreter ist reine Nebensache. Man kann sich an den Ausfall gar nicht kehren, wenn er

im Pfahlmuschelsinn gefaßt würde, und eben deshalb sollte man die Stände gar nicht fragen, die Versammlung gar nicht angeregt haben. Versammlungen sind das blinde Werkzeug einzelner Intriganten, und wo die politische Nothwendigkeit entscheiden muß, ist es ein unnützes oder gefährliches Spielzeug. Höchstens könnte es eine Rücksicht für Kaiser Napoleon sein. Dann muß man die Sache aber auch in seinem Stil machen, das heißt, man nimmt das Land und fragt nachher, ob man es thun soll. Um das zu können, giebt es aber nur zwei Alternativen, den Condominus zu entschädigen oder ihm den Krieg zu erklären (oder erklären zu machen). . . . Das Erstere ist nur möglich durch Cession von preußischem Landesgebiet, und dieser Gedanke ist bisher an höchster Stelle völlig zurückgewiesen, der andere Fall daher nicht unmöglich und freilich von den unberechenbarsten Folgen, da nothwendig ganz Europa für und wider Partei nehmen müßte, so ungern irgend einer der Staaten dazu schreiten würde, da Frankreich in Algier, in Mexiko und eventuell gegen Nordamerika beschäftigt, Rußland im Innern vollauf zu thun hat und England ebenso schwach auf dem Kontinent ist wie anmaßend.

Ich hoffe noch immer auf eine Verständigung, die eine wirkliche Aussöhnung der beiden deutschen Mächte anbahnt. Damit ist der Weltfriede gesichert und Allen gedient, nur den Würzburgern nicht. Wir grüßen Alle herzlich.

Berlin,*) den 20. Mai 1866.

97 An den Bruder Adolf.

Ich benutze ein paar freie Augenblicke, um Dein Schreiben vom 16. d. Mts. zu beantworten und für Deine Theilnahme zu danken.

Ja wohl ist es eine ernste Zeit. Der Krieg ist unvermeidlich. Ich glaube nicht, daß es in eines Menschen Hand liegt, ihn zu vermeiden. Die Geschicke Deutschlands werden sich jetzt vollziehen. Der Sonderungstrieb, welchen seit Tacitus die Deutschen bewahrt haben, führt zur Entscheidung durch das Schwert. Es hat uns ein Ludwig XI. gefehlt, der die Macht der Vasallen in Frankreich noch zur rechten Zeit zu brechen wußte. Es mag wohl wahr sein, was die österreichischen Blätter behaupten, daß zwei Großstaaten in Deutschland nebeneinander nicht bestehen können. Einer von beiden muß untergehen. Der Kampf wird furchtbar werden. Oesterreich hat gerüstet wie nie zuvor, und auch wir stellen unsere ganze Macht ins Feld. Jedenfalls zahlt Deutschland mit Provinzen rechts und links an seine Nachbarn.

Ob die Kleinstaaten, die so eifrig das Feuer schüren, besser daran sein werden unter der Alleinherrschaft des einen Siegers als in der Schwebe zwischen beiden Großmächten, bezweifle ich. Daß auch die

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 38.

Haltung der Bevölkerung in Holstein sehr wesentlich beigetragen hat, die gegenwärtige Krisis heraufzubeschwören, ist wohl nicht zu leugnen. Unterliegt Preußen, so werden die Holsteiner gegen Uebernahme von 90 Millionen Schulden ihren Wunsch erfüllt sehen, ein Kleinstaat zu werden, nur daß dann das Preußen fehlt, welches allein die Existenz von Kleinstaaten im Norden sicherte. Oesterreich wird sich die Hände nicht darum verbrennen, und der Deutsche Bund, der es bei leiblicher Existenz nicht that, kann es nach seinem Tode noch weniger.

Fünfzig Friedensjahre haben gezeigt, daß bei dem unpraktischen, immer nur auf die Phrase hinauslaufenden Sinn der Deutschen es zu einer Einigung auf dem Wege friedlicher Verständigung niemals kommen wird. Ist es Gottes Wille, daß Preußen diese Aufgabe lösen soll, so sind die europäischen Verhältnisse im Allgemeinen nicht ungünstig.

Wir haben in Deutschland keinen Freund. Der Bund ist eine österreichische Institution geworden, und seine Majoritätsbeschlüsse sind der Ausdruck des Wiener Kabinets. Aber dies, selbst die europäischen Konferenzen und vollends die sogenannten Beschlüsse von Vereinen und Korporationen, sind Zwirnfäden, die den rollenden Stein nicht mehr aufhalten. Oesterreich hat noch nie gerüstet, ohne auch zuzuschlagen; es ist nicht reich genug, um ohne Erfolg abzurüsten. In Italien ist keine Regierung stark genug, um den Enthusiasmus der Nation zurückzuhalten. Bei uns hat Niemand den Krieg gewollt, aber wir acceptiren ihn mit ruhiger Zuversicht. — Möge Gott uns den Sieg verleihen, denn mit Preußen fällt Deutschland.

Hauptquartier Gitschin in Böhmen, den 2. Juli 1866.

98 An die Gattin.

Unser erstes Nachtquartier war in Reichenberg auf dem Schloß des Grafen Clam, Kommandeurs des ersten Korps. Die Gegend ist wunderschön und der Jeschkenberg gerade vor uns schloß den Prospekt durch einen weiten Park mit frischestem Grün. Schlechter stand es mit der Verpflegung, doch fanden wir einen preußischen Gastwirth, der uns ein leidliches Mittagessen und eine leidliche Flasche Hochheimer verschaffte. Viele Einwohner waren geflohen, die übrigen unterthänigst verdrießlich. Es herrschte einige Besorgniß wegen feindlichen Ueberfalles bei Nacht, und außer der Stabswache bivakirte ein Bataillon auf dem grünen Rasen. Im Bahnhof steckten mehr Gefangene als die ganze Garnison. Die Italiener werden in ihre Heimath befördert werden; die Gefangenen meinten, es käme unbillig viel Blei von uns im Gefecht. Spät Abends sah ich Tümpling, der ins Bein geschossen, aber sehr froh über sein glückliches Gefecht am 29. bei Gitschin war. Mein Wagen und die Pferde trafen erst am folgenden Morgen ein und gingen nach kurzem Futtern und Tränken gleich weiter nach Schloß Sichrow, einer prachtvollen Besitzung des Fürsten Camill Rohan. Der König telegraphirte

ihm: „Statt in Gastein heute in Sichrow, quel changement!“ (welche Veränderung!) Diner beim König war sehr willkommen. Gleich nach Tisch fuhr ich noch vier Meilen voraus hierher. Podbielski und Wartensleben nahm ich mit. Der Weg führte über das Schlachtfeld vom 29. Es lagen wohl noch dreißig Pferde herum, die menschlichen Leichen waren beerdigt, an einer Stelle sechshundert Oesterreicher, an einer anderen Stelle auch zweiundneunzig Unteroffiziere und Mannschaften von uns mit einem hölzernen Kreuz. Die Dörfer waren zur Hälfte in Flammen aufgegangen und rauchten noch. Auf einer Wiese lagen an tausend gefangene Oesterreicher und Sachsen. Lange Züge von Wagen fuhren Verwundete in der einen Richtung, in der anderen Helme und Tornister, welche unsere Leute abgelegt hatten, als sie zum Angriff vorrückten. Hauptmann Graf Schlippenbach ist Kommandant von Gitschin, dessen Bewohner sehr feindlich gesinnt sein sollen. Die Leute in den Dorfschaften kehren allmählich aus den Wäldern zurück, haben aber alles Vieh und alle Lebensmittel in die Berge geschafft. Es ist für Geld nichts zu haben, und ich bedaure, daß ich nicht Kaffee und Thee und so weiter mitgenommen habe. Gestern spät kam noch Stülpnagel herein, er ist sehr wohlauf, hat aber auch gar viel um die Ohren. Auer war mit den Achtzehnern im Gefecht, ist aber schon von hier abgerückt. Wichmann hat einen Hieb durch den Helm in den Kopf. Sein Regiment hat eine Standarte am 28. erobert. Adieu, ich muß augenblicklich schließen; mit meinem Befinden geht es viel besser, seit ich im Freien in Thätigkeit bin. Nächstens mehr, liebe Marie.

Hauptquartier Horsitz, den 4. Juli 1866.

99 An die Gattin.

Am 2. dieses Monats waren eben die Dispositionen für einen Angriff auf die österreichische Hauptmacht abgegangen, als ich mit der Nachricht geweckt wurde, daß dieselbe uns zuvorzukommen gedächte. Wir vermutheten sie hinter der Elbe mit einer Festung auf jedem Flügel, Josefstadt und Königgrätz. Nichts war mir daher erwünschter als dies freundliche Entgegenkommen ihrerseits und ihr Vorgehen aus dem starken Abschnitt. Noch um zwölf Uhr in der Nacht gingen die Befehle ab, welche alle unsere Korps konzentriren sollten. Die Erste Armee, Prinz Friedrich Karl, stand in Horsitz der feindlichen Versammlung an der Bistritz gegenüber, die Zweite Armee, Kronprinz, hinter der oberen Elbe jenseits Königinhof, die Elb-Armee, Herwarth, südlich bei Smidar. Letztere hatten daher zwei und drei Meilen zu marschiren, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnten. Sie waren gegen beide Flanken des Gegners dirigirt. Die Absicht war, die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von beiden befestigten Uebergängen abzuschneiden und, wenn möglich, ganz zu vernichten. Bald nach Mitternacht, den 3. Juli, ritten die Adjutanten mit dem Befehl in die entfernten Stabsquartiere der Neben-

armeen, um vier gingen unsere Pferde von Gitschin nach Horsitz, um fünf Uhr folgte der König und das Hauptquartier zu Wagen. Ich nahm Podbielski und Wartensleben auf meinem Jagdwagen mit. Um siebeneinhalb Uhr stiegen wir in Horsitz zu Pferde und gegen acht Uhr fielen die ersten Schüsse der Avantgarde. Der Feind hatte eine überaus starke Stellung auf den Höhen jenseits Sadowa hinter der Bistritz und antwortete aus zahlreichen Batterien. Es lag nicht in unserem Plan, hier eine Entscheidung mit großen Opfern an dieser Stelle schnell herbeizuführen. Das Hügel- und Wiesenterrain dieser Gegend ist durch Waldkuppen unterbrochen, ein kalter Nebelregen erschwerte die Uebersicht in der ganz unbekannten Gegend. Während das Gefecht in der Front langsam fortbrannte, wurde mit Spannung ausgeschaut, ob die Flügelarmeen erscheinen würden. Schon um zehn Uhr hatten die schneeweißen Rauchballen der feindlichen Batterien eine Ausdehnung von wohl zwei Meilen. Aber es war schwer zu sagen, ob ihr Feuer sich nur auf uns oder zum Theil schon auf andere Gegner richte. Die österreichische Artillerie schoß sehr gut. Kaum ließ sich eine Kolonne Infanterie oder Kavallerie irgendwo in einer Thalschlucht sehen, so schlug eine Granate in unerfreulicher Nähe ein, und das Feuer unserer Batterien ertrug sie mit größter Standhaftigkeit. Bald waren fast alle unsere gezogenen Batterien in Thätigkeit und nur noch die glatten in Reserve. Nun blitzte es aber auch von dem hochgelegenen Dorfe Chlum her aus solcher Entfernung, daß das Feuer nicht mehr gegen uns gerichtet sein konnte, und wir schlossen, daß der Kronprinz links im Anmarsch sein müsse. Bald gingen auch Meldungen darüber ein, und die Rauchwolken in der Richtung von Nechanitz konnten nur von der Herwarthschen Artillerie herrühren. Er erhielt sogleich den Befehl, dort den Uebergang zu erzwingen und gegen die feindliche linke Flanke vorzugehen.

Im Centrum links war General Fransecki gegen Benatek vorgegangen und hatte im dortigen Gehölz zahlreiche Gefangene gemacht. Ein furchtbares Artilleriefeuer hinderte ihn, aus demselben zu debouchiren. Noch schwieriger war es, über Sadowa vorzudringen. Zwar war die Hälfte des dahinter liegenden Wäldchens durch das einundsiebzigste Regiment genommen, aber der Aufenthalt dort sehr unangenehm. Fortwährend standen die kugelrunden, weißen Wölkchen über dem Gebüsch und streuten ihre Schrapnells hinein. Eine Batterie von zwölf Zwölfpfündern stand 1000 Schritte vor der Waldlisiere, sie mit Kartätschen überschüttend.

Es lag nicht in unserem Interesse, hier um jeden Preis durchzubrechen, und ich verhinderte den schon erlassenen Befehl an General Manstein, die Batterie zu erstürmen. Das Vorrücken der beiden Flügel mußte von selbst die Räumung erzwingen. So geschah es auch, und nun folgten wir der Kavallerie, welche reichlich eine Meile in schärfster Gangart vorging, um die beiden Flügel einzuholen. Hinter den zwölf Geschützen lag die gesammte Bespannung an Pferden todt. Man hatte sie bis zum letzten Augenblicke bedient, ihre Rettung aufgebend. Nirgend waren geschlossene Massen mehr sichtbar. Der Rückzug muß unter dem Schutz

der Artillerie schon seit Stunden begonnen haben. Es erfolgten mehrere Kavallerieattacken, die nicht alle gelangen. Das Thüringische Husaren-Regiment war in ein Dorf geritten, und wohl dreißig Pferde kamen herrenlos wieder heraus. Aus dem Sausen der Spitzkugeln erkannte man bald, daß die Dörfer noch besetzt waren, und die Garde-Bataillone drangen **tambour battant** (mit schlagenden Tambours) in dieselben ein. Fast alle Kavallerie-Regimenter attackirten die feindlichen abziehenden Regimenter und brachten zahlreiche Gefangene ein. Nun waren wir dicht vor Königgrätz angekommen, und noch einmal erhob sich am jenseitigen Ufer der Elbe eine heftige Kanonade, die bis gegen neun Uhr dauerte. Die Granaten schlugen rechts und links ein, aber sehr bald standen wohl sechzig Geschütze auf unserer Seite dagegen. Die Entfernung war groß, man zielte nur nach dem Pulverdampf, und mehrere Geschosse platzten jedesmal dicht davor. Endlich erlosch auch das Feuer.

Wir glauben, die gesammte österreichische und sächsische Armee gegen uns gehabt zu haben. Die Schlacht dauerte über zwölf Stunden, und die Truppen haben bis sechs Meilen marschirt. Heute berechnen wir gegen 20 000 Gefangene und 116 Geschütze, drei Fahnen habe ich gesehen, es sollen aber mehr sein. Unser Verlust ist groß, namentlich an Offizieren. Näheres noch nicht bekannt. Das siebenundzwanzigste Regiment hat sehr gelitten.

Heute traf Feldmarschalllieutenant Gablenz hier ein, seine Bitte um Waffenstillstand mußte abgelehnt werden.

Im scharfen Galopp vorgehend, hatte ich wenig auf das Schlachtfeld geachtet, beim Zurückreiten traten die Schrecknisse hervor. An manchen Stellen war das Feld förmlich bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Gewehre, Tornister, Mäntel lagen überall herum. Es gab schreckliche Verwundungen, Niemand konnte helfen. Ein Offizier flehte uns an, ihn todtzuschießen. Die Krankenträger arbeiteten ohne Unterlaß, aber die Zahl der Verstümmelten war zu groß. Ich habe die Rappstute geritten, Reinhold den großen Braunen, sie gingen vortrefflich, namentlich Erstere über die vielen Gräben und Sumpfstrecken. Da die Reitpferde neun und eine halbe Meile gemacht, ohne das Hin- und Herreiten während des Gefechts zu rechnen, so ließ ich sie in Horsitz, wo mein Wagen zurückgeblieben war, und mußte dann noch bis Gitschin fahren, wo ich ein Uhr Nachts ankam. Während des ganzen Tages habe ich zwei Schokoladenplätzchen und ein kleines Stückchen Brot gegessen. In Gitschin war nichts mehr zu haben. Hungrig und von Frost geschüttelt, warf ich mich mit Mantel auf ein schlechtes Bett und schlief vortrefflich ein paar Stunden, dann ging es wieder hierher, und befinde ich mich sehr wohl. — Theile unseren Freunden den Inhalt dieser eiligen Zeilen mit, die ich noch mit dem Courier fortzubekommen hoffe. Abends zwölf Uhr.

Pardubitz, den 7. Juli 1866.

100 An die Gattin.

Gestern auf der Tour hierher fuhren wir über das Schlachtfeld, noch Tags zuvor waren Verwundete aufgelesen worden. Die todten Oesterreicher und Sachsen lagen mehrerentheils noch unbeerdigt. Man war beschäftigt, große Gruben zu graben, und hatte Massen Leichen dahin geschleppt. Die Brandstätten von sieben Dörfern rauchten noch, und in den stehengebliebenen Häusern lag Alles voll Verwundeter. Lange Wagenzüge führten die Leichtblessirten zurück. Weiterhin wurden die Leichen seltener, aber die Zeichen einer wilden Flucht mehrten sich. Tausende von Tornistern, Käppis, Bandelieren und Säbeln bedeckten das Feld. Wir fuhren ganz dicht an die kleine Festung Königgrätz heran, welche vorgestern beinahe auf die beiläufige Aufforderung eines Husarenoffiziers kapitulirt hätte. Der Kommandant hatte vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gefordert, und man hatte eine kleine Kanonade am Nachmittag eröffnet. Er scheint denn doch zur Besinnung gekommen zu sein. Aber man thut keinen Schuß auf uns, wohl aus Besorgniß, das Bombardement herauszufordern. Dort nun standen viele hundert Wagen aller Art. Munitionskarren voller Granaten und Patronen, Ambulanzen mit Charpie, Verbandzeug und Medizinflaschen, Krankenwagen, Offiziersgepäckwagen u. s. w. theils umgestürzt, theils in einen Sumpf hineingedrängt; vierundzwanzig Geschütze waren schon abgeführt. Die Gewehre lagen zu Hunderten im Straßenkoth. Es muß ein furchtbares Gedränge gewesen sein, obwohl nur unser Artilleriefeuer die Fliehenden zu erreichen vermocht hatte. Es haben am 3. über 1000 Geschütze einander gegenüber gestanden, und der Munitionsverbrauch ist enorm gewesen. Bei der Rückfahrt in der Nacht begegneten wir anderthalb Meilen Munitionswagen, welche neue heranführten. Auf der Tour nach Pardubitz kamen wir denn auch zwischen den Proviant- und Munitionskolonnen schön ins Gedränge, welche meilenweit in zwei, hin und wieder drei Reihen auf der Chaussee fuhren. Mein Wagen wurde beim plötzlichen Halten von hinten aufgefahren, der Kasten zerbrochen, die Deichsel gebrochen. Er ist beim Stellmacher. Das Sattelpferd lahmte, es scheinen Steingallen zu sein, aber nach neuem Beschlag, meint Dominique, wird es wieder gehen. Ich kam zu Fuß eine Stunde früher zur Stadt; die Elb-Brücke war abgebrannt und rauchte noch, aber schon lagen zwei Pontonbrücken daneben über dem Fluß, vom Feinde nichts mehr zu sehen, wahrscheinlich nach Olmütz zurück.

Die Stadt ist sehr eigenthümlich und eine Art Festung. Daneben ein mächtiges Schloß mit Wall, Graben und vier gemauerten Rundellen an den Ecken, jetzt Lazareth. Auf dem hübschen, alterthümlichen Marktplatz, der mit Stroh bedeckt war, biwakirte das erste Bataillon ersten Garde-Regiments. Durch die engen Thore ein unbeschreibliches Treiben von Tausenden von Wagen, von Truppenabtheilungen im Marsch, von Versprengten, Gefangenen, Marodeuren und Marketendern. Dazu die fremde czechische Sprache der wenigen Einwohner, die nicht geflohen.

Noch am Nachmittag des 4. war eine Siegesnachricht hier angelangt. Niemand hatte eine Ahnung von den schon zuvor verlorenen Gefechten und am 4. waren auf einmal die Preußen da. Ich habe hier eine sehr gute Wohnung mit allen meinen Offizieren und bin aufs Freundlichste aufgenommen. Die Frau Baronin, meine Wirthin, kocht selbst für uns, und als wir endlich nach neun Uhr Abends zum Essen kamen, fanden wir eine vortreffliche Mahlzeit und einen ganz vorzüglichen Landwein. Heute Abend oder morgen, hoffe ich, erhalten wir die Nachricht, daß Prag besetzt ist. Große Schwierigkeit macht mir die Verpflegung in dieser ausgezehrten Gegend. Der regelmäßige Nachschub vermag dem schnellen Vorrücken der Operation nicht mehr zu folgen, die Eisenbahnen sind bei Theresienstadt und Josefstadt gesperrt, und wir müssen fortan von Requisitionen leben. Deshalb ist mir der Besitz von Prag so wichtig, wo große Magazine zusammengebracht werden können. Schon hier haben wir große Vorräthe von Zwieback, Tabak und Hafer gefunden, die äußerst willkommen waren.

Schloß Cernahora, den 12. Juli, meines seligen Vaters Geburtstag.

101 An die Gattin.

Brünn*) den 13. und heute den 15. noch hier.

Ohne irgend welchen Widerstand zu finden, war die Avantgarde der Ersten Armee schon Abends zuvor in der Landeshauptstadt von Mähren eingerückt. Hier hat der aus dem Reichstage bekannte Dr. Giskra, Bürgermeister der Stadt, die verständigsten Anordnungen für 45000 Mann Einquartierung mit Verpflegung beim Wirth getroffen, ebenso im Interesse der Stadt wie im unseren. Niemand ist entflohen, und die größte Ordnung herrscht mitten in der lebhaftesten Bewegung. Alles wimmelt von Soldaten, die seit vielen Tagen zum ersten Male ein Dach über sich haben. Alles macht vergnügte Gesichter. Jeden Augenblick begegnet man einem Bekannten, von dem man nicht wußte, ob er noch lebt. Es liegen in der Stadt die ganze fünfte, sechste und siebente Division, heute ist Alles fort. Von vier Uhr früh bis sieben Uhr defilirten die Regimenter mit klingendem Spiel über den großen Markt, wo ich wohne; in größter Ordnung folgten die Wagen- und Packpferde, dann rasselte eine Batterie über das glatte Steinpflaster, da stürzt ein Offizier vom 2. Dragoner-Regiment, sieht nur besorglich nach seinem Pferd und sprengt im nächsten Augenblick an den Truppen vorüber. Endlich folgen die Munitionskolonnen, die das Verderben in sich tragen, zuletzt die Marketenderwagen.

Alle Läden waren geöffnet, und die Besitzer lassen sich gut bezahlen. — Abends war großer Zapfenstreich. Der König kam herunter und wurde mit Jubel begrüßt, allerdings nur von Soldaten, das heißt aber für den

*) Der Brief ist in Brünn geschrieben; die Ueberschrift „Cernahora“ bezieht sich nur auf den dort verlebten Gedenktag.

Augenblick die Hälfte der Einwohner dieser Stadt. Die Uebrigen schwiegen, sind aber freundlich und mögen wohl den Unterschied empfinden mit dem, was sie zuletzt vom kaiserlichen Heer gesehen haben.

Die Erste Armee ist seit der Schlacht in elf Tagen über dreißig Meilen marschirt, und wie schritten die Burschen heute hinter ihren wirbelnden Trommeln geschlossen einher!

Ich bewohne die Prachtzimmer im Palast Mitrowitz, wo der ganze Generalstab untergebracht ist, so daß ich Alles zur Hand habe. Die Zeit vergeht in Geschäften und Emotionen. Heute Nacht zwei Uhr wurde ich durch Hauptmann Mischke mit einem Schreiben des Kronprinzen geweckt. Ich expedirte bis acht Uhr Morgens, machte dann dem König Meldung, ging um zehn Uhr früh zu Bette, wurde dann zum Vortrag gerufen. Diner bei Seiner Majestät, hoffe Abends einmal wieder aufs Pferd zu kommen, wenn es sich einigermaßen abkühlt.

Soeben reist Benedetti von hier über Wien nach Paris. Auch Graf Barral war gestern hier. Nichts von Waffenruhe! Erst politische Vorschläge, und die sind noch nicht gemacht.

Wir haben über hundertundfünfzig Offiziere verloren, und die Regimenter haben fast alle ihre Avantageure schon vorgeschlagen.

Alle Welt will jetzt Zündnadelgewehre haben; aber das dauert Jahre, ehe man eine Million Gewehre schafft, und dann sollen auch noch die Leute ausgebildet werden für den Gebrauch. Zum nächsten Krieg haben wir wieder etwas Neues vorauf.

Es kommt mir manchmal unfaßlich vor, daß ich erst seit vierzehn Tagen aus Berlin bin. Was ist Alles seitdem vorgefallen, und wie hat die Weltlage sich umgestaltet! Gott der Herr möge ferner gnädig sein; Er hat unsere Sache sichtlich in Schutz genommen, und ich glaube, daß es Sein Wille ist, daß Deutschland unter Preußen zur Einheit gelangt.

Nikolsburg,*) den 29. Juli 1866.

102 An die Gattin.

Liebe Marie. Am 5. oder 6. künftigen Monats, wenn nichts Besonderes dazwischen kommt, kehre ich mit Seiner Majestät nach Berlin zurück. Dort werden die weiteren Friedensverhandlungen gepflogen werden. Auch gegen die Reichsarmee tritt am 2. künftigen Monats Waffenstillstand ein. Gestern bei Ratifikation der Präliminarien hat der König Roon und mir den Schwarzen Adler-Orden verliehen, und was mir noch mehr Freude macht, ist, daß man ihn mir in der Armee allseitig zu gönnen scheint. Man sieht das den Gesichtern an, wohin ich komme. Der Kronprinz schickte mir heute seinen Stern, obwohl ich ihn anzulegen keine Veranlassung habe, da wir stets nur den Ueberrock tragen.

---

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 40 ff.

Berlin, den 19. August 1866.

103 An den Grafen Eduard Bethusy-Huc.

Bei der jetzt eingetretenen Ruhe kann ich nicht unterlassen, Ihnen, bester Bethusy, meinen aufrichtigen Dank zu sagen für mehrere Briefe, die ich im Drange der Geschäfte nicht sogleich beantworten konnte, deren gute Rathschläge ich aber nicht unbeachtet gelassen habe. Wir konnten Schlesien in Schlesien nicht vertheidigen, aber wir haben die Oesterreicher in Böhmen so gepackt, daß sie keinen Mann übrig hatten für die Heimsuchung, welche sie Ihnen zugedacht hatten. Der Feldzug war allerdings vom Glück in fast beispielloser Weise begleitet, denn auch nicht ein einziges Unternehmen mißlang. Jeder hat dabei seine Schuldigkeit gethan, und die freundliche Beurtheilung meines Antheils durch Sie hat mich sehr erfreut, obwohl ich das Meiste Ihrem gütigen Wohlwollen zuschreiben muß. Sie können sich denken, mit welcher Genugthuung der König seinen Landesvertretern gegenübertreten konnte. Die Stimmung hat sich sehr gebessert, und das Verlangen der Indemnität hat Gutes gewirkt, ebenso die jetzt ausgesprochene Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau. Diese ist nur Härte gegen die Souveräne, aber die Theilung der Länder wäre eine Härte gegen die Völker gewesen.

Frankreich und Rußland scheinen sich über diese Erweiterung Preußens zu beruhigen, und es kommt nun darauf an, durch eine gute und gerechte Verwaltung die neuen Unterthanen für uns zu gewinnen, auch das Militärwesen bald zu reorganisiren; denn gönnen thut uns Niemand, was wir gewonnen. Kaiser Napoleon hätte keinen schlechteren Augenblick für einen Krieg wählen können, als wo wir mit 640 000 Mann unter Waffen stehen. Wir hätten selbst Süddeutschland für uns gehabt und konnten es schlimmstenfalls mit Oesterreich und Frankreich zugleich aufnehmen. Es wäre dann nicht bloß ein geeinigtes Norddeutschland, sondern Ganzdeutschland entstanden. Freilich werden solche großen Umgestaltungen nicht umsonst gewonnen; viel Trauer ist in zahlreichen Familien verbreitet, und Sie selbst haben ein schmerzliches Opfer gebracht.

Die Diplomaten verhandeln nun schon drei Wochen in Prag, ungefähr ebenso lange wie der eigentliche Feldzug gedauert, und sind noch zu keinem Abschluß gelangt. Ich wünsche inständigst, daß wir unsere Truppen erst aus dem unglücklichen, von Krieg, Hunger und Pestilenz heimgesuchten Lande zurückziehen können.

Moltke.

---

104 Berlin, den 25. August 1866.

An den Grafen v. Egloffstein auf Arklitten in Ostpreußen:

Euer Hochgeboren danke ich aufrichtig, daß Sie Sich so freundlich eines jüngeren Kameraden im Generalstabe erinnert haben. Mit großem Interesse habe ich Ihre „Scheideworte“ gelesen und hoffe, daß vor dem wirk-

lichen Scheiden Ihr patriotisches Herz erfreut worden ist durch die Tüchtigkeit der Enkel jener Helden, mit welchen Sie die Befreiungskriege durchgekämpft haben.

Wohl kennzeichnet es die unhaltbaren Verhältnisse in Deutschland, daß der echt preußisch gesinnte wackere Königer im Kampfe gegen Preußen von preußischen Kugeln fallen mußte. Ich habe in brieflichem Verkehr mit Königer gestanden, war durch seine vortrefflichen Aufsätze auf ihn aufmerksam geworden und durfte hoffen, bei Erweiterung meines Etats ihn für die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes zu gewinnen.

Wenn Euer Hochgeboren auch meines Antheils an den letzten, so überaus erfolgreichen, kriegerischen Begebenheiten freundlichst erwähnen, so darf ich sagen, wie oft mir die Worte eingefallen sind, „daß der Herr stark ist in den Schwachen".

Berlin, den 9. September 1866.

105 An den Bruder Ludwig.

Soeben erhalte ich von Dir die Trauerkunde von dem Hinscheiden Deiner trefflichen Frau. Ich kann mir die tiefe Betrübniß in Deiner Familie vorstellen. Sie hinterläßt die Liebe und Verehrung Aller, die sie gekannt haben. Ihr immer gleichmäßig freundliches und wohlwollendes Wesen und ihre treue Pflichterfüllung, ihr häusliches Walten und die unausgesetzte Sorge für ihre Kinder sind nicht zu ersetzen. Ihr werdet sie schmerzlich vermissen. Wer hätte gedacht, daß die alte Mutter sie noch überleben würde; für diese wird es auch eine große Betrübniß sein. Es ist doch eine große Gnade Gottes, daß in unserer Familie so viele Mitglieder noch in hohem Alter hier beieinander geblieben sind, bald müssen viele von uns sich jenseits wiederfinden. Für heute nimm den Ausdruck herzlichen Beileids. Können wir Dir in irgend einer Beziehung nützlich oder behülflich sein, so rechne auf Deinen Bruder.

Glion bei Montreux, den 3. November 1866.

106 An den Bruder Fritz.

Dein Schreiben vom 18. v. M. hatte ich richtig erhalten und hätte es schon längst beantwortet; aber man hat nie weniger Zeit, als wenn man nichts zu thun hat, wie sich zu amüsiren. Wir haben einen ganz wundervollen Herbst genossen, in jetzt siebenunddreißig Tagen haben wir einmal vom Regenschirm Gebrauch gemacht. So konnte ich zuerst noch sechzehn Bäder in Ragatz nehmen, die mir sehr gut gethan haben. Dann gingen wir über Zürich und Freiburg (mit der unglaublichen Drahtbrücke, drei-

hundert Fuß über ein breites Thal) nach dem Genfer See. Das Herabfahren auf der Eisenbahn, wohl zweitausend Fuß hinunter, durch Wald und Weingärten ist wunderbar schön. Nach einigem Aufenthalt in Ouchy bei Lausanne sind wir nun bald vierzehn Tage in Glion, einer Pension, die den Namen des waadtländischen Rigi mit Recht führt. Sie liegt sechzehnhundert Fuß über dem See, der selbst zwölfhundert Fuß über dem Meere liegt und daher eine zauberhafte Aussicht auf den blauen Spiegel, die ununterbrochene Reihe von Ortschaften und Villen an seinen Ufern und auf die savoyischen Berge gewährt. Die Luft ist so belebend, daß wir täglich Höhen besteigen, die bis an die Schneegrenze reichen, und immer neue, überraschende Aussichten. Gestern sind wir über den Wolken im hellsten Sonnenschein spaziert. Unter uns schien ein weißes Schneefeld zu liegen, aus welchem nur der Rücken des Jura und die schneebedeckten Zacken der Hochalpen hervorleuchteten.

Du hast jetzt Deine mühevolle Stelle aufgegeben, und ich glaube, Du hast recht daran gethan. Nur wünschte ich, daß Du erst aus Flensburg hinaus wärest, wo die fehlende gewohnte Beschäftigung Dir lästig sein wird. Ich habe auch eine große Vorliebe für Lübeck und hoffe, wir besuchen Euch dort im nächsten Jahre. Wie gern würde ich zu der Zeit mich auch zurückziehen; doch kommt es darauf an, ob die Verhältnisse mir gestatten werden, meinen Abschied zu erbitten. Den nächsten Herbst müssen wir dann zusammen hier in Glion zubringen.

Berlin, den 7. Dezember 1866.

107 An den Neffen Wilhelm.

... Glaube mir, daß wer nicht in der Jugend lernt, mit Wenigem auszureichen, der wird auch im Alter mit Vielem nicht fertig. Nur der ist reich, der seine Umstände verbessert; wer mit neuen großen Einnahmen anfängt und seine Bedürfnisse danach einrichtet, kann relativ arm sein. Es ist für Dich doppelt wichtig, daß Du lernst, guter Wirth zu sein, weil Du voraussichtlich einst die Stütze Deiner Geschwister sein mußt.

Daß Du tüchtig zum Dienst herangezogen wirst, ist sehr gut, und ich freue mich, daß Du Lust und Liebe dazu hast . . .

Du erhältst in den nächsten Tagen die für Deine Vorbereitung nöthigen Bücher. Siehe zu, wie Du das Studium mit dem Dienst vereinst, aber merke Dir die Lehre eines alten Professors, welcher sagte: Wer auf dem Sopha liegend liest, der liest vergebens. Nur mit der Feder in der Hand kann man nützlich studiren.

Berlin, den 23. Dezember 1866.

108 An den Neffen Wilhelm.

Wenn in Zukunft Dir Jemand anbieten sollte, Deine Rechnungen zu bezahlen, ein Fall, der allerdings in Praxis recht selten vorkommt, so möchte ich Dir rathen, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen . . . Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen. Wenn ich zwar nicht Tetenreiter der zweiten Reitabtheilung bin, so habe ich doch sonst mancherlei Geschäfte auf dem Hals und zu unnöthigen Briefen keine Zeit; aber die Viertelstunde zu einem nöthigen hat man unter allen Umständen. Aus Deinem Schreiben, datirt Freitag den 20. (soll heißen den 21.) ersehe ich, daß Du unter den besonderen Umständen dieses Jahr zu kurz gekommen bist, was sich aus den nöthigen Anschaffungen erklären läßt. Außerdem hast Du unnöthig verborgt. Schon Polonius warnt seinen Sohn, kein Borger etwa zu sein, weil mit dem Darlehen oftmals er den Freund verliert. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn Du offen erklärt hättest, daß Du gar nicht in der Lage bist, Anderen mit Geld auszuhelfen, denn generös kann man nur auf eigene Kosten sein. Da nun die Lieutenants nicht allzusehr in Gewohnheit sind, geborgtes Geld wieder herauszugeben, aus dem triftigen Grunde, weil sie es nicht haben, so machen beide Posten ganz richtig die genannte Summe . . .

Wer einen Thaler mehr braucht, als er hat, ist immer ein armer Mann, ganz gleichviel, ob er 400 oder 4000 Thaler Zulage erhält.

Berlin, den 28. Januar 1867.

109 An den Bruder Adolf.

. . . Im Allgemeinen ist wohl eine Verständigung der Regierungen erzielt, so daß man dem am 24. dieses Monats zusammentretenden Parlament eine bestimmte Vorlage machen kann. Aber es bleiben noch sehr viele Punkte, namentlich in der wichtigen Militärfrage, zu ordnen. Die kleinen Staaten haben so wohlfeile Soldaten gehabt, daß derselbe Aufwand, den Preußen seit fünfzig Jahren für sie mitgetragen, die Verdoppelung und Vervierfachung involvirt. Nun ist es unmöglich, die Steuerkraft dieser Länder plötzlich in gleichem Maße anzustrengen. In Holstein ist, wie Du doch wohl selbst in Afrika erfahren hast, das Besitzergreifungs-Patent am 24. vorigen Monats feierlich proklamirt worden. Auch die Rekrutenaushebung verläuft ungestört. In Hannover und Frankfurt haben bei der Kontrolversammlung der älteren Mannschaften arge Excesse, wohl durch Einwirkung von außen, stattgefunden; die Leute wurden nach vierzehn Tagen zu einer neuen Versammlung berufen, deren Ausfall durch Truppenaufstellung gesichert war. Mehrere hundert Excedenten sind vom Fleck abgeführt und zu einer achtwöchentlichen

Uebung eingestellt worden, was sie sehr wunderte, aber seine Wirkung nicht verfehlt hat.

Gestern waren die Wahlen zum Reichstag, und man ist sehr gespannt darauf, was das Resultat dieser direkten Wahl sein wird. Der Ausfall ist von einigen Bezirken schon bekannt: in Sonderburg Ahlemann (Däne), Neustadt Bockelmann, Oberpräsident Scheel durchgefallen. Pastor Schrader an zwei Stellen gewählt; ich weiß nicht, was der Mann ist. In Holstein ist die Betheiligung jedenfalls sehr gering gewesen. Ich konkurrire im hiesigen Wahlbezirk mit Herrn Wiggers; ich gönne es der Stadt Berlin, wenn ich durchfalle. Die Stadt der Intelligenz verschreibt sich einen Mecklenburger zu ihrem Vertreter. In Oldesloe wurde gewählt Schleiden, Rendsburg Baudissin-Friedrichshof, Eckernförde Baudissin, Glückstadt Obergerichtsrath Jensen, Tondern Staatsrath Franke, Bergedorf Dr. Goldenbaum. Nach der eben eingehenden Zeitung sind in den sechs Wahlkreisen Berlins Bismarck, Roon, ich, Falckenstein, Steinmetz und Herwarth — durchgefallen und ebenso viel Demokraten gewählt. Die Menge ist eben blind, und wehe dem Staat und der Gesellschaft, wo sie zur Herrschaft gelangt. — Die ländlichen Bezirke werden vielleicht besser sein, von dort sind die Resultate noch nicht bekannt.*)

Berlin, den 10. März 1867.

110 An den Bruder Adolf.

Die Verhandlungen im Reichstage nehmen eine schreckliche Zeit fort, aber sie sind im höchsten Grade interessant, jetzt wo endlich die Vorberathungen und Wahlprüfungen beendet sind. Es sind doch sehr bedeutende Talente in dieser Versammlung, und neben diesen fallen die konventionellen Phrasen, die Reden, um zu reden, gänzlich durch. Es ist doch, als ob selbst die helleren Geister aus dem kleinstaatlichen Leben nur den beschränkteren Gesichtskreis mitbringen. Der Staatsrath Franke trug in seinem Angriff auf die Wahl des Alsener Abgeordneten Ahlemann eine Dänenfeindschaft vor, welche in der Versammlung sehr wenig Anklang fand. Auch Twesten sieht die europäischen Dinge nur aus einem schleswig-holsteinschen Schiebefenster an. Herr Meyer aus Hamburg fiel mit schwunghaften Redensarten völlig durch, und der katholische Pfarrer Michaelis, nicht a Kempis, aber aus Kempen in Schlesien, welcher von seinem kirchlichen Standpunkt die ganze Bewegung verdammte und eine Art Kapuzinerpredigt hielt, ist sogleich eine komische Person geworden. Warnstedt hat noch nicht gesprochen, dagegen Münchhausen eine Rede für den König Georg gehalten, in welcher er das Verfahren Preußens durchweg angreift. Persönlich gefiel mir der Mann gut. Er sprach mit Ruhe und gemessener Würde, wohl bewußt der fast allgemeinen

*) Siehe Charakterbild Band 1, Seite 42.

Mißbilligung. Ebenso habe ich mit großem Interesse Waldeck gehört, welcher von seinem, dem Partikularismus entgegengesetzten, liberalen, fast republikanischen Standpunkt die Regierungsvorlage verwirft.

In lautloser Stille hörte die Versammlung die Vorträge von Braun aus Sachsen, Miquel-Osnabrück und Wagner für die Vorlage, und zweimal replizirte Bismarck in wahrhaft staatsmännischer Rede. Ich sammle die stenographischen Berichte; es ist schade, daß wohl keine dortige Zeitung etwas über die Reichstagsverhandlungen bringt, und wohl der Mühe werth, daß Du die Reden nachträglich einmal liest. Schon nach dieser zweitägigen allgemeinen Diskussion habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verwerfung des Verfassungsentwurfes eine Unmöglichkeit ist. Die Opposition muß sich auf die Berathung der Einzelparagraphen werfen; „sie kann im Großen nichts verderben, so fängt sie's denn im Kleinen an."

Wenn der Tag nur 24 Stunden mehr hätte! Heute haben wir von zehn bis drei Uhr gesessen, jetzt ist Fraktionssitzung, und daneben wollen doch auch die laufenden Dienstgeschäfte besorgt sein. Außerdem giebt mir die Redaktion einer Geschichte des letzten Feldzuges viel zu thun, die bald erscheinen soll.

Ich hoffe, den vollständigen Stammbaum herzustellen. Es ist ein Blatt wie ein Tischtuch, denn die lebende Generation umfaßt über hundert Mitglieder. Wenn ich einmal festen Grundbesitz haben sollte, so lasse ich ihn in Stuck ausführen. Mir scheint, es ist für alle Nachkommen ein Sporn, sich der Ahnen würdig zu zeigen.

Berlin, den 14. April 1867.

111 An den Bruder Ludwig.

... Ich möchte so gern ein paar Tage verreisen und einen Grundbesitz in der Lausitz ansehen, der mir von kompetenter und uneigennütziger Seite als ein sehr vortheilhafter Kauf empfohlen wird. Da ist aber noch der Reichstag, der indeß wohl übermorgen schließen wird, dann bis zum 20. eine Kommission wegen Anlage des Kriegshafens, dann die Hochzeit des Grafen von Flandern (meiner eigenen silbernen gar nicht zu gedenken — womöglich), bei welcher ich zur Aufwartung zum König von Belgien kommandirt bin, dann ist der Louis Napoleon mit seinen verrückt gewordenen Franzosen, endlich das unaufhörliche Regenwetter, welches mich ganz krank macht. Auf der proponirten Herrschaft ist ein großmächtiges Schloß, in welchem August der Starke hauste, wenn er nach Warschau reiste, Hochwild, Schwarzwild und Fischerei. Es wäre hübsch, wenn wir uns endlich alle aus dem Dienst zurückziehen und dort zusammen wohnen könnten.

Ich habe Fritz genug gebeten, seine sieben Sachen doch ruhig in Flensburg zu lassen und erst einen Aufenthalt zu wählen, wenn er zurückkommt. Wenn der Kauf zu Stande kommt, fände er und Guste dort

gleich eine völlig freie Station und, was für ihn wichtig, eine ansprechende Thätigkeit. Denn so lange ich nicht selbst dauernd anwesend sein kann, muß doch eine Vertrauensperson dort stationirt werden.

Landeck, den 14. Juli 1867.

112 An die Gattin.

Ich benutze eine freie Stunde, um Dir zu schreiben, daß es mir sehr gut geht. Am 7. blieb ich in Jauer. Am 9. fuhr ich mit der Eisenbahn nach Frankenstein weiter, fand dort Horst mit dem Wagen am Bahnhof, fuhr gleich über Kamenz (wo gerade Prinz Albrecht) nach Neiße und holte dort meine Offiziere ein.

Es ist nicht zu beschreiben, wie dankbar man hier in Schlesien ist, und mit welcher Freundlichkeit wir überall aufgenommen werden. Die Reise ist bisher eine fortgesetzte Ovation gewesen; alle Kirchthürme flaggen, wo wir hinkommen, die Schlagbäume sind mit Blumen und Tannenreisern umwickelt. In Patschkau war die Stadt illuminirt, die alten Thürme mit bengalischer Flamme beleuchtet. An einer Stelle mein Porträt in Lebensgröße, Transparent; an einer andern Inschrift:

„Der den Feldzugsplan erdacht.
Der ihn zu Ende gebracht,
Moltke hat es gut gemacht."

Ueberall stellen Bürgermeister und Stadtverordnete sich vor, hier in Landeck waren sie uns vor die Stadt entgegengezogen und hielten eine Anrede, dann paradirte der Kriegerverein und Abends war großer Ball im Kurhause. Adieu, liebes Herz, die besten Grüße.

Freiburg i. Schl., den 24. Juli 1867.

113 An den Bruder Fritz.

Dein Schreiben vom 20. d. M. habe ich erhalten, ebenso eines von Guste vom 19. d. M.

Ich habe hier ein paar wunderschöne Güter gesehen, leider ist der Preis enorm. Allerdings wird die halbe Tonne Land hier mit hundert und in einzelnen Parzellen bis zu zweihundert Thalern bezahlt, da bei dem fruchtbaren Boden und hohen Kulturzustand auch die Rente eine sehr hohe ist. Ich bin noch zu keinem Abschluß gekommen. Morgen kommt Baron Richthofen, der mein Rathgeber ist, da ich nichts als Lage und schönes Schloß zu schätzen weiß. So viel habe ich wohl gelernt, daß mit zweihunderttausend Thalern in Grundbesitz nicht viel zu machen ist. Guste schreibt mir zu meiner Ueberraschung, daß Marie leberkrank ist. Ich habe sie nicht anders als kerngesund und äußerst zufrieden gekannt. Es ist indeß möglich, daß sie von ihrem Vater eine Disposition zu Leberkrankheit geerbt hat. Ich werde, sobald ich zurückkomme, mit unserem

Hausarzt darüber sprechen und bin gern bereit, mit ihr nach Karlsbad zu gehen; ich glaube aber freilich, sie lacht mich aus, wenn ich damit komme.

Am 1. August 1867 kaufte Moltke die zusammengehörenden Güter Kreisau, Gräditz und Wilrischau
Siehe Charakterbild Band I, Seite 43 ff.

Kreisau bei Schweidnitz, Herbst 1867.

114 An den Bruder Fritz.

Es war mir sehr leid, daß ich am 3. d. M. nicht, wie ich gern gewollt, nach Lübeck kommen konnte, ich hatte aber gerade zu jener Zeit die großen Zahlungen für Ankauf des Gutes, Stempel- und Gerichtskosten zu leisten; dann sind wir am 10. d. M. hierher gereist, um die nöthigsten Einrichtungen in der neuen Wohnung zu treffen und um mich in den Verhältnissen zu orientiren, so daß ich selbst zum Schreiben nicht recht kommen konnte. Es giebt auf dem Lande unglaublich viel zu thun, der Tag ist im Umsehen dahin, und müde legt man sich zur Ruhe.

Bisher kenne ich nur die Ausgaben des Besitzes, und man muß sich erst an die Größe derselben gewöhnen. Da sind siebenhundert Thaler für künstlichen Dünger, sechshundert für Saatkorn, der Leutelohn und die beständigen Reparaturen; nächstens kommt die Dampfdreschmaschine, welche täglich fünfundzwanzig Thaler Miethe kostet, aber freilich auch täglich dreihundert Scheffel Weizen drischt und so gestattet, das Stroh auf dem Felde in Schober zu setzen. Die diesjährige Ernte ist so reich, daß die sehr weiten Wirthschaftsgebäude sie nicht fassen können.

Alle Welt wünscht mir übrigens Glück zu meinem Kauf, bei dem Preise von etwa dreihundert Thalern pro Tonne Land. Der Boden gehört zu dem fruchtbarsten, tiefgründigen und sicher tragenden des Landes, ist aber früher sehr vernachlässigt gewesen, noch nicht im vollen Düngerstande und bedarf daher fürerst noch der künstlichen Aushülfe des chemischen Dunges (Superphosphat). Die Lage zwischen dem Zobten auf der Nord- und der hohen Eule auf der Südseite ist reizend. Ich habe den Wagen und ein Reitpferd mitgenommen, und es ist ein wahres Vergnügen, nach der Tageshitze spazieren zu fahren. Das ganze Land ist wie ein Garten, und wohin man fährt, ist's wunderschön. Die Wege sind im schönsten Stande, und das hügelige Terrain gewährt immer neue Aussichten. Dabei haben wir sehr angenehme Nachbarn, die uns mit der größten Freundlichkeit entgegenkommen. Vorgestern habe ich auch zum ersten Male meinen Sitz als Landstand auf dem Kreistage eingenommen.

Wir möchten nur so gern Dich und Guste hier sehen und so laden wir Euch recht herzlich und dringend ein. Die etwas weiteren Ausflüge in das Gebirge haben wir verschoben, um sie mit Euch zusammen zu

machen. Du könntest mir hier eine große Hülfe sein, denn ich habe vielerlei Projekte, einen Umbau am Schloß, Ueberbrückung des Peileflusses, Anlage eines Parkes durch Führung von Wegen durch Wiese und Busch, Anpflanzung von Baumgruppen u. s. w. u. s. w. Ich habe mir einen kleinen Meßapparat kommen lassen und will demnächst mit einer Spezialaufnahme des dabei in Betracht kommenden Terrains beginnen. Aber es giebt so viel zu thun.

Seit ich hier bin, haben wir das schönste Erntewetter, und den ganzen Tag hindurch ziehen die schwankenden Erntewagen, mit Weizen hoch beladen, über den Hof in die Scheunen. Alles ist massiv gebaut. Der Stall für tausend Schafe trägt auf zwanzig Granitsäulen das Gewölbe. Nur das Schloß hat noch ein Schindeldach und muß demnächst eines von Schiefer bekommen, was freilich zweitausend Thaler kostet. Diese Nacht hatten wir ein Gewitter und den ersten Regen, welcher für den bereits ausgesäeten Raps sehr günstig war. Mit dem Einfahren wird es wohl heute nichts werden, aber dann wird gepflügt, und Arbeit giebt es immer. Meinen Hofleuten habe ich eine bessere Fleischportion gewährt, so daß sie bei Kräften und gutem Willen sind. Es ist ein sehr guter Menschenschlag hier.

Ich glaube, daß dies Landleben Dich sehr interessiren würde, und da Du ja jetzt endlich frei und Dein eigener Herr bist, so hoffe ich, daß Du mir meine Bitte nicht abschlägst.

Wir grüßen herzlich.

Berlin, den 24. Januar 1868.

115 An den Bruder Adolf.

Für Abhülfe der Noth in Preußen geschieht unendlich viel, und zwar in allen Theilen Deutschlands und selbst des Auslandes. Freilich kann das Alles nicht das abscheuliche Klima dieses mit dem fruchtbarsten Boden ausgestatteten Landes ändern. Die ganze Feldwirthschaft muß dort in wenig Monaten beendet sein. Wenn wir in Schlesien zu pflügen anfangen, muß dort die Aussaat schon erfolgt sein, das fordert ein ungeheures Inventar an Pferden u. s. w. und Arbeitskräfte, die nicht vorhanden sind. Steuernachlässe und Geldspenden sind höchst bedenklich, Arbeitgeben die einzig wirksame Hülfe. Diese wird nun auch durch Chaussee- und Eisenbahnanlagen in reichem Maße geboten, aber die Jahreszeit verhindert noch die Inangriffnahme.

Weit schlimmer sieht es freilich in Algerien aus, wo der Kaiser mit der lächerlichen Summe von einer halben Million Francs herantritt. Ich möchte aber nicht glauben, daß die inneren Schwierigkeiten, auf die er stößt, den Frieden sichern. Im Gegentheil, nur wenn er sich nicht anders zu halten weiß, wird er das va banque (im Sinne von „tollkühnes Wagniß“) eines Krieges spielen. Eine bessere Garantie ist, daß Frankreich allein zu schwach dazu und Oesterreich nicht fertig ist.

Das im März zusammentretende Zollparlement wird zeigen, ob die deutsche Nation gewillt ist, die Gelegenheit zu nützen, welche unser Herrgott alle paar Jahrhunderte einmal bietet, zu der Einigung zu gelangen, nach der Alles schreit, singt und festtafelt, die aber dann zumeist nicht in die Schablone paßt, welche jeder einzelne Stamm für sich, abweichend von allen anderen, dafür macht. Ohne äußeren Zwang kommt so etwas nicht zu Stande, und früher oder später werden wir den Kampf darum zu bestehen haben.

Berlin, den 17. März 1868.

116 An den Bruder Fritz.

Mit meinem Kreisau bin ich ganz zufrieden. Daß ich beim Kauf irgend eines Grundbesitzes eine hohe Rente nicht erzielen würde, wußte ich ja im Voraus; in Holstein wäre es nicht anders gewesen. Ich hätte ja gern dort mich angekauft und habe mich, als es noch Zeit war, genug deshalb erkundigt, aber Niemand wußte damals etwas anzugeben. Nicht die Höhe des Ertrages, wohl aber die Sicherheit der Anlage ist mir Hauptsache. Eine Mehreinnahme kann ich übrigens immer erzielen, wenn ich verpachten will.

Du siehst eine Gefahr in dem Sinken der Güterpreise; sie ist aber nur für den vorhanden, der dann verkaufen muß, und das ist beim Fideikommiß ein für allemal beseitigt. Wenn die Kurse der Papiere oder die Preise der Güter auch um die Hälfte ihres jetzigen Werthes sinken, so ändert sich darum weder der Zinsfuß noch der Ertrag. Für den, der da kauft, ist es ein reiner Vortheil. Er bekommt in der unveränderten Einnahme sein Anlagekapital doppelt verzinst. So ist es schon jetzt bei den österreichischen, russischen und amerikanischen fünfprozentigen Papieren, die man zum Kurse von fünfzig kaufen und also sein Geld zu zehn Prozent anlegen kann. Wenn ich Kreisau für das halbe Kaufgeld hätte erstehen können, so würde ich von diesem Gut weder eine höhere noch geringere Einnahme haben, wohl aber mein Geld doppelt so hoch verzinsen. Der Unterschied ist nur der, daß beim Papier das Kapital selbst gefährdet wird; denn, wenn endlich die Milliarden sich verdoppeln und verdreifachen, so ist die nothwendige Folge der Staatsbankerott, wie er ja in Oesterreich schon ein paar Male eingetreten ist und in Amerika schwerlich ausbleibt. Der Grundbesitz hingegen kann durch Krieg und Unglück verheert werden, aber den Grund und Boden trägt Niemand fort, und seine Ertragsfähigkeit ist bleibend, soweit auf Erden etwas dauernd ist.

Die Hamburger Kaufleute wissen recht gut, was sich mit Geld und Papieren verdienen läßt, und doch legen sie ihre Ersparnisse in Holstein in Grundbesitz an, der ihnen zwei Prozent trägt.

In Holstein habe ich nie ein Wort der Erkenntlichkeit dafür gehört, daß das Land befreit wurde von dem, was es ja nicht schwarz und

tyrannisch genug schildern konnte, von der dänischen Herrschaft. In Schlesien hegt man eine große Dankbarkeit für Abwendung der dem Lande so nahe drohenden Gefahr. Man hat uns wahrhaft rührende Beweise davon gegeben. Dort hat mein Name einen guten Klang, und das ist doch auch etwas werth. Die Eisenbahnen machen ja die Entfernungen verschwinden, und wenn sonst Jemand Lust hat zu kommen, so wird er sich an zwei Tagereisen nicht stoßen.

Berlin, den 14. Mai 1868.

117 An den Bruder Fritz.

Ich hatte eigentlich gehofft, daß Du mit Guste uns in Kreisau besuchen und meine neuen Parkanlagen inspiziren würdest. Ich hoffe, Ende Juni und im Juli dort zu sein; aber freilich lassen sich Pläne nicht über Wochen hinaus machen. La France s'ennuye! (Frankreich hat Langeweile!) und um es zu amüsiren, muß Europa in Brand gesteckt werden. Einen auf so frivole Weise hervorgerufenen Krieg, ohne Veranlassung und ohne Zweck, der an Ludwig XIV. und seinen Louvois erinnerte, sollte man im neunzehnten Jahrhundert für unmöglich halten, und doch stehen wir vielleicht unmittelbar davor. Alles hängt von dem Entschluß eines unschlüssigen Mannes ab, der die nationalen Leidenschaften fortwährend und absichtlich anstachelt, in einer Weise rüstet, daß das Land das Budget auf die Dauer nicht ertragen kann, der nicht abrüsten kann, ohne in der öffentlichen Meinung, besonders der Armee, zu Grunde zu gehen, und der diese Armee auf die Schlachtbank führen muß, um sie wieder los zu werden. Ich halte die Situation für sehr ernst. — Mit herzlichen Grüßen, Dein Bruder.

Der nachstehende ist der letzte vorhandene Brief an die Gattin.

Ilmenau, den 30. Oktober 1868
(auf der Generalstabsreise).

118 An die Gattin.

Liebe Marie! Mehrere Offiziere müssen den Divisionsübungen beiwohnen. Die Reise endet daher hier früher, als ich gedacht, und der Extrazug mit den Pferden wird schon am 1. k. Mts. in Berlin eintreffen. Du brauchst aber Deine Abreise deshalb nicht zu überstürzen. Ich kann mir ein paar Tage in Berlin allein helfen und, wenn keine Köchin da ist, im Gasthof essen. Herzlich freue ich mich auf das Wiedersehen.

Wildbad, den 4. Oktober 1868.

119 An die Schwester Auguste.

Es ist wohl Zeit, daß wir einmal etwas von uns hören lassen, nachdem ungefähr die halbe Kur hier beendet ist. Die diesjährige Badereise fiel etwas spät, und alle Welt ist schon auf der Abreise. Die Gesellschaft ist sehr klein, meist Gelähmte und ernstlich Kranke. Es regnet fast alle Tage hier in den Bergen, oft aber bricht doch auch die Sonne durch, und dann ist es sehr schön in dem engen Waldthal der Enz. Wie den ganzen Schwarzwald, so bedecken auch hier dichte Tannenwälder alle Höhen, während die Thalsohlen mit frischgrünenden Wiesen bedeckt sind. Schön geebnete Fußpfade führen auf bedeutende Höhen hinauf.

Das Bad selbst ist einzig schön. Den Boden der Porzellanwannen bildet der gewachsene Granitfels, welcher zur Bequemlichkeit mit einer Schicht feinen Sandes bedeckt ist. Aus dem Fels quillt unmittelbar die Quelle, 27½ Grad warm, so daß im Bade fortwährend Zufluß und gleiche Temperatur erhalten bleibt. Das Wasser ist dasselbe wie in Gastein und Ragaz, die chemische Analyse hat keine anderen Bestandtheile als die des destillirten Wassers entdecken können, und die Wirkung scheint auf der natürlichen Erdwärme, auf magnetischer oder elektrischer Kraft, zu beruhen, Agentien, die unserer Kenntniß noch lange nicht klargelegt sind. Mir verursachten die Bäder große Ermattung und das Intermittiren des Herzschlages, woran ich vor 30 Jahren gelitten. Jetzt aber bekommen sie mir gut. Die Aerzte sagen, daß die Bäder alle alten Uebel aufregen, aber auch heilen. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß sechs Wochen in Kreisau mir besser sind, als alle Badekuren.

Es ist doch hübsch, daß infolge des Norddeutschen Postvereins man hier aus dem Schwarzwald nach Lübeck für einen Silbergroschen schreiben kann, auf 150 Meilen Entfernung.

Marie ist von ihrem Buch über Pferdezucht nicht fortzubringen, und so schicke ich für heute nur ihre Grüße an Dich und Fritz.

Wildbad, den 12. Oktober 1868.

120 An die Schwester Lene.

... Ich hoffe, daß die in den nächsten Tagen hier beendete Kur auch mich zu Allem stärken wird, was das nächste Frühjahr bringen kann. Vielleicht hat unser alter König noch eine harte Probe zu bestehen; indeß steht zu hoffen, daß der gesunde Menschenverstand über den Hochmuth unserer Nachbarn siegt. Man muß es Gott anheimstellen.

Es freut mich sehr, daß der König so allgemein in den Herzogthümern gefallen hat. Das Geheimniß seiner Liebenswürdigkeit ist sein redlicher, offener Charakter.

Berlin*), den 10. Dezember 1868.

121 An die Schwester Auguste.

Marie ist recht ernstlich erkrankt; es scheint eine rheumatische Gelenkentzündung zu sein. Es fing an mit sehr heftigen Schmerzen im rechten Fuß, ging dann auch in den linken über und hat jetzt die ganze linke Seite erfaßt, so daß sie nur noch den rechten Arm bewegen kann. Die überaus großen Schmerzen haben nachgelassen, aber sie ist ohne Hülfe nicht im Stande, sich irgend zu rühren. Die Sache ist nicht unbedenklich, und Pesch stellt ein sechswöchentliches Krankenlager in Aussicht. Gebe Gott, daß nur die nächsten schlimmen Tage vorübergehen. Schlaf hat Marie mit Hülfe von Morphiumpulvern. Die Besuche zu Weihnacht habe ich abgeschrieben, eine Wärterin angenommen, und es wird Alles geschehen, was zur Erleichterung der armen Marie dienen kann. Es wäre ein großer Trost, Dich hier zu sehen, liebe Guste, aber ich kann es Dir kaum zumuthen.

Sobald eine Aenderung zum Guten oder Schlimmen eintritt, schreibe ich wieder.

Nachschrift. Mir kommt Marie heute Mittag besser vor. Ein Senfpflaster scheint Erleichterung zu geben. Appetit ist vorhanden, das Fieber nicht stark. 3 Uhr Nachmittags.

Berlin, den 22. Dezember, Dienstag, zehn Uhr Vormittag.

122 An den Bruder Fritz.

Lieber Fritz! Gottlob kann ich jetzt beruhigende Nachrichten über Marie geben. In der Nacht zum Sonntag hatte sie noch große Unruhe, eine Stunde Schlaf, aber mit furchtbar schnellen Athemzügen. Dann erwachte sie mit Phantasiren und krampfhaften Zuckungen, der Puls hundertundacht in der Minute. Ich ließ sogleich unsern Arzt Doktor Pesch holen, welcher mir vorschlug, einen zweiten zu Rathe zu ziehen. Geheimerath Frerichs erschien am Sonntag um zehn Uhr. Er machte kein Hehl daraus, daß die Krankheit das Herz ergriffen, und daß der Zustand sehr ernst sei. Es war ein schrecklicher Vormittag. Krampfhaftes Hinundherbewegen der Unterkiefer. Heftiges Zittern mit den Händen. Mit ihren großen schwarzen Augen sah sie uns unverwandt an. Dabei volles Bewußtsein und kein Laut der Klage. Sie richtete sich im Bette auf und betete — auch für den König, reichte uns die Hand zum Abschied und sprach wenige rührende Worte. Schon vorher hatte sie mir das Versprechen abgenommen, wenn Gefahr eintrete, sollte ich Prediger Stahn bitten, ihr das Abendmahl zu reichen. Ich gestehe, daß ich völlig hoffnungslos war, aber ich fürchtete zu sehr alle Aufregung und dachte, Gott würde den Willen für die That nehmen. Wie durch

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 46ff.

ein Wunder besserte sich der Zustand im Laufe des Nachmittags, und Abends sechs Uhr fanden die Aerzte sie sehr viel besser. Es folgte freilich eine rastlose Nacht, und Opium wagte man nicht mehr zu geben. Ein abscheulicher Husten störte allen Schlaf. Die Zunge ganz wund, man fürchtete Diphtheritis. Auch der gestrige Tag, Montag, führte zum Besseren, etwas Appetit vorhanden, eine Tasse Thee und Bouillon wurden erlaubt. Gestern war die Herzaffektion noch nicht ganz verschwunden, aber sehr gering, der Puls auf zweiundsiebzig, der Athem vollkommen ruhig. Nach Berathung der Aerzte wurde eine Dosis Opium verschrieben, um, aber nur im Nothfall, verabreicht zu werden, da Schlaf nach dreizehn Nächten durchaus nöthig. Bis zwölf Uhr diese Nacht zum Dienstag hielten Schlaflosigkeit und Unruhe an, dann aber fiel sie ohne Opium in ruhigen Schlaf. Sie ist darauf um drei Uhr erwacht, hat mit Heißhunger eine Tasse Thee mit Zwieback genossen und dann wieder bis acht Uhr geschlafen. Pesch kam, wollte sie aber nicht stören. Mit Guste hat sie völlig klar gesprochen; sie erkannte, daß sie in dem Saal hinter meiner blauen Stube liege, wohin wir sie des Straßenlärms nach vorne wegen gebettet haben. Mir hat sie allerdings von Dingen gesprochen, die sie nur lebhaft geträumt haben kann, die an sich ganz vernünftig, aber nicht passirt sind. Doch war sie noch im halben Schlaf und schlief auch bald wieder ein. Die Gicht hat sich wieder auf den Ellenbogen und Hand, also doch nach außen, geworfen.

Du kannst Dir denken, wie wir Alle aufathmen und Gott danken. Guste kann sich sagen, daß ihre Pflege ihre Tochter Miezchen zweimal vom Tode errettet hat. Sie ist mit ihrer geräuschlosen Hülfe und Geduld Tag und Nacht um die Kranke und hält wunderbar aus: sie kommt aber nicht aus den Kleidern, und ich suche sie beim Spazierenfahren trotz des abscheulichen Wetters dann und wann an die Luft zu bringen. Die Krankenwärterin ist vortrefflich, aber beinahe erschöpft. Die Hausleute benehmen sich auch sehr gut. Nachfrage ist unendlich. Marie hat wohl schwerlich einen Feind in der ganzen Welt. Der König schickte gestern seinen Leibarzt, Prinzeß Karl fuhr persönlich vor, und aus allen Ständen wird die größte Theilnahme gezeigt. Um zwölf Uhr kommen die beiden Aerzte zusammen, und ich lasse diese Zeilen liegen, um noch hinzuzufügen, was sie sagen werden. Ich hoffe, daß die schlimmen Nachrichten durch mein gestriges Telegramm an Dich und Jeanette bald eingeholt worden sind.

Zwölfeinhalb Uhr. — Die Aerzte sind ganz zufrieden. Die Herzaffektion ist im steten Abnehmen, der Geist jetzt ganz gesammelt — allgemeines Besserbefinden.

Fünf Uhr. — Welche schreckliche Krankheit ist doch das! Guste und ich waren voller Trost und Hoffnung ausgefahren, um Weihnacht für die Leute zu kaufen. Die Sonne schien hell und schön. Im Moment, wo wir nach einer Stunde zurückkehrten, hatte Marie einen Anfall von Intermittiren des Herzens und eine Ohnmacht gehabt. Ich fuhr sogleich nach Frerichs, welcher die Sache nicht so ernst nahm. Auch Pesch, der sofort geholt wurde, hoffte, daß der Anfall nicht wiederkehren werde; aber

der Pulsschlag ist beschleunigt, das Geräusch im Herzen etwas vernehmbarer, es wurde ein Senfpflaster und Eis auf den Kopf gelegt, auch das Athmen ist beschleunigt. So wechseln fortwährend Angst und Hoffnung, Freude und Niedergeschlagenheit. Beide Aerzte wollen jetzt sich hier treffen.

Abends fünfeinviertel. — Die Aerzte finden, daß der Herzschlag heute Abend besser ist als früh. Eine Entzündung der Herzmuskel sei immer noch möglich, aber für jetzt liegen keine Anzeichen vor. Nervöse Zufälle, wie sie gewesen, seien sehr erklärlich. Man hofft, daß anhaltender Schlaf eintritt. So müssen wir denn das Weitere Gott anheimgeben. Morgen schicken wir telegraphische Nachricht, die ich an Brockdorffs mitzutheilen bitte.

Den 23. Mittags. — Schlechte Nacht, phantasirt, das Gehirn ist in Mitleidenschaft, doch sehen die Aerzte dies für den Augenblick nicht als etwas Bedenkliches an, die Lage ist ernst, aber nicht ohne Hoffnung. Jeanette kommt, Guste könnte es auch auf die Dauer nicht mehr aushalten. Heute Abend sechs Uhr treffen sich die Aerzte wieder.

Abends sieben Uhr. — Wir athmen wieder auf. Das Phantasiren ist fast verschwunden, ruhiger Schlaf eingetreten. Dies das beste Weihnachtsgeschenk für uns Alle.

Am Weihnachtsheiligenabend starb Moltkes Gattin nach sechsundzwanzigjähriger überaus glücklicher und harmonischer Ehe.

Siehe Charakterbild Band I, Seite 46 u. 47.

Berlin, den 24. Dezember 1868.

123. An den Bruder Adolf.

Unsere theure Marie ist heut Nachmittag 3 Uhr nach 16tägigem schwerem Krankenlager, aber kurzem, schmerzlosem Todeskampf entschlummert. Ein furchtbares Fieber raffte sie hinweg, nachdem alle Mittel der Pflege und der ärztlichen Kunst erschöpft waren. Schon mehrere Tage zuvor, bei voller Besinnung, hatte sie Abschied genommen, und in heftigsten Fieberphantasien betete sie für uns. Ich hätte nicht gemocht, daß sie wieder erwache. Sie hat ein selten glückliches Leben genossen und ist des traurigen Alters überhoben. Ihr gerader, treuer und gottesfürchtiger Charakter machte sie überall beliebt, und die allgemeinste Theilnahme herrscht.

Jeanette*) kam heute früh. Guste hat mit unglaublicher Aufopferung gepflegt. Beide sind mir ein großer Trost.

---

*) Baronin v. Brockdorff, Schwester der Frau v. Moltke.

Weihnachtsabend (1868).

124 An den Bruder Ludwig.

Heute Nachmittag 3 Uhr schied unsere theure Marie aus diesem Leben. Ihre schönen Züge drücken noch jetzt die edle, gerade und treue Seele aus, welche sie Allen so lieb machte, die sie gekannt haben. Keine Pflege und ärztliche Kunst vermochte sie zu retten; ein furchtbares Fieber raffte sie hin. Ein steter Wechsel zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit hat uns zuletzt völlig erschöpft. Noch gestern Abend waren wir, während sie sieben Stunden ruhig geschlummert, in froher Zuversicht. Heut stellte sich bei entsetzlichem Herzschlag Phantasiren ein. Sie hatte schon viel früher die Ahnung des Todes, nahm Abschied und betete mit leiser Stimme für uns Alle; heute im heftigsten Fieberdelirium drückten Blicke und zitternde Bewegungen ihre Gedanken aus. Dann entschlummerte sie nach kurzem, leichtem Krampf zu einem besseren Dasein, aus welchem ich sie nicht zurückrufen möchte. Guste hat in ihrer stillen Weise Unglaubliches geleistet.

Berlin, den 26. Dezember 1868.

125 An den Bruder Ludwig.

Du wirst durch die Geschwister von dem Verlauf und dem Ende der schrecklichen Krankheit unterrichtet gewesen sein, welche während 16 Tagen in stetem Wechsel von Furcht und Hoffnung alle unsere Kräfte erschöpft hat. Sanft und schmerzlos entschlummerte endlich Marie am Heiligabend, wenig Stunden vor der Christbescheerung der Leute, welche sie noch angeordnet hatte. Ihr Antlitz zeigte wie die schönste Marmorbüste den stillen Frieden, die männliche Stärke ihres Charakters. Die Zersetzung erfolgte äußerst schnell, und noch heute muß der Sarg geschlossen werden. Am Montag 3 Uhr erfolgt die Einsegnung hier, und am Abend geht die Leiche nach Kreisau, wohin ich sie begleite. Du und Deine Kinder werden den Verlust bemessen, der mich getroffen hat, denn Ihr kennt Mariens ganzen Werth.

Berlin, den 30. Dezember 1868.

126 An die Schwägerin Auguste.

Ich danke herzlich für Ihre Theilnahme an meinem herben Verlust. Wer Marie gekannt hat, vermag die Größe desselben und die Leere, die mir geblieben ist, zu ermessen. Nichts Schöneres als ihre Büste, gleich nachdem sie ausgerungen hatte; dieser stille, friedliche Ausdruck ihres Gesichts. Sie schien sanft eingeschlummert. Ihr Sarg steht jetzt in der kleinen katholischen Kapelle auf Kreisau, mit unzähligen Kränzen und Palmenzweigen bedeckt. Die Gerichtsmänner und die Schulzen der

Güter hatten sich ausgebeten, den Sarg zu tragen. Die kleine Kirche war mit grünen Tannenreisern bestreut, und Viele weinten bitterlich, Alle hatten die junge, schöne Herrin lieb gehabt. Ich hoffe, zum Frühjahr mit einer kleinen Begräbnißhalle für Marie und mich fertig zu werden; ich hatte freilich geglaubt, sie würde sie zuerst für mich bauen. Das Gebäude wird nahe vom Schloß auf einem kleinen Waldhügel errichtet, von wo man eine weite und liebliche Aussicht über das Gut und auf das Gebirge hat. Ich hoffe, die Stelle so herzustellen, daß Jeder gern dort verweilen wird.

Mit meinen besten, herzlichsten Grüßen an Adolf und die Töchter Ihr verwaister Schwager.

Berlin, den 4. Januar 1869, $7^1/_2$ Uhr.

127 An die Schwester Auguste.

Ich bin recht ärgerlich auf meinen zweiten Adjutanten, daß er mich nicht geweckt hat. Ich war schon früh auf, sah aber, als ich Licht angesteckt hatte, daß es erst $3^1/_2$ Uhr sei, und legte mich halb angezogen wieder hin; erst als der Wagen durch den Thorweg fuhr, wachte ich auf. Ich hätte Dir doch so gern noch gesagt, wie dankbar ich Dir für Deine aufopfernde Hingebung und bewundernswerthe Stärke in der Pflege der armen Marie bin, und welchen Trost Deine Anwesenheit mir gewährt hat während der ersten schweren Tage nach ihrem Hinscheiden. So etwas läßt sich nicht vergelten, sondern nur durch Dankbarkeit und Liebe lohnen; aber das Unglück muß erst die harte Rinde der Menschenherzen ablösen, um sie zusammenzuführen. Welche freundliche Theilnahme habe ich auch bei den übrigen Verwandten gefunden; Gott lohne es Euch Allen. Gern halte ich an der Hoffnung fest, daß wir Alle einen Sommer ruhig miteinander wohnen, wo wir ja unsere theure Hingeschiedene noch zur letzten Ruhestätte zu führen haben. Ich hoffe heute die Bauzeichnung für die Kapelle zu erhalten und werde dann sogleich die Ausführung anordnen. Mit besten Grüßen und herzlichster Dankbarkeit.

Berlin, den 17. April 1869.

128 An die Schwägerin Jeannette v. Brockdorff.

Vielen herzlichen Dank, liebe Jeannette, für das kleine Bild. Es erinnert mich lebhaft daran, wo ich Marie zum ersten Mal in Eurer damaligen Wohnung in Friedrichsberg sah. Sie kam aus der Schule in den Saal hinein gesprungen und schüttelte die Locken um ihren Kopf. Jetzt liegt sie friedlich in ihrer kleinen Kirche in Kreisau und hat das wechselvolle Leben hinter sich. An ihrem Geburtstag war ich an ihrem Sarge. Der Gärtner hatte ihn ganz mit blühenden Kamelien umstellt. Die kleine Grabkapelle war in vollem Bau und wird, glaube

ich, recht hübsch. Sie liegt auf einem kleinen, bewaldeten Hügel, nahe am Hof, mit weiter Aussicht auf die lachende Ebene und das sie zu beiden Seiten umfassende Gebirge. Ein Kunstgärtner aus Berlin macht die Anlagen um den Platz. Ich wollte so, daß Du bei der Beisetzung im Sommer zugegen wärest. Es wird ein reizendes Plätzchen, zu welchem man gern und oft wallfahrten wird.

Kreisau, den 29. August 1869.

129 An den Bruder Adolf.

Bei Deiner nächsten Anwesenheit wirst Du in Kreisau Manches vorgeschritten finden. Die Parquetzimmer sind sehr hübsch geworden und stehen für Gäste völlig möblirt bereit. Der Saal unten mit der Granit-Marmortapete bildet jetzt eine in ihrer Einfachheit wirklich sehr geschmackvolle Halle, und das große Buffet nimmt sich der Eingangsthür gegenüber noch einmal so groß und schön aus. Im Großen ist das Haus fertig und die allerdings sehr bedeutende Ausgabe dafür abgeschlossen. Zum Herbst geht es nun wieder an Brücken- und Wegebau.

Gestern war der Kunstgärtner bei uns. Er hat bereits Coniferen verschiedener Art in Breslau für mich zurückgestellt, welche um die Kapelle und auf dem künftigen Begräbnißplatz vor derselben gepflanzt werden sollen. Nun fordert der Mann aber Wasser auf den Steinberg und behauptet, daß ohne Wasser die Pflanzung nicht gedeihen kann. Wie dasselbe dreißig Fuß hoch heraufzuschaffen, unterliegt jetzt der Erwägung; jedenfalls wird das viel Geld kosten. Noch in dieser Woche sollen Steine gesprengt werden, um die Bergwand felsartig aufzubauen, auf welcher die Kapelle steht; in nächster Woche kommt der Gärtner, um zu pflanzen, da die Nadelhölzer am besten schon im August gesetzt werden. Der dritte Jahresertrag des Gutes wird wohl draufgehen.

Mit der Ernte sind wir fertig bis auf den zweiten Schnitt des Heues und die Kartoffeln. Nun geht es an die Bestellung fürs nächste Jahr. Gespann und Leute sind dabei nicht zu entbehren, und für die Anlagen auf dem Steinberg müssen Arbeiter von außerhalb herangezogen werden.

Der Gärtner hat schon Weintrauben und Reines Claudes (Pflaumenart) abgeliefert, aber die große Menge des Weines wird kaum ganz reif werden. An Pfirsichen sind nur ein Dutzend vorhanden. Prachtvoll sind die Pelargonienbeete vor dem Hause, und der Ricinus hat sich zu $9^1/_2$ Fuß Höhe gesteigert.

Kreisau, den 28. Oktober 1869.

130 An den Bruder Adolf.

Herzlichen Dank für Deinen freundlichen Brief vom 25. dieses Monats, welcher mich allerdings noch hier in Kreisau getroffen hat, wo mich allerlei Arbeiten bisher festgehalten haben. Seit Deiner Abreise ist

Manches zu Stande gebracht, das Schloß ist jetzt vollständig eingerichtet, die Kapelle mit Anlagen umgeben und mit mehr als tausend Coniferen umpflanzt, auch eine bequeme Auffahrt gebahnt. Vor derselben ist eine Terrasse angelegt, der ganze Abhang mit Rasen belegt und ein Bassin erbaut, in welchem bloß noch das Wasser fehlt, freilich also die Hauptsache. Eine große amerikanische Feuerspritze versagte die Wirkung, und ich lasse jetzt ein Druckwerk mit eisernen Röhren bauen. Ferner sind wir dabei, eine 28 Fuß lange und 8½ Fuß hohe Brücke über die Peile auf dem Wege nach Wierischau zu bauen und den Lauf des Baches zu reguliren, der mir sonst jährlich Land wegschwemmt. Die Ufer sind schon an vielen Stellen mit Faschinen aufgesetzt, die Wasserrisse mit Erde ausgefüllt. Der gesammte Ertrag des Gutes ist dies Jahr draufgegangen. Seit einigen Tagen schon senkte sich der Schnee auf der Eule immer tiefer herab, und heute bescheint die Sonne auch unten in der Ebene eine vollständige Winterlandschaft mit grünen Bäumen. Ich werde nun morgen nach Berlin zurückgehen, wohin erst Guste und dann auch Fritz vorausgereist sind, um die Winterquartiere einzurichten.

Aus Deinem Schreiben ersehe ich, wie schwer der Entschluß Dir wird, Deinen Abschied zu nehmen.

Du hast mit treuester Hingebung und anerkannter Tüchtigkeit der Sache Deines engeren Vaterlandes gedient, in diesem in schweren Zeitläufen eine hervorragende Stellung eingenommen. Kein Wunder, wenn Du mit allen Lebensfasern in diesem Boden haftest. Du dientest aber einer untergehenden Sache, und zwar bis zum letzten Augenblick, oder wenigstens nahmen die Verhältnisse eine andere Gestaltung, als von Dir erwartet und beabsichtigt war; dadurch und durch Deine Gesundheit verschloß sich Dir die höhere Laufbahn, zu welcher Du durch Deine Fähigkeiten berufen warst. Dennoch muß man zugestehen, daß die neue Regierung die holsteinischen Beamten großmüthig behandelt hat. Gewiß wird der Mangel an Berufsthätigkeit eine gewisse Leere herbeiführen, und wenn Du es mit Deiner Gesundheit und Deinen finanziellen Mitteln zwingen kannst, würde ich nicht rathen, sie aufzugeben, obwohl ich gestehe, daß mir das Befreitsein davon sehr wohl behagt. Man muß sich eine andere Thätigkeit schaffen. Ich habe hier geschanzt und gegraben wie ein Tagelöhner, und auf dem litterarischen Felde würde sich für Dich gewiß eine ansprechende Wirksamkeit finden.

Berlin, den 17. Dezember 1869.

131 An die Schwägerin Jeannette von Brockdorff.

Liebe Jeannette. Mit Deinen Gedanken bist Du gewiß in dieser traurigen Zeit oftmals hier. Es ist so natürlich, daß man die ganze Leidenszeit noch einmal durchmacht, und die Telegramme und Briefe, die Du an Mama geschickt hast, vergegenwärtigen so recht den Wechsel von

Hoffnung und Furcht bis zum Schluß. Und doch möchte ich die Erinnerung nicht einbüßen. Es ist so ein schlechter Trost, Jemand zu vergessen; mir ist es stets eine Freude, über Marie mit Jemand zu sprechen, der sie gekannt — und, was dasselbe ist, sie lieb gehabt hat.

Die Bleistiftzeilen an Dich sind die letzten, die sie überhaupt geschrieben hat. Sie kennzeichnen recht ihre muthige Ergebung. Ich höre noch, wenn die Aerzte fragten: „Haben Sie Schmerzen, Excellenz?“ und sie wie verwundert sagte: „Nein!!“ Vielleicht steht sie jetzt hier neben mir und sagt in ihrer kecken Weise: „Ach! was für Aufhebens, ich hab' es hinter mir und Ihr werdet's auch bald haben.“ Sie war eine tapfere Seele. Es ist ja auch eigentlich Unrecht, immer nur an das kurze Schmerzenslager, nicht an die Vergangenheit eines doch im Ganzen sehr glücklichen Lebens zu denken und an die Zukunft, von welcher die Schrift verheißt: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Und sie war ein selten reines Herz.

Ich hatte die Absicht, zu Weihnacht in Kreisau zu sein, es ist mir aber, als ob sie mir hier näher wäre, gerade an diesem Tage, der für mich stets ein wehmüthiges Fest bleiben wird.

Wie viel Gutes Marie gewirkt hat, erfahre ich an der Erbschaft von Beiträgen zu Spitälern, Frauenverein, Asylen, Suppenanstalten, Kleinkinderbewahranstalten, Mission und so weiter. Auch die alte Mine Brockdorff, der ich ihre Einnahme geschickt habe, schreibt mir, daß sie nicht gedacht habe, daß Marie noch über ihr Grab hinaus für sie gesorgt habe, und hofft, daß sie die Erste sein werde, sie wieder zu sehen. Das ist denn auch meine, nichts weniger als betrübende Hoffnung.

Diese Wochen erinnern mich aber auch an die hingebende Opferfreudigkeit, mit welcher ihre Mama sie gepflegt und nach ihrem Verlust Du mir über die schwerste Zeit hinweg geholfen hast. Ich bedaure nur immer, daß Marie, die so unbeschreiblich von Dir hielt, nicht noch bei klarem Bewußtsein die Freude gehabt, Dich zu sehen. Als Du kamst, waren ihre Sinne schon umnebelt. Ich glaube, daß der Mensch schon, ehe er stirbt, mit diesem Leben abschließt, und daß alles Irdische, auch das Liebste, nach einem Blick vielleicht in das Jenseit, auch nur noch für das Jenseit eine Bedeutung erhält.

Wir wissen ja Alle, daß, was in der kleinen Waldkapelle ruht, nicht viel mehr ist als ein abgelegtes Kleid; aber es ist doch wohlthuend, Alles, was hier zurückgeblieben ist, in heiterer und freundlicher Umgebung gebettet zu wissen. Möchten frohe und dankbare Nachfolger die freundliche Stätte gern besuchen.

Herzlichst Dein dankbarer Schwager.

Berlin,*) den 18. Juli 1870.

132 An den Bruder Adolf.

Wie haben die Dinge sich in wenigen Tagen seit meiner Abreise geändert! Der ruchlose Abenteurer von Boulogne hetzt zwei Völker aufeinander, um seine dynastischen Interessen wenn möglich zu retten. Nie ist ein Krieg gerechter geführt worden als dieser von unserer Seite, und so hoffen wir auf Gottes Beistand. Aber seine Wege sind nicht unsere Wege, und in der Weltentwickelung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel. Dennoch hoffen wir auf einen glücklichen; die politische Lage ist günstig, denn wir haben Grund, anzunehmen, daß wir den zweiten Feind wenigstens fürerst nicht im Rücken haben werden. Ihr könnt daher nirgends ruhiger und sicherer die Dinge abwarten als in Kreisau. Nachrichten (offizielle und zuverlässige) gehen ungefähr ebenso schnell und sicher nach Schweidnitz wie nach Berlin.

Für Helmuth entsteht der glückliche Umstand, daß er nun sogleich Offizier wird und schon in so jungen Jahren einen Krieg mitmacht, worauf wir Alten vierzig Jahre haben warten müssen. . . .

Rheims, den 6. September 1870.

133 An den Bruder Fritz.

Wer zählt die Völker, wer nennt die Namen, die gestern hier zusammen kamen! — Da steht die mächtige Kathedrale, in welcher Frankreichs Könige, Chlodwig, Ludwig der Heilige, die Ludwige und Karl X. gekrönt wurden. Nebenan im Erzbischöflichen Palast wohnt jetzt König Wilhelm, im weiten Vorhof biwakirt eine Kompagnie unter Waffen, und in der Stadt ist ein ganzes Armeekorps untergebracht. Die Geschütze, die Munitionswagen, die Trains stehen wohl geordnet auf den Promenaden. Der große Gasthof gegenüber wimmelt von Offizieren, die nach so vielen Biwaks sich einmal gütlich thun wollen. Es ist, wie man uns gewarnt, ganz Rheims unterminirt und Millionen Minen in Flaschenform sind mit Kohlensäure geladen. Daß davon schon gestern einige hundert explodirt sind, war bei der Hitze des Tages und den durstigen Kehlen nicht anders zu erwarten. Ueberall begrüßten sich Bekannte, gar Mancher aber wurde vermißt, der schon auf der grünen Haide ruht. Aus unserer Kreisauer Gegend traf ich den Oberst v. Bock, Graf Reichenbach, Lieutenant Goldammer, alle wohlauf. Abends meldete sich auch unser Gärtner und war sehr erfreut, August und Ernst zu finden. Man hat ihm das rothe Kreuz angeheftet und ihn zum Krankenträger gemacht. Sein Korps, das VI., ist ohnehin noch gar nicht im Gefecht gewesen, wird aber wahrscheinlich zuerst die Thürme von Notre Dame erblicken.

---

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 49.

Auf der Herfahrt vorgestern fuhren wir an der Rast der zehnten Division vorüber und fanden Helmuth mit den Offizieren seines Regiments unter einem Apfelbaum sitzend. Er sieht ein bißchen spitz aus, versichert aber, vollkommen wohl zu sein. Geld habe er „massenhaft“, zu leben auch; eine Wurst verschmähte er und begnügte sich mit einer Flasche Wein aus meinem Wagen. Seine Rockschöße sind durchschossen, er selbst aber ganz und frohen Muthes. Er muß dieser Tage die Ernennung zum Offizier erhalten.

Wilhelm steht vor Metz und läßt Bazaine nicht heraus. Ein Versuch des Letzteren ist sogar schon vor seiner Ankunft abgeschlagen worden. Ich sehe nicht, was nun dem Eingeschlossenen übrig bleibt, als sehr bald ebenfalls zu kapituliren. 200 000 Gefangene sind dann allerdings eine wirkliche Verlegenheit.

Ich glaube, ich schrieb Dir schon, daß mir der peinliche Auftrag geworden war, den französischen Unterhändlern zu erklären, daß die ganze Armee Mac Mahons kriegsgefangen sei, und die näheren Bedingungen festzustellen. Diese Verhandlungen fanden von 12 bis 2 Uhr in der Nacht nach der Schlacht von Sedan statt. Am folgenden Morgen sollte General Wimpffen, der für den verwundeten Mac Mahon das Oberkommando übernommen, die definitive Beschlußnahme überbringen; statt dessen kam der Kaiser selbst, mit dem ich nicht abschließen konnte, da er tags zuvor dem König geschrieben hatte: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté (da ich inmitten meiner Truppen nicht sterben konnte, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in Eurer Majestät Hände zu legen), und folglich Gefangener war. Ich traf ihn in einer elenden Bauernstube dicht hinter unseren Vorposten in Erwartung einer Entrevue mit dem König, in voller Uniform auf einem hölzernen Stuhl sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe, und daß, wenn diese nicht bis spätestens zehn Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. „C'est bien dur!“ („Das ist sehr hart!“) seufzte er. Uebrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben. Bald darauf wurde eine von uns entworfene und übersetzte Kapitulation von dem unglücklichen Wimpffen ohne Weiteres unterzeichnet. Er war vor zwei Tagen erst aus Afrika angekommen und wird einen schweren Stand gehabt haben der völlig aufgelösten und furchtbar aufgeregten Soldateska in Sedan gegenüber. Aber achtzig Feuerschlünde standen dicht vor der Stadt und 150 000 Mann hinter ihnen. Wimpffen hat Erlaubniß erhalten, nach Württemberg zu gehen, wo er Verwandte habe (ohne Zweifel gehört unsere Cousine Käthchen dazu); wie unschuldig er auch an der ganzen Katastrophe ist, man wird ihm seine Unterschrift in Frankreich nie verzeihen. Uebrigens hat er mir schriftlich für die schonende Weise gedankt, mit welcher diese schmerzliche Verhandlung geführt worden sei.

Am folgenden Morgen, bei strömendem Regen fuhr eine lange Wagenreihe, eskortirt durch eine Eskadron Todtenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon (in Belgien) durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus, der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt.

Was nun in Frankreich werden wird, darauf ist Alles gespannt, jedenfalls zunächst eine Militärdiktatur. Inzwischen marschiren wir auf Paris.

Rheims, den 11. September 1870.

134 An den Bruder Fritz.

Während unsere Truppen ihre zum Theil weiten Märsche behufs einer neuen Operation ausführen, hat das Oberkommando in der alten Krönungsstadt verbleiben können, und diese Ruhe thut Allen sehr wohl, besonders auch den Pferden, die bis jetzt vortrefflich ausgehalten haben. Das Wetter ist übrigens schlecht, kalt und regnerisch, von dem schönen Klima Frankreichs merken wir nichts.

Wilhelm rückt morgen zur Belagerung vor Toul, es sei denn, daß die Kavallerie hierher nach Rheims kommt. Helmuth befindet sich augenblicklich in der Gegend von Montmirail.

Ich hoffe, daß Ihr meine beiden früheren Briefe von hier erhalten habt und eine Sendung von vierzig Flaschen besten Champagners bald erhalten werdet, die Ihr auf die Gesundheit unserer braven Truppen leeren möget.

Eigentlich müßte der Krieg aus sein; Frankreich hat kein Heer mehr, das eine hat kapitulirt, das andere muß unfehlbar kapituliren. Heute ist es der vierundzwanzigste Tag, wo in Metz an 200 000 Mäuler Essen verlangen. Man ist laut Nachrichten der Gefangenen beim Pferdefleisch angelangt. Vielleicht macht Bazaine noch einen verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen, aber alle Vorkehrungen sind getroffen, es zu verhindern. In Paris steht nur noch das inkomplette Korps Vinoy und eine sehr große Zahl Gardes Nationales, Leute, die sich hinter Wall und Graben vertheidigen aber niemals wagen können, herauszutreten, um im freien Felde gegen unsere Leute zu schlagen. Die Schwierigkeit liegt daher nur darin, daß keine Autorität vorhanden ist, mit der man Frieden schließen kann. Die gegenwärtige Regierung ist in der Weise eingeführt, daß in der famosen letzten Sitzung ein Arbeiter auf den Sessel des Präsidenten sprang, die Klingel ergriff und die Republik proklamirte. Was das übrige Frankreich, was die besitzenden Klassen dazu sagen, wissen wir noch nicht.

Gestern fuhr ich mit Henry und de Claer in das verlassene Lager von Châlons. Als vor vierzehn Tagen die vierte Kavallerie-Division sich näherte, die hulans prussiens (preußischen Ulanen), die eine wahre

Terreur (Schrecken) verbreiten, seit sie sogar zu Fuß Dörfer erstürmt haben, da ist das ganze Armeekorps in solcher Hast nach Rheims abgezogen, daß unsere Reiter das halbfertige Frühstück, Geschütze, Koffer, Weiberröcke und angefangene Briefe vorfanden. Hier sind alle Mauern mit Schießlöchern durchbohrt, große Verschanzungen angelegt, aber vertheidigt hat man sie nicht.

Heute ging die Nachricht von der unglücklichen Katastrophe in Laon ein, die Ihr wohl früher in den Zeitungen lesen werdet, als diese Zeilen Euch erreichen. Die Opfer, die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200 000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Rest doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das sagen will: „Deutschland!“ aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.

Freundliche Grüße.

Ferrières, den 21. September 1870.

135 An den Bruder Adolf.

Ferrières ist ein Schloß, drei Meilen östlich Paris, mit königlicher Pracht eingerichtet, die Schöpfung der fünften Großmacht Europas, die Apotheose des Mammon. Hier empfing Rothschild den Kaiser Louis Napoleon, wie einst Graf Molé Ludwig XIV., so in unserer Zeit der Parvenü des Reichthums den Parvenü der Macht. Die offiziösen Zeitungen erwähnten damals eine Jagd, auf welcher der Kaiser das seltenste Wildpret erlegte, unter Anderem einen Papageien, welcher im Fallen vive l'empereur (es lebe der Kaiser) schrie. Jetzt schreit die Nation à bas l'empereur (nieder mit dem Kaiser), und Ferrières ist das Hauptquartier ihres Feindes, welcher, wie Metz und Straßburg, nun auch die nach Victor Hugo „heilige“ Hauptstadt mit eisernen Armen zu umfassen die unbegreifliche Frechheit gehabt hat. Paris ist von allen Seiten seit gestern völlig eingeschlossen, und wir leben augenblicklich in der Erwartung, wie die in den Zeitungen verkündigten hunderttausend von Gardes mobiles sich diese Umarmung werden gefallen lassen. Dem Anmarsch von Süden her hat sich das letzte noch intakte französische Korps, das XIV., zwar widersetzt, ist aber gestern hinter die Forts zurückgeworfen worden, wobei es sieben Geschütze verlor. Das V. Armeekorps an der Spitze unseres Vormarsches hat während des 17., 18. und 19. Gefechte gehabt, und ich schicke diesen Brief nicht ab, bis ich Nachricht über Helmuth mittheilen kann.

La France, qui est »plus forte que jamais« (Frankreich, das „stärker als jemals“ ist), hat nun auch unter diesen Umständen immer noch das große Wort. Eine Armee im Felde existirt nicht mehr, aber man hat noch Mr. Rochefort, professeur de barricades und la poitrine des patriotes invincibles (Herrn Rochefort, den Barrikadenprofessor

und die Brust der unbesieglichen Patrioten). Nichtsdestoweniger erschien gestern hier im feindlichen Hauptquartier die République selbst, in der Person des Herrn Jules Favre.

Mr. Favre ist noch nicht aus Paris zurück, und da er noch ganz kürzlich erklärt hat, daß kein Zoll französischen Bodens, kein Stein einer französischen Festung abgetreten werden darf, da ohnehin die Pariser während des ganzen Feldzuges absolut nur Siegesberichte gelesen haben, so wird man einigermaßen überrascht sein, plötzlich ganz andere Vorschläge zu hören. Es soll mich gar nicht wundern, wenn sie ihn massakrirt haben. Der République der honnetten Leute steht die rothe Republik viel gefährlicher gegenüber als die feindliche Armee; vielleicht wird diese noch angerufen, die soziale Ordnung in der Hauptstadt der Civilisation aufrecht zu erhalten. In Versailles sind die Preußen, nachdem 2000 Mobilgarden 300 schlechte Gewehre abgeliefert, aufs Beste aufgenommen, und Sèvres hat um eine Garnison gebeten.

In Paris hört heute die Gasbeleuchtung auf, und Wasser wird nur noch zu bestimmten Stunden empfangen; die Eisenbahnen sind sämmtlich unterbrochen. Das Bois de Boulogne steckt voll Schlachtvieh, und von unseren Stellungen bei Meudon und St. Cloud können wir es jeden Augenblick unter Feuer nehmen. Die Promenade der beau und der demi-monde (der feinen und der Halbwelt) hat aufgehört, und der Pariser hat heute keine Milch mehr zum Kaffee gehabt. Wie lange er das aushält, bleibt abzuwarten.

Dies ist der vierte Brief, den ich schreibe; der verlorene hat sich vielleicht auch noch gefunden, eine Post ist freilich bei Verdun aufgefangen worden und vielleicht wird er nächstens im Figaro veröffentlicht, so daß Ihr ihn doch noch zu lesen bekommt. Verschafft Euch doch den Kladderadatsch, er ist in dieser Zeit sehr amüsant und beschäftigt sich auch viel mit mir.

Versailles, den 12. Oktober 1870.

136 An den Bruder Adolf.

Dein Schreiben vom 4. d. Mts. ist richtig eingegangen; ich habe nicht eher schreiben mögen, als bis Helmuth von seiner allerdings sehr exponirten Feldwache hart an der Seine, dicht vor Paris in Meudon, abgelöst war. Gestern marschirte er, der Größte und Erste des Regiments, hier ein, wo er nun 14 Tage bleibt. Der König fragte gleich nach seinem Namen. Er ist sehr wohlauf und sieht sehr prächtig aus mit seinem Eisernen Kreuz, und ein vortreffliches Frühstück bei mir schmeckt ihm ausgezeichnet, nachdem er drei Tage ohne Ablösung auf seinem Posten hat stehen müssen. Wir sind in der übeln Lage, daß wir auf uns schießen lassen müssen, ohne zu antworten, denn gegen die 74-Pfünder der Festung kommen unsere 4-Pfünder nicht auf. Der Belagerungstrain, über 100 000 Centner, kann auf einer einzigen Bahn, die eben erst her-

gestellt, so schnell nicht herangeschafft werden. Wo sich nur etwas rührt, selbst auf die kleinste Menschengruppe, schleudern die Forts ihre Riesengeschosse auf 6000, 7000, ja vom Mont Valérien auf 8000 Schritt, mit großer Präzision. Es ist eine arge Munitionsverschwendung, wenn man bedenkt, daß ein solcher Schuß 93 Thaler kostet. Der Zufall will, daß mal eine Granate trifft, und so verlieren wir alle Tage ein Dutzend Menschen, besonders auch durch Chassepot auf 1000 bis 1500 Schritt.

Aber auf die Entscheidung des Feldzuges hat das natürlich absolut gar keinen Einfluß. Nichts bringt Paris so in Wuth, als daß wir gar nichts unternehmen. Victor Hugo schreibt: „Nous avons cru voir arriver Arminius et nous ne voyons que Schinderhannes.“ („Wir haben geglaubt, Hermann kommen zu sehen, und wir erblicken nur Schinderhannes“).

Allerdings sind wir, für jetzt auf die bloße Cernirung beschränkt, in das verdrießliche Stadium des Zuwartens getreten; das Aushungern geht langsam, wie Metz zeigt, aber es führt zum Ziel. Bis jetzt sind alle Ausfälle zurückgeschlagen. Auch bleiben wir nach außen nicht unthätig. Die Hoffnung der Pariser ist vor Allem auf die Armee der Loire gerichtet, welche auch wirklich im Vormarsch gemeldet war. Nun gut, diese Armee ist gestern auseinandergesprengt und Orléans von uns besetzt worden. Heute schon werden wir jenseit des Stromes stehen, den bekanntlich noch nie ein feindliches Heer überschritten hat. Die Regierung in Tours muß sich nach einem anderen Unterkommen umsehen.

Wird dies unglückliche Land endlich einsehen, daß es besiegt ist, daß seine Lage sich mit jedem Tage verschlimmert? Aber ich zweifle nicht, daß man auch jetzt wieder eine Siegesnachricht publizirt. Merkwürdig ist indeß, daß der „Gaulois“, sonst ein Hauptlügenblatt, das Schreiben eines französischen Offiziers bringt, welcher den seltenen Muth hat, den Franzosen die Wahrheit zu sagen. Du wirst es in einer der nächsten Nummern unserer Berliner Zeitungen finden. Richtiger kann die Situation gar nicht gekennzeichnet werden, als es dieser unterrichtete und verständige Militär thut.

Daß vor Metz am 9. abermals ein großer Ausfall zurückgeschlagen wurde, wirst Du früher, als diese Zeilen anlangen, schon erfahren haben. Dort kann die Sache nun nicht mehr lange dauern. Es ist eine harte Geduldsprobe für die Einschließenden, härter für die Eingeschlossenen. Die Ausdauer und Hartnäckigkeit der Franzosen ist anzuerkennen; ihnen kommt zu Hülfe, daß es ihnen geradezu unbegreiflich erscheint, sie könnten besiegt werden, und doch hat sich die Ueberlegenheit der Deutschen in allen Gefechten bewährt, auch da, wo jene an Zahl überlegen waren, so am 16. August hier und vor Paris. Die ganze Feldzugsoperation freilich konnte nur bei einer entschiedenen numerischen Ueberzahl ausgeführt werden: gleichzeitig Einschließung von Metz, Belagerung von Straßburg und Marsch auf Paris. Die leichtsinnigen Rathgeber des Kaisers, die Schwätzer in der Kammer und die Litteraturhelden hätten sich vorher erkundigen sollen, was ein geeinigtes Deutschland zu bedeuten hat.

Die republikanischen Machthaber in Paris wagen die Frage an das Land nicht. In der Tabaksdose eines Emissärs wurde das von Favre und Gambetta unterzeichnete Dekret gefunden, welches die von ihrem Kollegen Cremieux auf den 16. d. Mts. anberaumten Wahlen zu einer konstituirenden Versammlung verbietet und mit ängstlicher Schonung sein einseitiges Vorgehen tadelt. So ist denn noch gar keine Aussicht, daß sich in Frankreich eine Autorität bildet, mit welcher man ernsthafte Verhandlungen eingehen könnte. Es ist in der That ein ruchloses Treiben, die Nation durch fortwährende Lügen über die Lage des Landes zu täuschen. Leistet Paris den Widerstand bis zur wirklichen Erschöpfung der Nahrungsmittel, so kann eine Situation eintreten, die zu denken furchtbar ist. Selbst wenn dann der Friede geschlossen, der Verkehr völlig freigegeben wird, wie soll beim besten Entgegenkommen von unserer Seite die Subsistenz für zwei Millionen Menschen herangeführt werden? Die Umgebung der Riesenstadt ist auf zehn Meilen Weite vollkommen ausfouragirt, die Eisenbahnen sind durch die Franktireurs sämmtlich unterbrochen. Die Sprengungen können in Monatsfrist nicht wiederhergestellt werden.

Die einzige Bahn, die wir bis jetzt haben wiederherstellen können, brauchen wir selbst zur eigenen Ernährung. Es ist furchtbar, wie das zur Macht gelangte Gesindel gehaust hat, und lächerlich dabei. Auf den schönen Straßen, die nach der Hauptstadt führen, ist das Pflaster aufgerissen und von Gräben durchschnitten, aber daneben fährt man auf dem bequemen Sommerweg. Die prachtvollsten Eichen und echten Kastanien sind zu Verhauen zusammengeschleppt, die stolzen Bogen der Viadukte liegen in Trümmern im Flußbett. Diese Sperrungen würden einen Sinn haben, wenn sie nun auch vertheidigt würden; aber diese Francvoleurs haben sich überall davongemacht, und ihre Verwüstungen hielten unsere Avantgarden nur um Stunden, die Armee aber nicht um einen Tag in ihrem Vormarsch auf. Ueberall trafen wir schon die Pontonbrücken neben den gesprengten Bauwerken, deren Wiederherstellung dem Lande Millionen kosten wird. Die Dörfer um Paris bestehen zur Hälfte aus den reizendsten Villen und Schlössern. Die Bewohner wurden mit Gewalt vertrieben, denen die Häuser angesteckt, welche nicht gehen wollten. Natürlich bricht der Soldat die Thüre auf, die er verschlossen findet, den Keller, in welchem er Brot und Wein sucht, den Schrank, um ein Handtuch oder einen Teller zu suchen. So sieht es dann arg aus an vielen Stellen, während da die Ordnung herrscht, wo die Bewohner sich dieser Tyrannei entzogen oder wo höhere Stäbe im Quartier liegen. Hier in Versailles z. B. könnte man glauben, daß tiefer Friede ist, wenn nicht von Paris her der Kanonendonner erdröhnte. Alle Läden sind geöffnet, und die Industrie hat sich schon auf Feilbietung preußischer Uniformstücke geworfen. Juweliere und Uhrmacher fürchten nicht, ihre werthvollen Gegenstände auszubreiten. Kommandanturbefehle, an den Straßenecken angeheftet, verbieten, auf den Trottoirs zu reiten, in den Galerien zu rauchen, und auf dem Felde wird geackert und gesäet, ohne daß der Landmann besorgt,

daß ihm seine Pferde ausgespannt werden. Freilich bleiben die Lasten und Requisitionen sehr groß, und Alles hofft auf ein baldiges Ende aller dieser Kalamitäten. Ich nicht am wenigsten und manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges. Die Nachrichten aus der friedlichen Heimath sind Sonnenblicke in dem rastlosen Treiben und der aufregenden Spannung, in welcher wir hier leben.

(Vermuthlich an die Schwester Auguste gerichtet.)

137 Versailles, den 27. Oktober 1870.

Mit Freude und herzlichem Dank habe ich die Glückwünsche aus der Heimath erhalten, Adolfs Brief schloß mit dem Wunsch:

„möge Bazaine den 26. durch Uebergabe von Metz verherrlichen."

So ist es gekommen, die Kapitulation wird allerdings (es müssen ganz besondere Umstände eintreten) erst heute Nachmittag 5 Uhr erfolgt sein.

Ehe diese Zeilen an Euch gelangen, wird der Telegraph das große Ereigniß verkündet haben, und 101 Kanonenschuß auf dem Lustgarten den Berlinern die Mittheilung gemacht haben. Neue 150000 Franzosen wandern in die Gefangenschaft, und die gewaltige Festung Metz fällt in unsere Gewalt. Seit der babylonischen Gefangenschaft hat die Welt nichts derart erlebt. Wir brauchen eine Armee, um jetzt über 300000 Gefangene zu bewachen.

Frankreich ist ohne Heer, und dennoch muß erst abgewartet werden, ob die in Fieberhitze rasenden Pariser diesen hoffnungslosen Widerstand aufgeben. Vorher möchte ich nicht gern zu dem letzten blutigen Mittel des förmlichen Angriffs schreiten.

Die Ausfälle sind bisher an unseren Vorposten gescheitert, sie sind nirgends bis zu unseren Hauptstellungen durchgedrungen. Aber jede Verfolgung unsererseits ist unmöglich, und wir verlieren täglich Leute durch das Feuer der Forts, die mit der unglaublichsten Munitionsverschwendung auf gut Glück und auf Entfernungen von 8000 Schritt, über $^3/_4$ Meilen, feuern. Jeder Schuß kostet 6 Thaler, der mit dem großen Stahlgeschoß der Marine bis zu 93 Thalern; mit 60 bis 100 Schuß tödten sie uns 3, 5 bis 20 Mann, je nachdem der Zufall will. Zum Theil stehen wir auch im Bereich des Infanteriefeuers, und man nimmt vorsichtig die Mütze ab, ehe man über die Kante einer Mauer oder einer Brustwehr hinüberschaut. Alle Zuzüge von außen ferner sind geschlagen und versprengt worden; aber durch lügenhafte Berichte und patriotische Phrasen stachelt die Regierung die unglückliche Bevölkerung der Provinzen stets zu neuem Widerstande auf, der dann durch Vernichtung ganzer Städte niedergeschlagen werden muß. Die Neckereien der Franctireurs müssen durch blutige Repressalien erwidert werden, und der Krieg nimmt einen immer gehässigeren Charakter an. Schlimm

genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen; man führe doch nicht die Völker gegeneinander, das ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zur Barbarei. Wie wenig selbst die Massenerhebung, selbst einer so tapferen Nation wie diese, gegen eine noch so kleine, aber geschulte Truppenabtheilung vermag, davon sollten sich unsere Liberalen, welche die Volksbewaffnung predigen, an deren Erfolg in diesem Feldzuge überzeugen.

Es bleibt uns, so lange eine wirkliche und von der Nation anerkannte Gewalt in Frankreich nicht konstituirt ist, nur übrig, die Verheerungen des Krieges in immer größerer Ausdehnung zu verbreiten.

Auch am politischen Himmel tauchen durch Vermittelungsversuche neue Wolken auf. Es ist unglaublich aber wahr, daß Graf v. Beust durch seine bisherigen Niederlagen noch nicht gewitzigt worden ist, sondern fortfährt, mit dem Feuer zu spielen. Er möge sich in Acht nehmen, wir sind ganz in der Lage, Ernst zu machen. Er wird sich aber wohl besinnen.

Es ist ganz richtig, daß der Etappenposten in Stenay sich hat überfallen lassen, $1^1/_2$ Kompagnien, aber nicht von Mézières, sondern von Montmédy aus. Zerstörung von Telegraphen, Losreißen von Schienen und dadurch Unglück auf der Eisenbahn kommen immer noch vor, daher Erschießung der Schuldigen und Brandschatzung der nächsten Ortschaften unerläßlich.

Den 28. Oktober, 8 Uhr früh. Eben Telegramm aus Metz, Festung hat kapitulirt, 3 Marschälle, 6000 Offiziere, zusammen 173000 Mann Gefangene, nur 16000 krank.

Versailles, den 23. November 1870.

138 An den Bruder Adolf.

Schwester Guste schreibt, daß Du etwa am 28. d. Mts. Deine Reise antreten willst, vielleicht erreichen Dich diese Zeilen noch vorher. Ich habe lange nicht geschrieben.

Wenn man so monatelang bei Tag und Nacht immer nur einen Gedanken verfolgt, so wird er zur Qual, und doch kann man sich von ihm schwer losreißen. Nach Sedan und Metz mag es in Berlin wohl geschienen haben, daß Alles zu Ende sei; wir haben aber eine sorgenvolle Zeit verlebt. Der größte Theil unserer Streitkräfte wurde vor Paris festgehalten, und der hartnäckige und ausdauernde Widerstand der Armee Bazaines, den man jetzt für einen Verräther erklärt, verhinderte eine baldige Heranziehung neuer Kräfte. Inzwischen war es dem Terrorismus der Advokatenregierung gelungen, alle guten und schlechten Eigenschaften der französischen Nation auszubeuten, ihren Patriotismus, ihren Muth, ihre Selbstüberschätzung und Unwissenheit. Rings umgeben von bewaffneten Banden, hatten wir nach Innen Front zu machen gegen verzweifelte Ausfälle, nach Außen gegen Verrath und Ueberfälle.

Nachdem das ganze französische Heer in die Gefangenschaft nach Deutschland gewandert ist, stehen heute mehr Bewaffnete in Frankreich gegen uns als zu Anfang des Krieges. Belgien, England und Amerika lieferten die Waffen reichlich, und wenn heute eine Million Gewehre ankämen, so würden wir in wenig Tagen eine Million bewaffneter Franzosen mehr gegen uns haben; denn der Terrorismus ruft Alles bis zum 46. Lebensjahre von Haus und Hof, von Familie und Heimath zu den Fahnen. Daß eine solche Kriegführung für das Land eine Grausamkeit ist, welche ihm die tiefsten Wunden schlägt, macht denen die wenigste Sorge, welche vor Allem eine Macht bewahren wollen, über deren Legalität sie die Nation zu befragen nicht wagen. Es kann nicht genug betont werden, daß wir freie Wahlen, die freiesten gewiß, die Frankreich noch gehabt hat, auch in den von uns besetzten Landestheilen, auch ohne Waffenstillstand und ohne jegliche Bedingung genehmigt haben. Man könnte von einem allgemeinen humanitären Standpunkt wünschen, den Beweis geführt zu sehen, daß der feste Entschluß eines ganzen Volkes dessen Bezwingung unmöglich macht, daß ein „Volksheer“, wie es von unseren Liberalen gefordert wird, genügt, um ein Land zu schützen. Der vaterländische Standpunkt ist freilich ein anderer, und wir hoffen zu zeigen, daß die Erhebung selbst einer Nation mit solchen unerschöpflichen Mitteln und von solchem Patriotismus, wie die französische, nicht Stand halten kann gegen ein geschultes und tapferes Heer, und in einem ruchlos provozirten Angriffskrieg mag sich auch der Kosmopolit und Philanthrop darüber trösten. Jetzt haben wir unsere Streitkräfte heran und nehmen die Herausforderung an; größere Entscheidungen werden, wenn Du diesen Brief erhältst, voraussichtlich fallen. Aber nur erbarmungslose Strenge kann zum Ziele führen. Fouqué erzählt von einem Ritter, der überall helfend und rettend auftritt; aber Alles flieht, wo er erscheint, weil dort stets große Unglücksfälle eintreten. So geht es hier den Städten mit ihren Beschützern, den Nationalgarden und Freischaren. Die Bewohner einer Festung dürfen sich nicht beklagen; aber wenn eine Stadt wie Châteaudun u. a. in dem vergeblichen Versuch der Beschützer, sich darin zu behaupten, fast vernichtet wird, so ist das eine Grausamkeit der Vertheidiger. Die Städte, welche das Glück gehabt haben, deren nicht zu finden, befinden sich sehr wohl. In Rheims haben wir Eisenbahnen und Kanäle wieder hergestellt, um 40 000 Fabrikarbeitern Kohlen zuzuführen, die reiche Weinlese ist ungestört ausgeführt und die Champagnerfabrikation in vollem Zuge. Hier in Versailles sind alle Läden offen, der Markt mit Lebensmitteln überschwemmt, und auf den Feldern pflügt der Landmann mit seinem Gespann. Jenseits unserer Vorposten hingegen liegt eine selbstgeschaffene Wüste von verlassenen Häusern, zerstörten Villen, in Brand geschossenen Palästen und umgehauenen Wäldern. Die Hauptsache aber ist, daß eine bewaffnete Menschenmenge noch lange keine Armee ist, und es ist eine Barbarei, sie in die Schlacht zu führen. Der Krieg wird immer erbitterter und gehässiger, Niemand kann den Frieden sehnlicher wünschen als ich, aber niemals könnte ich für einen Frieden stimmen,

der Deutschland nach solchen Opfern nicht seine Existenz sicherte. Viel hängt dabei von Deutschland selbst ab. Die Verhandlungen des Reichstages werden sehr interessant sein, wenn die süddeutsche Frage auf die Tagesordnung kommt.

Versailles, den 12. Dezember 1870.

139 An den Bruder Fritz.

Hier haben wir bis zu zehn Grad Kälte gehabt, heute ist plötzlich Thauwetter eingetreten. Ein so früher Winter ist hier unerhört, und man glaubt, daß es eine neue »chicane de Monsieur Bismarck« (Bosheit des Herrn v. Bismarck) ist.

Ueber Paris erfahren wir mehr von Berlin aus englischen und belgischen Zeitungen als hier dicht vor der Stadt, wo nur der Valérien (oder Vallerien, wie ihn unsere Leute nennen) mit uns spricht. Die Thore der Stadt sind gesperrt, und selbst die Truppen, die zwischen dem Wall und den Forts liegen, wissen nichts von dem, was im Innern vorgeht. Wir erwarten einen neuen, verzweifelten, aber vielleicht letzten Ausfall.

Die neu aufgestellten Heere Frankreichs im freien Felde sind nun nach und nach alle geschlagen; aber wir können nicht überall sein, kleine Ueberfälle sind nicht zu verhindern und nur durch unerbittliche Strenge zu ahnden. Eine Hand voll Bummler mit Gewehren und Fahnen dringt, die Marseillaise singend, in die Häuser, schießt aus den Fenstern und läuft aus der Hinterthür davon, und dann muß die Stadt dafür büßen. Glücklich preisen sich die Orte, die eine ständige feindliche Garnison haben.

Versailles, den 20. Dezember 1870.

140 An die Schwester Auguste.

In dieser Zeit, wo ich die Leidensperiode unserer geliebten Marie wieder durchlebe, habe ich so oft auch mit wahrhaft dankerfülltem Herzen Deiner und der aufopfernden Pflege gedacht, welche Du ihr gewidmet hast. Gerade heute, glaube ich, war es, wo Du nach durchwachter Nacht mich mit der Freudenbotschaft wecktest, daß Marie ruhig geschlafen hatte. Unsere stets wieder sich belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. Es ist mir tröstlich, daß auch in den lieben Briefen, die Du mir zugeschickt und für welche ich herzlich danke, doch stets Zufriedenheit mit ihrem Loose sich ausspricht. Wie manches Unrecht habe ich ihr dennoch abzubitten; aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie mir Alles verzeiht, und wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge auf dem Bahnhofe freudig empfing, so hoffe

ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlich sehnen.

Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin. Wir haben aber noch schwere Kämpfe zu bestehen, und Schwierigkeiten häufen sich von allen Seiten, die überwunden werden müssen. Aber der Herr, der so weit geholfen, wird auch weiter helfen.

Zum Weihnachtsfest, welches für uns freilich eine ernste Bedeutung für den kurzen Lebensrest gewonnen hat, wünsche ich alles Gute. Der Herr hat Marie am Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt.

Ich danke Fritz für das vortreffliche Geschenk eines Fußsackes, der ein ganzes Biwak ist. Von hier weiß ich nichts Besseres zu schicken als eine Sendung Champagner, mit der Bitte jedoch, ihn auch auszutrinken.

Versailles, den 22. Dezember 1870.

141 An den Bruder Adolf.

Heute erhielt ich aus Ouzouer (nahe bei Châteaudun) eine Korrespondenzkarte von Wilhelm vom 17. d. M. Er schreibt: „Wir haben jetzt seit dem 2. Dezember, mit Ausnahme zweier Ruhetage, jeden Tag Gefecht gehabt und dabei eine Kälte in den Biwaks, die wirklich heillos war. Es freut mich, Dir mittheilen zu können, daß ich mich trotzdem gottlob ganz wohl befinde. Der Boden ist jetzt so tief, daß wirklich kaum durchzukommen ist, ja daß sogar einzelne Pferde stecken geblieben sind und haben erschossen werden müssen. Die armen Pferde sind natürlich infolgedessen, namentlich bei der schmalen Kost, recht müde, doch befinden sich meine, mit Ausnahme meiner Stute, die todtgeschossen werden mußte, ganz wohl."

Die Stute, das schöne Pferd, welches er in Nikolsburg von mir erhielt, war schon in Rambouillet krank stehen geblieben. Nun, die Hauptsache ist, daß der Reiter selbst heil geblieben. Die 4. Kavallerie-Division hat während der ganzen Hälfte des Dezember Außergewöhnliches geleistet. Gambetta sagt in einer aufgefundenen Korrespondenz, die freilich nicht für die Oeffentlichkeit zurechtgestutzt war: »Nous n'avions que la 17 et la 22 division devant nous, tout au plus 60 000; nous avions 200 000 et nous ne pouvions pas avancer« („Wir hatten nur die 17. und 22. Division vor uns, höchstens 60 000; wir hatten 200 000 und kamen nicht vorwärts"). General Chanzy ist vielmehr in voller Auflösung über Le Mans zurückgeworfen und sammelt die Trümmer seines Heeres wahrscheinlich jetzt in dem verschanzten Lager von Conlie, wohin wir ihm vorerst nicht zu folgen gedenken. Wilhelm wird daher jetzt in der Gegend von Chartres voraussichtlich eine längere Ruhe haben, deren die Truppen auch sehr bedürfen.

Gestern haben die Franzosen wieder mit großem Aufwand von Mitteln einen ihrer vergeblichen Versuche gemacht, auszubrechen. Wie die Hühner durch Kakeln verkünden, daß sie ein Ei legen wollen, so annonciren die Pariser ihre Absicht durch eine wüthende Kanonade aus allen Forts. Am Vormittag fanden dann Truppenbewegungen gegen die Stellung sowohl des IV. wie des V. Korps statt, die sogleich als Demonstration erkannt wurden. Gegen den wahren Angriff in nordöstlicher Richtung waren schon Abends zuvor unsere Reserven beordert. Dort griffen volle drei französische Divisionen an und wurden an allen Punkten zurückgeschlagen. Abends hatten wir alle, auch die exponirtesten Vorpostenstellungen wieder besetzt, und ich bin neugierig auf das nächste Siegesbulletin aus Paris.

Helmuth steht schon seit zehn Tagen auf Vorposten; ich bin mehrmals hinausgefahren und habe auch für seine Ernährung gesorgt. Gestern haben die Forts allein gegen das Terrain, auf welchem das V. Korps steht, 300 Granaten des schwersten Kalibers geschleudert; das Resultat war ein verwundeter Füsilier. Es scheint den Leuten ein besonderes Vergnügen, aus sicherem Hinterhalt viel Lärm zu machen, oder sie wollen mit ihrer Munition aufräumen.

Von Helmuth selbst habe ich noch keine Nachricht, würde sie aber haben, wenn ihm etwas zugestoßen wäre. Uebrigens muß er dieser Tage abgelöst werden und kann sich dann hier wieder erholen.

Die allgemeine Sehnsucht nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges läßt in der Heimath vergessen, daß er erst fünf Monate dauert; man hofft Alles von einem Bombardement von Paris. Daß dieses nicht schon erfolgt, schreibt man zarter Rücksicht für die Pariser oder gar dem Einfluß hoher Persönlichkeiten zu, während hier nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige ins Auge gefaßt wird. Von drei Seiten sind mir schon die Verse zugeschickt:

„Guter Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum,
Bester Moltke, sei nicht dumm,
Mach doch endlich bum bum bum!"

Was es heißt, eine Festung anzugreifen, zu deren Vertheidigung eine Armee bereit steht, das hätte man doch aus Sewastopol lernen können. Sewastopol wurde erst Festung während des Angriffs, alles Material konnte zur See herangeschafft werden, die Vorbereitungen dauerten zehn Monate, der erste Sturm kostete 10 000, der zweite 13 000 Menschen.

Um Paris zu bombardiren, müssen wir erst die Forts haben. Es ist auch zur Anwendung dieses Zwangsmittels nichts versäumt; ich erwarte aber weit mehr von dem langsam, aber sicher wirkenden Hunger.

Wir wissen, daß seit Wochen in Paris nur noch einzelne Gaslaternen brennen, daß in den meisten Häusern trotz des ungewöhnlich frühen und strengen Winters, bei völligem Mangel an Kohlen, nicht geheizt wird. Ein Schreiben des Generals V. an seine Gemahlin, mit

Ballon aufgefangen, giebt folgende Preise an: Ein Pfund Butter 20 Franken, ein Huhn 20 Franken, **une dinde non truffée, bien entendu** (eine Pute nicht getrüffelt, wohl zu bemerken) 60 bis 70 Franken; hübsch beschreibt er sein Souper: Hering mit Mostrichsauce, außerdem ein reizendes kleines **filet de boeuf dont on faisait fête. Paul, le cuisinier, avait fait des bassesses pour l'avoir, il a promis au boucher Mr. et madame M. un sauf conduit pour un des forts pour tâcher de voir les Prussiens** (einen reizenden kleinen Lendenbraten, der uns ein Festbraten wurde. Paul, der Koch, hatte Durchstechereien gemacht, um ihn zu erlangen; er hat dem Herrn Schlächtermeister und Frau Gemahlin einen Erlaubnißschein zum Besuch der Forts versprochen, damit sie die Preußen sehen könnten). Diese vertraulichen Mittheilungen zwischen Mann und Frau charakterisiren die wirkliche Lage besser als alle Zeitungsberichte, die nach der einen oder anderen Richtung übertreiben. Die Hungersnoth ist noch nicht da, aber ihre Vorläuferin, die Theuerung. Die Rothschild und Pereire haben noch immer ihr **dindon truffé** (getrüffelte Pute), die untersten Klassen sind von der Regierung bezahlt und ernährt; aber der ganze Mittelstand darbt und zwar schon seit lange. Solche Zustände sind auf die Dauer nicht haltbar. Freilich setzt es voraus, daß wir in der Feldschlacht alle die Heere schlagen, die sich immer von Neuem gegen uns zusammenballen. Wohl nur der Schreckensherrschaft der Advokaten ist es möglich, solche Heere aufzutreiben, schlecht organisirt, ohne Fuhrwesen sie der rauhen Witterung auszusetzen; selbst ohne Ambulancen und Aerzte. Die unglücklichen Menschen, bei allem Patriotismus und bei aller Tapferkeit sind sie nicht im Stande, unseren festgefügten, braven Truppen zu widerstehen; das Elend der Biwaks dezimirt sie schonungslos, und die Verwundeten liegen zu Hundert an dem Wege, ohne jede Hülfe, bis unsere Ambulancen, auf welche die Franzosen schießen, sie finden. Die Franktireurs sind der Schrecken aller Ortschaften, sie beschwören das Verderben über diese herauf.

Doch genug der traurigen Dinge. Gott schenke einen baldigen, glücklichen Ausgang, und an dem zweifle ich nicht. . . . Wenn ich das Ende dieses Krieges erlebe, so möchte ich gleich nach Gastein gehen. Wenn die tägliche Anspannung aufhört, so brechen die Nerven zusammen, und gerade eine Winterkur in Gastein ist mir sehr empfohlen, von dort kann ich über den Brenner leicht nach Riva gelangen, wo wir uns vielleicht wiedersehen.

Versailles, den 1. Januar 1871.

142 An den Bruder Fritz.

Herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahre! Möge es den Frieden bringen, Frieden dem ganzen Lande, und den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, jedem Einzelnen.

Versailles, den 3. Februar 1871.

143 An den Bruder Adolf.

Wer hätte das gedacht, lieber Adolf, daß Du in der Schweiz Dich fast auf dem Kriegsschauplatz befinden würdest, und doch muß wohl heute schon der größte Theil des vormals Bourbakischen Heeres Schutz auf diesem neutralen Gebiet gesucht haben, welches uns so die Last der Bewachung abnimmt. Aus den Zeitungen weißt Du schon, daß ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen ist. Wir haben die sämmtlichen Forts besetzt, Paris selbst ist für uns nur das große Gefängniß, in welchem wir die gefangene Armee bewachen. Kein bewaffneter Franzos darf heraus, keiner von uns hinein.

Inzwischen drehen wir die Wälle und Geschütze der Forts um, und wenn der Waffenstillstand nicht zum Frieden führt, so haben wir es in der Hand, die stolzeste Stadt der Welt in einen Schutthaufen zu verwandeln, außerdem die gestattete Zufuhr von Lebensmitteln wieder zu sistiren. Da nun alle französischen Heere geschlagen sind, ein Drittel des ganzen Landes von uns besetzt ist, so sollte man wohl glauben, einige Nachgiebigkeit zu finden. Aber die Franzosen sind so sehr der Herrschaft der Phrase unterworfen, daß für nichts zu stehen ist. Ein Dutzend leidenschaftlicher Redner können die ganze Assemblée nationale (Nationalversammlung) zu den unberechenbarsten Entschlüssen fortreißen. Schon jetzt liefert der letzte Erlaß Gambettas eine Probe, welcher im Gegensatz mit seinem Kollegen Favre das alte Lied von den fremden Barbaren und dem Krieg à outrance (bis aufs Messer) flötet. Wenn sich die anderen vagabondirenden Mitglieder des Gouvernements dem anschließen, so werden wir zunächst zwei Regierungen und bald zwanzig, d. h. gar keine mehr haben. Das Land ist in der That mit der Anarchie bedroht. Wir müssen daher auf die Fortsetzung des Kampfes völlig gerüstet sein, und die schon gesteigerte Erbitterung unserer Leute wird furchtbar sein.

Henry wird Deiner Frau berichtet haben, daß es in Nanteuil lange so schlimm nicht aussieht. „Es ist der Krieg ein rauh gewaltsam Handwerk.“ Denke Dir, daß Helmuth mit seiner Kompagnie nach langem Marsch müde, hungrig, frierend ankommt. Er hat das Glück, in einer schönen Villa Quartier zu finden. Nach einigem Harren trifft auch die Proviantkolonne ein, es fehlt bloß das Feuer, um sich zu trocknen, zu erwärmen und zu kochen. Holz ist da, aber der reiche Besitzer hat eine einflußreiche Fürsprache gewonnen, es darf kein Baum gefällt werden — könnte man den Leuten es so sehr verdenken, wenn sie einige Fauteuils und Pianinos kleinmachten?

Mit meiner Gesundheit geht es wunderbar gut; wenn aber die Spannung aufhört, werde ich wohl bald nach Gastein müssen. Ich habe hier alle Abend meine Whistpartie, seit ruhigere Zustände eingetreten sind, als sie in dem ersten Theil des Feldzuges waren. Es ist ein kalmirendes Mittel vor dem Schlafengehen.

Versailles, den 4. März 1871.

144 An den Bruder Adolf.

Ich habe Dein Schreiben vom 19. v. M. aus Clarens richtig erhalten, es gab aber gerade so viele, zum Theil sehr peinliche Verhandlungen, und die ganze Situation war noch eine so unsichere und spannende, daß ich mich nicht zum Antworten entschließen konnte. Seitdem ist ja nun der Präliminarfriede ratifizirt und zwar mit solcher Hast, daß unsere Truppen nur zweimal 24 Stunden in Paris verblieben sind. Es genügt übrigens, dort acte de présence gemacht zu haben (unsere Anwesenheit dort kundgethan zu haben). Das Königs-Regiment, welches bei der Belagerung vorzugsweise viel geleistet hat, war behufs Einrückens per Eisenbahn aus Orléans herangezogen worden, es konnte gestern nur noch eine Parade auf dem Longchamp im Bois de Boulogne mitmachen. Helmuth ist wohlauf, ich habe ihn nur von ferne begrüßt, das Bataillon kommt eben heute hier in Quartier. Wilhelm marschirt heute aus der Gegend von Lisieux, linkes Seine-Ufer, nach Rouen ab. Auf beide Jungen kannst Du stolz sein. Sie haben sich gut bewährt, und es ist eine große Gnade Gottes, daß sie beide unversehrt geblieben sind in diesem blutigen Kriege und auf so exponirten Posten, wie sie den jüngsten Offizieren zufallen. Henry ist stets wohlauf und sehr beliebt bei allen Kameraden; er verwaltet bei mir Adjutantengeschäfte und führt Haushalt und Geldwirthschaft für mich.

Der definitive Friedensschluß kann voraussichtlich erst nach etwa zwei Monaten erfolgen, bis dahin behalten wir den ganzen Theil von Frankreich östlich der Seine, auch die dort belegenen Forts von Paris besetzt. Wir können vorerst nur die Landwehr entlassen und bleiben noch mit einer halben Million Soldaten im Lande stehen.

Auch der Kaiser verbleibt noch vierzehn Tage bei der Armee, um die Truppen zu sehen; zur Eröffnung des ersten Reichstages muß er in Berlin sein. Ich hoffe, daß das Oberkommando hier nicht zurückbleibt, sondern daß ich auch, etwa am 18. d. M., nach Berlin zurückkehre. Ich bin in dem Bezirk Heydekrug und in Cleve-Geldern zur Wahl gestellt. Der Reichstag und der Einzug der Truppen wird mich dann wohl in Berlin bis zum Sommer festhalten, bevor ich nach meinem lieben Kreisau gehen kann, wo ich nun gern den Rest meines Lebens ruhig bliebe. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich das Ende dieses großen weltgeschichtlichen Kampfes noch erlebt habe. „Der Herr ist stark in den Schwachen.“ aber froh werde ich des Erfolges erst, wenn Alles vorüber ist. Wie oft hat es schon so ausgesehen, als ob nun Alles gut wäre (Metz, Sedan), und plötzlich trat eine Situation ein, die Alles wieder in Frage stellte.

Wir haben hier jetzt das köstlichste Frühlingswetter, wie bei uns Anfang Mai. Die kleinen Sträucher werden schon grün, und ich glaube, daß in vierzehn Tagen die Kirschen blühen können. Dazu die wundervolle Umgebung der prachtvollen Capitale, leider voll Brandstätten,

Trümmerhaufen und umgehauenen Waldstrecken. Aber schon gehen die Leute an das Aufbauen, und es ist ein solcher Reichthum im Lande, daß auch die Kalamitäten dieses Krieges in wenig Jahren wieder werden verwischt sein, wenn nur eine starke Regierung aufkommt. Aber wie überhaupt in Zukunft das Regieren, und namentlich in Frankreich, bei voller Preß- und Redefreiheit möglich, sehe ich nicht ein. Die große Gefahr aller Länder liegt wohl jetzt im Sozialismus. Für sehr glücklich halte ich das gute Verhältniß, welches sich jetzt mit Oesterreich anbahnt. Die Franzosen werden, wie früher dieses, Rache schnauben; aber wenn sie zu Kräften kommen, könnten diese leicht eher gegen England als gegen die starke Centralmacht gerichtet sein, die sich so in Europa bildet. Die Engländer werden dann die Früchte ihrer kurzsichtigen Politik ernten.

Am 15. April übersiedle ich nach dem neuen Generalstabsgebäude, zu dessen Ausmöblirung Seine Majestät noch 12 000 Thaler bewilligt haben; dort ist Platz für Viele, und ich hoffe, daß Du die Zeit von Deiner Rückkehr bis zu Deiner völligen Einrichtung in Lübeck bei mir zubringen wirst. Ich muß schließen mit herzlichem Gruß.

Berlin*), den 21. März 1871.

145 An den Bruder Adolf.

Aus einem eben an Schwester Guste eingegangenen Brief vom 17. d. M. ersehen wir, daß leider Unpäßlichkeit Dich in Lugano noch festhält. Glücklicherweise bist Du dort gut untergebracht, und ich bitte Dich dringend, Deine Abreise nicht zu übereilen. Selbst wenn Du ein Mandat für den heute zu eröffnenden Reichstag annimmst, rathe ich nicht, vor den ohnehin zu Ostern eintretenden Ferien zu kommen; es genügt, wenn Du dem Präsidium meldest, daß Du auf der Reise erkrankt bist. Hier friert es bei Nacht Eis, und bei Tage muß geheizt werden. Nachdem wir selbst hier schon warme Tage gehabt haben, ist ein Winterhauch eingetreten, der auch wohl über die Alpen hinwegreichen mag; aber dort wird es gewiß bald wieder mild und schön werden.

Henry und ich sind wohl und munter zurückgekehrt, aber dem Frieden ist noch nicht zu trauen. Wie Du aus den Zeitungen ersehen haben wirst, ist Paris augenblicklich ganz in Händen der Insurgenten. Vermag die Regierung ihrer nicht bald Herr zu werden, bestätigt sich, daß die Linientruppen mit den Meuterern fraternisiren, so dürfte Frankreich der vollständigen Anarchie verfallen; es fehlt der Henkel, an welchem bisher die Sache anzufassen war. Für uns ist die Assemblée nationale (Nationalversammlung) das offizielle Frankreich. Es ist die freigewählteste Versammlung, die je gewählt worden ist. Die ländliche Bevölkerung und die besitzende Klasse sind in ihr ausreichend vertreten. Unterwerfen sie sich dem Pariser Pöbel und den fremden Agitatoren, so verrathen sie ihr

---

*) Siehe Charakterbild Bd. I, S. 56.

Vaterland, und nur eine neue Militärdiktatur kann ein Frankreich wieder herstellen. Einstweilen bleiben wir mit 600 000 Mann im Lande stehen und schicken nur die Landwehr nach Hause. Gestern vor 56 Jahren landete Napoleon I. von Elba in Frankreich; es hätte dem Neffen ähnlich gesehen, wenn er unter den jetzigen Umständen **acte de présence** ebenso gemacht hätte (persönlich erschienen wäre); er ist aber gestern in Dover gelandet.

Letzter Brief an den Bruder, der am 7. April in Lugano starb.

Berlin, den 31. März 1871.

146 An den Bruder Adolf.

Wann wir endlich die Truppen in die Heimat zurückbringen werden, ist noch gar nicht abzusehen. Das Garde- und das V. Korps waren schon auf dem Abmarsch, Alles hat aber Halt machen müssen, und nur die Landwehr wird in die Heimath entlassen. Es ist für uns wie für Frankreich eine schwere Last, daß wir dort mit 600 000 Mann stehen bleiben. Aber bei der elenden Schwäche der Regierung muß man auf Alles gefaßt sein; jedenfalls hat sie keinen Kredit, und Niemand borgt ihr die Summe, ohne welche wir nicht fortgehen, so lange Paris nicht unterworfen ist. Für diesen Zweck haben wir nachgegeben, daß 80 000 Mann bei Versailles versammelt werden dürfen. Aber der kleine Schwätzer Thiers glaubt noch immer durch Proklamationen und Phrasen ohne Blutvergießen jene Räuberbanden zu bekehren, die schon die **Assemblée nationale** als abgesetzt, ihre Mitglieder in Anklagezustand erklären und sie nächstens ganz aus Versailles fortjagen werden. Die Eitelkeit des Mannes gestattet ihm nicht, die Macht, welche er nicht zu handhaben weiß, in die Hand eines tüchtigen Generals zu legen, ohne welche Maßregel auf die Truppen gar kein Verlaß ist. So geht es, wenn die Dilettanten zur Gewalt gelangen. Für Frankreich kann die Sache nur durch einen Diktator zu Ende geführt werden, und dieser kann immer nur mit einem Blutbade in Paris anfangen. Findet sich kein solcher, so sind der Bürgerkrieg und die Anarchie unvermeidlich.

An Dr. Sillem in Hamburg, der Moltke den Bau von Invalidenhäusern für die Verwundeten des Krieges gegen Frankreich vorgeschlagen hatte.

147 Berlin, den 31. März 1871.

Auf Ihre gefällige Zuschrift erwidere ich ergebenst, daß ich mich dem Bestreben meiner Hamburger Mitbürger*) für den Zweck der Versorgung unserer Invaliden gern anschließen werde, aber mich nicht mit

*) Moltke war Ehrenbürger von Hamburg seit dem 9. Februar 1871.

dem von Ihnen dafür eingeschlagenen Wege einverstanden erklären kann. Die Gesuche um Aufnahme in die Invalidenhäuser sind nach den letzten Kriegen äußerst spärlich gewesen. Die einigermaßen erwerbsfähigen Invaliden können in der Heimath von ihrer Zeit, ihren noch vorhandenen Kräften und den ihnen zugewandten pekuniären Unterstützungen einen für ihr Wohlsein günstigeren Gebrauch machen; die völlig erwerbsunfähigen finden ebendaselbst in den erhaltenen Geldern das Mittel, um ihre Familien für Aufnahme und Pflege zu entschädigen. Für die Wenigen, welche eine solche Aufnahme und Pflege, wie sie der völlig Erwerbsunfähige bedarf, nicht erlangen können, reichen die vorhandenen Invalidenhäuser vollkommen aus.

Ausreichende Geldmittel den Invaliden in die Hand zu geben, scheint nach allen Erfahrungen deren beste Versorgung zu sein. Die Stiftungen ergänzen die vom Staate gewährten Pensionen und Zulagen und sind dasjenige Mittel, durch welches private oder kommunale Beiträge am nützlichsten für die Invaliden verwandt werden können. Diese Stiftungen können ihre Fonds durch Gewährung von Pensionen (Kronprinz-Stiftung monatlich 4 bis 5 Thaler) oder durch Darreichung von Kapitalien zur Gründung eines den Unterhalt sichernden Geschäftes verausgaben. Welches von diesen beiden Verfahren das vortheilhaftere ist, bleibt in jedem konkreten Fall nach der Individualität und dem Grade der Erwerbsfähigkeit des Hülfsbedürftigen zu entscheiden.

Die meisten aller Invaliden gehören der ländlichen Bevölkerung an. Anstatt durch sie die Zahl der Stadtbewohner noch zu vermehren, würde ihrem wahren Wohl durch Ankauf kleiner Stellen am besten gedient sein. Allerdings erfordert dies bedeutende Geldmittel; aber ein großer Theil davon könnte auf dem erworbenen Grundbesitz hypothekarisch eingetragen bleiben. Die Verpflichtung der Besitzer, diese Schuld durch mäßige Zinszahlung zu amortisiren, würde von guter moralischer Wirkung sein. Ebenso würde denjenigen Invaliden, welche in ihrem bürgerlichen Verhältniß ein Gewerbe oder einen Handel betrieben haben, durch eine Kapitalzahlung zu helfen sein, die es ihnen ermöglicht, den Betrieb wieder aufzunehmen. Diese Versorgungen sind zwar weniger in die Augen fallend, als der Bau eines Invalidenhauses, aber sie geben der Gesellschaft statt müßiger Konsumenten arbeitende Hände zurück und fördern das materielle Wohl und den sittlichen Werth der Versorgten.

Berlin, den 13. Juni 1871.

148 **An den Bruder Fritz.**

Am Freitag ist die Einzugsfeierlichkeit, die fünf Stunden dauert. Wenn wir solch Wetter dabei haben, so wäre es schlimm; es ist doch schade, daß Ihr den Einzug nicht seht. Kolossale Tribünen sind erbaut von der Lennéstraße bis zum Brandenburger Thor für wohl hunderttausend Menschen. Am Hallischen und Potsdamer Thor stehen die Riesenstatuen

der Germania und Alsacia, die in dem beständigen Regen wohl wieder zusammenklappen, wenn man ihnen nicht ein Riesenparapluie in die Hand giebt. Der ganze Belleallianceplatz ist von zwei großen Tribünen bedeckt, die bis zum zweiten Stockwerk der Häuser hinaufreichen, ebenso Opernplatz, Universität, Lustgarten. Zahllose Mastbäume für Flaggen und Wimpel fassen die ganze **Via triumphalis** (Triumphstraße) ein, und Unter den Linden steht vom Thor bis zum Palais eine Allee von Kanonen und Mitrailleusen, Achse an Achse, über tausend Stück, aber kaum der vierte Theil der eingenommenen.

Petersburg, den 11. Dezember 1871.

149 An den Bruder Fritz.

Es ist nicht leicht, hier einen Augenblick zum Briefschreiben zu finden. Ich will heute auch nur ein Lebenszeichen von uns geben, da wir ja schon acht Tage aus Berlin fort sind.*) Es giebt soviel zu erzählen, daß ich das Meiste für mündliche Mittheilung vorbehalten muß. Nur soviel sei gesagt, daß wir trotz aller Dejeuners, Diners und Soirées noch wohl und munter sind, und daß man uns nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit, sondern auch mit wirklicher Herzlichkeit aufgenommen hat. Der Kaiser persönlich findet eine Freude daran, uns bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen und seiner Gesinnung gegen unsere Armee Ausdruck zu geben. Mir hat er seinen höchsten, den Andreas-Orden verliehen. Ich bewohne eine ganze Suite von Zimmern im Winterpalast, ein Oberst vom Generalstabe ist zu meiner Begleitung kommandirt, täglich zwei Mittagessen mit Champagner unter dem Namen Dejeuner und Diner, Abends Loge in fünf Theatern, dann noch Soireen; Hofequipage und Bedienung, Kutsche und Schlitten stets angespannt. Ueber das große Georgenfest werden die Zeitungen wohl berichten. Es waren tausend Menschen und mehr als hundert Fahnen in den ungeheuren Räumen dieses Palastes aufgestellt, in denen wir wohl ein paar Werst zurücklegten, indem der Kaiser alle Säle durchschritt. Dann Messe und schließlich Diner für siebenhundert Georgenkreuz-Soldaten unten und eine Galatafel für den Hof von fünfhundert Gedecken in einem großen Saal. Auch die Parade haben wir gestern glücklich hinter uns. Es waren auf dem Platz vor dem Schloß längs der Admiralität, der Isaakskirche und bis zur Statue Peters des Großen 40 Bataillone, 34 Eskadrons und Artillerie aufgestellt. Es war nicht sehr kalt, höchstens sechs Grad, und die Sonne kam durch, was in dieser Zeit sehr selten ist. Ich hatte ein vortreffliches Pferd, und so ging alles aufs Beste.

Es giebt aber hier so viel zu sehen, daß alle Zeit in Anspruch genommen ist, die nach Visiten und Paraden übrig bleibt. Sehr angenehm

*) Moltke war im Gefolge des Prinzen Friedrich Karl und auf Einladung des Kaisers Alexander II. von Rußland zum Fest des Georgsordens (des russischen Kriegsordens) nach Petersburg gereist. Siehe Charakterbild Band I, Seite 58.

ist, daß das Palais der Kaiserin Katharina, die Eremitage, in Verbindung mit dem Winterpalais steht. Es sind dort die größten Schätze der Kunst aufgehäuft. Dann ist es ein Vergnügen, im Schlitten durch die belebten Straßen, die Prospekte, die Morskaja u. s. w. zu fahren. Petersburg hat sechzigtausend Schlitten. Nun kannst Du Dir das Gewimmel vorstellen. Alles fährt in sausendem Trab haarscharf aneinander vorüber, ohne sich zu berühren. Wahrscheinlich gehen wir nach Moskau, und unter acht Tagen komme ich nicht zurück. Bei der Großfürstin Helene wird viel musizirt. Heute Abend hat Ihre Kaiserliche Hoheit, wie sie sagt, für mich ein Quartett arrangirt. Zuvor sollen wir aber noch beim Kaiser diniren, der mir heute die Ehre seines Besuchs erzeigt hat. Es giebt nichts, was man nicht thut, um uns auf alle Weise auszuzeichnen, selbst für die Dienerschaft ist aufs Beste gesorgt; August geht heut ins Ballet. Gestern sahen wir die Lucca als Zerline im Don Juan. Die Wagen bleiben bei aller Kälte und Schneegestöber stets vor den Palais und Theatern halten, so daß man jeden Augenblick fort kann. Ich benutze das, um wo möglich vor Mitternacht im Bett zu sein; im Allgemeinen lebt man tief in die Nacht hinein, und da um 3 Uhr Nachmittags schon Licht angesteckt werden muß, so ist der Tag sehr kurz.

Der General der Kavallerie Freiherr v. Manteuffel spricht seine Glückwünsche zum neuen Jahre aus (Nancy, den 30. Dezember 1871).

An den General der Kavallerie Freiherrn v. Manteuffel, damaligen Oberkommandirenden der Occupations-Armee in Frankreich.

Berlin, den 3. Januar 1872.

150 Euer Excellenz

danke ich herzlich für die freundliche Zuschrift vom 30. v. M. und erwidere aufrichtig die besten Wünsche für das neue Jahr. Möge es, trotz hämischer Neider und Feinde, die Welt mehr und mehr aufklären über das Große, was Sie für König und Vaterland geleistet haben. Den Unbefangenen und Unterrichteten ist das ohnehin schon klar, aber die blinde Menge bedarf dafür statt der Zeitungspresse der Geschichte.

Gott erhalte Sie in Gesundheit und ungeschwächter Kraft auf Ihrem wichtigen Posten.

Berlin, den 22. März 1872.

151 An den Bruder Ludwig.

Alle Briefe und selbst die vortrefflichen Südfrüchte sind ja nun nach einigen Irrsalen richtig eingegangen und haben uns sehr erfreut, besonders auch Hannes mit fester Hand geschriebener Brief und die hübsche kleine Skizze des Ufergebirges. Es ist ja zu hoffen, daß sie mit Gottes Beistand völlig wieder hergestellt wird; aber ich glaube, Du wirst

Dich doch mit dem Gedanken vertraut machen müssen, auch noch den nächsten Winter im warmen Süden zuzubringen, wenn die Kur eine gründliche sein soll. Dann aber lohnt es nicht, auf die wenigen Monate, die wir hier im Norden wirklich Sommer haben, die weite Rückreise zu machen, und Du würdest der Hitze lieber in der Schweiz aus dem Wege gehen und etwa in Glion, 1000 Fuß über Montreux, oder im oberen Engadin Aufenthalt nehmen, 5000 Fuß über dem Meer.

Du hast von mir noch 1500 Thaler zu fordern; statt dieser Summe will ich Dir aber heute, an Deines Kaisers Geburtstage, ein Geschenk von 21 000 Thalern mit dem Zinsertrage von vergangenem Neujahr machen.

Ich habe 100 Stück Central-Bodencredit-Aktien à 200 Thaler, also nominell 20 000 Thaler, für Dich in einen besonderen Blechkasten zurückgelegt, welchen Du zu jeder Zeit hier in Empfang nehmen oder nehmen lassen kannst. Die Aktien, welche über pari stehen, bringen jährlich 1000 Thaler Zinsen. Davon sind also jetzt pro erstes Quartal bereits aufgelaufen 250 Thaler; fällig werden dieselben zum 1. Juli mit 500 Thalern, über welche Du dann verfügen kannst, ob sie Dir zugesandt oder sonstwie verwendet werden sollen. Bei einer sicheren Mehreinnahme von 1000 Thalern wirst Du, hoffe ich, von Sorgen befreit sein.

Ragaz, den 24. Juni 1874.

152 An den Bruder Fritz.

Ich bin den 21. nach Freiberg in Sachsen, am 12. nach Augsburg und gestern hierher gegangen und habe schon heute mein erstes Bad genommen. Es ist allerdings schöner und angenehmer hier als in Gastein. Die Gegend ist herrlich, und ein mächtiges, hohes Hotel ist an das alte angebaut, in welchem ich zuletzt im Jahre 1865 mit Marie wohnte. Dazu die schönsten Gartenanlagen mit seltenen Bäumen, blühendem Wein, der die Luft mit Resedageruch erfüllt, und einer Unmenge von Rosen. Ich mußte zweiundsiebzig Stufen hoch ziehen, aber die Aussicht ist so prachtvoll aus meinen Fenstern, daß ich mich nicht entschließen kann, herunter auszuquartieren. Eine prachtvolle Laubwaldlehne umfaßt die saubere Ortschaft auf der einen, jenseits des Rheins der schroffe kahle Falkniß auf der anderen Seite. Dort darf ich mich freilich nicht betreten lassen, denn ich laufe Gefahr, als Kriegsgefangener nach Vaduz geführt zu werden. Man hat nämlich versäumt, in Nikolsburg auch mit Liechtenstein Frieden zu schließen, so daß völkerrechtlich die Vaduzsche Armee in Deutschland einfallen kann, da der Kriegszustand, wie ich meine, mit diesem Fürstenthum noch heute fortbesteht. Ueber dasselbe hinweg ragen die noch mit Schneeflächen prangenden Höhen der Vorarlberge; diesseits des hier übrigens ganz unschönen Rheins tauchen alte Burgruinen, wie Friedenstein, Werdenberg und Krogems aus den Waldkuppen hervor. Bei dem letztgenannten, noch bewohnten Schlosse zieht sich eine Ebene

zwischen Rhein und Wallensee. Ein vielleicht nur zehn Fuß tiefer Graben oder eine sehr hohe Fluth des großen Stroms würden seine Wasser in den See leiten. Mit dem Schaffhausener Fall wäre es dann vorbei, aber wir würden auch bei Köln einen trüben, schmutzigen Strom haben, wie hier der aus dem Schiefergebirge kommende Rhein aussieht. Erst im Bodensee wäscht er sich ab und tritt bei Konstanz krystallhell grünlich wieder hervor. Glücklicherweise ist dies tausend Fuß hoch liegende Bassin auch tausend Fuß tief und kann so all den Schlamm aufnehmen und das Geröll, mit dem der Strom sein oberes Thal verwüstet und aus dem er schon ein Meilen langes Delta an der Einmündung aufgebaut hat. Seine vielen stagnirenden Wasser machen die Luft hier jedenfalls minder gesund, als sie in Gastein ist. Es ist auch bedeutend theurer hier als dort. Aber die Verpflegung ist ausgesucht, und man kann von hier mit Leichtigkeit auf der Eisenbahn die schönsten Ausflüge machen.

Fritz von Moltke war am 4. August gestorben.
Siehe Charakterbild Band I, Seite 61.

Berlin, den 5. August 1874.

153 An die Schwester Auguste.

Es war mir ein Trost, gestern früh die Leiche meines Bruders Fritz noch zu sehen; so still und friedlich waren seine Züge, der Ausdruck des rechtschaffenen Mannes. Er ist, wie es scheint, ebenso wie sein Bruder Adolf ohne jeglichen Todeskampf hinübergeschlummert. Während seines Krankenlagers hatte er mich aufgefordert, der Vollstrecker seines letzten Willens zu sein. Im Beisein der anwesenden Verwandten habe ich Kenntniß von demselben genommen und danach verfahren.

Berlin, den 26. Dezember 1874

154 An die Schwägerin Auguste.

Vielen Dank, beste Auguste, für das sehr gelungene Bild mit dem lieben, aber leidenden Ausdruck meines Bruders Adolf; es hat ihn mir so lebhaft in die Erinnerung zurückgerufen. Und das sind nur liebe Erinnerungen; niemals hat ein Mißklang mein Verhältniß zu ihm getrübt, man konnte ihm nur herzlich gut sein. Auch von meinem Bruder Fritz habe ich durch Vergrößerung ein vortreffliches Bild erhalten und ebenso von Marie. Sie sind Alle vorausgegangen, wohl weil Gott mit der Lösung ihrer Lebensaufgabe zufrieden gewesen ist.

Innsbruck,*) den 16. Oktober 1875.

155 An die Schwester Auguste.

Recht befriedigt sage ich mit Paul Groterjahn: „Jetzt sind wir hier,“ d. h. in einem leidlichen Gasthof in geheiztem Zimmer. Von Berlin bis hierher hat es unaufhörlich geregnet, und dabei war es so kalt, daß ich während der Nacht nicht schlafen konnte. Dabei trat noch der Umstand ein, daß gerade um Mitternacht der Winterfahrplan der Eisenbahn den Courierzug nach München in einen Bummelzug verwandelte, und wir so statt um 6 Uhr früh um 11 Uhr dies erste Reiseziel erreichten. Ich besuchte zunächst Professor Lenbach, der drei unvollendete Porträts von mir stehen hat; das, welches am besten gelingt, will er zur Ausstellung nach Berlin bringen. Abends ging ich mit de Claer ins Theater. Wir sahen „Die Fledermaus“, ein skandalöses französisches Stück, von deutschen Schauspielern plump aufgeführt.

Heute um 9 Uhr setzten wir unsere Reise, der Regen sein Geschäft fort. Auf dem Bahnhof trafen wir vom Gefolge des Kaisers Steinäcker, Winterfeldt und Lindequist, mit denen wir uns in ein Coupé setzten. Außerdem waren der Staatssekretär v. Bülow und Graf Bismarck an Bord. Der Fürst Bismarck kommt nicht. Von der prachtvollen Gegend war wenig zu sehen, nur zuweilen theilten sich die Wolken und enthüllten die mit frischem Schnee überpuderten Berge. Ein besonders reizender Punkt ist Kufstein, die österreichische Grenzfestung gegen Bayern. Zwei Bergforts mit mächtigen Thürmen und zahlreichen Geschützscharten sperrten hier das enge Thal des Inn. Zur Zeit dienen sie hauptsächlich zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, welche hier die schöne Gegend genießen.

Bei dem schlechten Wetter haben wir uns darauf beschränkt, die Hofkirche hier zu besuchen. Mitten im Schiff steht das Grabdenkmal Kaiser Maximilians I., des letzten Ritters, längs beider Seiten aber achtundzwanzig gewaltige Erzstatuen, meist Ahnherren und Ahnfrauen des Kaisers. Von Peter Vischer ist gewiß König Arthur. Es ist ein Leben in dieser Figur, daß man sich denken möchte, er könne Nachts zwischen seinen eisernen Nachbarn umherspazieren.

Mailand, den 20. Oktober. Am 17. traf der Kaiser in Innsbruck ein; er wurde mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, aber das zahlreich versammelte Publikum beobachtete ein tiefes Schweigen, und so blieb es durch das ganze deutsche Tirol. Das Wetter hellte sich auf, je weiter wir uns dem Süden näherten. Die Tour über den Brenner ist landschaftlich wunderschön. Bei durchgehender Steigung von 40 : 1 macht die Bahn so zahlreiche und scharfe Kurven, daß man wie im Wagen auf einer Chaussee die Gegend von allen Seiten sieht. Meist hat man einen

*) Auf der Reise nach Italien im Gefolge Seiner Majestät des Kaisers, der den König Victor Emanuel in Mailand besuchte.
Siehe Charakterbild Band I, Seite 61.

tiefen Abgrund zur Seite. Auf der Paßhöhe erinnerte ich mich des Wirthshauses mit breitem Dach, dessen eine Rinne ins Schwarze, die andere in das Adriatische Meer abfließt. Die Straße steigt nun an einer Bergwand mit solchem Umwege hinab, daß einige der Herren die nächste Station eher zu Fuß erreichten, als der Zug dort ankam. Die Vegetation nimmt nun bald einen südlicheren Charakter an. Zuerst der Nußbaum und der Weinstock, in Botzen der Feigenbaum und die Cypresse. In Trient wurde Abends 7 Uhr dinirt; im Mondschein sahen wir noch die schöngebauten Straßen und den festungsartigen Bischofssitz, wo vor 300 Jahren das Tridentinum abgehalten wurde, dessen Festsetzungen der infallible Papst nicht mehr anerkennen will. Der Gasthof, in dem ich wohnte, muß ein alter Palast gewesen sein. Der hohe, weite Saal, in welchem der Ofen zwar roch, aber nicht wärmte, mag damals einem hohen Kirchenfürsten zum Aufenthalt gedient haben.

Bei schönem Sonnenschein wurde die Reise am 18. fortgesetzt. Nachdem wir die merkwürdige Klause von Verona passirt, trat man in die lombardische Ebene ein. Vor Verona war die ganze Garnison zum Empfange ausgerückt und in Parade aufgestellt; die Forts salutirten. War man im Norden schweigsam gewesen, so war der Empfang schon in Südtirol und vollends in Italien um so lauter und herzlicher. Wir hatten einen schönen Blick auf den von schneebedeckten Bergen umsäumten Garda-See, dann folgten die etwas eintönigen, mit Maulbeerbäumen und Weinrebenfestons überdeckten, von schnellfließenden Kanälen durchzogenen, fruchtbaren Felder.

Wir waren schon seit Morgens en grande tenue, Paradeanzug mit Orden und Band. In Bergamo wurde ein Dejeuner eingenommen, und in Mailand empfing der König unseren Kaiser auf dem Bahnhofe. In langem Zuge von mehr als zwanzig offenen Wagen ging es langsamen Schrittes durch die schönen Straßen unter endlosem Jubel der dicht gedrängten Menge. Nach den ersten Präsentationen Galadiner, dann Illumination der Kathedrale durch weiße, dann rothe und grüne bengalische Flammen. Der Palazzo reale liegt am Domplatz, auf dem vielleicht 200 000 Menschen Kopf an Kopf standen; dabei durchweg die größte Ordnung und Ruhe. Keine Polizei könnte das je bei uns erreichen. Dabei ist die Bevölkerung von Mailand sehr unabhängig, die sich die Begeisterung nicht vorschreiben läßt; aber unauslöschlich war der Jubel, als zu wiederholten Malen der Kaiser mit dem König dankend auf den Balkon hinaustrat. — Der bekanntlich ganz aus weißem Mamor erbaute und mit mehr als tausend Statuen gezierte Dom mit seinen zahllosen Spitzen und Zacken macht, namentlich in der vollen Beleuchtung, einen feenhaften Eindruck. — Spät ging ich noch mit de Claer und dem zu meiner Begleitung kommandirten General Taverna (aber inkognito in Civil) durch die prachtvolle Galerie, welche von Tausenden von Gasflammen erleuchtet war. Auf den freien Plätzen spielten Musikchöre, und die unermeßliche Menschenmenge zirkulirte ruhig in größter Ordnung, ohne daß die stattlichen Karabinieri einzuschreiten gehabt hätten. Es

gehört dazu eine alte Kultur, wie sie vielleicht nur dem Norditaliener beiwohnt. Am 19. war dann die unvermeidliche Parade; die Bataillone waren in zwei Gliedern, nur dreihundertundfünfzig Mann stark, sahen sehr gut aus, zeigten Ruhe und Disziplin. Seltsamer Weise wurde mit Augen links defilirt, um den Prinzessinnen und Damen den Anblick von einer Loggia freizulassen. Das Ganze machte auf dem gewaltigen Platze an der alten Citadelle einen sehr guten Eindruck.

Ich hatte mich auf der Tour nach München tüchtig erkältet, war fiebrig und legte mich zu Bette. Steinäcker schickte mir homäopathische Tropfen. Ich stand nur auf, um Abends 7 Uhr beim Galadiner zu figuriren. Schon bei dem gestrigen hatte ich nichts angerührt, und nachdem ich zehn Minuten in der Skala gewesen, fuhr ich nach Hause und legte mich nieder. Das enorm große Haus, aufs Prachtvollste erleuchtet, machte einen imposanten Eindruck. Die Logen sind bis zu 800 Franken verkauft, und bis in die sechste Reihe sah man nur Gesellschaftsanzug und weiße Kravatte. Selbstverständlich war der Empfang des Kaisers überaus herzlich und enthusiastisch. Durch Hunger und Schlaf habe ich mich ziemlich wieder restaurirt. Aber leider ist der Sirocco eingetreten, und es regnet fortwährend. Wir waren nach Monza gefahren, aber aus der Jagd wurde nichts. Selbst den wunderschönen Park haben wir nur vom Schlosse aus gesehen. Dagegen fuhr ich nach der merkwürdigen alten Kathedrale, wo man uns die Schätze, vor Allem die eiserne Krone, zeigte, mit der fünfundvierzig Kaiser gekrönt worden sind, zuletzt Kaiser Franz. Im Innern unter Gold und Juwelen zieht sich ein eiserner Reifen aus den Nägeln, mit denen Christus an das Kreuz geheftet war.

Den 21. Oktober. Wenn man um 8 Uhr Kaffee getrunken hat, so ist es schwer, um 10 Uhr ein Frühstück einzunehmen, das ein komplettes Diner ist. Nachdem indessen dies überstanden und die Majestäten nach Monza abgereist waren, blieb uns Zeit, die Stadt Mailand anzusehen, zuerst den nahe gegenüber liegenden Dom. Im Innern herrscht ein Halbdunkel, und durch dasselbe leuchtet im Hintergrunde nur ein mächtiges goldenes Kreuz hervor. Der Dom erscheint nicht so groß wie von außen, erst wenn man dem Hochaltar zuschreitet, unter dem der heilige Karl Borromeo ruht, bemerkt man die starke Entfernung. Das zweihundert Fuß hohe Gewölbe erscheint durch geschickte Malerei als durchbrochene Arbeit. Auf endlosen Stufen ersteigt man das ebenfalls aus Marmorplatten bestehende Dach und übersieht nun den ganzen Wald von mächtigen, reich geschnitzten Bogen und Thürmchen. Auf jedem der Letzteren befindet sich ein Dutzend Heiliger; es sollen siebentausend Figuren sein. Gezählt habe ich sie freilich nicht; aber jede ist ein Kunstwerk. Nun aber geht es noch ein paar Hundert Stufen auf den zierlichen Thurm, von wo man in der Höhe von vierhundert Fuß ganz Mailand übersieht; leider verbargen trotz Sonnenschein die Nebel die sonst sichtbare Alpenkette.

Nachdem wir glücklich wieder zur Erde gelangt waren, fuhren wir zunächst nach S. Ambrogio, der ältesten Kirche der Stadt, unverändert

in rein romanischem Stil erhalten seit dem vierten Jahrhundert. Der Graf Taverna zeigte uns das wohlerhaltene Freskobild seines Ahnherrn mit Inschrift seines Namens. Hier befindet sich auch die Schlange aus dem Paradiese (aber aus Erz), die an allem Unheil Schuld ist. Man zeigte uns Meßbücher aus dem dritten Jahrhundert, die Krypta, welche die Zuflucht der ersten Christen gewesen ist, und zahlreiche Gegenstände kunstvoller Arbeit mit Edelsteinen. Die vergoldeten Mosaiken der Apsis erinnern an die der Markuskirche in Venedig.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, mitten in der volksbelebten Straße zwischen Kaufläden und Trattorien (Wirthshäusern) an einer langen Reihe von Säulen vorbeizufahren, die der Ueberrest eines Minervatempels sind. In der Brera hielten wir uns nur bei den vorzüglichsten Meisterwerken auf, besonders bei dem Sposalizio von Raffael. Interessant waren unter den neueren Sachen die Porträts von Manzoni und Cavour. Nachmittags hatte ich interessante Besuche von General Cialdini und Ministerpräsident Minghetti.

Hier in meinem Zimmer hat der Konsul Napoleon Bonaparte gewohnt. Das vergoldete Bett ist noch mit den französischen Adlern verziert; in der Kammer nebenan, wo Heinrich schläft, mag wohl damals der Leibmameluk gehaust haben.

Den 22. Oktober. Gestern Abend war Monstreball; der von ein paar Tausend Kerzen erleuchtete, enorm große Saal war dicht angefüllt, als der Hof mit dem Cortege eintrat. Für sämmtliche Damen waren Stühle in weitem Umkreis gesetzt, hinter denen die Herren standen, um so den Raum für die Tanzenden freizulassen. Der ganze Fußboden war mit einem leinenen Tuche bedeckt, da man hier kein Parkett hat. Dies und die Schleppen der Damen müssen das Tanzen sehr erschweren; die preußischen Herren waren die besten Tänzer. Cirkuliren konnte man gar nicht, und um Mitternacht konnte ich verschwinden.

Heute früh schickte König Viktor Emanuel seinen Kabinetschef mit dem Auftrage, mir eine Marmorbüste übernatürlicher Größe Seiner Majestät in karrarischem Marmor zu überreichen. Er nahm darauf gleich meinen Besuch ohne Umstände im Civilüberrock an. Nach längerer und sehr freundlicher Unterhaltung sagte er: „Embrassez-moi“ (Umarmen Sie mich!) und küßte mich mit seinem langen Schnurrbart auf beide Backen.

Die Rückreise ist auf morgen angesetzt; in Bozen ein Nachtquartier, dann aber ohne Unterbrechung nach Berlin, wo wir Montag den 25. Nachmittags eintreffen.

Berlin, den 7. Dezember 1875.

156 An die Schwägerin Auguste.

Beifolgend, liebe Auguste, übersende ich die von den Kindern gewünschten zehn Thaler. Stiefel habe ich selbst nur zwei Paar, und alle entbehrlichen Kleidungsstücke, die wir besaßen, sind schon hier ver-

schenkt, wo ja die Noth sehr viel größer ist und in weit schrecklicherer Gestalt auftritt als auf dem Lande; die Anforderungen an die, welche überhaupt geben können, sind dementsprechend.

Für meine Gutsangehörigen sorge ich nach Kräften durch allgemeine, Allen zu gute kommende Einrichtungen. Kleine Handreichungen an Einzelne laufen zumeist Gefahr, an den Unrechten zu kommen und ihnen die von Gott auferlegte Pflicht abzunehmen, durch vermehrte Arbeit und größere Sparsamkeit für die Ihrigen selbst zu sorgen. Noth und Elend sind unentbehrliche Elemente in der Weltordnung; was wäre aus der menschlichen Gesellschaft geworden, wenn dieser harte Zwang nicht zum Denken und Handeln triebe. Wir grüßen Alle bestens und wünschen ein fröhliches Fest.

Rom,*) den 6. April 1876.

157 An die Schwester Auguste.

Während Henry heute Morgen die Kuppel von St. Peter besteigt, kann ich an seiner Statt Dir Einiges über unseren Aufenthalt hier berichten. Es ist unmöglich, freundlicher und liebenswürdiger aufgenommen zu sein. Wir bewohnen eine Reihe von Zimmern im Palast Caffarelli, ausgestattet mit Allem, was Luxus und Komfort gewährt. Auf dem Schreibtisch vor mir steht Mariens Photographie zwischen frischen Rosen und Azalien. Links durch die offene Balkonthür, in welche die Sonne köstlich warm hinein scheint, blickt man hinab in einen Garten mit Lorbeer, Pinien, Palmen und Blumen, darüber hinaus auf den Palatin mit den riesigen Trümmern des Augustus-Palastes, so groß wie das ganze ursprüngliche Rom. Dahinter erhebt sich das Albaner-Gebirge, das an seinen bewaldeten Abhängen die Paläste und Villen von Frascati und Grotta Ferrata trägt.

Der Palast Caffarelli liegt bekanntlich auf dem kapitolinischen Berge, da wo früher die Arx oder Citadelle stand, deren Erstürmung einst das Geschrei der Gänse verhinderte. Aus den Fenstern der nördlichen Front übersieht man das moderne Rom mit allen seinen zahllosen Kirchen und Kuppeln, Palästen und Thürmen, bis zum gewaltigen Bau des Vatikans, der Engelsburg und St. Peter. Die südliche Front hingegen beherrscht das Forum Romanum, das Colosseum, die Triumphbogen des Constantin, Trajan und Titus, die Bäder des Nero und Caracalla, die Campagna mit den meilenweiten Bogen der Wasserleitungen, kurz die ganze Vergangenheit der ewigen Stadt. Ihre Zukunft scheint sich jetzt vom Grabe des Apostelfürsten dem Quirinalischen Palast zuzuwenden. Dort lebt in freiwilliger Gefangenschaft das alternde Papstthum sein zähes Leben aus, hier entsteht aus dem geeinigten Italien der Herrschersitz eines reichbegabten Volkes und eine neue Stadt mit geraden Straßen, riesigen Ministerialgebäuden und Kasernen, diesen modernen Klöstern mit strenger Ordensregel, Ordenstracht, Cölibat und Gelübde, aber Alles nur auf

*) Siehe Charakterbild Seite 61.

Zeit und ohne Klausur. Und alle diese Gegensätze, wie sie aus der Weltherrschaft der Imperatoren, der Standhaftigkeit der Märtyrer, dem Siege und der Verweltlichung der Päpste und endlich der sittlichen Idee des Staates hervorgegangen sind, umfaßt noch heute die anderthalbtausend Jahre alte Aurelianische Mauer. In anderen Städten hat die Gegenwart die Vergangenheit verwischt, hier sind beide nebeneinander stehen geblieben.

Rom, den 20. April 1876.

158 An den Bruder Ludwig.

Schon seit 14 Tagen hausen wir hier auf dem Capitolinischen, dem gefeiertsten der sieben Hügel der ewigen Roma, wo einst der Tempel des Jupiter Stator, jetzt Palazzo Caffarelli sich erhebt. Es sind jetzt 30 Jahre her, seit Du uns hierher begleitetest, und sehr Vieles hat sich seitdem geändert; fast das ganze alte Forum ist ausgegraben, das Lavapflaster der Via Triumphalis und die Marmorfußböden der Tempel sind bloßgelegt, aus welchen sich die Säulenschäfte von Granit zum Theil bis zum Kapitäl erheben, meist aber nur als Stümpfe. Schön ist es nicht, aber sehr interessant. Noch bedeutendere Scavi (Ausgrabungen) sind auf dem Palatin ausgeführt, den ich von meinem Fenster aus übersehe und wo selbst die Fundamente der Roma quadrata des Romulus sichtbar geworden sind, aus Tuffquadern ohne Mörtel gefügt. Aber die weite Campagna dahinter bis zum Albaner Gebirge, die gewaltigen Bögen der Wasserleitung, die gerade Linie der Via Appia mit den Gräbertrümmern von Caecilia Metella bis über den Viadukt nach Arrina sind unverändert geblieben.

Und so hat sich denn auch derselbe Papst konservirt, der 1846 erwählt wurde, nur daß er vom Quirinal in die selbst gewählte Gefangenschaft des Vatikans übergesiedelt ist, freilich ein Gefängniß, wie es kein zweites in der Welt giebt. Ich erinnere mich lebhaft, wie der stattliche Graf Feretti, auf welchen der heilige Geist die Wahl des Conclave gelenkt hatte, in der goldenen Kutsche des Benvenuto Cellini vom Quirinal nach St. Peter durch die dicht gedrängte Menge der Straßen zog. Welche allgemeine Begeisterung begrüßte ihn damals! Von ihm erwartete man die unità d'Italia (die Einheit Italiens). Aber die Vereinigung aller italienischen Fürstenthümer unter Roms Herrschaft konnte nur auf dem Wege der Revolution, der Auflehnung der Völker gegen ihre Herrscher, der Vertreibung der fremden Machthaber, kurz unter den gewaltsamsten Erschütterungen durchgeführt werden, welche erst einer späteren Zeit vorbehalten blieben. Wie konnte ein Papst das gutheißen? Seine liberale Politik wandelte sich bald in das Gegentheil um, man nannte ihn Pio nono secundo (den zweiten Pius den Neunten), und dieser mußte nach Gaeta entfliehen, bis die Reaktion 1850 ihn nach Rom zurückführte, wo er nur durch französische Bajonette geschützt und unter Proklamirung des Belagerungszustandes fortregierte. Und doch hat dieser merkwürdige

Greis wie kein Papst vor ihm den Anspruch Gregors VII. und Innocenz' III. auf die Weltherrschaft weiter durchgeführt, in zahlreichen Konkordaten, in der Encyklika und endlich in dem Unfehlbarkeitsdogma. Aber in eben dem Augenblick, als das Papstthum in der Theorie die höchste Stufe seiner Macht erreicht, bricht seine weltliche Herrschaft zusammen. Schon hatte Viktor Emanuel sich an die Spitze der nationalen Bewegung gesetzt, als die Siege der deutschen Heere Frankreich zwangen, dem Papst seine letzte Stütze zur eigenen Rettung zu entziehen, und dem Piemontesen den Einzug in Rom öffneten. Jetzt umfängt die alte Mauer des Aurelian auf dem Quirinal den Imperator, der vom Aetna bis zu den Alpen gebietet, und gerade gegenüber auf dem Janiculus einen Gefangenen, der die Weltherrschaft beansprucht, einen Fürsten ohne Land, der dennoch einen gewaltigen Einfluß in beiden Hemisphären übt. Je näher an Rom, je mehr schwindet der Nimbus der römischen Kirche; aber sie hat für sich die Frauen in allen katholischen, zuweilen selbst in protestantischen Ländern, das Gemüth, die Phantasie und die Beschränktheit, das sind mächtige Faktoren; keine äußere Gewalt vermag das Papstthum zu zerstören, es hat schon ärgere Krisen überdauert.

Die Folge des politischen Umschwunges ist, daß man in Rom weniger Priester sieht als früher, etwas weniger Bettler und sehr viel mehr Soldaten. Die großen Kirchenfeste zu Ostern sind ausgefallen, das Miserere in der Sixtina, die Segenspendung vom Lateran und die Erleuchtung der Peterskuppel unterblieben. Die weltliche Macht hat jetzt für panem et circenses (Brot und Schaustellungen) zu sorgen, und heute soll der 2600jährige Geburtstag der Stadt durch Erleuchtung des Colosseums gefeiert werden, aber es stürmt und regnet, als ob wir im lieben Vaterland wären.

Neapel, den 2. Mai 1876.

159 An die Schwester Auguste.

Ich will versuchen, ob ich mit einer dieser abscheulichen Stahlfedern*) Dir vor unserer auf morgen festgesetzten Abreise noch ein paar Worte schreiben kann. Henry ist nach dem Kloster S. Martino hinaufgeklettert, was ich mir wegen meiner Engbrüstigkeit versagen mußte. Am behaglichsten für mich sind Fahrten zu Dampfschiff auf dem schönen Golf gewesen. Nach Capri war leicht bewegte See, so daß mehrere Damen dem Neptun ihr Opfer brachten und unter der senkrecht abfallenden Felsküste das tiefblaue Meer eine schneeweiße Brandung emporwarf. Das Schiff legte bei, und eine Anzahl ganz kleiner Nachen schaukelte um uns her, um uns in die Azurgrotte zu bringen. Mir schien das ganz unmöglich, denn man sah deutlich, daß jede größere Woge bis an den obersten Rand des nur etwa drei bis vier Fuß über Ruhigwasser hohen

---

*) Moltke schrieb stets mit Gänsefedern.

Einganges reichte. Der Versuch war jedoch zu machen. Man legte sich flach auf den Boden der Nußschale nieder, und die darauf geübten Führer paßten genau den Moment zwischen einer aus der Höhle zurückfließenden und einer von außen heranstürmenden Woge ab. „Coraggio per voi, Maccaroni per noi!“ („Für euch gilt's Muth, für uns Maccaroni!“) riefen sie, und — wupps — waren wir unter der niedrigen Höhlung fort, jedoch nicht ohne daß mein Hut sich in einen Chapeau claque (Klapphut) verwandelte.

Der so sehr enge Eingang bringt wenig Licht in die hohe geräumige Halle, welche wohl hundert Schritt tief ist; die Beleuchtung der Felswölbung ist ein Reflex der Sonnenstrahlen aus der krystallhellen blauen Meeresfluth und von zauberhaftem Effekt. Aber man konnte sich des Anblicks doch nicht recht mit Ruhe erfreuen in dem Gedanken, daß man doch auch wieder hinaus sollte. Die Wellen schäumten, den ganzen Eingang ausfüllend, beständig herein, und es ist vorgekommen, daß Reisende hier zwei Tage auf ruhige See haben warten müssen. Bei der Gewandtheit der Bootsleute, den rechten Augenblick abzupassen, befanden wir uns denn auch bald wieder draußen und konnten das Wasser von den Kleidern schütteln. Die wenigsten von den Passagieren hatten den Versuch gemacht.

Es ist für mich sehr unbequem, wenn ich nach der schönen Promenade der Villa reale am Meeresufer hinabgestiegen bin, einhundertundsechzig Stufen bis zu meiner Wohnung erklettern zu müssen. Aber dafür ist denn auch der Blick hinunter ganz wundervoll. Jedes Fenster hat seinen Marmorbalkon. Zur Linken droht auf der Höhe das Kastell S. Elmo mit seinen starren Mauern und Zinnen, gerade vor uns haben wir den Vesuv, der sich hoch über den zahllosen flachen Dächern und Kuppeln der Stadt erhebt, aber nur eine weiße Dampfwolke, sonst nichts Außergewöhnliches zum Besten giebt, und rechts schweift das Auge über den Golf bis Castellamare und Sorrent, wo man trotz der Entfernung von drei Meilen bei klarer Luft die einzelnen Häuser unterscheidet. Der Vesuv verhält sich so passiv, als ob er nie ganze Städte und Länderstrecken verwüstet hätte: wir haben ihn deshalb auch keines Besuches gewürdigt, sondern nur von unten seinen schwarzen Aschenkegel von allen Seiten angesehen.

Das Schönste ist für mich der Weg, der von Castellamare an hohen Felsabhängen nach dem zauberhaften Sorrent hinführt; tiefe Schluchten, die senkrecht in den weißen Tuff eingeschnitten sind, werden auf hohen Viadukten überschritten, tief unten das blaue Meer, umsäumt von dem Silberstreifen der Brandung, die gegen die wunderbarsten Felsblöcke anschäumt. Die Berge sind bis hoch hinauf mit Olivenbäumen bewachsen, aus denen Klöster und Villen hervorleuchten, während die Wohnungen an der Straße unter Orangenbäumen begraben liegen, die in voller Blüthe stehend, noch eine unglaubliche Menge ihrer goldenen Früchte tragen. Aus ihrem Schatten tritt man plötzlich auf den Perron eines der vielen guten Gasthöfe heraus und hat einen über hundert Fuß hohen, senkrechten Absturz zum leuchtenden Meer vor sich, zu dem man dann auf unterirdischen Gängen gelangt.

Berlin,*) den 18. September 1876.

160 An die Schwester Lene.

Onkel Ludwig und die vier Riesen**) gehen am 2. k. Mts. nach Parchim zur Enthüllungsfeier meines Monuments. Ludwig wird eine Rede zu halten haben, und die vier Riesen, denk' ich, wird man an den vier Ecken des Postaments aufstellen. Ich werde an diesem Tage zur Enthüllungsfeier eines Kriegerdenkmals in Straßburg sein, welcher beizuwohnen der Kaiser zugesagt hat.

Kreisau, den 7. Oktober 1876.

161 An den Bruder Ludwig.

Deine Beschreibung der Feierlichkeit habe ich mit großem Interesse gelesen, und Ludwig, der seit gestern hier eingefallen ist, hat dazu noch mündliche Erläuterungen gegeben, auch Zeitungsausschnitte mitgebracht; es scheint wirklich ein gelungenes Fest gewesen zu sein, aber es war mir doch angenehm, dasselbe aus sicherem Hinterhalt in Kreisau ansehen zu können. Denn wie Mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr gethan als wir Lebenden: und auch unter diesen, wie ungerecht ist die öffentliche Meinung; ich nenne nur Manteuffel, der bei den größten und erfolgreichsten Leistungen einer der unpopulärsten Männer in Deutschland ist.

Ich werde aber im Spätherbst doch wohl einmal nach Parchim gehen müssen, um meinen Landsleuten persönlich zu danken.

Kreisau, den 27. Oktober 1876.

162 An seine Großnichte Leonore.

Dein Geehrtes vom 25. d. Mts. richtig erhalten. Sage Papa und Mama, daß ich für freundliche Gratulation herzlich danke und in einigen Tagen Alles mündlich mittheilen werde, was zu schreiben Deine langen Onkels zu faul sind. Grüße auch Joachim, wenn er endlich kommt, nachdem er gegen alle Billigkeit sowohl Deinen wie meinen Geburtstag verpaßt hat.***)

Deine Autographie werde ich aufbewahren und hoffe, daß sie Dir an Deinem siebenundsiebzigsten Geburtstage wieder vorgelegt werden kann.

---

*) Siehe Charakterbild Seite 61.

**) So nannte der Feldmarschall mit Vorliebe die Söhne seines Bruders Adolf.

***) Dieser Sohn wurde am 30. Oktober geboren und sollte auf Wunsch des Feldmarschalls Joachim getauft werden, erhielt jedoch den Namen Helmuth nach seinem Oheim. Der Name Joachim wurde seinem jüngeren Bruder zu Theil.

Eine Verlagsbuchhandlung, die eine Lebensbeschreibung des Feldmarschalls vorbereitet, bat um Material für den Verfasser; Moltke antwortete:

163 Kreisau, den 20. Juli 1877.

Ich erkenne die Absicht dankbarlichst an, gestatte mir aber zu bemerken: Biographien von Lebenden können kaum etwas Anderes sein als Lobpreisungen, und die legt Jeder gelangweilt bei Seite. Nur erst über den Hingeschiedenen ist ein freieres Urtheil zu erwarten. Es hat sich so gefügt, daß ich erst in vorgeschrittenem Alter in Verhältnisse getreten bin, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen können. Niemand wird Antheil nehmen an einer langen Reihe früherer Jahre. Was aus dieser Zeit irgend bemerkenswerth, ist durch bereits veröffentlichte Briefe bekannt.

Das Innere eines Menschen ist selbst für seine Angehörigen ein schwer zu lösendes Räthsel, wieviel mehr für den Fernstehenden. Herr ...*) würde selbst nicht einmal auf der unsicheren Grundlage persönlicher Bekanntschaft ein Charakterbild von mir aufzustellen in der Lage sein. Ich möchte es der Nachwelt überlassen sehen, ein Urtheil über mich zu fällen, und da die Arbeit glücklicherweise noch nicht angefangen ist, so kann ich nur recht aufrichtig rathen, davon abzusehen.

Graf Moltke.

Kreisau, den 30. Juni 1878.

164 An die Schwester Lene.

... Leider werde ich im August oder September meinen Landaufenthalt schon aufgeben und zum Reichstag müssen, wo wir den Demokraten zu Leibe gehen wollen.

Mit der Genesung des Kaisers geht es sehr gut aber langsam vorwärts, und es ist doch noch sehr zweifelhaft, ob er die beabsichtigten Manöver am Rhein selbst wird abzuhalten vermögen. Im Alter von einundachtzig Jahren verträgt man einunddreißig Schrotkörner nicht so leicht. An den Kronprinzen tritt schon jetzt der ganze Ernst des Regierens heran. Es waren zwei erschütternde Unglücksfälle, das Attentat und der Untergang des Großen Kurfürsten! ...

Berlin, den 24. Dezember 1878.

165 An die Schwester Lene.

Möchtest Du Dein Fest in Gesundheit und Zufriedenheit erleben. Für mich haften trübe Erinnerungen an den Tagen. Zehn Jahre sind es her, daß Marie erkrankte und dann in der Blüthe ihrer Jahre dahin

*) Der Verfasser.

gerafft wurde. Es ist merkwürdig, welche Liebe bei ganz fremden Leuten, kleinen Handwerkern oder Kaufleuten, ihre Erscheinung und ihr einfaches, leutseliges Wesen hinterlassen hat. Noch kürzlich hat mich Jemand darauf angesprochen und um ihre Photographie gebeten. Du hast sie ja auch so lieb gehabt. Mir geht es auch gut; ich habe viel Arbeit, und das hilft über manche Sorgen hinweg; ja, die hat Jedermann.

Gastein, den 15. August 1880.

166 An die Schwester Auguste.

Die vielen Unglücksposten in den Zeitungen von Ueberschwemmungen und Zerstörungen haben Euch vielleicht besorgt gemacht; auch sind wir nicht ohne einige Beschwernisse, aber doch wohlbehalten diesen Mittag hier eingetroffen. Gut, daß wir nicht ins Tatra-Gebirge gereist sind, denn gerade in dieser Richtung ist das Unheil am größten gewesen.

Der erste Tag unserer Reise verlief ohne sonderliche Störung. Auf besondere Empfehlung stiegen wir in Wien im Hotel Wunsch ab, und da traf ich es seltsam, daß ich nicht nur in demselben Gasthof, sondern auch in demselben Zimmer wohnte, wo ich vor vierzig Jahren bei der Rückkehr aus der Türkei sechs Wochen am Donaufieber krank gelegen hatte. Am folgenden Tage sind wir den ganzen Tag in Wien herum flankirt und haben Unglaubliches geleistet. Bei strömendem Regen fuhren wir am Donnerstag durch die prachtvolle Gegend nach dem köstlichen Traun-See. In der Hoffnung, die zauberhaft schöne Fahrt über den See am folgenden Tage vielleicht bei gutem Wetter machen zu können, wurde in Gmunden in einem neuen eleganten Hotel Austria genächtigt; aber auch der nächste Morgen brachte Regen, und der hohe Traunstein war in Wolken gehüllt. Dennoch war die Fahrt sehr schön. In Ebensee gelandet, wurden wir aber mit der unangenehmen Nachricht empfangen, daß die Traun alle weiteren Kommunikationen unterbrochen habe; die Eisenbahn sei zerstört, die Chausseen fußhoch überschwemmt. Für reichliches Geld wurde jedoch ein Wagen aufgetrieben, der es unternehmen wollte, zu fahren. Der Bürgermeister des Orts setzte sich auf den Bock und — Gott weiß, was für ein Interesse er daran hatte — watete an der schlimmsten Stelle bis an die Hüften im Wasser vor uns her. Ein armer Bursche wurde mitgenommen und mußte, wo die Straße bedenklich erschien, vor den Pferden einhergehen. So kamen wir nach Ischl, aber auch von dort ging kein Eisenbahnzug ab, und wir mußten die Nacht dableiben. Der ganze Perron stand unter Wasser, und der Strom gewährte einen interessanten Anblick. Trümmer von Brücken schwammen mit reißender Schnelligkeit vorüber. Abends Konzert im Kasino und die tröstliche Nachricht, daß am folgenden Mittwoch der Eilzug versuchen werde, abzugehen. Glücklicherweise geschah das. Höchlich erfreut waren wir, Vormittags die Sonne einmal wiederzusehen; wir machten eine herrliche Promenade in der schönen Umgegend. Mittags ging es ab.

Wir hatten einen Salonwagen, der ganz offen und der letzte im Zuge war, so daß man die ganze Gegend überblickte. Es war die schönste Eisenbahntour, die man machen kann, am Hallstätter See vorüber, dann längs der schäumenden Traun zwischen himmelhohen Bergen aufwärts, endlich steil hinab in das Ennsthal; dort wieder Ueberschwemmung und Regen; dann über tausend Fuß hinab in das Salzachthal. Nachtquartier in Lend, ebenso schlecht wie theuer. Heute früh gingen wir zu Fuß durch die Klamm und warteten die Schnellpost ab, die uns um 1½ Uhr wohlbehalten hier ablieferte. Aber nur aus alter Bekanntschaft habe ich in Straubingers Hotel ein kleines Stübchen erhalten. Uebermorgen bekomme ich eine gute Wohnung parterre. Wir haben uns schon überall umgesehen, Thee getrunken, drei Patiencen gelegt auf gut Wetter, die alle aufgingen, nichtsdestoweniger regnet es auch jetzt noch.

Berlin, den 27. Oktober 1880.

167 An den Oberhofprediger Schaubach in Meiningen.*)

Herzlichen Dank für Ihre schönen, von wahrem Gefühl belebten Verse. Ja! voll Mühe und Arbeit sind meine und wohl auch Ihre Lebenswege gewesen. Ich stehe nahe am Ende der meinigen. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir Anderen oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in ersterer Beziehung nicht zuviel in Rechnung zu stellen.

Der bekannte Staatsrechtslehrer Geheimrath Professor Dr. Bluntschli zu Heidelberg hatte Moltke ein Handbuch „Les Lois de la guerre sur terre" (Die Gesetze des Krieges zu Lande) übersandt.
Siehe Charakterbild Band I, Seite 65.

168 Berlin, den 11. Dezember 1880.

Sie haben die Güte gehabt, mir das Handbuch mitzutheilen, welches das Institut für internationales Recht veröffentlicht, und wünschen meine Anerkennung desselben.

Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt.

Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und

*) Oberhofprediger Schaubach war von 1854 bis 1856 Erzieher der beiden ältesten Söhne Wilhelm und Helmuth des Herrn Adolf v. Moltke gewesen. Siehe Charakterbild Band I, Seite 65.

der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen. Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifizirtes Kriegsrecht, dies Ziel zu erreichen vermag.

Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine — oder beide — die lois de la guerre (Gesetze des Krieges) verletzt sind? Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der Einzelnen, von dem Ehrgefühl und Rechtssinn der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen.

Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit. Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewaltthätigen Elemente geblieben; aber sie bilden nicht mehr wie früher den alleinigen Bestand. Zwei wirksame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den schlimmsten Ausschreitungen vorzubeugen. Die schon im Frieden gehandhabte und eingelebte strenge Mannszucht und die administrative Vorsorge für Ernährung der Truppen im Felde. Ohne diese Vorsorge ist auch die Disziplin nur in beschränktem Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anstrengung und Gefahr erduldet, kann dann nicht nur en proportion avec les ressources du pays (im Verhältniß zu den Hülfsmitteln des Landes), er muß Alles nehmen, was zu seiner Existenz nöthig ist. Das Uebermenschliche darf man von ihm nicht fordern.

Die größte Wohlthat im Kriege ist die schnelle Beendigung des Krieges, und dazu müssen alle, nicht geradezu verwerflichen Mittel freistehen. Ich kann mich in keiner Weise einverstanden erklären mit der Déclaration de St. Pétersbourg (Petersburger Auslegung), daß die „Schwächung der feindlichen Streitmacht ꝛc.“ das allein berechtigte Vorgehen im Kriege sei. Nein, alle Hülfsquellen der feindlichen Regierung müssen in Anspruch genommen werden, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Lebensmittel, selbst ihr Prestige.

Mit dieser Energie, und doch mit mehr Mäßigung wie je zuvor, ist der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten

war der Feldzug entschieden, und erst als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortsetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an.

Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Nothwendigkeiten im Kriege im höheren Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Versuchen der Fall gewesen ist. Aber selbst die Anerkennung der dort aufgestellten Regeln durch die Regierungen sichert noch nicht die Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geschossen werden darf, ist ein längst allseitig zugestandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denselben im letzten Feldzug mehrfach übertreten gesehen.

Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 43) in der nicht organisirten Bevölkerung, welche (spontanément, also aus eigenem Antrieb) die Waffen ergreift, und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist, nicht einen regelrechten Feind zu erblicken hat.

Einzelne Forderungen des Manuel dürften unausführbar sein, z. B. die Feststellung der Identität der Gefallenen nach einer großen Schlacht. Andere würden zu Bedenken Anlaß geben, wenn nicht die Einschaltung von »Lorsque les circonstances le permettent, s'il se peut, si possible, s'il-y-a nécessité etc.« (Wenn es die Umstände erlauben; wenn es geht; wenn möglich, wenn es nöthig ist u. s. w.) ihnen eine Elastizität verliehe, ohne welche der bittere Ernst der Wirklichkeit die Fesseln sprengen würde, welche sie auferlegen.

Im Kriege, wo Alles individuell aufgefaßt sein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirksam werden, welche sich wesentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Manuel über Verwundete, Kranke, Aerzte und Sanitätsmaterial festsetzen will. Die allgemeine Anerkennung schon dieser Grundsätze sowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein wesentlicher Fortschritt zu dem Ziel sein, welches das Institut für Völkerrecht mit so rühmlicher Beharrlichkeit erstrebt.

Hochachtungsvoll ergebenst

Graf Moltke.

Herr Goubareff zu Beaulieu in Süd-Frankreich hatte den in den Zeitungen veröffentlichten vorstehenden Brief Moltkes an den Geheimrath Bluntschli gelesen und fühlte sich veranlaßt, Moltke daraufhin seine Ansichten über die Frage des Krieges und die Vortheile des Friedens mitzutheilen. Goubareff erklärt den Krieg für eine Ungeheuerlichkeit, ein in Versen besungenes Verbrechen, das der Gesittung Hohn spricht und die schlimmsten Folgen hat. Moltke antwortete:

169 Berlin, den 10. Februar 1881.

Sie haben die Güte gehabt, mir ein Memorandum zu übersenden, in welchem Sie Ihre Gedanken entwickeln über die ernsten Fragen, welche die Gegenwart bewegen, und erzeigen mir die Ehre, meine Ansicht darüber zu fordern.

Ich muß mich beschränken, auf Ihre Anschauung über den Krieg von meinem Standpunkt aus zu antworten.

Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen, wenn auch ein in Versen besungenes; ich halte ihn für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten.

Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener in Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Wer möchte in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist; denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.

Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Nothwendigkeit zu entziehen? Sind nicht Beide nach Gottes Fügung Bedingungen unseres irdischen Daseins? Nicht den Wallenstein, sondern Max läßt unser großer Dichter sprechen:

> Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
> Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.

Und daß der Krieg auch seine schöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden. Gewiß ist es viel leichter, das Glück des Friedens zu preisen, als anzugeben, wie er gewahrt werden soll. Um die so vielfach sich kreuzenden Interessen der Nationen auszugleichen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, somit die Kriege zu verhindern, wollen Sie an Stelle der Diplomatie eine dauernde Versammlung von Auserwählten der Völker. Mehr Vertrauen als zu diesem Areopag habe ich zu der Einsicht und der Macht der Regierungen selbst. Die Zeit der Kabinetskriege gehört der Vergangenheit an, und es giebt heute schwerlich einen Staatslenker, welcher die schwerwiegende Verantwortung auf sich nimmt, ohne Noth das Schwert zu ziehen. Möchten nur überall die Regierungen stark genug sein, um zum Krieg drängende Leidenschaften der Völker zu beherrschen.

Ihr Memorandum betont die besonders kriegerische Neigung der germanischen Rasse; ich bitte Sie, die Geschichte unseres Jahrhunderts durchzumustern und zu urtheilen, ob von Deutschland die Kriege ausgegangen sind. Deutschland hat sein Ziel, die Wiedervereinigung, erreicht; es hat nicht die mindeste Veranlassung, auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, aber es kann zur Abwehr gezwungen werden und muß darauf vorbereitet sein. Mit Ihnen wünsche ich aufrichtig, daß diese Nothwendigkeit nicht eintreten möge.

Was den Schluß Ihres geehrten Schreibens betrifft, so habe ich durchaus nichts dawider, wenn Sie dasselbe mit meiner Antwort der Oeffentlichkeit übergeben wollen.

Ragaz, den 27. April 1882.

170 An den Neffen Henry v. Burt.

Schon vorgestern Abend sind wir hier eingetroffen und erfuhren dann gleich, daß unter vierzehn Tagen oder drei Wochen keine Bäder verabfolgt werden können. So lange kann ich überhaupt nicht in der Schweiz bleiben, und die Dienstbriefe, welche ich vorfand, veranlassen mich, doch noch erst nach Berlin zu gehen, bevor ich nach Kreisau übersiedle.

Der sonnige Tag, an welchem wir von Euch abreisten, machte die Reise höchst angenehm, und das Eintreffen in Luzern war zauberhaft. Der spiegelglatte See und der ganze Kranz hellleuchtender Schneehäupter vom Pilatus bis Uri-Rothstock ist unbeschreiblich. Die Rigi-Bahn fährt noch nicht; nachdem Helmuth schnell noch den Löwen und den Gletschergarten gesehen, nahmen wir ein vortreffliches Diner im Schweizerhof ein und dampften dann nach Flüelen zu, eine köstliche Fahrt. Die niederen Berge im ersten, frischen Grün, die mit Blüthen bedeckten Obstbäume, darüber die Schneeberge. Erst bei der Landspitze bei der Tellskapelle fanden wir das Wasser lebhaft bewegt. Es war der Föhn, welcher für den nächsten Tag Regen prophezeite. Wir fanden ein gutes Unterkommen im Adler und gingen Abends noch auf der Axenstraße spazieren. Diese Tour müßt Ihr nothwendig auch machen. Am folgenden Morgen hatten wir noch schönes Wetter. Wir bekamen die beiden Bankettplätze, von welchen man die freie Umsicht über den Wagen hinweg nach allen Seiten genießt. Je nachdem die Straße von Altdorf steigt, wurde es immer frischer, aber bis Göschenen war die Fahrt sehr interessant. Die durch den Tunnel ist nicht anders, als wenn man drei Viertelstunden bei Nacht fährt. Jenseits hoffte ich nun den tiefblauen italienischen Himmel zu erblicken, derselbe sah aber aus wie graues Löschpapier. Ein feiner Regen begleitete uns hinab bis Bellinzona. Auch bei gutem Wetter ist diese Strecke weit weniger interessant als der Aufstieg im Reuß-Thal. Nur der prachtvolle Fall des Tessin unterhalb Airolo, der Dazio Grande, ist von wunderbarer Schönheit. Auf der ganzen Fahrt dieses Tages konnten wir die unglaubliche Kühnheit bewundern, mit welcher die Eisenbahn sowohl zum Tunnel hinauf wie von dort hinab in Windungen und Schleifen und über schwindelnde Abgründe geführt ist. Hier führt sie unter, dort hoch über denselben Gießbach fort. Schrecklich durchsichtige Gitterbrücken ruhen auf thurmhohen Pfeilern oder schweben scheinbar in der Luft. Wenn zum Juni Alles fertig sein wird, muß die Fahrt zum Haupttunnel schauerlich interessant sein.

Unter beständigem Regen ging es Tags darauf durch gewaltige Tunnel weiter. Von Lugano bleibt die Bahn ziemlich weit ab, noch war der See in Wolken gehüllt. So langten wir in Como an, sahen den aus Marmor erbauten Dom und einen öffentlichen Garten mit seltenen blühenden Sträuchern und Bäumen, aber Alles im Regen. Dann legte ich mich in aller Form zu Bette, und nach gesundem Schlaf und kräf-

tigem Diner ging's um drei Uhr per Dampfschiff weiter unter beständigem Regen. Dieser hinderte indeß nicht, die zauberhaften Gärten und Schlösser, die riesigen Hotels und enggedrängten Ortschaften zu bewundern, die freilich bei Sonnenschein noch ganz anders aussehen. Das Schiff steuert immer von einem Ufer zum andern und berührt alle die herrlichen Punkte, Villa d'Este, Villa Carlotta, Pallanza und das köstliche Bellagio und so weiter. Bei voller Dunkelheit langten wir in Colico an, wo wir die Kabrioletplätze zum Weiterreisen belegten. Hatte es bisher geregnet, so goß es nun bei der Abfahrt. Allmählich aber wurde es heller, dann brach der Mond durch die Wolken hervor und beleuchtete hell die reizende Landschaft am Ostufer des Sees. Endlich blinkten auch einige Sterne über die immer näher aneinander tretenden Schneeberge und gewährten Hoffnung, auf deutschem Boden die Sonne wiederzufinden, die uns auf italienischem keinen Augenblick geleuchtet hatte. Um Mitternacht langten wir in Chiavenna an, wo wir in der Post vom deutschen Wirth trefflich aufgenommen wurden, aber gleich ins Bett fielen.

Die einzige Post über den Splügen geht Nachts zwei Uhr ab, und dafür dankte ich doch diesmal und zog vor, mit Extrapost weiterzufahren. Richtig, am folgenden Morgen hatten wir schönen, blauen Himmel. In leichtem, offenem Wagen ging's thalaufwärts in bedeutender Steigung und endlich in zahllosen Zickzacks. Die Kirchen und Dörfer, die wir in schwindelnden Höhen über uns erblickten, lagen allmählich tief unter uns, es wurde immer kälter, und der Südwind thürmte immer mehr Wolken um die Gipfel auf. Es ging durch schauerliche Schutzgalerien, von deren Gewölbe lange Eiszapfen herabhingen, dichte Nebel hüllten uns ein, und bald blieb der Wagen im Schnee stecken. Aber hier hielt auch schon der Schlitten. Nur ein Pferd wurde angespannt, dem andern wurde anheimgestellt, nach eigenem Gefallen hinterdrein zu laufen.

Während des Umspannens wurde ein tüchtiges Frühstück freihändig verzehrt, verschiedene Brote, Hühner, Zunge und eine Flasche Veltliner mit dem Postillon getheilt.

Wie wir schließlich die Paßhöhe bei Nebel, Wind und Schneegestöber erreicht, weiß ich kaum, wohl aber, wie wir herunter gekommen. Anfangs fiel mir auf, daß wir nicht auf der Straße, sondern neben derselben fuhren, der Grund leuchtete aber ein, als wir in gerader Richtung, über alle Zickzacks fort, herunter sausten. Das Pferd sank oft bis zum Bauch ein, aber in wenig Minuten waren wir so weit unten, daß die Straße und bald darauf der bereitstehende Wagen wieder benutzt werden konnte. Die ganze Expedition war ungleich weniger beschwerlich und halsbrechend als die Tour, welche wir vor vier Jahren zusammen über den Gotthard gemacht haben.

Bei recht schönem, aber kaltem Wetter ging es nun in einem unausgesetzten Trabe abwärts nach Amsteeg und dann durch die Via Mala am Rand senkrechter Felswände entlang. Auf einer nicht viel Vertrauen erweckenden alten Brücke überspannt die Straße den Hunderte von Fuß tiefer brausenden Rhein, welcher sich in eine Felsspalte einzwängt, wenige Fuß breit, ein Riß in dem Felsen wie gesprungenes Glas.

An den auf schroffer Höhe liegenden, angeblich etruskischen Trümmern von Rätzüns gelangt man endlich nach Thusis, von wo der Rhein es sich nun für den angethanen Zwang in einem wohl tausend Fuß breiten Bette bequem macht. Ueber Reichenau gelangten wir endlich nach zwölfstündiger Fahrt nach Chur, wo ein ebenso opulentes wie theures Mittagessen eingenommen wurde. Während dessen Bereitung gingen wir, um uns zu erwärmen, ein kurzes Stück die Plessura aufwärts und über den Domhof mit dem Römerthurm zurück. Abends halb zehn fanden wir auf dem Bahnhof von Ragaz Herrn Kinberger, welcher uns mit dem Omnibus abholte und zwei behagliche Zimmer mit trefflichen Betten im Hof Ragaz anwies. Für Heizung und Wärmflasche war gesorgt, was mir nach vierzehnstündiger Reise, etwas von Frost geschüttelt, sehr wohl that, so daß ich nach festem Schlaf am andern Morgen ganz frisch und gestärkt erwachte, nur daß wir beide ziegelroth sind. Die scharfe Luft und die blendende Sonne auf dem Schnee haben mir förmlich Blasen im Gesicht gezogen, die ganze äußere Haut wird herunter müssen.

Gestern früh sind wir, bei schönem Wetter natürlich, zuerst die Tamina-Schlucht nach Bad Pfäffers hinauf geschlendert. Um zwölf Uhr haben wir zu Mittag gespeist, selbstverständlich ausgezeichnet, und dann besuchte ich meinen Freund Josef, den Gärtner, der erfreut war, mich wiederzusehen. Er wehklagte über den Schaden, den der Nachtfrost in der Baumblüthe angerichtet hat.

Nach einem tiefen Nachmittagsschlaf ging ich Abends nach der Ruine Freudenberg, wo jetzt ein bequemer Weg hinaufführt. Wir hatten einen recht schönen Blick auf den oben noch mit Schnee bedeckten Falknich, die Kuhfirsten und Sargans. Heute nun wollte ich nach Dorf Pfäffers und der Hochfläche des Calanda, aber Westwind, Regen und keine Hoffnung, daß es den Tag über besser wird. So habe ich denn volle Muße, diesen langen Brief zu schreiben und nachher die verschiedenen Bettelbriefe zu beantworten, die mich bis in die Alpen verfolgen. So! mein Papier und Eure Geduld gehen zu Ende.

Berlin, den 30. März 1883.

171 An die Schwester Lene.

Durch Ernestine hast Du die betrübende Nachricht von dem Hinscheiden unserer lieben Schwester Guste erhalten. Heute Abend findet in Potsdam die Einsegnung der Leiche statt, und morgen Abend geht der Sarg nach Kreisau, wo sie neben Marie in der kleinen Kapelle beigesetzt wird. Es bleibt dann gerade Raum für mich zwischen Beiden. Sie ist vierundsiebenzig Jahre alt geworden und hat nur in ein paar Stunden Krankheit mit dem Tode zu ringen gehabt; das ist eine große Gnade Gottes.

Aus dem Jahre 1883.

172 An den Großneffen Helmuth (Muthi).

Mein lieber Junge! Du hast mir einen schönen Brief geschrieben, und so sollst Du auch einen wieder haben. Wenn Du nächsten Sommer nach Kreisau kommst, und der alte Opapa dann noch lebt, so schenke ich Dir wieder einen persischen Pfeil für Deinen Flitzbogen. Nun kommen Deine Eltern und Geschwister auch bald wieder nach Charlottenburg, und es ist dann nicht mehr so einsam für Dich. Zum Winter besuche ich Euch dann auch oftmals wieder. Weihnachten kommt auch bald heran, und wer weiß, was es Alles bringt. Sei hübsch pünktlich und fleißig in der Schule und behalte lieb Deinen Opapa.

Geheimrath Dr. Ludwig Hahn hatte ein Exemplar (November 1883) seines soeben erschienenen Werkes: „Das Heer und das Vaterland" übersandt. Moltke antwortete:

Siehe Charakterbild Band I, Seite 266.

173 Kreisau, den 14. November 1883.

Ich sage Ihnen den verbindlichsten und aufrichtigsten Dank für Uebersendung Ihrer interessanten und patriotischen Schrift. Das Erscheinen derselben kann nur von bester Wirkung sein in einer Zeit, wo von allen Seiten und selbst im Reichstag an den Institutionen unserer Armee gerüttelt wird, ohne welche ein Reichstag überhaupt nicht vorhanden wäre.

Wie viele Jahre hat man von deutscher Einheit geredet, gedichtet, gesungen, Volksversammlungen und Schützenfeste gefeiert und Resolutionen gefaßt; so lange man das »Logos«*) nur mit „das Wort" übersetzte, wurde nichts. Erst als man sich auf die Kraft besann, als unser Kaiser mit Roon das Heer schuf und als dann Bismarck „die That" unvermeidlich gemacht hatte, trat die Schöpfung hervor. Jetzt aber herrscht wieder das Wort.

Die Art, wie Sie meiner erwähnen, hat mich erfreut aber auch beschämt; ich weiß, wieviel ich Anderen verdanke und den Zeitumständen.

Kreisau, den 29. Oktober 1884.

174 An den Bruder Ludwig.

Heute nach der gestrigen Wahlschlacht werden wir wohl schon etwas von dem Ausfall derselben erfahren; ich hoffe, daß Ihr den Bismarck durchbringt. Wir hier auf dem Lande wählen nicht etwa einen Landmann, sondern in unserer Weisheit einen Schornsteinfeger. Er soll aber ein großer Redner sein, der den Wählern alles Mögliche weismacht. Ich bin neugierig, ob meine litthauischen Freunde mich wieder wünschen,

*) Anfang des Johannes-Evangeliums: „Im Anfang war das Wort (logos)."

gedruckte Blätter sind mir zugegangen, in welchen gesagt wird, daß ich sonst ein ganz guter Mann bin, aber zum Abgeordneten nicht zu brauchen, da ich für Korn- und Holzzölle stimme, freilich die Hauptartikel des Verkehrs von Memel. Immerhin hat eine mir unbekannte Litthauerin mir ein Paar wollene Handschuhe gestrickt, und wenn ich die Damen für mich habe, so ist noch nicht alle Hoffnung verloren.

An Herrn George Bancroft, 1867 bis 1874 Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Berlin:

175 Berlin, den 3. März 1885.

Aus Euer Excellenz freundlichem Schreiben vom 18. v. M. ersehe ich, daß Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen auch jenseit des Oceans bewahren. — —

Der endlichen Einigung Deutschlands, als dessen Freund Sie sich immer bewährten, legen Sie gewiß mit vollem Recht eine hohe Bedeutung bei; ich glaube, daß ein mächtiger und doch friedfertiger Staat im Herzen Europas die sicherste Bürgschaft für dauernde Ruhe in diesem Welttheil ist.

Nervi, den 17. April 1885.

176. An den Bruder Ludwig.

Heute schicke ich Dir freundlichen Gruß aus der wohlbekannten Gegend; wie schade, daß Du nicht auch hier bist. Du magst bei Deinem Aufenthalt wohl auch im Hotel Victoria nahe am Strand gewohnt haben, wo ich in der wohl später erbauten Dependance eine reizende Wohnung mit dem Blick über Palmen und Orangen aufs Meer innehabe. Die auch wohl erst nach Deiner Zeit entstandene Eisenbahn, die zwischen Genua und La Spezzia in achtzig Tunnels die Vorgebirge durchstößt, mag hier in Nervi Manches verändert haben, aber gewiß existirte schon der köstliche Fußweg am Ufer des Strandes, an den alten Sarazenenthürmen vorüber. Im Rücken geschützt durch hohe Mauern, hat man vor sich die endlose Weite des Meeres. Dort kann man stundenlang sitzen und sich an dem Spiel der Wellen erfreuen. Dunkelblau rückt die breite Woge, die „immer kommt und immer flieht", heran; mit fliegender, weißer Mähne stürzt sie über die niederen Klippen und schlängelt in den Felsspalten hinauf. Die Italiener nennen diese Wogen cavallos (Rosse), wohl in Erinnerung an die Rosse Hephästions. Gewiß habt Ihr auch oft die Villa Gropallo besucht mit ihrem großen Garten, wo jetzt neben den reifen Früchten die Orangen- und Citronenbäume neue Blüthen entfalten.

Ich finde es hier wärmer als an der Ponente. Nervi hat die Eigenthümlichkeit, daß kein Thal aus dem Gebirge sich herabsenkt, die

Bucht ist von einer geschlossenen Bergwand umgeben, und nur den warmen Südwind nimmt sie mit offenen Armen auf. Den schlimmen Ost wehrt das prächtige Vorgebirge von Porto fino ab. In dieser Konfiguration ist gegeben, daß es eigentlich keine anderen Promenaden giebt, man müßte denn nach San Ilario hinaufklettern, sonst bleibt man in Häusern und Mauern eingeschlossen; aber der Gang am Meeresufer entschädigt für Alles.

Es ist doch ein köstliches Land, dies Italien. So lange es der Tummelplatz der Deutschen und Franzosen, mochte sein Dichter wohl sagen: Deh! Fosse tu più forte, o meno bell' almeno! (o wärest du stärker und dafür minder schön!) [Röschen wird diese Stanze korrigiren] aber jetzt haben sie ja auch ihre unità. Betteln thut hier Jedermann; die Kinder strecken die Hand aus mit moriamo di fame (wir sterben vor Hunger), aber sie springen fröhlich davon, wenn sie nichts bekommen. Die Masse der Bevölkerung lebt unter schwerem Druck, aber das Leben hat hier nicht den bitteren Ernst wie bei uns; auch der Aermste wird nicht todtfrieren oder verhungern. Da sitzt ein Bursche auf der Klippe, raucht seine Lancietta, kühl bis ans Herz hinan, er angelt einen Fisch, kauft an der nächsten Straßenecke für fünf Centesimi eine Handvoll gerösteter Maronen und ist für heute versorgt. Den Rest des Tages verbringt er beim boccia (Kugelspiel) oder in gemüthlicher Beschaulichkeit zu. Wo nur ein Tümpel, Fluß- oder Regenwasser sich angesammelt hat, da waschen die Nervischen Frauen in lebhafter Unterhaltung die „leuchtenden Gewänder“, mit denen sie dann zum Trocknen die Fenster selbst der Paläste schmücken. Aber überall bricht der Frohsinn durch.

Berlin, den 19. Dezember 1887.

177 An die Schwester Lene.

Der behäbigen Frau Pröpstin auf der trefflichen Photographie kann es nicht ganz schlecht gehen. Das Bild macht mir große Freude, ich finde, daß die Aehnlichkeit mit unserem seligen Vater recht hervortritt, wie das bei Bruder Fritz in seinem Alter auch der Fall war. In weniger befriedigendem Futterstand wirst Du das eine von den beiden anliegenden Bildern finden. Wünsche herzlich ein frohes Weihnachtsfest.

Berlin,*) den 22. März 1888.

178 An die Schwester Lene.

Die Zeitungen enthalten Alles, was ich Dir über die traurige Zeit schreiben könnte, die wir hier durchlebt haben. Der Tod Kaiser Wilhelms hat die regste Theilnahme durch die ganze Welt gefunden.

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 72.

Es lag ja im natürlichen Verlauf der Dinge, daß der so hoch betagte Herr scheiden mußte. Er entschlief fast ohne Todeskampf. Die Leiche hatte einen friedlich milden Ausdruck.

Wahrhaft tragisch ist dagegen das Schicksal seines Nachfolgers, der mit einem Fuß auf dem Thron, mit dem anderen im Grabe steht. Mit wahrhaft bewundernswerther Mannhaftigkeit trägt er sein schweres Leiden, wie lange oder wie kurze Zeit, weiß Gott allein. In der äußeren Erscheinung ist er noch immer der stattliche, kräftige Mann.

Die gute, alte Kaiserin Augusta hält sich trotz Schwäche und tiefer Trauer durch ihre Willensstärke noch aufrecht.

Heute haben wir statt des lange Jahre wiederkehrenden Geburtstagsfestes eine Trauerfeier in allen Kirchen. Dabei sitzen wir im tiefen Schnee. Die Bäume beugen die Aeste unter seiner Last, und die Straßen sind bei dem neu eintretenden Thauwetter trotz Hunderter von Schneefuhren in einem unbeschreiblichen Zustande.

Berlin, den 26. März 1888.

179 An den Neffen Wilhelm.

Alle Zeitungen haben so ausführliche Berichte über das Hinscheiden Kaiser Wilhelms gebracht, daß ich nichts hinzuzusetzen habe. Dem neuen Herrn sieht man äußerlich nicht an, daß er so schwer leidend ist. Oeffentlich hat er sich noch nicht gezeigt und bei dem häßlichen Nachwinter darf er überhaupt die geheizten Räume nicht verlassen. Wie lange er die Last der auf ihn eindringenden Geschäfte wird tragen können? . . .

Ob Mr. Boulanger gestattet, daß ich noch einmal nach Kreisau komme, kann man noch nicht wissen.

Berlin,*) den 24. Mai 1888.

180 An den Bruder Ludwig.

. . . Ein neues Frühjahr zu erleben, halte ich jedesmal für eine besondere Gnade Gottes. Wenn man das salomonische Alter überschritten, kann man nur bitten, daß der Herr einen gnädig zu sich nimmt, ohne zu viel Schmerzen und Altersbeschwerden. Zwar ist „nie der Tod ein ganz willkommener Gast", aber das nächste Jahr möchte ich nicht mehr erleben; es steht Deutschland eine schwere Zeit bevor, und leider kann ich mich nicht in verborgene Stille zurückziehen. Beatus ille qui procul negotiis (Glücklich, wer fern von der Arbeit Mühen — Horaz) ist mir nicht beschieden, ich werde vielleicht noch dem fünften König von Preußen den Eid der Treue zu leisten haben.

*) Siehe Charakterbild Band I, Seite 73.

Eben komme ich von der Trauungsfeierlichkeit in Charlottenburg;*) die Zeitungen bringen die ausführliche Beschreibung. Die Braut mit der Krone auf dem Haupte und bedeckt mit den Kronjuwelen sah reizend aus. Mitten in den Glanz und die Pracht der Versammlung wurde die alte Kaiserin Augusta auf ihrem Rollstuhl hineingeschoben, ganz schwarz, ohne jeden Schmuck. Mir traten die Thränen in die Augen, als ihre Enkelkinder vor ihr niederknieten, ihr die Hand zu küssen. Dann trat der Kaiser ein, die hohe, stattliche Figur ungebeugt, mit freundlichem Lächeln die Versammlung begrüßend. Nur die Augen schienen mir erloschen und die Athmung schnell und sehr schwer. Es ist herzzerreißend, ihn mit unerschöpflicher Geduld und Freundlichkeit gegen sein schweres Schicksal ankämpfen zu sehen; mit einem Fuß auf dem Throne, mit dem anderen im Grabe!

Und somit Gott befohlen. Dein alter, hinfälliger Bruder.

Kreisau,**) den 3. August 1888.

181 Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser, König und Herr.

Euer K. K. Majestät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermag.

Euer Majestät brauchen jüngere Kräfte, und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabes nicht gedient.

Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Euer Majestät mich dieser Stellung entheben und mir huldreich gestatten wollen, den kurzen Rest meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben.

Nur mit meinen innigsten Wünschen kann ich die Erfolge begleiten, welche Euer Majestät glorreicher Zukunft vorbehalten sind.

In treuester Ergebenheit und aufrichtiger Dankbarkeit für so viele mir zu Theil gewordenen Auszeichnungen und Wohlthaten verharre ich

Ew. Majestät allerunterthänigster Diener

Graf Moltke,
Feldmarschall.

Kreisau, den 10. August 1888.

182 Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Majestät huldvolles Handschreiben vom 9. d. M. hat mich mit innigster Dankbarkeit erfüllt. Es macht mich glücklich, auch ferner noch der Armee angehören und derselben in der ehrenvollen Stellung

---

*) Prinz Heinrich von Preußen, Sohn Kaiser Friedrichs, hatte sich an jenem Tage mit Irene, Prinzessin von Hessen und bei Rhein, vermählt.

**) Siehe Charakterbild Band I, Seite 73.

dienen zu dürfen, welche Ew. Majestät die Gnade haben wollen, mir zu übertragen.

In den anerkennenden Worten Ew. Majestät gnädigen Schreibens sehe ich den höchsten Lohn für Alles, was ich je habe leisten können, und verharre, der weiteren Befehle gewärtig, in ehrfurchtsvoller Ergebenheit und Dankbarkeit

Euer Majestät

alleruntertänigster Diener
Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Kreisau, den 12. August 1888.

183 Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Euer Majestät haben mein alleruntertänigstes Gesuch in so huldvoller Weise genehmigt, daß mir die Worte fehlen, um meinen innigen Dank auszusprechen. Es macht mich glücklich, Euer Majestät in einer neuen, ehrenvollen Stellung noch ferner dienen zu dürfen, und bitte ich, mir in derselben meinen bisherigen Adjutanten, den Hauptmann v. Moltke vom Generalstab, belassen zu wollen.

Die gnädige Kabinets-Ordre vom 10. d. M. wird in meiner Familie als ein unschätzbares Andenken aufbewahrt werden, und in unwandelbarer Treue und tiefster Ehrfurcht verharre ich

Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

alleruntertänigster Diener
Gr. Moltke,
Feldmarschall.

Kreisau, den 16. August 1888.

184 An den Generalstab.

Nachdem auf mein Ansuchen Seine Majestät mich von den Geschäften des Generalstabes entbunden, drängt es mich, den Herren Chefs und den sämmtlichen Offizieren und Beamten des Korps meinen aufrichtigen und herzlichen Dank zu sagen für die treffliche Unterstützung, welche sie mir jeder Zeit gewährt haben.

Ich darf sagen, daß glänzende Leistungen in Krieg wie Frieden und verständnißvolles Zusammenwirken Aller zu demselben Ziel in der Armee ein volles Vertrauen zum Generalstab gegründet haben, und bin gewiß, daß dieses Vertrauen unter der bereits bewährten Leitung meines Herrn Nachfolgers im Amt ein dauerndes bleiben wird.

Durch die gnädige Bestimmung Seiner Majestät werde ich auch ferner noch der Armee angehören und in einer neuen Stellung vielfach

in geschäftliche Verbindung mit dem Generalstab treten. Stets werde ich innigen Antheil an dem persönlichen Ergehen der Offiziere eines Korps nehmen, welchem ich länger als ein halbes Jahrhundert angehört habe, und bitte Alle, mich in freundlichem Andenken zu bewahren.

Graf v. Moltke,
General-Feldmarschall.

Kreisau, Herbst 1888.

185 An die Großnichte Leonore.

Ich danke Dir für Dein freundliches Schreiben und freue mich, daß Dein Fuß wieder gesund ist . . .

Ganz überrascht bin ich, wie schön die Gegend um Leipzig ist, die Rosenau und von da längs der Pleiße. Dürft Ihr Backfische da zuweilen promeniren?

Dein Papa ist wohl zunächst noch auf den Manöverreisen und wird erst später in die neue Wohnung einrücken. Sie soll sehr geräumig und hübsch aber gewaltig hoch gelegen sein.

Onkel Helmuth ist nach Bankau, um einen Hirsch zu schießen, wenn dieser so gut sein will, sich zu zeigen.

Wir sind dieses Jahr viermal überschwemmt gewesen, was viel Schaden im Park angerichtet hat; aber wenn Du das nächste Mal herkommst, soll Alles wieder in Ordnung sein.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen Opapa.

Herr Sidney Whitman übersendet seine Schrift „Das kaiserliche Deutschland."*)

Antwort:

Berlin, den 21. Januar 1889.

186 Geehrter Herr!

Mit großem Interesse habe ich Ihre Studie über Deutschland gelesen. Gewiß bedarf jedes Staatswesen einer seiner Besonderheit entsprechenden Form. Die in der geschützten Lage Englands aus dem Volkscharakter langsam herangewachsene Verfassung läßt sich auf das Festland nicht übertragen.

Frankreich hat — es sind nun 100 Jahre — das Königthum in verschiedener Gestalt, das Imperium und die Republik durchprobirt, ohne zum Abschluß zu gelangen.

Zum Reich eben erst geeinigt, ist Deutschland ein Emporkömmling, ein Eindringling in die europäische Staatenfamilie. Mitten zwischen mächtigen Nachbarn glauben wir ein starkes Königthum zu brauchen, und es hat mich gefreut, daß Sie dem von Alters her begründeten

*) Deutsch: Berlin 1889; übersetzt von Alexander.

paternal government (väterliche Regierung) der Hohenzollern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ich danke Ihnen verbindlichst für die freundliche Zusendung Ihrer geistreichen Schrift.

Kreisau, den 3. September 1889.

187 An die Schwester Lene.

Wir gedenken wohl beide in stiller aber herzlicher Theilnahme unseres heimgegangenen Bruders Ludwig.*) Was ich über seine letzten Tage erfahren habe, lautet tröstlich. Er ist unter freundlichen Eindrücken sanft erloschen. Am tiefsten empfindet gewiß Röschen den Verlust des Vaters, den sie mit der aufopferndsten Treue bis zu Ende gepflegt hat. Sie hat versprochen, sobald die nächsten Anordnungen getroffen, zu uns nach Kreisau zu kommen. Später wird sie ruhig in Ratzeburg in der alten Behausung wohnen bleiben, auch Gustchen wohl in ihrer Stellung bei Prinzeß Albrecht.

Ich habe jetzt ein zweites Gut gekauft — Wernersdorf — nahe am Zobten, und dasselbe an Ludwig Moltke verpachtet. Ich glaube, so besser für meine Nachfolger gesorgt zu haben; denn die Konvertirung aller Werthpapiere, welche voraussichtlich in nicht mehr ferner Zukunft stattfinden wird, droht allen Kapitalisten mit dem Verlust von einem Zehntel oder einem Fünftel ihrer Zinseinnahme. Grundbesitz trägt wenig ein, kann aber weder konvertirt, noch fortgeschleppt oder gestohlen werden.

Bröker bitte ich herzliche Grüße zu bestellen.

Dein Bruder

Helmuth.

Kreisau, den 29. Oktober 1889.

188 An den Großneffen Helmuth.

Ganz ausnahmsweise schicke ich Dir anliegend fünf Mark, damit Du Deine Uhr repariren lassen kannst. Ein Uhrmacher wird wohl auch in Roßleben sein; wenn nicht, so nimm sie zu Weihnachten mit nach Breslau. Im Uebrigen aber mußt Du Dich mit Deinem Taschengeld einrichten, und wenn Du kein Geld hast, Deine Uhr nicht todtrepetiren. Für Deinen Glückwunsch danke ich Dir. Dein Papa ist eben von hier abgereist. Alle Deine Onkel waren hier zur großen Treibjagd, auf welcher 175 Hasen, 20 Fasanen, 5 Rehe und 1 Eule geschossen sind.

---

*) Ludwig v. Moltke war am 22. August gestorben. Siehe Charakterbild Bd. I, Seite 73.

Berlin, den 4. Januar 1890.

189 An den Neffen Wilhelm.

Aus einem freundlichen Schreiben Ellas ersehe ich, daß zum 5. d. M. die Deinen sich in Breslau wieder zusammenfinden werden. Muthi muß aber recht bald wieder nach Roßleben und Leno nach Leipzig. Ich habe ihr gleich nach Weihnacht geschrieben und ein Packet, enthaltend Shawl und Pelzhandschuhe — allerdings nach Breslau adressirt — geschickt. Ich hoffe, daß es angekommen ist. Sie ist meine fleißigste Korrespondentin und hat mir ein seidenes Tuch von ihrem Bißchen Taschengeld gekauft, das schönste, was ich besitze. Muthi schreibt, daß seine Censur nicht so gut ausgefallen ist, wie er gehofft hat, aber Handschrift und Stil seiner Epistel zeigen doch Fortschritt gegen früher...

Jochen und Margarethe danke ich für ihren poetischen Erguß. Jochen Peter, Schwerenöther — und Margrete schreib ich später...

Mir hat der Kaiser zu Weihnacht eine schöne goldene Dose geschenkt. Henry war hier; es wurde viel musizirt. Nun genug, die herzlichsten Grüße von uns Allen.

Berlin, den 11. Januar 1890.

190 An den Neffen Wilhelm.

...Nach meiner persönlichen Erfahrung kann ich für Muthi die weitere Fortbildung in einer Pension nicht empfehlen; ich habe bei meinen Pastoren recht schlechte Streiche gemacht. So ein Junge lernt auch in der wissenschaftlichen Ausbildung dort Manches, was er nicht braucht, aber auch Manches, was später von ihm gefordert wird, nicht. Tritt er später in ein Gymnasium ein, so kommt er regelmäßig zwei, drei Klassen niedriger, als man erwartet. Aber ich möchte glauben, daß Muthi Charakter genug hat, um sich nicht zu schlechten Streichen hinreißen zu lassen, die er übrigens in jeder öffentlichen Erziehungsanstalt vor Augen hat. Da muß sich jeder Junge durchschlagen, im späteren Leben sieht er noch mehr Schlechtes. Lieber als in Pension möchtest Du ihn doch aufs Gymnasium in Breslau geben, wo er doch immer den Anhalt im elterlichen Hause hat. Leno kann Euch nur Freude machen...

Eben haben wir der guten alten Kaiserin das Geleite gegeben von der Schloßkapelle bis zur Friedensallee; aus den Zeitungen wirst Du das Nähere ersehen.

Berlin, den 7. März 1890.

191 An den Neffen Wilhelm.

Anbei remittire ich das Schreiben des Lehrers Herrn Jenrich. Daß der Schlingel zu den Ferien nicht nach Hause darf, wird ihm eine empfindliche, aber heilsame Strafe sein, die hoffentlich wirkt. Es fehlt ihm

ja gar nicht an Verstand und Anstelligkeit, Letzteres besonders zu dummen Streichen. Doch ist er ein ehrlicher, guter Junge, und ich hoffe, daß wir ihn in den Sommerferien wiedersehen.

Leno, meine fleißige Korrespondentin, schreibt mir, daß Ella mit der kleinen Monika sie in Leipzig besuchen will, was sie darüber trösten wird, daß sie auch nicht nach Hause kann. — Ein Pferd für Ludwigs Taille ist nicht leicht zu finden, Du wirst Dich vielleicht im Zoologischen Garten danach umsehen müssen ...

Hier im Hause ist Alles wohlauf. Gestern waren alle Kinder nach dem Bellevue-Garten, um Ostereier zu suchen. Der Kaiser war sehr thätig, deren eine Unzahl in den Büschen zu verstecken, und die Kaiserin spielte Katze und Maus mit der kleinen Gesellschaft, die dann mit Chokolade bewirthet wurde und mit reicher Beute an Eiern, Zuckerwerk und Blumen abzog. Es ist ein reizendes Familienleben am Hofe; Gott schütze es.

Der Reichstag tritt erst im Mai zusammen. Ich habe denselben als Alterspräsident zu eröffnen und bin neugierig, was er für ein Gesicht machen wird zu den neuen und erheblichen Militärforderungen. Die konservative Fraktion wird wahrscheinlich auf das bisherige Präsidium verzichten und es dem Centrum überlassen, mit den Sozialdemokraten fertig zu werden, die sie in die Versammlung hineingebracht haben. Diese haben jetzt ihr Versprechen zu lösen: Verminderung aller hohen Preise, Aufhebung der Zölle, Abrüstung des Militärs u. s. w. Es muß wohl erst zu ernsten Zusammenstößen kommen, ehe der Nation die Augen aufgehen. In Köpenick und durch wirksame Boykottirung von Blumberg ist schon präludirt worden. Ist es zu glauben, daß in Berlin, wo mehr als eine Million Menschen wohnen, die viel zu verlieren haben, nur Demokraten gewählt sind, und ebenso in Danzig, Königsberg und Breslau? ...

Berlin, den 1. Mai 1890.

192 An die Schwester Lene.

Nun hat uns der liebe Herrgott Beide noch wieder ein neues Frühjahr erleben lassen, ein schönes Geschenk, für welches man ganz besonders zu danken hat. Freilich sind es für erst nur die Stachelbeer- und andere kleine Büsche, welche sich mit ihren Blättern ans Licht wagen; aber alle Tage kommt etwas Neues und Schönes hinzu, und bald werden auch Deine alten Linden im Garten ihre Pracht entfalten.

Gern würde ich schon jetzt aufs Land gehen, wo das Wiederaufleben der Natur so schön ist; aber erst im Mai wird der Reichstag zusammentreten, und bei seiner neuen unerfreulichen Gestaltung wird die Anwesenheit aller konservativen Elemente dringend gewünscht. Ich muß daher hier aushalten.

Oberlehrer Raydt in Ratzeburg übersendet am 11. Oktober 1890 eine von ihm verfaßte Schrift über die Erziehung der deutschen Jugend.

Antwort: Kreisau, den 13. Oktober 1890.

193 Geehrter Herr!

Sie haben die Güte gehabt, mir Ihre neueste Broschüre zu übersenden, und ich habe sie mit demselben Interesse gelesen wie die früheren.

In der That ist nicht, was die Knaben auf der Schule lernen, die Hauptsache, sondern wie ihr Gemüth ausgebildet wird.

Für die körperliche Entwickelung durch Turnen und Spielübung wird seit dem bezüglichen Kaiserlichen Erlaß, wie ich glaube, mehr und mehr gesorgt. Ich möchte nur, daß durch Erweckung patriotischen Sinnes den Kindern ein Schutzbrief mitgegeben würde für die Periode vom 16. bis 21. Jahre, vom Austritt aus der Schule bis zum Eintritt in die große Erziehungsanstalt, die Armee, daß sie aufgeklärt würden über den Unverstand und Frevel der sozialdemokratischen Bestrebungen, in welche sie, wie die Erfahrung lehrt, nur zu leicht während dieses gefährlichen Zeitabschnittes hineingezogen werden.

Was mir an der englischen Erziehung noch besonders gefällt, ist, daß nach Ihrer Schilderung die Lüge nicht bloß als Vergehen, sondern als Schimpf, als ungentlemanlike (unwürdig eines anständigen Menschen) behandelt wird.

Für Ihre freundliche Mittheilung und den Glückwunsch zu meinem Geburtstage sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank.

Kreisau, den 22. Oktober 1890.

194 An den Großneffen Helmuth.

Ich habe Dir das Geld geschickt, damit Du bei Zeiten lernst, mit Geld umzugehen.*) Wenn Du den ganzen Betrag in Deinem Sparkassenbuch anlegtest, so wärest Du ein Geizhals; wenn Du ihn in kurzer Zeit verläppertest, so wärest Du ein Verschwender; das Richtige liegt in der Mitte. Wenn einem Geld geschenkt wird — später mußt Du es erst selbst erwerben — so ist es gerechtfertigt, sich dafür Annehmlichkeit zu gewähren, aber klug, auch etwas für die Zukunft zu ersparen. Wie Du mit diesen 20 Mark verfährst, so wirst Du einst mit größeren Summen wirthschaften. Wer seine Einnahme voll ausgiebt, wird es zu nichts bringen; wer mehr ausgiebt, wird ein Bettler oder ein Schwindler. Nach Berlin wirst Du wohl nicht kommen können, weil Du den Unterricht versäumen müßtest, sonst sollst Du mir willkommen sein. Je fleißiger Du bist, um so eher kommst Du aus dem Zwang der Schule.

Mit herzlichen Grüßen von uns Allen, Dein Opapa.

---

*) Der Großneffe hatte ihn um die rechte Verwendung der 20 Mark befragt.

An den dänischen Generallieutenant v. Hegermann-Lindencrone, mit dem Moltke im Kadettenkorps zu Kopenhagen zusammen gewesen war. Siehe Charakterbild Band I, Seite 76.

195 Euerer Excellenz

danke ich herzlich für Ihr gütiges Schreiben und den freundlichen Glückwunsch zu meinem gestrigen Geburtstage.

Ich habe Ihre kleine Photographie vor mir und denke — wunderbar! wir haben uns im Leben so selten gesehen, nur in früher Kindheit, dann standen wir uns gewaffnet als Feinde gegenüber, und doch haben wir treue Freundschaft bis ins höchste Alter bewahrt. Es sind die unauslöschlichen Jugendeindrücke, und, wie ich glaube, dieselben loyalen und konservativen Grundsätze, welche uns verbinden, jeden von seinem nationalen Standpunkt aus. Das war es auch, was unsere zwei älteren Brüder, die beiden trefflichen Fritz, so innig verband.

Daß Sie mit der Geschichte des Feldzuges 1864 zufrieden sind, freut mich sehr; es ist mir ein Beweis, daß sie unparteiisch und gerecht aufgefaßt wurde. Hoffentlich narben die Wunden, welche den Ueberlebenden geschlagen sind.

Sehr erfreut hat mich und die Meinigen der Besuch Ihres Herrn Sohnes; er hat uns den besten Eindruck hinterlassen.

Indem ich mich Ihnen und den Ihrigen angelegentlich zu gütigem Andenken empfehle, in Verehrung und unwandelbarer Freundschaft.

Berlin, den 2. November 1890.

196 An den Major a. D. v. Kameke.

Unter vielen Glückwünschen zu meinem Geburtstag hat mich Ihr freundliches Schreiben ganz besonders erfreut.

Sie waren mir ja ganz verschwunden seit den vierziger Jahren, wo wir nahe nebeneinander vor dem Potsdamer Thor wohnten. Ich ging dann nach Rom; seitdem habe ich nichts mehr von Ihnen erfahren, und von unseren Altersgenossen lebt wohl nur noch Randow in Potsdam. Jetzt finde ich Sie endlich in Ihrem Versteck Harzburg, der schönen kleinen Gebirgsstadt, und danke Ihnen herzlich, daß Sie mir durch so lange Zeit ein gütiges Andenken bewahrt haben. Mir ist unser jugendliches Zusammenleben, die Schachpartien und vieles Andere unvergeßlich.

Sie müssen doch auch ein Achtziger sein, aber ich hoffe, daß Sie die Jahre in guter Gesundheit tragen und in Zufriedenheit leben. Die Schwerhörigkeit, welche früh schon Ihre militärische Laufbahn unterbrach, theile ich mit Ihnen im Alter.

Nun nochmals herzlichen Dank, und mit den besten Wünschen in alter Freundschaft Ihr ergebenster

Graf Moltke.

Herr Ernest W. Smith, Redakteur der „Revue des Revues", fragt durch eingeschickten Fragebogen an, welche Schriftsteller Moltke am meisten bevorzuge. Siehe Charakterbild Band I, Seite 78.

197 Antwort:

Vos Auteurs favoris?

Quels livres ont exercé le plus d'influence sur vous?	*Quels livres relisez-vous avec le plus de plaisir?*
La Bible.	Schiller.
Homère, Iliade.	Goethe.
Littrow, Les merveilles du ciel.	Shakespeare.
Liebig, Lettres sur la Chimie agricole.	Walter Scott.
Clausewitz, Sur la guerre.	Ranke Histoire.
	Treitschke „
	Carlyle „

Ihre Lieblingsschriftsteller?

Welche Bücher haben den größten Einfluß auf Sie ausgeübt?	Welche Bücher lesen Sie immer wieder mit dem größten Wohlgefallen?
Die Bibel.	Schiller
Homers Ilias.	Goethe
Littrow: Die Wunder des Himmels.	Shakespeare
Liebig: Briefe über die landwirthschaftliche Chemie.	Walter Scott
Clausewitz: Vom Kriege.	Ranke, Geschichte
	Treitschke, =
	Carlyle, =

Berlin, den 11. November 1890.

Geehrter Herr.

Ihrem Wunsche gern entsprechend, übersende ich anliegend ein Verzeichniß der Bücher, von welchen ich glaube, daß sie den meisten Einfluß auf mich geübt haben.

Ich bemerke dabei, daß ich die Iliade als neunjähriger Knabe, also nur in der Uebersetzung, gelesen habe.

Ergebenst

Graf Moltke,
Feldmarschall.

Berlin, den 12. November 1890.

198 An den Neffen Henry v. Burt.

Lieber Henry. Ich danke Dir sehr für die treffliche Schrift von Mr. Drummond.*) Ich habe sie mit um so größerem Interesse gelesen, als ich selbst schon etwas Aehnliches gedacht und — aber nur

*) Das „Beste in der Welt".

für mich — zu Papier gebracht habe, was ich Dir in Kreisau vorlesen kann.

Bei den Dogmatikern wird Drummond schwerlich Gnade finden. Ihm gilt die Lehre von der Dreieinigkeit, von der unbefleckten Geburt, von Heiligen und Wundern und Alles, was „in des Menschen Hirn nicht paßt", sehr wenig, wenn er das positive christliche Credo auch nur mit sehr schonender Hand berührt. Nach seiner Theorie kann der Moslem und der Heide ebenso gut selig werden wie der Christ, und das glaube ich auch.

Nach Luther kann nur der Glaube selig machen. Ihm war die Epistel Jakobi eine „stroherne", weil dieser fragt: „Kann auch der Glaube (ohne die Werke) selig machen?". Aber Luther schrieb vor Allem gegen die rein äußerlichen Werke des Katholizismus, Messe und so weiter.

Drummond legt nur Werth auf die Werke der Liebe. Er geht dabei sehr weit, indem er ein Ideal aufstellt, welches im praktischen Leben nie erreicht werden wird. Nach ihm sollen wir selbst auf unser Recht verzichten zu Gunsten unserer Mitmenschen.

Das ist der Kommunismus, mit dem der Begriff des Eigenthums und damit die ganze bisherige sittliche Weltordnung aufhört.

Drummond statuirt nur die Liebe zu Gott, zu einem uns völlig unbekannten und unfaßbaren Wesen, der uns Gutes, aber auch ebenso viel Schlimmes zuweist. Jedoch giebt er zu, daß sich diese Liebe in der Liebe zu unseren Mitmenschen bethätigt. Und die Liebe zu denen, die vor uns hinschieden, wie zu denen, die wir hier hinterlassen, ist wohl sicher das Bleibende.

Aber er nimmt in die künftige Existenz nur das Gemüth des Menschen hinüber, nicht den Intellekt. Die Fähigkeit, Gottes Werke zu begreifen, die Millionen von Welten, die sich nach festen Regeln umkreisen, zu schauen, ja diese Welten selbst sind ihm nichts. Wonach die größten und besten Menschen ihr Leben lang gerungen, Erkenntniß und Wahrheit, Wissenschaft und Kunst, das Alles ist vorbei, der göttliche Funke Vernunft erlischt mit dem Tode, darin kann ich ihm nicht folgen. Der Aufsatz ist so reich an Gedanken, daß man ein Buch darüber schreiben könnte.

Helmuth ist auf vierzehn Tage nach Schlesien zu den Jagden, und ich sitze hier in endloser Schreiberei. Es sind aus Anlaß meines Geburtstages ich weiß nicht wie viel hundert Briefe und dreitausend Telegramme eingegangen. Heute kommt schon einer und will wissen, ob ich sein Telegramm erhalten habe. Die 2999 werden wohl auch noch kommen.

Berlin, den 16. November 1890.

199 An die Schwägerin Auguste.

Herzlichen Dank für das liebe Bild meiner Mutter.

Ein eigner Zufall bringt gleichzeitig heute mit demselben das anliegende Schreiben*) in meine Hände, welches einen rührenden Zug ihrer Herzensgüte bezeugt.

Ich bitte um dessen Rücksendung, weil ich meiner Schwester Lene damit eine Freude machen möchte. Lene und Sie sind ja die einzig Lebenden, welche die Mutter noch gekannt haben.

Meinen sechsundachtzigjährigen, unbekannten Milchbruder habe ich herzlich gegrüßt.

Nochmals herzlich dankend, Ihr alter Schwager.

---

*) Eppendorf, 12. November 1890.

Hochgeborner Herr Graf!

In diesen Tagen, wo noch in allen Herzen die Freude über E. E. neunzigsten Geburtstag nachklingt, las ich unserm Großpapa einen kleinen Aufsatz vor. Moltke's Eltern, hieß es da, wohnten 1807 auf Augustenhof. — Auf Bitten meines Großvaters erlaube ich mir, E. E. eine kleine Begebenheit aus der Zeit zu berichten.

Mein Großvater Frd. Th. Mau ist am 3. August 1806 auf Augustenhof geboren, wo sein Vater die Holländerei des Gutes in Pacht hatte. Neujahr 1807 brannte die Meierei und eine Scheune ab. Anfangs glaubte man, es wäre durch Unvorsichtigkeit meiner Urgroßmutter beim Ausbraten von Speck (sie hatte an dem Tage vorher 24 Schweine geschlachtet) geschehen. Doch es stellte sich heraus, daß das Feuer böswillig von einem Maurer angesteckt war. Durch das Feuer war mein Urgroßvater schwer geschädigt — er hatte Alles verloren. Doch die große Güte E. E. seligen Vaters half ihm wieder empor. Er bekam die halbe Pacht und das verbrannte Korn geschenkt. Von dem großen Schreck war meine Urgroßmutter schwer erkrankt — und nicht im Stande, unsern Großvater, damals ein schwaches, kränkliches Kind von einigen Monaten, selbst zu ernähren. Die große Herzensgüte E. E. seligen Mutter half auch hier, sie gab ihm wohl ein Vierteljahr die Brust und erhielt ihm dadurch das Leben. Als Pathen sind auch auf Großvaters Taufschein angeführt der Major Frd. Victor v. Moltke und Bernhard Paschen.

Unser Großvater hat uns oft diese Begebenheit erzählt und wie sehr wir der Familie Moltke dankbar sein müßten, und nun erfahren wir, daß dies E. E selige Eltern gewesen sind.

Großvater lebt in sehr guten Verhältnissen bei uns und ist in seinem fünfundachtzigsten Jahre ein rüstiger, starker, alter Herr, welcher sich mit seiner ganzen Familie sehr glücklich schätzt, E. E. noch einmal danken zu können für alles Gute, welches E. E. selige Eltern ihm und seinen Eltern erwiesen haben. . . .

Charlotte Martens,
Hamburg-Eppendorf (Fischerthal).

An Dr. D. in London, der eine Abhandlung über Socialdemokratie übersandt hat:

200 Berlin, den 10. Dezember 1890.

Sie haben mein Urtheil gewünscht über das mit dem verbindlichsten Dank anliegend zurückerfolgende Schriftstück aus Ihrer Feder.

Ich trete Ihrer Ansicht bei, daß ein wirklicher Fortschritt der Gesellschaft sich nur langsam und gradweise vollziehen kann. Natura non facit saltum (die Natur macht keinen Sprung), die Gesittung ebenso wenig. Vor Allem kommt es darauf an, die unteren Volksklassen aufzuklären über ihr eigenes Interesse. Das ist die Arbeit von Schule und Kirche durch ein Jahrhundert. Wir stehen aber — vielleicht unmittelbar — vor dem Ausbruch einer gewaltigen Bewegung und müssen der Gefahr schon jetzt ins Auge sehn.

Sie wünschen nun, daß die Socialdemokraten durch ein weniger revolutionaires Verhalten es „der großen Zahl von besitzlosen Gebildeten“ gestatten mögen, in Kameradschaft mit ihnen zu treten, es werde sich dann eine unblutige und segenbringende Umwälzung von selbst vollziehn.

Glauben Sie, daß der einsichtige, wohlwollende Gebildete in der Lage sein wird, die auf Umsturz und Plünderung gerichtete Bewegung der unzufriedenen Massen auf ein vernünftiges Ziel zu lenken? Ich fürchte, daß er als erstes Opfer derselben fallen wird. — Grade gegen den Mittelstand, gegen die bourgeoisie (Bürgerthum) wendet sich der Haß der Proletarier zunächst. Blicken Sie zurück auf die Commune von 1870. Sie hat die Denkmäler des französischen Ruhms zertrümmert, die Priester ermordet, die Boutique geplündert, aber das Haus Rothschild ist unbelästigt geblieben. Die Revolution hat jederzeit die zuerst verschlungen, welche sie zu leiten versuchten. Stets sind die gemäßigten Parteien von den extremen mit fortgerissen worden. Keiner der Männer, die in der französischen Revolution eine Hauptrolle gespielt haben, der nicht unter dem Fallbeil geendet hätte. Auch die Führer der deutschen Demokraten fangen schon an zu erkennen, daß sie die Massen zwar in Bewegung setzen, nicht aber leiten und zügeln können. Nach meiner Ueberzeugung kann die dringend nöthige Socialreform nur durchgeführt werden von oben her, durch ein starkes Königthum, welches den Willen und die Macht dazu besitzt, und das haben wir in Deutschland.

Schon sind — wie billig auf Kosten der Besitzenden — die Steuern für die Unvermögenden herabgesetzt, ja aufgehoben. Die Kranken- und Unfallversicherung steht in voller und segensreicher Wirksamkeit. In wenig Tagen tritt das große Gesetz über Invaliden- und Altersversorgung in Kraft. Das weitere Fortschreiten dieser staatlichen Fürsorge kann nur gehemmt oder doch verzögert werden durch den Unverstand derer, für welche sie wirkt, und hier tritt die eiserne Nothwendigkeit der Machtentfaltung ein. Das Gesetz gegen die Socialdemokratie war das humanere Verfahren, es wirkte präventiv. Nach seiner Aufhebung bleibt nur die rücksichtslose Repression. So scheint mir, geehrter Herr, daß besitzlose

Gebildete sich lieber den conservativen Elementen anschließen sollten, welche die Regierung in ihrer heilsamen Bestrebung unterstützen, als Kameradschaft zu suchen mit denen, welche derselben und damit ihrem eigenen Wohl entgegenarbeiten.

Berlin, den 26. März 1891.

201 An den Neffen Wilhelm.

Du hast ganz Recht, Muthi in der Roßlebener Schule zu belassen. Zwar gestattet der Lehrplan des Kadettenkorps auch eine andere Laufbahn, als die militärische zu ergreifen; aber wenn die Jungen mal da sind, so werden sie auch fast alle Offizier. Nun glaube ich zwar, ohne es zu wünschen, daß Muthi auch von Roßleben aus denselben Weg einschlagen wird. Es sollte mich freuen, wenn er Interesse für Landwirthschaft hätte. Er müßte dann hier einen Kursus auf der landwirthschaftlichen Hochschule durchmachen. Die ausgewachsenen Kleider wollen wir ihm ersetzen, wenn er zu den Sommerferien nach Kreisau kommt. Wenn Du ihn siehst, so sage ihm, ich lasse ihm danken für seinen Brief aus Bankau, ich hoffe, daß, nachdem er, wie er schreibt, „Tercia" erreicht, er auch nach Tertia gelangen wird . . .

Ja, Du magst wohl fragen, ob es wohl gar nicht Frühjahr wird. Auch hier beständiger Wechsel von Regen, Schnee, Schmutz und Wind. Dabei soll ich am 1. April mit Seiner Majestät die „Carola" in der Gegend von Fakkebjerg (Langeland) aufsuchen; na, dies Bißchen Seekrankheit, was in Aussicht steht, nach dem opulenten Festmahl des Lübecker Senats.

Der letzte vorhandene Brief von Moltke, an den Freiherrn v. Magnus gerichtet, mit Bezug auf die von Herrn v. Magnus gepflegten Bestrebungen, fur Handwerker, Beamte oder Landleute Haus- und Grundbesitz zu schaffen.

Siehe Charakterbild Band I, Seite 77.

202 Berlin, den 13. April 1891.

Aus den Anlagen wollen Sie geneigtest ersehen, daß ein „Bau- und Sparverein" in München behufs Errichtung von Familienhäusern ein Grundstück erworben, aber kein Geld hat, um darauf zu bauen, und um meinen Rath bittet.

Dazu bin ich in dieser Materie viel zu wenig orientirt und übersehe selbst nicht, ob der genannte Verein etwa mit seinem Grundstück uns als eine Filial-Stiftung dienen könnte.

Vielleicht hätten Sie die große Güte, aus Ihrer Sachkenntniß mir oder dem Bittsteller direkt den gewünschten Rath zu ertheilen in Rücksicht auf den beabsichtigten guten Zweck.

Anlage zu Band II von

Moltke in seinen Briefen. Volksausgabe.

Friedrich Casimir Siegfried

Erb- und Gerichtsherr auf Samow und Wilhelmshof
Hauptmann in Oesterreich
1730—1785,
vermählt mit Anna Charlotte d'Olivet 1750.
1733—1785.

Otto Hauptmann in Preußen 1751—1802, vermählt mit Albertine du Rège † 1826.

Jacob Siegfried Hauptmann in Preußen 1752—1775. † in Frankfurt a. O.

Ludwig Leutnant in Preußen. * 1754 † jung.

August Carl Hauptmann in Preußen 1757—1797, vermählt mit v. Braun.

Adolf Friedrich General in Mecklenburg * 1758, vermählt mit v. Lützow.

Rudolf † 1763.

Wilhelm Offizier in Norwegen, später in Dänemark 1798—1834. † in Frankfurt am Main.

Friedrich Joachim Kammerherr 1799—1874, vermählt mit Betty Bölte † 1864.

Helmuth Carl Bernhard Graf, Feldmarschall, auf Kreisau u. Wernersdorf 1800—1891, vermählt mit Marie Burt. † 24. 12. 1868.

Adolf Erdmann Landrath und Kammerherr 1804—1871, vermählt mit Auguste v. Krohn.

Wilhelm * 1846, Graf, Majoratsherr auf Kreisau, vermählt mit Gr. Bethusy-Huc 1874.

1) **Lenore** * 1875, vermählt mit v. Huelsen.
2) **Helmuth** * 1876.
3) **Margarethe** * 1879.
4) **Joachim** * 1880.
5) **Monika** * 1886.
6) **Carl Viggo**, geb. 1897.

Helmuth * 1848, vermählt mit Gr. Moltke-Hvitfeldt. 1878.

1) **Wilhelm** * 1881.
2) **Astrid** * 1882.
3) **Else** * 1885.
4) **Adam** * 1887.

Friedrich * 1852, vermählt mit Zuckschwerdt. 1883.

1) **Margarethe** * 1884.
2) **Hans Adolf** * 1884.
3) **Maria** * 1889.

Ludwig * 1854.

Marie * 1854, vermählt mit v. Kulmiz.

Louise * 1856.

Johanna * 1839. † *„Hannemusse"*.

Friederike * 1841. † vermählt mit Eckermann.

Die in *„Cursivschrift"* gedruckten Namen sind Kosenamen.

*) John †, Jeanette †, vermählt mit Baron Brockdorff, und **Marie** †, vermählt mit dem Feldmarschall

Stammbaum

zur Uebersicht der nächsten Verwandtschaft des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

Helmuth
Hauptmann in Mecklenburg blieb in Rußland 1766—1813, vermählt mit v. Strahlendorf. † 1842.

Friedrich Philipp Victor
auf Augustenhof in Holstein dänischer Generalleutnant 1768—1845, vermählt mit Henriette Paschen † 1837.

Wilhelm
Hauptmann in Preußen 1770—1824, bei Jena verwundet.

Philipp Carl
† jung.

Marianne
* 1771, vermählt mit Eduard Ballhorn.

Caroline
* 1767, vermählt mit v. Knebel.

Louise
* 1756, vermählt mit v. Knebel.

Ludwig
Geheimerath und Kammerherr 1805—1889, vermählt mit Marie v. Krogh. *„Mie“*.

Magdalene
„Helene, Lene“. * 1807, vermählt mit Propst Bröker. † 1890.

Auguste
„Guste“. 1809—1883, vermählt mit John Heiliger Burt*) auf St. Johns in Westindien.

Victor
1812—1853. *„Vips“*.

Kinder von Ludwig:

Helmuth
*1842, †1842.

Rose
Stiftsdame in Reeskild. * 1844.

Friedrich
*1845, †1845.

Auguste
Hofdame, * 1846. —

Betty
* 1848, vermählt mit Poel.

Kinder von Magdalene:

1) **Helene**
* 1840, vermählt mit Lund.

2) **Elisabeth**
* 1842, vermählt mit Dose.

3) **Adolf**
* 1844 †

4) **Maria**
* 1846

5) **Ernst**
* 1852.

Kinder von Auguste:

1) **Henry v. Burt.**
* 1841 Major.

2) **Ernestine**
* 1839, vermählt mit Knudsen.

Grafen Helmuth v. Moltke, sind Kinder aus erster Ehe des John Heiliger Burt mit Ernestine v. Staffeldt.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

General-Feldmarschall

Graf von Moltke

Gesammelte

Schriften und Denkwürdigkeiten.

Vollständig in acht Bänden.

Gesammtpreis geh. M. 49,—, geb. M. 61,75.

Band I. Zur Lebensgeschichte. Mit Nachbildungen vieler Handzeichnungen in Bleistift und Aquarell und Facsimiles von Briefen Kaiser Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,60.

Band II. Vermischte Schriften. Aufsätze zur Geschichte der Gegenwart. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,60.

Band III. Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 nebst einem Aufsatz: „Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I." Mit einer Uebersichtskarte. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,60.

Band IV. Briefe (erste Sammlung) an die Mutter und an die Brüder Ludwig und Adolf. Mit Nachbildungen zweier Handzeichnungen des verewigten General-Feldmarschalls und fünf Holzschnitten im Text. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,60.

Band V. Briefe (zweite Sammlung) an Verwandte; an Freunde; gelegentlicher Briefwechsel (zur Religion; Erziehung; Wohlthätigkeit; Politik; bei festlichen Gelegenheiten und Widmungen) und Erinnerungen. Mit Nachbildungen zweier Handzeichnungen. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,60.

Band VI. Briefe an die Braut und Frau. (Eigenthum und Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.) Geh. M. 8,40, geb. M. 10,—.

Band VII. Reden und Sachregister. Geh. M. 2,60, geb. M. 4,—.

Band VIII. Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Geh. M. 9,—, geb. M. 10,75.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

A/306 R

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR>
32101 019097979

Digitized by Google